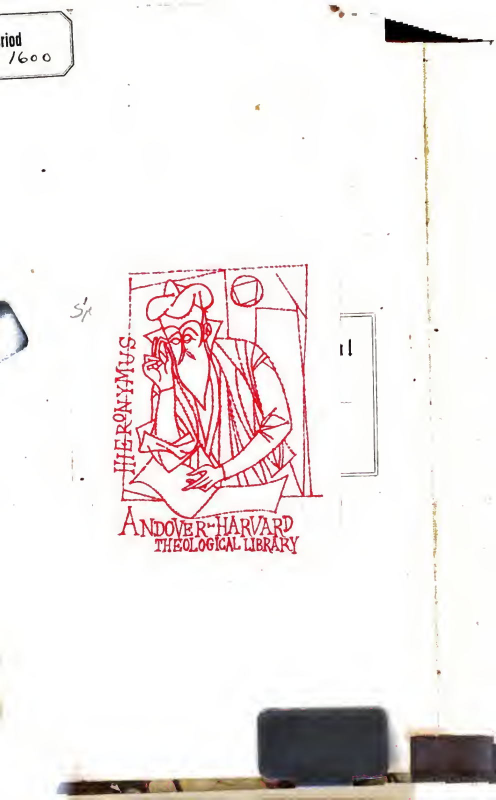

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 6829 9


HIERONYMUS
ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY

Protestantische Monatsblätter

für

innere Zeitgeschichte.

Zur Beleuchtung
der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart.

Unter Mitwirkung
von
Dorner, Hagenbach, W. Hoffmann, Hundeshagen, Nitzsch, Cl. Perthes,
Ullmann, W. Wackernagel, Wichern, Wiese u. A.

herausgegeben
von

Dr. Heinrich Gelzer,
Professor der Universität zu Berlin.

Erster Band.
December 1852. Januar bis Juni 1853.

Gotha: Justus Perthes.

Inhalt des ersten Bandes.

December 1852.

Januar 1853.

Februar.

März.

April.

Mai.

Juni.

Druckfehler.

Seite 274. Zeile 18 von oben lies: fliegende Blätter statt Klingende Blätter.
— 327. — 5 von unten lies: Zum Glück hat es jedenfalls rc. statt Zum Glück hat jedenfalls.

Vorwort.

Oft schon ist es von einsichtigen Freunden der evangelischen Kirche gewünscht worden, neben den bestehenden Kirchenzeitungen noch ein literarisches Organ zu gründen, welches *für alle Kreise der Gebildeten innerhalb des evangelischen Protestantismus* zugänglich wäre, sofern sie nur Sinn haben für christliche Wahrheit und ein Herz für christliche Liebe. — Ein solcher Wunsch hat *nie* größere Berechtigung als in unseren Tagen, die eben so sehr von einem hoffnungsreichen Aufschwunge als von vielseitiger Gefährdung der evangelischen Kirche Zeuge sind. *Zu unserer Linken* die Feindschaft des Unglaubens gegen die christlichen Grundlagen aller höheren Gesittung; *zur Rechten* die erneuten Ansprüche Roms auf Wiedereroberung der protestantischen Welt, und *in unserer Mitte* leider noch so viel Gleichgültigkeit gegen schreiende Nothstände, so viel Vorurtheil gegen die Regungen des christlichen Lebens, so viel verwirrender Parteigeist mit seiner engherzigen Ausschließlichkeit und erbitternden Selbstüberhebung! Darum jene Verzweiflung an der evangelischen Kirche bei manchen Zeitgenossen, die bald in der römischen Kirche, bald in abgesonderten Verbindungen eine Zuflucht suchen, wenn sie nicht zu völliger Entmuthigung und auflösendem Skepticismus herabsinken.

Ist ein derartiger Stand der Dinge nicht wie ein Nothschrei, der unabläßig auf Abhülfe dringt? und ist diese anders möglich als durch treues Zusammenwirken vieler Kräfte? Gerade hiefür hat die Presse eine unberechenbare Aufgabe und Verantwortung.

Unter solchen Eindrücken reifte seit dem Anfange dieses Jahres in mir der Plan einer umfassenden protestantischen Zeitschrift: *zur Orientirung in der innern Zeitgeschichte*, d. h. *zum Verständnisse dessen, was auf dem ganzen Gebiete des christlichen Geistes, in allen Sphären des religiösen Glaubens und Lebens vorgeht*; *zur Erkenntniß unserer Schwächen*, den innern wie den äußern Feinden gegenüber, aber mehr noch *zur Belebung der Einsicht in die unermeßlichen Vorzüge und Aufgaben, die durch höhere Fügung uns anvertraut sind*. — Also eine Geschichte unserer Zeit, die von dem Innersten und Heiligsten ausgeht, was

die Völker und die Individuen bewegen kann: von ihrem Verhältnisse zu dem lebendigen, in Christo geoffenbarten Gott. An dieser Quelle suchen wir die Klarheit und Ruhe des freien Ueberblickes über alles Verwirrende der Gegenwart in Staat und Kirche, in Schule, Gesellschaft und Literatur.

Mit der Darstellung dessen, was geschieht und geschehen, denken wir stets die eingehende Besprechung dessen, was geschehen sollte, zu verbinden; die Geschichte der christlichen Gegenwart soll der Beleuchtung der christlichen Zeitaufgaben dienen. Deßhalb gilt es, alle Kräfte aufzubieten, um die gebildeten Klassen für ihre wahre sittlich-religiöse Mission zu gewinnen; es gilt, sie zu erinnern an ihre Pflichten zur Mitwirkung für die innere Rettung und Erneuerung unseres Volkes, eine Verpflichtung, die zugleich den einzigen Weg zu ihrer eigenen Rettung zeigt. So soll unsere Zeitschrift ein nachhaltiger Aufruf an alle ernsten und wohlmeinenden Glieder der gebildeten Stände werden, ein Aufruf, der überall hindringen möchte, so weit das Evangelium in deutscher Sprache verstanden wird. — Ueber die Größe der Schwierigkeiten täuschen wir uns keineswegs; aber noch größer erscheint uns die Pflicht, mit Hand anzulegen an die Lösungsversuche dieser Lebensfrage, zumal in der jetzigen Frist, die dem erschütterten Europa nach einer großen Krise am Rande des Abgrundes noch einmal durch göttliche Bewahrung vergönnt wurde. Wollten wir in trägem Schlummer und in falscher Sicherheit die rechte Benutzung dieser Frist versäumen, so würden wir seiner Zeit furchtbar aus diesem verwerflichen Schlafe aufgeschreckt werden.

Es bleibt den leitenden Artikeln unserer Monatsblätter vorbehalten, unsere Stellung zu den großen Fragen der Gegenwart im Einzelnen zu erörtern; hier beschränken wir uns auf einige entscheidende Grundgedanken:

Im Großen und Ganzen bekennen wir uns rückhaltlos zu dem Standpunkte des evangelischen Protestantismus nach seiner geschichtlichen und seiner innern Berechtigung. — Die verschiedenen Gestaltungen, in welche die Kirchen der Reformation auseinander gegangen, betrachten wir als sich ergänzende, zusammengehörige Glieder Einer geistigen Gemeinde, als die lebendigen Grundlagen der erneuerten und gereinigten „allgemeinen" Kirche der Zukunft. An diesem freudigen Gemeingefühl der Kirchen und Kirchlein des Evangeliums darf uns keine Erbitterung theologischer Schulen, keine Verblendung kirchlicher Parteien, kein liebloser Sectengeist, kein hierarchisches Gelüst irre machen. Die Rettung und Fortpflanzung der Kirche Christi auf Erden ist nicht das Werk eines engen und dürftigen, eines richtenden und stolzen Geistes; ihr einziger Lebensquell ist der hohe und göttliche Geist dessen, der sie gegründet

hat und sie stets wieder herstellt aus aller menschlichen Verdunkelung. — Den höchsten Maßstab aller christlichen Geisterprüfung giebt uns daher das apostolische Wort: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein."

So verstehen wir den „evangelischen Protestantismus". Wir glauben an seine Lebenskraft, weil wir an den göttlichen Charakter und die Unzerstörbarkeit des Evangeliums glauben; und wenn heute noch die abentheuerliche Weissagung von der „Selbstauflösung des Protestantismus" in Erfüllung ginge, er würde morgen schon geläutert (wenn auch vielleicht unter anderem Namen) wieder auferstehen und seine Mission erfüllen; „auch aus den Steinen" kann Gott sich seine Zeugen erwecken. Denn es ist hier nicht die Rede von einem eiteln, inhaltlosen Protestiren in das Leere und Weite für hohle Abstractionen, sondern von jener glaubensvollen Protestation, die so alt ist, als das Christenthum, und deren heiligstes Symbol das Kreuz auf Golgatha geworden; es ist das unüberwindliche, in allen Jahrhunderten seit Christo wiederholte Zeugniß gegen jede Entstellung und Verdüsterung der „Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit". — So verstehen wir die Freiheit des christlichen Geistes von jeder falschen angemaßten Autorität in göttlichen Dingen; so verstehen wir die Freiheit der christlichen Liebe, die Jedem mit Theilnahme entgegenkommt, der im irdischen Leben das Bedürfniß eines überirdischen Zieles, eines höheren Lichtes und göttlicher Hülfe anerkennt. Diese evangelische Freiheit ist unzertrennlich von jener innigen Glaubenszuversicht, die — wenn so viele Täuschungen schwinden — noch allein dem vergänglichen Dasein einen göttlichen Sinn und einen ewigen Werth verleiht. —

Was die Organisirung des reichen Materials betrifft, so wird es sich unter folgende Hauptrubriken vertheilen lassen:

I. Weltlage: Orientirung in der äußern Zeitgeschichte nach ihrem Zusammenhange mit den sittlichen und religiösen Zuständen und Aufgaben der Gegenwart; also eine „Beurtheilung der Zeichen dieser Zeit" im Lichte evangelischer Erkenntniß und historischer Erfahrung.

II. Kirchliche Zustände: Zusammenfassende Berichte über die verschiedenen Landeskirchen und die abgesonderten religiösen Gemeinschaften, sowie über die Berührungen (in Streit und Frieden) mit der römisch-katholischen Kirche. Stehen uns die Kirchen deutscher Zunge im Vordergrunde, so wird es doch unser angelegentliches Bestreben sein, ein treues Bild des gesammten Protestantismus zu geben, des englischen und amerikanischen sowohl, als des skandinavischen und französischen.

III. **Mission**: Uebersichtliche Darstellung der Bestrebungen und Erfolge auf dem Gebiete der thätigen Liebe, der innern und der äußern Mission, der Mission unter Getauften und Ungetauften.

IV. **Schule und Erziehung**: Beleuchtung der wichtigsten Fragen des Schulwesens und Würdigung der bisherigen Ergebnisse.

V. **Literatur**: Charakteristik der bedeutendsten literarischen Erscheinungen im Bereiche der christlichen Zeitgeschichte.

Es ist unser Wunsch, einen Jeden in Stand zu setzen, sich mit Leichtigkeit Einsicht zu verschaffen in Alles, was im Denken und Handeln die evangelische Christenheit bewegt; die Form von Monatsblättern haben wir gewählt, um dadurch das Zerrissene und Uebereilte zu vermeiden, was den Leser der Tagesblätter oft nur aufregt und zerstreut, statt ihn zu belehren und in sich zu sammeln.

Unsere Losung ist: die freie Verbündung und die thatkräftige Mission Aller, die in Christo ihr Heil gefunden. Unser Ziel ließe sich schließlich in die drei Worte zusammenfassen:

1) ein Organ der Verständigung zwischen allen lebendigen Gliedern der evangelischen Kirchen;
2) eine Verarbeitung der gesammten christlichen Zeitgeschichte;
3) eine allmähliche Einwirkung auf die große Zahl unserer noch im religiösen Suchen begriffenen Gebildeten.

Wir hoffen daher auf die thätige Mithülfe vieler Gleichgesinnten nah und fern, sei es durch schriftliche Beiträge und Einsendung wichtiger Materialien, sei es durch Gewinnung von Mitarbeitern oder durch freundliche Bemühung um Bekanntmachung und Verbreitung des Blattes. Im Interesse der großen Sache, um die es sich handelt, wenden wir uns vertrauensvoll an den evangelischen Gemeinsinn des protestantischen Deutschlands und der Schweiz für die entgegenkommende Förderung unseres schweren Unternehmens.

Da Gesundheitsrücksichten mich zwingen, von den Verpflichtungen meines akademischen Lehramtes mich für lange Zeit frei zu machen und mich in meine schweizerische Heimath zurückzuziehen — so wird es mir durch diese Umgestaltung meiner persönlichen Verhältnisse möglich, von jetzt an einen großen Theil meiner Zeit und Kraft auf die Monatsblätter zu verwenden. Aber all unser „Pflanzen und Begießen" ist nichts, wenn Gott nicht sein Gedeihen giebt!

Basel, den 17. October 1852.

Heinrich Gelzer.

Fünfzig Thesen

zur Feier des 31. Octobers 1852.

1.

Als unser Herr sprach: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" — da schied er für alle Zukunft evangelisches Christenthum und römische Kirchenherrschaft.

2.

Seit einem Jahrtausend ringt Rom mit der titanenhaften Aufgabe, jenes große Stiftungswort in Vergessenheit zu bringen oder in das Gegentheil zu verkehren.

3.

So lange jenes Wort gilt, wird der Geist des Evangeliums Zeugniß ablegen gegen diesen römischen Geist.

4.

So lange jenes Wort gilt, wird der christliche Staat mit diesem römischen Geiste keinen würdigen und aufrichtigen Bund schließen können.

5.

Jede protestantische Regierung lebt in gutmüthiger Selbsttäuschung, wenn sie hofft, das consequente römische System durch halbe Zugeständnisse zu befriedigen.

6.

Eine protestantische und paritätische Regierung kann dem römischen System gegenüber nur bestehen durch Gerechtigkeit und Kraft.

7.

Durch Gerechtigkeit, indem sie das religiöse Gefühl unserer katholischen Brüder achtet, und in seiner innern Sphäre frei gewähren läßt.

Durch Kraft, indem sie stets gerüstet ist, den letzten Consequenzen jenes Systems einen unerschütterlichen Willen entgegenzusetzen.

8.

Bereitwilligkeit zur Gerechtigkeit ohne das Bewußtsein dieser Kraft wird Rom nur als Schwäche deuten; diese Kraft ohne jene Gerechtigkeit würde sich dagegen als Tyrannei brandmarken.

9.

Jedes kirchliche System, das auf einer streng ausgebildeten und ausschließlichen Priesterherrschaft beruht, ist auf die Dauer unvereinbar mit der politischen Selbständigkeit und der geistigen Entwickelung der Völker.

10.

Ohne die freie Entfaltung des politischen und geistigen Lebens würden die europäischen Nationen zu der Stumpfheit und Entsittlichung asiatischer Sklavenvölker herabsinken.

11.

Die Zerrbilder und Phantastereien, die Greuel und Orgien, die seit mehr als sechzig Jahren so oft den Namen der politischen und geistigen Freiheit geschändet haben, dürfen dennoch den evangelischen Christen nicht verzweifeln lassen an der sittlichen und geistigen Bestimmung der christlichen Völker — daß sie alle (wie ein großes Schriftwort verheißt) „hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntniß des Sohnes Gottes und ein vollkommener Mann werden."

12.

Der Glaube oder der Unglaube an diese Bestimmung der Menschheit bildet eine tiefe Kluft zwischen der Menschenklugheit des römischen Systems und der göttlichen Weisheit des Evangeliums.

13.

Wo das römische System mit unseren Sitten und Gefühlen, mit der Selbständigkeit des Staates, ja mit dem Geiste des Evangeliums verträglich erscheint — da sind seine bedenklichsten letzten Consequenzen noch verborgen oder schlafend geblieben.

14.

Sobald sie aus diesem Schlafe durch kühne Wecker aufgerüttelt werden, so hat auch jene anscheinende Verträglichkeit ihr Ende erreicht.

15.

Die schönsten persönlichen Bande, die uns an viele unserer katholischen Brüder knüpfen, beruhen dem consequenten römischen Princip gegenüber nur auf einer glücklichen Inconsequenz, auf dem stillen Widerspruche des christlichen Herzens gegen die Tyrannei des römischen Welt-Verstandes.

16.

Zwischen dem römischen System kirchlicher Weltherrschaft und zwischen katholischer Frömmigkeit ist so scharf zu unterscheiden wie zwischen Innocenz III. und Fenelon, so scharf wie zwischen Leo X. und dem Bischof Sailer.

17.

Die Erbsünde des römischen Systems ist Herrschsucht; die geschichtliche Spitze dieser römischen Herrschsucht ist der Jesuitismus.

18.

Jesuitismus ist in unseren Tagen noch dasselbe System wie im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert: die schärfste Ausbildung des Romanismus im Kampfe mit dem Protestantismus und in der Anbequemung an moderne Forderungen und Verhältnisse.

19.

Dagegen ist der lebendige religiöse Katholicismus seinem innern Wesen nach nur das Verlangen nach der heiligen allgemeinen christlichen Kirche unseres apostolischen Glaubensbekenntnisses, das Verlangen nach einem freien, weitherzigen, weltumfassenden Christenthum. Zu dieser wahren Katholicität des Evangeliums bekennen sich die edelsten und frömmsten Glieder aller Confessionen.

20.

Aber zwischen jesuitischem und evangelischem Geiste ist im Großen weder Vereinigung noch Frieden möglich, so wenig als zwischen Kajaphas und Christus, zwischen der Bartholomäusnacht und Golgatha.

21.

So oft die römisch-katholische Kirche sich in die Arme des Jesuitismus wirft, so ist es um den Frieden zwischen den Confessionen geschehen.

22.

In der römisch-katholischen Kirche selber seufzen Unzählige (Geistliche wie Laien) über jene unheilvolle Umarmung des Katholicismus und Jesuitismus. Nur von dem Widerstande des freien evangelischen Protestantismus erwarten sie die Befreiung aus ihrem „babylonischen Gefängnisse".

23.

Zwischen evangelischen und katholischen (nicht jesuitischen, nicht römischen) Christen ist aufrichtiger Friede, ja vielleicht eine künftige Vereinigung möglich; denn auf dem Grunde des Evangeliums sind die geschichtlichen Gegensätze des Protestantismus und Katholicismus nicht für immer unversöhnlich.

24.

Durch die Wiederbelebung des Jesuitismus ist diese Friedens-Hoffnung wieder auf lange Zeit zerstört, und eine Vereinigung der Getrennten in unberechenbare Ferne geschoben.

25.

Ein wetteiferndes, von feindseliger Bitterkeit freies Nebeneinander-Bestehen könnte beiden Kirchen zum Segen werden, als gegenseitige Erziehung, Erweckung und Ergänzung, als ein Geschwister-Verhältniß im besten Sinne dieses Wortes.

26.

Der kirchliche Protestantismus bedarf der katholischen Mahnung an die unermeßliche Wichtigkeit einer lebensfähigen Organisation und an das tiefe Bedürfniß des wahrhaft religiösen Gemüthes nach christlichem Universalismus (wahrhafter Katholicität). — Nie darf er vergessen, daß er bestimmt ist, die Menschheit zu umfassen, und daß auf Erden kein Geist ganz formlos wirken kann.

27.

Bornirter Particularismus und Neigung zum Formlosen waren oft die Scylla und Charybdis des Protestantismus.

28.

Der kirchliche Katholicismus bedarf der beständigen protestantischen Mahnung an die Unentbehrlichkeit der individuellen Ueberzeugung (des persönlichen Gewissens) und der Einigung im Geiste. Er darf nie vergessen, daß geschrieben steht: „der Geist ist's, der lebendig macht; das Fleisch ist kein nütze."

29.

Ueberschätzung der Form und Verflachung des moralischen und intellectuellen Gewissens sind die beiden bedenklichsten Klippen des katholischen Kirchentriebes.

30.

Hat die römisch-katholische Kirche sich im Norden vielfach von früheren Entartungen (z. B. dem crassen Ablaßhandel) gereinigt, so verdankt sie diese Reinigung großentheils der mahnenden Stimme des Protestantismus.

31.

Ebenso verdankt sie es hauptsächlich der Einwirkung des evangelischen Protestantismus und bedeutender protestantischer Persönlichkeiten, wenn in einigen deutschen und englischen Kreisen ein idealisirter Katholicismus auftaucht, der sich in Rom fremd fühlen würde, wenn er ein nüchternes Auge für die Wirklichkeit der Dinge hätte.

32.

Um seines Herzens und seiner Erfolge willen gehört Luther zu den treuesten Söhnen der wahrhaft katholischen Kirche.

33.

Die gegenwärtige scheinbare Restauration des römischen Katholicismus stammt zum größeren Theil aus politischen, zum geringeren Theil aus religiösen Quellen. Oft genug ist sie nur ein Werk der blassen Furcht und der altklugen Berechnung, selten die fröhliche Geburt freier Liebe und heiligen Vertrauens.

34.

Die politische Gunst, die in vielen Kreisen wieder der Restauration des römischen Katholicismus zu Theil wird, hat ihre Quelle in der Voraussetzung, daß Rom dem conservativen Princip größere Garantien gebe und wichtigere Dienste leisten könne, als die evangelische Kirche.

35.

Gegen diese Voraussetzung legt schon die Geschichte der letzten hundert Jahre die offenkundigste Verwahrung ein. — Wo hatte die Revolution von 1789, von 1830, von 1848 ihre Heimath? In einem römisch-katholischen Lande. — Und wo fand die politische und die religiöse Revolution ihren nachhaltigsten Widerstand? Im protestantischen England. — Und ist nicht der ganze Süden Europa's, trotz der Erziehung Rom's, ein Feuerheerd politischer und kirchlicher Umwälzung?

36.

Jede Auffassung des Christenthums als eines politischen Werkzeuges ist eine Entwürdigung desselben; mit einem falschen Conservatismus dieser Art hat ein christliches Gewissen nichts zu schaffen.

37.

Wer sich zum Verfechter des Christenthums aufwirft, nicht des Gewissens, nicht des Seelenheils, nicht der Wahrheit wegen, nur um des politischen Nutzens willen — der wäre eines neuen Judas-Verrathes fähig. Für die dreißig Silberlinge eines blendenden politischen Vortheils könnte er die Sache, für die er zu kämpfen vorgiebt, gelegentlich auch wieder verrathen.

38.

Wehe der Kirche, die „Fleisch für ihren Arm hält" und ihre Würde hinwirft an die politische Berechnung des Augenblicks! — Womit du sündigst, damit wirst du gestraft. Jene Berechnung kann sich als Zuchtruthe gegen dich kehren; der Versucher, mit dem du die Ehe brichst, kann sich in deinen Tyrannen verwandeln. Und mit Recht; wer der Welt Lohn

sucht, der wird ihn finden. — Die Geschichte einer großen Nation wird uns die Beweise für diese Wahrheit nicht lange schuldig bleiben.

39.

Die politischen und religiösen Allianz-Versuche zwischen conservativem Protestantismus und jesuitischem Katholicismus können nur zu falschen Allianzen führen und mit der Beschämung des einen oder des andern Theiles enden. Gewisse Privat-Conferenzen in Luzern und in München hätten auch dem kurzsichtigsten Protestanten der Haller'schen Schule endlich die Augen öffnen sollen.

40.

Es war für den römischen Katholicismus ein überraschendes, Schwindel erregendes Glück, daß der Deutsch-Katholicismus durch die Schuld seiner Wortführer zur Carricatur geworden. Die Armseligkeit Ronge's und die Nichtigkeit Czerski's haben sich um die Söhne Loyola's verdient gemacht.

41.

Und doch hat Rom bei dem ersten Auftreten des Deutsch-Katholicismus gezittert; denn es liegt darin ein Gedanke, der noch heute Rom erbeben macht, ein Gedanke, dessen Stunde auch noch kommen kann.

42.

Wie der Deutsch-Katholicismus, so war die lichtfreundliche und freigemeindliche Agitation eine kirchliche Fehlgeburt. — Im Ganzen haben Deutsch-Katholiken und Lichtfreunde Niemanden mehr genützt, als ihren Gegenfüßlern.

43.

Ist es auch seit Ronge und Consorten für den ernsten, ächten Katholiken schwerer, einen anti-jesuitischen Katholicismus zu vertreten; ist es seit Uhlich, Ruge, Dulon und Consorten dem ernsten, gläubigen Protestanten bedenklicher, für evangelische Freiheit einzustehen — so müßte es doch verächtliche Feigheit heißen, wollte man sich ein großes Princip auf die Dauer durch die Carrikirung desselben verleiden und verkümmern lassen. — Auch die elendesten Schauspieler können weder Shakespeare noch Sophokles zu schlechten Dichtern herabsetzen.

44.

Noch heute hat das Wort Lavater's — des milden, sympathisirenden Freundes aller lebendig gläubigen Katholiken — seine volle Geltung für den evangelischen Christen:

„Kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren und eine barmherzige Mutter zu nennen, die

aus Blutscheu ihre irrend erklärten Kinder lebendig verbrennt. — Eine intolerante Kirche kann mir nie nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die boshaftesten Verwerfer Thränen vergoß!"

45.

Eine Kirchenregierung, die Blut in Strömen vergossen hat, muß vor allen Dingen sich öffentlich und ohne Rückhalt von jener Blutschuld lossagen. — Wie könnte ich des Heilandes Blut empfangen aus den Händen, die schon so oft meiner Brüder Blut vergossen? —

— — „Nimm etwas Wasser
„Und wasch' von Deiner Hand das garst'ge Zeugniß!"

46.

Jene mit dem Blute unserer Glaubensbrüder befleckte Hand hat plötzlich für einen Augenblick die beschönigende Verhüllung abgeworfen, als sie mit fremden Bajonetten der evangelischen Mission auf Tahiti den Todesstoß zu geben suchte! Heißt es nicht auch da mit furchtbarer Wahrheit:

„Noch immer riecht es hier nach Blut; alle Wohlgerüche Arabiens würden diese Hand nicht wohlriechend machen!"

47.

Es ist noch dieselbe Hand, die am 8. Juni 1852 in Florenz das Urtheil über das Ehepaar Madiai niederschrieb: Galeerenstrafe mit harter Arbeit für den Uebertritt zum evangelischen Glauben! — Der Name Francesco und Rosa Madiai ist von nun an eine unauslöschliche Anklage.

Jene Worte, die Rosa Madiai aus dem Kerker an ihren Mann schrieb:

„Wie viel mehr muß ich Dich jetzt lieben, nachdem wir mit einander in der Schlacht des großen Königs gestanden haben! Wir sind geschlagen, aber nicht besiegt worden. Ich hoffe, daß Gott, unser Vater, um des Verdienstes Jesu Christi willen unser Zeugniß annehmen, und daß er uns Gnade geben wird, den bittern Kelch bis zum letzten Tropfen mit Danksagung zu leeren!" u. s. w.

mit flammender Schrift werden diese Worte durch die ganze protestantische Welt ihren Weg finden, zur Aufweckung optimistischer Träumer, zur Stärkung evangelischer Herzen.

48.

Auch für die blödesten Augen wird durch solche Erfahrungen die Antwort Lavater's an Stolberg endlich überzeugende Kraft gewinnen:

„Der Glaube, daß nur eine einzige, ausschließend beseligende, schlechterdings unfehlbare Kirche sei, der Glaube, daß Alle, die zur Erkenntniß derselben gelangen könnten und zu ihr nicht übertreten, ewig verloren gehen, — dieser mir abscheuliche Glaube macht unter dem Schein der Rettung-suchenden Liebe hart, intolerant und lieblos."

„Friede" — so ruft das englische Weltblatt — „Friede zwischen den Völkern ist möglich, ist vielleicht ihre nothwendige Zukunft; Friede aber zwischen entgegengesetzten Grundsätzen, die um die Herrschaft der Welt streiten, ist der Traum des Wahnsinnigen."

Wer dieß zugiebt, der muß auch den Frieden zwischen jesuitischem und evangelischem Christenthum für einen solchen Traum erklären; dieß bleiben „entgegengesetzte Grundsätze", so lange Wahrheit und Schein, Ueberzeugung und blinde Unterwerfung geschieden bleiben.

49.

Wer war der Größere? Luther, als er zu Worms sprach: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" — oder Fenelon, als er in der Kathedrale zu Cambray selber das päpstliche Verdammungsurtheil seines Buches verlas?

Niemals wird diese Frage übereinstimmend in der christlichen Welt beantwortet werden; Stimmungen und Verhältnisse werden die größere Bewunderung bald diesem, bald jenem zuwenden, je nachdem man Ueberzeugungstreue oder Friedensliebe, Glaubensmuth oder demüthiges Schweigen, Schriftglauben oder Kirchenglauben höher stellt.

50.

Wenn einer der geistvollsten Katholiken Deutschlands sein Verhältniß zu uns Evangelischen in die Worte zusammenfaßte: „Ich liebe die Protestanten und hasse den Protestantismus" — so erwiedern wir, seine Hand ergreifend: „Wir achten jeden Katholiken Deines Sinnes und Herzens, aber wir verwerfen den Romanismus, der, sobald er sich stark genug fühlte, selbst Deine freie und tiefe Seele fesseln würde. Wenn er dieß noch nicht kann und darf, so dankst Du es dem Protestantismus, den Du zu hassen meinst."

Und zum Schlusse würden wir ihn nochmals an jene Antwort Lavater's verweisen:

„Ich verehre, liebe, bewundere viele einzelne Katholiken. Aber alle Bemühungen, mich zur katholischen Kirche übergehen zu machen, waren vergeblich und werden immer vergeblich sein, weil ich für meine Person durchaus nicht von Formen abhange, sondern die Reli-

gion als eine Richtung des Herzens zu Gott in Christo und als ein inneres Streben nach Aehnlichkeit mit Ihm ansehe, weil ich keines Sterblichen Sklave, wohl aber ein eigenwillenloser Knecht Christi werden möchte, weil ich keine Tugend, Vollkommenheit, Seligkeit in der katholischen Kirche denken kann, die der redliche Christ nicht außer derselben eben so leicht, wo nicht leichter erreichen kann."

Vom wahren Begriff des Glaubens als Triebkraft zur Idealität und vom falschen Idealismus.

Eine Reisepredigt über Hebr. 11, 1.

Von

K. B. Hundeshagen,
Professor der Theologie in Heidelberg *).

Wertheste christliche Freunde! Ich gedenke heute vor Ihnen vom Wesen des Glaubens zu reden, nachdem wir in der letzten Zusammenkunft von der Buße geredet haben. Denn auf die Buße folgt der Glaube, und es giebt keinen wahren Glauben, ohne daß demselben die Buße vorhergegangen ist. Daher läßt sich auch vom Glauben nicht reden vor der Buße. Und da wir nun die rechte Art und die Nothwendigkeit der Buße kennen gelernt haben, so wäre es jetzt unsere Aufgabe, auch die Natur des Glaubens kennen zu lernen, die Art, unsern Herrn und Heiland Jesum Christum im Glauben zu ergreifen. Allein das Lehrstück vom Glauben ist nicht bloß eines der tiefsten und umfangreichsten, der eigentliche Mittelpunkt des evangelischen Religionssystems, sondern es ist auch dasjenige, dessen Verständniß häufig sehr erschwert ist durch die Vorurtheile und Irrthümer, mit denen die Durchschnittsbildung in Rücksicht schon allein auf

*) Die hier auf Verlangen der Redaction mitgetheilte Reisepredigt gehört zu einer Reihe von zusammenhängenden Vorträgen über den Weg zu Christo, welche der Verfasser im Laufe des letzten Winters zuerst in Heidelberg vor einem geschlossenen Zuhörerkreis aus den gebildeten Ständen hielt und dann auf Veranlassung des dortigen Vereins für innere Mission in Darmstadt öffentlich wiederholte. Der Vortrag erscheint hier in der Gestalt, in welcher er in Darmstadt gehalten worden ist.

den Begriff des Glaubens behaftet zu sein pflegt. Es ist daher unerläßlich, gerade in dem Lehrstück vom Glauben nur Schritt für Schritt vorwärts zu gehen, uns die einzelnen Momente am Begriff des Glaubens recht deutlich zu machen und uns mit den herkömmlichen Vorstellungen so bestimmt als möglich auseinander zu setzen. Daher werde ich heute den Begriff des Glaubens zunächst bloß nach seiner allgemeinern Bedeutung und von der Seite erörtern, nach welcher der Glaube in Verwandtschaft steht mit geistigen Erhebungen auf anderen Gebieten, als gerade demjenigen des christlich-religiösen Lebens, das nächste Mal dagegen vom christlichen Glauben im engeren Sinne reden. Die Aufmerksamkeit auf das Unterscheidende, wie auf das Verwandte in beiderlei Hinsicht zu lenken, ist aber um so nöthiger, da die Erhebungen des Geistes auf dem Gebiete des natürlichen Lebens oft verwechselt werden mit denen des christlichen Glaubenslebens, ihnen untergeschoben werden, was nicht statthaft ist, ja wodurch das christliche Glaubensleben Gefahr läuft, verfälscht und das Gemüth namentlich verlockt zu werden, sich in gewissen Hinsichten dem Gesetz der Buße zu entziehen, während doch diesem, wie wir neulich gesehen, der ganze natürliche Mensch unterliegt. Auch werde ich zeigen, daß gerade unsere deutsche Bildung in dieser Beziehung eine falsche Vermischung von Verschiedenartigem begünstigt, und dabei Gelegenheit finden, mich über manches die deutsche Bildung Betreffende, was ich früher gesagt habe und was Ihnen vielleicht aufgefallen und dunkel geblieben ist, deutlicher auszusprechen.

Die richtige Auffassung des christlichen Glaubensbegriffes wird sehr erschwert dadurch, daß man diejenigen Vorstellungen, welche im gemeinen Leben mit dem Worte glauben verbunden zu werden pflegen, unbedenklich auch in die Bibel hineinträgt. Und doch hat, wie ich schon früher bei Anlaß des Ausdruckes: „Fleisch" auseinandersetzte, die Bibel ihre eigene Ausdrucksweise und kann verlangen, daß man ihre Worte in ihrem eigenen Sinne, und nicht in einem beliebigen, ihr fremden, nehme. Und dieß gilt besonders von dem Worte: Glaube. Wir wollen daher zunächst einmal untersuchen, was man im gemeinen Leben unter Glaube, dem glauben versteht, und dann damit vergleichen, was die Bibel vom Wesen des Glaubens lehrt.

Glauben ist im gemeinen Leben so viel als etwas für wahr halten, aber ohne das für wahr Gehaltene aus eigener Sinnenerfahrung zu kennen, von dessen Wirklichkeit sich mit eigenen Augen und Ohren überzeugt zu haben, oder — sei es nun etwas, das man auf diesem Wege der äußeren Sinne zu erkennen vermag oder nicht — etwas für wahr halten,

ohne rechte bestimmte, sichere Gründe dafür zu haben, ja oft ohne nur irgend welche Gründe dafür zu haben. Also nach den Begriffen des gemeinen Lebens könnte ein Glauben hervorgehen auch aus Gedankenlosigkeit, aus Trägheit, oder aus dem Gefühl, daß man in Beziehung auf gewisse Dinge so müsse, aus einer gewissen Scheu, aus Achtung oder Furcht vor gewissen Personen, im besten Falle aus einem irgend wie begründeten Vertrauen zu Einem, der uns etwas berichtet oder uns über etwas belehrt hat. So kommt ja der Ausdruck vor: etwas auf Treu' und Glauben annehmen. Das Glauben ist daher nach dieser Vorstellung durchschnittlich so viel als meinen, wähnen, und ihm entgegengesetzt ist das Wissen, die höchste Form der Gewißheit, welche entweder beruht auf der Erkenntniß eines Gegenstandes durch unsere Sinne, oder auf guten, soliden Gründen unseres Verstandes. Die Menschen sind nun allenthalben der Ansicht, daß Religionsgegenstände, insbesondere christliche Religionsgegenstände Sache des Glaubens seien und zwar in irgend einer der vorhin angegebenen Bedeutungen dieses Wortes. Darin liegt dann weiter die gemeine Annahme, daß sich Religionsgegenstände nur glauben, aber nicht wissen lassen, d. h. in Rücksicht auf ihre Gewißheit denjenigen Dingen, welche man zugleich nicht bloß zu glauben braucht, sondern weiß und wissen kann, bedeutend nachstehen. Bei dieser Ansicht pflegen dann wohl sogenannte „fromme Gemüther" sich zu beruhigen, oft weit über das Maß zu beruhigen, d. h. alle Dinge, die ihnen in wirklicher oder scheinbarer Verbindung mit der Religion entgegengebracht werden, — wie man das nennt — gläubig anzunehmen, d. h. ohne weiter nach Gründen zu fragen und genauer selbst zu prüfen. Von dieser Gewohnheit und Ansicht „frommer Gemüther" — und viele wirklich und wahrhaft fromme Gemüther pflegen so zu thun — nehmen dann unfromme Gemüther Anlaß, den Glauben herabzuwürdigen, zu schmähen, als Autoritäts-, als Köhlerglauben, und die Gläubigen zu tadeln und zu verhöhnen. Der religiöse Glaube ist nach ihrer Vorstellung ein lichtscheues Wesen, eine Preisgebung der Rechte des gesunden Menschenverstandes, eine Verleugnung der die unterscheidende Würde des Menschengeschlechtes begründenden Vernunft, ein Diener und Werkzeug der Finsterniß, hier mehr ein unbewußtes, dort ein sehr bewußtes und absichtsvolles, mit Einem Wort: der Glaube ist nach ihnen ein Todtschlag des menschlichen Geistes! Daher frivoler Spott über das apostolische Wort: die Vernunft gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens; daher Entschluß zum Kampfe der Kinder und Freunde des Lichtes gegen die Kinder und Freunde der Finsterniß; daher — wenn es gut

kommt — Zugeständniß, daß der Glaube selig macht, aber nicht Alle selig machen kann, d. h. nicht die Gelehrten, Denkenden, Wissenden, Forschenden, Gebildeten und Gebietenden, die Erwachsenen, Reifen, die Männer, sondern nur selig macht und gerade gut genug ist für das gemeine Volk, die Kinder und für die gefühlselige Hälfte des menschlichen Geschlechts im Allgemeinen, für die Frauen.

Werthe Freunde und Freundinnen, ist es nicht so? Wäre Ihnen diese Vorstellung vom Wesen des Glaubens, in welcher wir Fromme und Unfromme oft in seltener Uebereinstimmung betreffen, nicht schon in der Erfahrung begegnet? Und sollte das wirklich das Wesen des christlichen Glaubens sein? Sollte mit dem christlichen Glauben auch das weibliche Geschlecht sich auf eine so niedrige Staffel gestellt sehen, und wären gleichzeitig etwa auch wir Prediger und Theologen nur für diese Klassen der Menschheit bestimmt und hätten unser Amt etwa nur zu üben kraft einer eigenthümlichen Herabstimmung unseres Wesens oder durch eine Verzichtleistung auf unser Wesen als Männer und wissende, studirte Leute?

Werthe Freunde! Wenn dem so wäre, so würde ich für meinen Theil — und gewiß mit mir Viele — sogleich meinen Stand verlassen, um nicht länger eine mindestens höchst zweifelhafte Rolle zu spielen. Um so mehr ist es daher von Wichtigkeit für mich, Ihnen zu zeigen, für Sie zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß jene oben beschriebenen sehr irrige Vorstellungen vom Wesen des Glaubens, der selig macht und unter dessen Gehorsam die menschliche Vernunft gefangen genommen werden soll, fein werden und fein müssen. Und so ist es! Der Glaube macht selig und die menschliche Vernunft ist wirklich gefangen zu nehmen unter den Gehorsam des Glaubens, aber nicht die Todlegung des menschlichen Geistes macht selig und nicht jedwede thörichte Vorstellung vom Glauben, am wenigsten die Vorstellung frivoler Weltleute vom Glauben hat ein Recht, der menschlichen Vernunft Fesseln anzulegen.

Wir haben bei verschiedenen Anläßen gesehen, wie Alles im Christenthum sehr natürlich und einfach ist und der Mißverstand der Bibel nur auf Rechnung ihrer Leser und noch mehr ihrer Nichtleser kommt. Sie sind es, die Alles erst sehr unnatürlich und künstlich machen. Genau so verhält es sich aber auch in Betreff des Ausdrucks: Glaube und glauben. Suchen wir, wie es recht und billig ist, vor Allem und nur das zu hören, was die Bibel selbst uns darüber an die Hand gibt! Sie spricht sich aber glücklicher Weise fast über keinen andern Punkt so klar und unzweideutig aus, als über diesen.

Jesus spricht Joh. 20, 29. zu dem zweifelnden Thomas: „Dieweil Du mich gesehen hast, so glaubest Du. Selig sind, die nicht sehen und doch glauben.“ Eine liebreiche Zurechtweisung des Jüngers, der dem einstimmigen Zeugniß seiner Mitjünger von dem sinnlichen Wiedererschienensein des Herrn nach seiner Auferstehung Mißtrauen entgegensetzt und auf sinnlichen, handgreiflichen Ueberzeugungsgründen bestanden hatte, während ihm doch schon die von Christo selbst ausgegangene Voraussagung seiner Auferstehung an sich, so wie das Vertrauen zu seinen Mitjüngern den Zweifel an dem wirklichen Wiedererschienensein des Heilandes hätte überwinden helfen sollen. Ferner heißt es im Brief an die Hebräer 11, 1: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet.“

Bleiben wir nun zunächst bei diesen beiden Stellen stehen, so ist der Glaube nach ihnen allerdings ein Fürwahrhalten. Der Gegenstand dieses Fürwahrhaltens aber ist etwas, das man nicht siehet, etwas Unsinnliches, Uebersinnliches. Liegt nun wohl etwa darin etwas so Absonderliches und Unnatürliches, daß man Dinge für wahr halten soll, die man nicht selbst mit Augen gesehen, mit Händen betastet, mit Ohren gehört hat? Dann gäbe es keine Kenntniß einer andern Vergangenheit, als der selbsterlebten, keine Kenntniß anderer Dinge der Gegenwart, als derjenigen, welche in den unmittelbarsten Bereich des einzelnen Ich und seiner Wahrnehmung fallen und fallen können; mit Einem Wort: ohne Glauben als Vertrauen zu demjenigen, was wir von sinnlich wahrnehmbaren Dingen nur durch Andere in Erfahrung bringen können, wäre alle menschliche Gemeinschaft unmöglich. Die Bestreitung der Nothwendigkeit eines Glaubens in diesem Sinne wäre ein gesellschaftzerstörendes Princip, ein Unsinn.

Oder — zugegeben, daß zum Vertrauen des Menschen zum Menschen in Beziehung auf seine Berichte von sinnlich wahrnehmbaren Dingen eine gesellschaftliche, vernünftige, berechtigte Nothwendigkeit vorhanden ist, — macht etwa das die Schwierigkeit des Glaubensbegriffes aus, daß an Dinge geglaubt werden soll, welche nicht nur nicht sinnfällig geworden sind, sondern ihrer Natur nach nicht in die Sinne fallen können? Nun, es gibt Menschen, die dergleichen Fragen wohl bejahen würden. Für sie hat nur diejenige Welt Wirklichkeit, welche man mit Augen sieht und mit Ohren hört, nur dasjenige Werth, was man in die Hand nehmen, in die Tasche stecken, in Geld auswechseln, mit dem Munde verschlingen kann und so fort; alles Andere ist für sie nicht vorhanden, ist

Phantasterei, Einbildung, Nebel, Dunst. Redest Du ihnen von Ehre, so sagen sie: wer gibt mir etwas für die Ehre? Redest Du ihnen von Tugend und Rechtschaffenheit, so bekommst Du die Antwort: wer kommt wohl mit Tugend und Rechtschaffenheit durch die Welt? Rühmst Du ihnen geistige, wissenschaftliche, künstlerische Bestrebungen, so vernimmst Du die Frage: tragen sie etwas ein? Forderst Du sie auf zu Opfern für höhere allgemeine Zwecke, so hörst Du: dafür ist mir mein Geld zu lieb. Machst Du Anspruch an ihre Mildthätigkeit für Andere, so sagen sie: mir schenkt auch Niemand etwas. Ehre, Tugend, Rechtschaffenheit, Kunst, Wissenschaft, Vaterland, bürgerliche Gesellschaft, Liebe zum Nebenmenschen — lauter Dinge, die man nicht in die Hand nehmen, nicht in die Tasche stecken, essen, trinken, ja nicht einmal sehen kann, sind für sie nicht vorhanden. Es fehlt ihnen am Glauben an deren Existenz und Werth.

Wir sehen hier, werthe Freunde, die Natur der gemeinen Seele voraus, der es an Sinn für das Unsinnliche, Uebersinnliche, für das Ideale gebricht. Wir sehen aber auch hier als Gegensatz des Wesens der gemeinen Seele nun das wesentliche Merkmal alles Glaubens und auch des christlichen hervortreten, nämlich die Anerkennung eines Uebersinnlichen, die Empfänglichkeit für das Uebersinnliche, die Erhebung zum Idealen. Diese Empfänglichkeit ist mit dem göttlichen Ebenbild uns so tief eingepflanzt, das Ideale hat in seiner innern Wahrheit eine solche Macht, daß selbst seine Gegner, selbst ohne es zu wollen, dasselbe anerkennen müssen. Und so gibt es keine gemeine Seele, die so gemein wäre, daß sie absolut alles Ideale verwürfe. Die gemeine Seele besitzt oft noch einen gewissen Sinn für Weib und Kind, selbst wenn sie von ihnen nicht Profit, sondern eher Last und Kosten hat; sie hat jedenfalls, selbst wenn sie Weib und Kind preisgibt, stets noch einen gewissen Sinn für Rechtschaffenheit; denn wer ihr in ihren Besitz eingreift, der bekommt sicher zu hören, daß eine solche Verletzung für rechtschaffene Leute sich nicht gezieme, abscheulich, ja Sünde und Schande sei. Sie erblickt also darin eine Verletzung idealer Beschaffenheiten und Bestände, von denen sie sonst nicht viel Wesens zu machen gewohnt ist, und sie appellirt gegen dieses Unrecht gewiß an den Richter, um durch ihn zum Recht zu gelangen, obschon man nach der Theorie der gemeinen Seele sonst das Recht auch nur zu den Einbildungen zu rechnen hat. Also selbst die gemeine Seele kann sich beim besten Willen der Anerkennung idealer Werthe, der Anerkennung von Gegenständen nicht entziehen, die ihr Dasein, ihren Werth nur im Glauben haben, Glaubensgegenstände sind. Die Leugnung der Wirklichkeit, des Werthes dieser Gegenstände aber ist

Unglaube. Consequent verfolgt aber führt diese Art von Unglauben zur Richtstätte. Denn die Verneinung der idealen Wahrheiten und Werthe, auf denen die menschliche Gesellschaft mit ihrem Bestande ruht, äußert sich zuletzt nothwendig in todeswürdigen Verbrechen.

Warum nennt aber wohl unsere Sprache diese Verleugnung des Idealen gerade mit dem Ausdruck: Gemeinheit? Gewiß aus keinem andern Grunde, als weil diese Art von Gesinnung, diese Macht des trägen Aberglaubens an das bloß Sinnliche leider nur zu gemein, d. h. allgemein ist, weil sie die herrschende Macht ist bei dem natürlichen, d. h. durch das Christenthum noch nicht erneuerten Menschen.

Aber — höre ich Sie fragen — ist das wirklich so? Sollte wohl Gemeinheit, Unglaube an das Ideale, Unempfänglichkeit für dasselbe wirklich herrschend, so durchgängig herrschend sein? Doch wohl nur in den niederen Ständen, in den unteren Klassen, nicht aber höher hinauf, da, wo Kunst und Literatur gepflegt wird, wo so viel Sinn für das Schöne in der Natur- und Menschenwelt vorhanden ist, wo die edelsten und zartesten Blüthen geistigen Lebens sich entfalten, wo Vaterlandsliebe und Gemeinsinn auf's höchste geschätzt sind und bethätigt werden und dergleichen?

Werthe Freunde, auch hier läßt sich, so wenig als in Rücksicht auf die Armuth am Geist, irgend welchen Ständen ein Vorzug geben. Nur die Richtung, welche der Unglaube an das Ideale, die Verleugnung desselben nimmt, ist verschieden. Wir haben gesehen, daß die gemeine Seele nie absolut gemein ist, daß es irgend eine Seite gibt, von welcher her auch ihr eine Anerkennung des Idealen abgenöthigt wird. Nun sind die Lebensinteressen der unteren Klassen weniger, die der höheren mehr zusammengesetzter und mannichfaltiger Art. Davon ist die nothwendige Folge, daß das Ideale in den höheren Klassen von mehreren Seiten, als in den niederen zu geschehen pflegt, sich Anerkennung erzwingt. Auch überschaut der höher Gebildete einen größern Umfang des menschlichen Lebens und erkennt von seinem höhern Standpunkt aus die Unentbehrlichkeit der idealen Wahrheiten und Güter zum Bestand der menschlichen Gesellschaft auch in einem weitern Umfange, als der Ungebildete. Aber es ist ihm, näher betrachtet, nicht hoch anzurechnen. Er ist bei aller Idealität nicht so ideal als er aussieht und als er sich oft den Schein geben möchte. Wie die ordinäre gemeine Seele das Ideale anerkennt, sobald es ihr Vortheil erheischt, so ist die eindringendere Erkenntniß der Vortheilhaftigkeit des Idealen Ursache, daß in den höheren, gebildeteren Ständen scheinbar eine größere Idealität zu Hause ist. Aber ist es wohl eigentlich überhaupt sehr ideal, um ihrer irdischen Vortheilhaftigkeit willen die Idealität zu pflegen, Glau-

ben an das Ideale zu haben? Ist das eigentlich etwas Anderes, als die Art der gemeinen Seele, welche von Allem ihren Profit ziehen möchte und sich zu Allem herbeiläßt, was ihr irgend Profit bringen kann? Und alle die schönen, edeln Künste, Wissenschaften, vaterländischen Bestrebungen und dergleichen, werden sie denn wohl bloß so allein als Aeußerungen des Glaubens an's Ideale gepflegt, um ihrer selbst willen, oder nicht auch um dem lieben, lieben Ich einen Genuß, eine Ehre, einen Ruhm, eine Beräucherung zu verschaffen, wenigstens einen recht stattlichen Lorbeerkranz davonzutragen? Ach, wie viel höchst Unideales mischt sich in diese Idealität! Und dann: was ist das vollends für eine Idealität, welche die Erreichung der idealen Aufgabe allen Andern gönnt, nur für sich selbst sie nicht mag, welche die gesunkene Religiosität und Sittlichkeit tief beklagt und Gottesfurcht, Kirchenbesuch, Familienandacht, strenge Sonntagsfeier wieder hergestellt sehen will, aber natürlich vorausgesetzt, daß man an den Steller dieser Forderungen selbst schlechterdings keine Anforderungen dieser Art stellt, und er z. B. nicht etwa selbst den Sonntag besser heiligen und seinem Gesinde die Möglichkeit dazu gewähren soll? Was ist das für eine Idealität, welche strenge Gesetze gegen Volksverderbung durch schlechte Bücher und Zeitungen, gegen Genußsucht, Unzucht und dergleichen gegeben haben will und geben hilft, dagegen selbst mit Behagen im Koth einer schlechten Literatur umherwühlt, im Strudel der Genüsse sich umhertreiben läßt und die Kinder des Volks...? Doch genug von dieser Sorte von — Idealität.

Werthe Freunde! In der That, es verhält sich mit der Idealität der höheren Klassen nicht anders, als mit der geistlichen Armuth der niederen Klassen. Im wahren Sinne und im Großen und Ganzen haben diese wie jene vor einander nichts voraus, als den Schein, etwas voraus zu haben. Vielmehr wie derjenige, der sich geistlich arm fühlt, tief herunter muß, und zwar mit seinem inwendigen Menschen, in seinem Gewissen, so muß auch der, welcher den wahren Glauben an das Uebersinnliche zu haben behauptet, mit seinem ganzen inwendigen Menschen bei dem Idealen sein und hoch, hoch hinauf wollen, bis zu dem Urquell alles Idealen und Uebersinnlichen, zu dem unsichtbaren Gott, der in einem Lichte wohnet, da Niemand zukommen kann, er muß heilig sein wollen, weil Gott heilig, er muß vollkommen sein wollen, weil sein Vater im Himmel vollkommen ist. Nur dieses Streben, nur dieses Anklammern des inwendigen Gewissensmenschen an das Uebersinnliche, nur diese Art von Emporhebung im Glauben scheidet wirklich und thatsächlich und grundsätzlich von der Gemeinheit. Nicht bedeutungslos heißt es: es ist aber

der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet! Es heißt nicht etwa, der Glaube sei ein Nichtzweifeln an der Nützlichkeit dessen, das man nicht siehet, an der Verwendbarkeit desselben für die Zwecke der Person, des Hauses, des Staates, sondern ein Nichtzweifeln an der Sache selbst, eine Zuversicht zu derselben, also ein aufrichtiges, herzliches Vertrauen, ein Herz für diese Sache rein für sich, ohne alle Rücksicht auf ihren Nutzen für Privat- und Staatsökonomie; es heißt ferner nicht, daß es eine Sache sei, die man schon habe, oder die man bald und leicht erreichen könne, oder rücksichtlich deren man etwa auf einer beliebigen Staffel in der Erstrebung des zu Erreichenden stehen bleiben könne, weil sich das Uebrige wohl von selbst finde oder nicht so viel darauf ankomme, sondern man hofft, d. h. die Erreichung ist erst ein Gegenstand der Hoffnung, und eine rechte Hoffnung meint es ernst und kommt nicht zur Ruhe, bevor sie zum Ziel gelangt ist, und lässet nicht nach.

Also, werthe Freunde, aller Glaube ist zunächst Sinn und Empfänglichkeit für das Ideale, und Sinn und Empfänglichkeit für das Ideale und Uebersinnliche kommt im Wesen auf dasselbe hinaus, was die Schrift als den allgemeinsten Charakter des Glaubens bezeichnet. Wohlverstanden: nur als den allgemeinsten Charakter des Glaubens; denn zum seligmachenden, christlichen Glauben gehört noch mehr. Davon später. Und dem Glauben an das Uebersinnliche steht der Unglaube an dasselbe entgegen, und wenn der Glaube Idealität genannt werden kann, so kann der Unglaube Gemeinheit genannt werden. Und es gibt auf der Welt viel mehr Gemeinheit, als man glaubt, weil viele Menschen ihre Gemeinheit in dasjenige Stück Idealität hüllen, welches ihre Lebensstellung, ihr Lebensberuf mit sich bringt, oder das ihnen irgendwie profitabel ist. Und sie thun das mit Bewußtsein. Nun gibt es aber auch viele Menschen, und zwar die sogenannten edeln Menschen, die alle Gemeinheit verabscheuen, und auch die letztbeschriebene Gemeinheit durchschauen und verabscheuen, und die wirklich — was man so nennt — recht edel sind, und weil das Edele eben der Gegensatz der Gemeinheit ist, sich wirklich von dieser sehr vortheilhaft unterscheiden. Man pflegt ja einen Menschen, der sich vom großen Haufen unterscheidet, der kein gewöhnlicher Mensch ist, eben damit zu charakterisiren, daß man sagt: es ist kein gewöhnlicher Mensch, sondern ein edler Mensch, eine edle, noble, eine schöne Seele. Man pflegt wohl auch eben das als Kennzeichen einer edeln Seele zu bezeichnen, daß man sagt: er hat noch Glauben an die Menschheit, während die Ge-

meinheit sich um die Menschheit wenig genug bekümmert und gar keinen Glauben an die Menschheit hat, sondern den Grundsatz hat, die Menschheit so zu nehmen, wie sie nun einmal ist und gar nicht anders sein kann. Also der edle Mensch hat noch Glauben an die Menschheit. Hören Sie: Glauben! Unwillkührlich bringt hier selbst die gewöhnliche Redeweise den Glauben mit dem höhern Seelenadel in die allernächste Verbindung. Und doch, werthe Freunde! — nehmen Sie mir es nicht übel und schelten Sie mich nicht zu frühe — und doch ist auch hier nicht Alles — ich will nicht sagen — ganz rein; — denn wo wäre das irgend unter Menschen zu finden? ist ja der Glaube immer ein Hoffen —; nein: es ist in diesem edelen Wesen, das ich ja gern anerkenne, eine gefährliche Klippe für viele Menschen verborgen, an der ihr Emporstreben zur allein wahren, vollen Idealität scheitert, eine eigentliche, bedenkliche Ablenkung vom rechten, höchsten Ziele des Glaubens.

Hören Sie mich! Da gibt es Menschen, welche hoch emporgetragen werden von den Schwingen des Genius über die ordinäre Welt, wie unsere Lessing, Herder, Schiller, oder die, wie Goethe, mit der gemeinen Welt so zu verkehren wußten, daß sie nicht nur persönlich von der rüden Gemeinheit selbst unbefleckt blieben, sondern selbst die Gemeinheit unter ihren Händen eine reizende Gestalt gewann. Da gibt es Andere, denen der Genius die Gabe verlieh, den Geist in schöner Verkörperung auf die Leinwand zu zaubern, wie die Raphael, Correggio und die Meister, deren Werke die Gebrüder Boisserée gesammelt haben, und noch Andere, die großen Herrscher im Reiche der Töne, die Meister der geistlichen Musik, die Palestrina, Pergolese, die Bach, Händel, Mozart. Da gibt es große Gelehrte, Forscher, Denker, die unablässig um die Ergründung der letzten Gründe der Dinge, göttlicher und menschlicher, die mit den höchsten Wahrheiten beschäftigt sind, erstaunliche, geistreiche Bücher schreiben, Tag und Nacht emsig arbeiten. Und der edelste Theil der Menschheit gehört zu ihren Bewunderern und Jüngern, und erfreut und erhebt sich an ihren Schöpfungen, und nährt sich an ihrem Geiste, und erfüllt sich mit ihren Idealen, und wird von ihnen emporgetragen, hoch, hoch bis in die Wolken. Und von tausend leuchtenden Augen und tausend warmen Herzen und tausend schönen Seelenbewegungen sind sie die Ursache.

Und nun — fragen Sie mich — ist das etwa nicht recht, nicht schön, soll das etwa nicht sein, hast Du etwa daran auch etwas zu tadeln, ist's Dir auch damit nicht recht zu machen? Ich antworte: es ist recht, es ist schön, es soll sein. Ich möchte nicht, daß Sie mich für einen hypochondrischen, finstern Hasser des menschlich Schönen, für einen Hasser der

Kunst oder für einen, der da meint, ein evangelischer Christ müsse von dem allem schlechterdings Umgang nehmen, hielten. Aber zu tadeln habe ich auch daran Manches, und es ist mir auch damit nicht recht zu machen, wenn nämlich das für die höchste, für die alleinige Idealität, für den ächten und vollendeten Aufschwung des Glaubens an das Uebersinnliche geltend gemacht werden soll, — wie es von Seiten der bloß edeln Menschen in der Regel geschieht!

Werthe Freunde! Rechnen Sie mich nicht zu denjenigen Menschen, welchen der Himmel zu blau, viel zu blau ist. Ich gehöre nicht zu dieser Klasse, und kein Mensch, welcher gesund ist, kann dazu gehören. Ich freue mich, daß der Himmel blau ist, und je blauer er ist, desto fröhlicher wird mein Herz. Aber ich gehöre auch nicht zu denen, welche immer nur zu dem blauen Himmel hinaufstarren, sondern zu denen, welche wissen, daß die Sonne, die am Himmel steht, von der Himmelsbläue die Ursache ist, daß aber diese Sonne nicht nur dazu am Himmel steht, um den Himmel so heiter zu färben, sondern auch, um mit ihrem Lichte die Erde und die Werke der Menschen zu beleuchten, und daß dieß von ihr nicht für nichts und wieder nichts geschieht, sondern zu dem Zwecke, daß man durch ihre Beleuchtung wirklich lerne, beides zu unterscheiden, das Häßliche und das Schöne. Und so ist es auch am geistigen Himmel. Dort ist die Sonne das Wort Gottes und das Wort, das Gott war. Und wir wissen, daß es ist ein zweischneidig Schwert und ein Richter der Sinnen und Gedanken des Menschen. Und dieses Wort schneidet und richtet nun auch diese Edeligkeit und Idealität, ja selbst diese Edeligkeit und Idealität, und übet ein gerecht Gericht und scheidet die wahren Gefäße der Ehre in dieser idealen Welt von den Gefäßen der Unehre.

Wähnen Sie nicht, wähnen Sie doch ja nicht, daß ich zu streng bin, wenn ich so etwas sage. Ich will Ihnen sogleich den Beweis liefern, daß ich ein Recht dazu habe.

Haben Sie z. B. nie die Lebensgeschichte des Fürsten der Maler, Raphael von Urbino, gelesen? Nun, dann wissen Sie wohl auch, daß der Mann, dessen Phantasie und Pinsel uns die unerreichten Madonnenbilder, die idealsten Heiligengestalten, ja die herrlichsten Bilder Gottes auf die Leinwand zauberte, der also des höchsten Grades jener edeln Erhebung fähig war und noch jetzt Edle und Unedle mit sich fortreißt, daß dieser nämliche Mann ein Mann der unedelsten Wirklichkeit, um es mit Einem Worte zu sagen: ein grundliederlicher Mensch war!

Und nicht bloß aus Büchern will ich Sie überführen. Ich lebe in einer Stadt, in deren Mauern zu Anfang unseres Jahrhunderts die so-

genannte romantische Schule mit aller ihrer Edeligkeit, mit allem ihrem Schwärmen für das Ideale und menschlich Schöne, und nicht bloß für dieses, sondern auch für Heiligenbilder und gemalte Kirchenfenster und dergleichen, ja selbst für alten Glauben, ihren Sitz hatte. Nun gehen Sie hin und fragen Sie die älteren Männer und Frauen in Heidelberg, oder die Meisten von Ihnen brauchen nicht erst zu fragen: vertrüge denn wohl die Geschichte der Fürsten und Fürstinnen jener Idealität, jener Genies und Genieweiber, von dem hellen Lichte der Sonne beleuchtet zu werden, jener Sonne des Wortes, von der ich redete, oder sind die romantischen Streiche etwa nur für eine kleinlich mikroskopische Betrachtung grandios?

Und welchem von Ihnen ist es wohl nicht schon, wie mir selbst und vielen Anderen, begegnet, daß sie eine vermeintlich schöne Seele plötzlich sehr häßlich, einen großen Mann sehr klein werden, einen gewaltigen Hochgeist gewaltig tief und plump herabfallen sahen? Wer, wer vermag wohl noch allen Göttern seiner Jugend die volle alte Verehrung zu zollen? Wem ist es nicht schon begegnet, daß er Schöpfer großer, edler Gedanken, Erschließer einer übersinnlichen Welt eigentlich hätte einladen mögen, persönlich einzutreten in diese höhere Welt, die sie uns erschlossen haben, voranzugehen, Gebrauch zu machen von den idealen Stoffen, Hausgebrauch, persönlichen Gebrauch, gemeinen Lebensgebrauch? Ach, und sie blieben draußen, sie gingen nicht voran, sie machten keinen Gebrauch; sie waren Schöpfer, aber ließen ihr Geschöpf im Stich; sie waren Hörer, Lerner, Wisser der ewigen Wahrheiten, oder wußten sehr viel um die ewigen Wahrheiten herum, aber nur drum herum, Thäter waren sie nicht!

Und, werthe Freunde! warum waren es nicht auch Thäter? Ach, nur darum, weil die höchste Idealität noch viel höher liegt, als diese Staffel, weil sie unter beständigem Hoffen, weil sie unter dem Schutz des Gewissens erstrebt sein will, weil sie Ernst sein muß, nicht bloß ein süßes, anmuthiges Spielwerk. Der Glaube an das Uebersinnliche, die Beschäftigung mit demselben ist auch in der ernstesten Gestalt immer süß und anmuthig, aber nicht Alles, was in dieser Art süß und anmuthig, ist darum auch Ernst, ist darum die Sache selbst. Ach, fragen Sie einmal einen tüchtigen gelehrten Forscher, wie es ihm zu Muthe ist inmitten seiner Meditationen über wissenschaftliche, philosophische, religiöse Stoffe, über die Bibel oder Aehnliches, wenn da Dunkles seinem Geiste hell wird, und Schwierigkeiten sich lösen, und neue und immer neue Gedanken ihm aufschießen, und die Feder kaum dem Flug der Gedanken zu folgen vermag! Was ist das für ein Reichthum, für ein Genuß, für ein Schwel-

gen! Und wenn Sie, werthe Freundinnen, schöne Gemälde sehen, etwa aus der heiligen Geschichte, oder ein Gedicht dieser Art lesen, oder ein Oratorium hören, welche ideale Bewegung des Gemüthes, welche Gefühlsseligkeit! Aber ist das die höchste Staffel der religiösen Idealität, die höchste Art, den Glauben an das Uebersinnliche zu bethätigen, die gewisseste? Die letztere gewiß nicht! Denn sollte es den Jüngern anders ergehen, als den Meistern? Sollte nicht auch hier Stoff und Form auseinanderfallen, wenigstens nicht immer besonders harmonisch sich durchdringen können? Sollte etwa hier mit dem Süßen und Anmuthigen immer auch der Ernst der Sache selbst verbunden, nicht vielmehr möglicher Weise der Ernst der Sache auch zum süßen, anmuthigen Spiel werden?

Ja, meine werthen Freunde und Freundinnen, ich kann Ihnen als ehrlicher Mann das nicht verhehlen: im Studirzimmer schwelgen, selbst über Bibel und Theologie schwelgen, ist ideale Beschäftigung, ist Wissenschaft, theologische Wissenschaft, aber darum keineswegs immer nothwendig schon Religion; und in Gemäldesammlungen und Concerten über religiöse Stoffe Gefühlsseligkeiten empfinden, ist auch ideal, ist Kunstgenuß, kann auch mit wirklichen tieferen religiösen Empfindungen verbunden sein, ist aber darum auch noch nicht Religion und wirkliches, gewisses Erhobenwerden zum vollen Inhalt, zur ächten Höhe des Glaubens. Vielmehr sind wissenschaftlicher und künstlerischer Genuß der Religion sehr verschieden von dem religiösen Genuß der Religion, oder, weil man das so eigentlich nicht sagen kann und sollte, von der religiösen Uebung der Religion, von dem Thun dessen, wozu wir oben manche Edlen und Idealen gar zu gern eingeladen hätten.

Ach, werthe Freunde, und doch sind Täuschungen, Verwechselungen des Einen mit dem Andern, gerade in diesem Punkte so außerordentlich häufig und so gefährlich. Und wären Sie, liebe Zuhörer, nicht gerade Deutsche, wären Sie Engländer, Holländer, Amerikaner, so würde ich von diesen Dingen gar nicht so ausführlich zu Ihnen reden. Denn in diesen protestantischen Ländern ist gar Vieles zwar nicht so schön und so anmuthig, als bei uns, aber Vieles ist doch auch wieder besser. Es geht dort Alles — ich möchte sagen — geradlinichter her, und trägt Alles mehr seinen rechten, wahren Namen. Da heißt Recht eben Recht, Unrecht Unrecht, weiß weiß und schwarz schwarz, und so auch Kunst Kunst, Wissenschaft Wissenschaft und Religion Religion, während bei uns immer eine Sache ihren Namen von der gerade entgegengesetzten oder wenigstens einer davon ganz verschiedenen Sache trägt. Diese Verfälschung der Namen für eine Sache ist ein fürchterliches Unglück, eine Nationalkrankheit, von

deren tief liegenden, größtentheils politischen Ursachen ich hier nicht weiter reden kann, auf die sich aber tausend große und kleine Uebel, an denen wir leiden, zurückführen lassen. Denn mit und durch die falschen Namen werden auch die Sachen verfälscht. Da glaubt ein Mensch steif und fest, er sei erstaunlich religiös und vom lebhaftesten Eifer für das Haus Gottes und die Ehre Gottes beseelt, und ist doch im Grunde nur ein eifriger Jünger der Wissenschaft und ein Kämpfer nur für sein System, und seine Einfälle und Gedanken, und seine Ehre und die Interessen seines literarischen Ich. Und da sind Andere, welche sich für sehr gottandächtige Gemüther halten und es sehr übel nehmen würden, wenn man sie nicht für von Herzen fromm hielte, und sind doch nur Kunstfreunde, Kunstenthusiasten für religiöse Kunststoffe bis zur Schwärmerei. Und daß Kunst und Wissenschaft, weltlicher Idealismus nicht Religion ist, das kommt dann in der Regel bei Solchen bald und am Ende fast immer an den Tag. Es kommt für Jeden schon hienieden ein Tag, wo er auf die Probe gestellt wird, und wo nur der besteht, der wahrhaft in Gott steht, wo solcher Glaube an das Uebersinnliche aber fast regelmäßig von seiner erträumten Höhe herab, ach oft bis tief in den Koth stürzt. Denn der wahre Glaube erzeugt auch eine köstliche Frucht des Glaubens; solche Frucht des Glaubens wächst aber nicht auf solchen Bäumen.

Ach ja, von der erträumten Höhe herab! Denn man sagt uns nach, wir seien ein sehr ernsthaftes, denkendes Volk. Und Viele sind es auch; aber die Mehrzahl denkt doch weniger, als daß sie träumt, phantasirt und an aparten, absonderlichen Dingen Gefallen hat, darnach hascht und dergleichen geistreich findet. Man könnte fast sagen: wenn für den einfachen, schlichten Menschen nichts so gewiß ist, als daß zweimal zwei gleich vier ist, so findet man es geistreich, mittelst allerlei falscher Schliche und trügerischer Pfiffe zu erweisen, daß, wenn auch in der Regel zweimal zwei vier sei, es doch auch fünf sein könne, oder man findet eine besonders geistreiche Pointe darin, zu sagen: zweimal zwei ist nicht eigentlich vier, sondern bei weitem richtiger und genauer: drei und vier Viertel. Wie eine Pest lagert diese Seuche trügerischer Denk- und Wortkünste, die falsche Geistreichigkeit und geistreiche Falschheit, auf unserer Nation, zehrt von ihrem Lebensmark und treibt gerade in den höheren Ständen Alles aus Rand und Band, treibt in Verknüpfung mit Verderbtheit des Herzens von da aus in allen Ständen und Geschlechtern ein freches, schauerliches Spiel. Denn die Kunst und die Wissenschaft von Beruf sind ernste Dinge und ihre ächten Jünger werden geboren; keiner vermag sich selbst dazu zu machen. Für alle anderen Klassen dagegen kann

jedenfalls die Kunst nur zum Dessert, zum Nachtisch auf der Tafel des geistigen Lebens gehören. Das tägliche Brod des geistigen Lebens dagegen ist für alle Klassen die Religion; sie ist nicht zum Dessert, sondern zum Brod, zum täglichen Hausbrod bestimmt und geeignet. Aber dahin gekommen ist es bei uns, daß diese Ordnung Gottes umgekehrt wird und der höher gestellte Mensch gar nicht mehr lebt vom Brode des Lebens, sondern von geistiger Dessertleckerei und dazu von schlechter, giftig gefirnißter Conditorfabrikwaare. Und so ist unserer Nation das Mark und die Gesundheit geraubt worden; ein taumelnder Riese erhebt sie sich, aber ihre Beine vermögen sie nicht zu tragen, der überfüllte, überreizte Kopf vermag sich nicht im Gleichgewicht zu erhalten, und der Stoß eines Kindes wirft sie um und stößt den Riesen in seine Ohnmacht zurück. Und ich sage auch nicht umsonst: die falsche Geisterei hat von oben her alle Stände und Geschlechter ergriffen. Denn, werthe Frauen, solltet Ihr nicht in der falschen Höhe, zu der man Euer Geschlecht hinaufschrauben möchte und, Gott sei es geklagt! nur zu vielfach hinaufgeschraubt hat, solltet Ihr in einem Heraustreten desselben aus Rand und Band den Verfall Eures Geschlechtes und seiner wahren Ehre und seiner ächten Stellung in der Gesellschaft nicht so gut schon erkannt haben, als ich es zu erkennen glaube? Soll ich Euch an den Haufen von Geistinnen von Profession erinnern, der, begeistert und trunken von den Weinen und Liqueuren unseres schlechtesten Bildungsnachtisches, Deutschland durchpesten hilft? an die reisenden und nicht reisenden, an die verrückte Genialität des Bettinenthums, an die widerwärtig selbst im Büßergewand sich spreizende Hahn-Hahnerei? Brauche ich diese Proben von tief gesunkenem, falschem Idealismus Euch erst noch in ihrem wahren Werthe zu tariren?

Und noch Eines! Der falsche Glaube an das Uebersinnliche, der falsche Idealismus, die vermeintliche Religion, die am Ende nur Kunstenthusiasmus, Wissenschaftsfanatismus, bald mehr ästhetisch-gefühliger, bald mehr literärisch-reflectirender Natur ist, was haben sie uns für ein Elend gebracht! Sie haben uns nichts mehr und nichts weniger gebracht, als die schroffe, gähnende Kluft zwischen den verschiedenen Ständen, den gebildeten und ungebildeten. Die wahre Religion ist der Boden, auf dem alle Stände- und Bildungsunterschiede in Eins zusammenfallen, alle Menschen als Menschen sich die Hände reichen und vor Gott die Kniee beugen sollen. Dieser gemeinsame Boden ist für alle Stände die Basis, das feste Fundament, auf welchem sich alle sonstigen Unterschiede wieder ausgleichen. Nun ist unsere gebildete Klasse geistig hinaufgejunkert in

Kunstschwärmerei und ästhetische Gefühligkeiten und freie Hochwissenschaftlichkeit und all dergleichen Surrogate, welche sie für Religion hält und ausgibt. Die unteren Klassen konnten ihr dahin nicht folgen. Das lag in der Natur der Sache und der derberen Natur der Persönlichkeiten. Wo man aber auch sie hinaufschraubte, da gab es unnatürliche, sündhafte Lüsternheiten, unnatürlich und sündhaft, weil es in der Natur der Sache liegt, daß, gleich allem Reichthum, auch der Reichthum an Bildung nicht Allen zu Theil werden kann, sondern nur Wenigen, und der Alleinbesitz Weniger, auch der nothwendige, den Neid, den Haß reizt. Nun frage ich: ist der Haß, der Neid nicht da? Sind die Leute nicht herzlich unzufrieden? Hat man sie nicht recht geflissentlich unzufrieden gemacht durch thörichtes Hinaufschrauben, durch Mitbesitzenlassen von geistigen Dingen, die sie nicht mit besitzen können, die sie auch nicht in Wirklichkeit, sondern nur dem Scheine nach besitzen, während man ihnen genommen hat, was sie wirklich besitzen können, weil es Alle besitzen können und sollen? Heißt es nicht oder hieß es nicht vor vier Jahren: gleicher Wohlstand und gleiche Bildung für Alle, d. h. zu deutsch, nüchtern und christlich gedacht: gleicher Bettel und gleiche Dummheit für Alle! Dahin hat uns der falsche Idealismus gebracht. Und wer hat ihn gepflegt? wer? Aber noch mehr! Wo diese Rufe der Begehrlichkeit nicht erschallen, in den tausend Menschenkreisen, wo man jetzt gerade in unseren Tagen nach Brod und nur nach dem ärmsten, kleinsten Stückchen Brod, und zwar noch demüthig und dringend begehrt, da gibt wohl das ideale, edele Herz gern Brod und bricht sein Brod mit dem Dürftigen. Aber bricht das bloß deutsch-ideale, edele Herz auch mit dem Dürftigen das Brod des Lebens, theilt es ihm auch mit von dem Wasser, das in die Ewigkeit quillet, weiß es ihm auch aus Erfahrung zu sagen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von jedem Worte, das aus dem Munde Gottes kommt — kann das das edele Herz, kann das der deutsche Bildungsidealismus?

Werthe Freunde, wer hat nicht als gar studirter Mann oftmals sein großes Unvermögen empfunden gegenüber einer einfachen, schlichten, armen Menschenseele, um so recht herzlich, einfältig, christlich, menschlich zu den Leuten zu sprechen? Ach, ich habe Gelegenheit gefunden, mich vor manchem armen Bäuerlein recht gründlich zu schämen und zu demüthigen. Und wenn ich auch die gleiche Sache mit ihm im Herzen hatte, so hatte ich doch nicht die gleichen Worte dafür in meinem Munde, wie es doch für diese Seelen dazu gehört und wie es nothwendig ist, damit die ganze Menschenfamilie sich recht und ganz auf den gleichen Boden stelle. Und,

werthe Freunde, habe ich Sie nicht schon Eingangs daran erinnert, daß ich Ihnen nicht hohe Worte menschlicher Weisheit lehren dürfe, weil Sie sonst vielleicht damit vor einer solchen schlichten Seele spottschlecht bestehen dürften? Ach, ich konnte Ihnen damals nur halb sagen, was ich eigentlich meinte; Sie hätten mich sonst noch nicht verstanden. Jetzt aber werden Sie mich verstehen, ganz verstehen, wenn ich von der traurigen Kluft rede, welche unsere falsch idealistische, von falsch übersinnlicher Glaubensrichtung erfüllte Bildung in unserem Volke aufgerissen hat. Wir haben dadurch verlernt einander verstehen, verstehen im Höchsten, Wichtigsten, Allernothwendigsten, wir können uns daher nichts Rechtes sein, wir haben andere Gedanken, Begriffe, eine andere Sprache, und sollen doch Glieder Eines Staates, Kinder Einer Menschheitfamilie, Brüder, Schwestern sein, sollen Eines das Andere tragen, heben, trösten, ermahnen, ermuntern, und haben keinen gemeinsamen Grund mehr, an den wir appelliren können, verstehen uns nicht mehr! O, der Jammer ist groß, der ist der allergrößeste!

Und nun, werthe Freunde, nicht wahr, ich habe Ihnen viel zugemuthet? Ich habe der Klasse, der wir angehören, eine strenge Beichte zugemuthet. Gewiß! Ich will dafür nun aber auch, wie es recht und billig ist, meine besondere Standesbeichte vor Ihnen ablegen. Ich bin sie Ihnen auch sachlich schuldig. Professoren sind in unseren Tagen ohnehin eine ziemlich mißliebige Secte geworden. Sie sollen Alles verschuldet haben. Es ist ordentlich ein Schimpf, Professor genannt zu werden. Was an diesem Geschrei gegen die Professoren ist, will ich hier nicht untersuchen. Im Allgemeinen aber stehe ich entschieden zu meinem Stande. Dagegen gebe ich zu, daß auch mein Stand Buße thun muß, gleich allen übrigen, und ich will gern den Anfang machen.

Hören Sie denn nicht gar oft die Wissenschaft preisen, die freie Wissenschaft, als ob diese die Erretterin des Menschengeschlechts, und zwar allein die Erretterin des Menschengeschlechts wäre. Sie werde Alles glücklich hinausführen und allen Irrthum überwinden; man müsse sie nur gewähren lassen, ihre Freiheit nicht beengen. Haben Sie dergleichen nicht schon gar oft gehört? Nun, ich bin Professor und ein Professorkind und habe von Jugend auf in der Universitäts-Atmosphäre gelebt und habe mich, so viel an mir ist, ernst und angelegentlich mit der Wissenschaft beschäftigt; ich glaube, sie auch einigermaßen zu kennen, und will sie frei und unbeengt, und wer mir etwas gegen die Wissenschaft sagen wollte, der mag's versuchen. Allein einen Götzendienst kann ich mit der Wissenschaft nicht treiben; von ihr das Heil der Welt allein erwar-

ten, sie als die einzige, als die höchste Erlöserin ansehen, das vermag ich nicht. Denn ich kenne die Wissenschaft, ich kenne ihre Priester zu genau und weiß zu gut, daß beide Ursache genug haben, auch demüthig, recht demüthig zu sein, daß sie an der Sünde und Gebrechlichkeit alles Menschlichen ihr reichlich, reichlich Antheil haben. Wir haben schon oben von dem Einfluß der Sünde auf unser Erkenntnißvermögen, von der Trübung, Schwächung, Irreleitung unserer Erkenntniß durch eine verderbte Beschaffenheit unserer Gesinnung, unseres Willens gesprochen, von der Blindheit, mit welcher der menschliche Verstand geschlagen wird durch die ungestüme Leidenschaft, von dem Einfluß der Trägheit und Unbeständigkeit, des Leichtsinns und Dünkels, lauter Willensfehler, auf die erkennende Thätigkeit im gemeinen Leben. Das Gleiche gilt nun auch von der höheren erkennenden Thätigkeit in der Wissenschaft. Sie soll die Wahrheit erforschen. Aber mit der Wahrheit ist es keine so leichte Sache, nicht bloß von der Erkenntnißseite, sondern auch von der Willensseite her. Das Lernen der Wahrheit ist schwer; denn man muß den Kopf anstrengen. Das Lernen der Wahrheit ist aber auch sonst noch schwer; denn man muß das Herz anstrengen, dem Herzen etwas zumuthen, ja nöthigenfalls selbst das Herz brechen. Es läßt sich das Vermögen, die Wahrheit zu denken, nicht so ohne Weiteres von Jedem üben, sondern die Wahrheit ist ein sittlicher Begriff; sie will daher auch auf sittlichem Wege erfaßt sein. Die Wahrheit ist nicht immer angenehm zu hören, sondern oft auch bitter. Sie schmeichelt nicht der Trägheit und dem Stolze des Menschen, sie nährt nicht seine Selbstsucht; im Gegentheil, sie schlägt die Anmaßungen und Vorbehalte seiner Eigenliebe nieder und fordert ernste Hingebung, Selbstverleugnung, Demuth; nur einem lautern Verlangen gibt sie sich zu erkennen. Daher kommt Alles darauf an, wie der Mensch in der Wissenschaft seine Fragen an die Wahrheit stellt. Wie er seine Fragen stellt, so bekommt er auch seine Antwort. Wie er seine Fragen stellt, das kommt aber darauf an, was für Grundsätze und Triebe sein inneres Leben beherrschen. Man muß die Wahrheit aufrichtig wollen, um sie zu erkennen; man muß seine Fragen an die Wahrheit so offen, gerade, aufrichtig stellen, daß man im Voraus entschlossen ist, auch die empfindliche, die bittere Wahrheit hinzunehmen. Fehlt es an diesem ernsten, lautern Willen, so ist alle wissenschaftliche Wahrheitserrungenschaft mehr oder minder getrübt; ja, wer weiß nicht, daß der Mensch, wenn die Wahrheit mit ihrem Ernst und ihrem Gewichte seinen Neigungen und Willensrichtungen widerstreitet, ihm Zwang anthun oder die Pflicht der Selbstverleugnung auflegen will, sich lieber selbst belügt, als der Wahrheit die Ehre

gibt, lieber die Wahrheit nach seinen Neigungen zu modeln und mit diesen auszugleichen, als seine Neigungen der Wahrheit zum Opfer zu bringen pflegt? Der innerste Kern des natürlichen Menschen ist auch in dem wissenschaftlichen Menschen die Selbstsucht des einzelnen Ich; das, was nun einmal Inhalt seines Lebens ist, was ihm aus Gewohnheit, oder weil es dem Ich wohlthut und schmeichelt, lieb geworden ist, das soll in Geltung bleiben, um jeden Preis, das soll auch das Maaß aller Wahrheitserkenntniß bilden; dieß Zufällige soll das absolut Wahre und Gewisse sein, in seinem Interesse wird die Frage an die Wahrheit gestellt und in diesem Interesse erfolgt die Antwort. Und tritt die wahre Wahrheit der falschen oder verfälschten Wahrheit entgegen, so lehnt sich die Selbstsucht dagegen auf, entweder mit den Täuschungskünsten der Sophistik, der Lüge und Selbstbelügung, oder mit trotzigem Dünkel, mit frecher Anmaßung, in der lächerlichen Gespreiztheit, in der widerlichen Verzerrung, in der eiteln Selbstvergötterung des von der Selbstsucht beherrschten wissenschaftlichen Subjects.

Diese Erfahrungen, werthe Freunde, habe ich und viele Andere gemacht von der Macht, welche die Verfinsterung des sittlichen Geistes durch die Sünde auf die Verfinsterung des wissenschaftlichen Geistes ausübt. Und darum kann die Wissenschaft allein, es kann die Wissenschaft nicht unsere höchste Erlöserin sein. Frei muß die Wissenschaft sein, aber frei vor Allem vom Bann der Sünde. Die Wissenschaft ist die höchste Form des Glaubens an das Uebersinnliche im natürlichen Menschen, aber wohlverstanden: nur im natürlichen Menschen. Sie, auch sie muß den natürlichen Menschen erst abstreifen und den neuen Menschen anziehen. Und darum müssen auch die Träger der Wissenschaft mit ihrem Denken und Sinnen, Dichten und Trachten erst, wie alles Menschliche, hinunter, tief hinunter in Demuth und Selbsterkenntniß, in „geistlicher Armuth“, in „wie ein Kind sein“, in Erkenntniß des bösen Herzensgrundes, in dem Moserschen Streben, den Willen deß zu thun, der Jesum gesandt hat, um danach erneuert sich wieder zu erheben, und höher zu erheben, zu einem höhern und reinern Idealismus, als dem des natürlichen Menschen, des Menschen der Sünde, und ihre Fäden anzuknüpfen an dem obersten Princip, an Gott, der Fülle und Tiefe beides, der Weisheit und Gerechtigkeit, durch den, welcher allein auch für die Wissenschaft der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und stets sein wird.

Ach, lassen wir uns doch niemals täuschen durch die versteckteste, feinste Form der Selbstsucht, welche selbst wirklich ideale Güter nur in

ihren gemeinen Nutzen verwenden und die nur untergeordneten, wenn auch edeln Güter den höchsten, dem alleinigen höchsten Gut unterschieben möchte. Immer kommt es auch hiebei doch hinaus nur auf das bloße Ich, das sich vor Gott, seinem heiligen Gesetz nicht beugen, seinen Eigenwillen nicht opfern, sich unter scheinbaren Vorwänden und täuschenden Umhüllungen Gottes heiligem Willen gegenüber behaupten möchte, auf das Ich, das sich noch nie auf seiner geheimen Feindschaft gegen Gott ertappt hat, das sich noch immer gern, wenn nicht allein, doch neben Gott auf den Thron setzen möchte. Und doch heißt das erste Gebot: ich bin der Herr dein Gott, und du sollst nicht andere Götter neben mir haben; und das zweite: du sollst dir kein Bildniß und Gleichniß machen. Darum heißt es auch hier, und heute und noch einmal, auch in Beziehung auf das, was sonst mit dem Glauben so viel Aehnliches hat, was an sich so schön, so berechtigt, so trefflich, so nothwendig, das Ideale des natürlichen Menschen, — es heißt mit ihm: hinunter in Demüthigung, in Buße, zu Erneuerung. Es heißt: verflucht, wer sich auf Menschen verläſſet! Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten, Röm. 3, 21, und: kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott Jemand versöhnen; denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er's muß lassen anstehen ewiglich. Ps. 49, 8. 9. So heißt es: hinunter! aber dann, wenn auch nur erst dann, wieder hinauf, noch höher hinauf, als vorher in dem Glauben, in dem, was im vollen und reinen Sinn ist eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet. Amen!

Warnungen eines deutschen Staatsmannes.

(Aus einem Briefe an den Herausgeber.)

— — Schon seit mehreren Tagen liegt Ihr Programm auf meinem Schreibtische und mahnt mich, Ihnen meine Auffassung Ihres Unternehmens mit der gewohnten Offenheit auszusprechen. Sie müssen es sich zum voraus gesagt haben, daß ich mit den besten Wünschen die Erscheinung Ihrer Zeitschrift begrüße; denn Sie wissen, wie ich über die gegenwärtige Lage Deutschlands und des Protestantismus denke und wie tief ich von der Nothwendigkeit durchdrungen bin, daß die Sprache unabhängiger und inniger religiöser Gesinnung auf diesem Gebiete nicht verstumme. Jene geheimnißvolle Macht, die wir „öffentliche Meinung" nennen, und deren Bedeutung nur kurzsichtige Thoren, nur kirchliche und politische Tagelöhner übersehen oder verachten, — sie ist großer Täuschungen und verderblicher Fehlgriffe fähig, aber sie ist doch auch wieder elastisch genug, um der Einwirkung ernster lebendiger Ueberzeugungen und eines reinen Willens sich nicht auf die Dauer zu verschließen. Daher stimme ich mit Ihnen überein, wenn Sie die ernste Aufgabe der protestantischen Presse für die Gegenwart stark betonen, und freue mich von Herzen über jeden Zuwachs gesunder Kräfte, über jede neue Ausrüstung tüchtiger Kampfgenossen.

Und doch habe ich ein starkes „Aber" auf dem Herzen. So entschieden ich Ihr Unternehmen als zeitgemäß anerkenne, so lebhaft ich demselben den besten Erfolg wünsche — dennoch kann ich andere Bedenken von mehr persönlicher Natur nicht unterdrücken. Als Protestant, als evangelischer Christ rufe ich „Glück auf!" zu Ihrem Vorhaben; als Ihr Freund bangt mir, daß Sie sich eine Last aufbürden, deren volles Gewicht Sie jetzt vielleicht noch unterschätzen.

Sie selber verbergen sich die Schwierigkeiten nicht. In Ihrem Programm weisen Sie auf drei derselben hin, von denen jede allein schon ein starkes Maß von Muth und Geduld verlangt: die Zunahme der irreligiösen Elemente der Gegenwart, den äußerlichen Aufschwung des Romanismus und die innern Spaltungen des Protestantismus.

Dazu kommt noch ein Viertes, das Sie zwar kennen, aber in Ihrem Programm nicht hervorheben: eine oft widerwärtige und unlautere Vermischung des religiösen und politischen Elementes, die jenen drei ohnehin schon unerquicklichen Erscheinungen noch einen besonders abstoßenden Beigeschmack giebt.

Daß die innere Rohheit, die sittliche Verkommenheit des äußersten Radicalismus (des politischen wie des socialen) dem Christenthum mit brutalem Haß begegnet; daß auch unter glatteren Worten und feineren Wendungen sich oft ein nicht minder verwerflicher Widerwille gegen alles Heilige verbirgt — das wissen wir längst; an diesem Geschwür wird unsere Zeit wohl noch Jahre und Jahrzehende hindurch siechen. Aber fast noch schmerzlicher ist der Anblick, wie Viele der Besseren, in ihren nationalen Lieblings-Hoffnungen getäuscht, von einem tiefgewurzelten Mißtrauen gegen die heutigen Vertreter der christlichen Religion sich bewußt oder unbewußt zum Mißtrauen und zur Erkältung selbst gegen Christenthum und Kirche verstimmen und verhärten lassen. Diesem Mißtrauen, das sich als kühle Ablehnung auszusprechen pflegt, wird auch Ihr Unternehmen nicht überall entgehen. Und glauben Sie mir, Sie gehören nicht zu den dickhäutigen oder verbissenen Naturen, die es mit Verkennung und schiefer Beurtheilung dieser Art leicht nehmen, oder die, wie unser oft belächelter S . . ., keine Ahnung davon haben, wie man über sie denkt. Geringen Trost werden Sie dann in jenen Reihen finden, wo es zwar wieder zum guten Ton gehört, für Religion und Kirche Partei zu nehmen, wo aber leider gar zu oft die ganze Sinnesänderung nichts weiter ist, als ein bleiches Kind der Barricaden-Angst und der Communisten-Furcht.

Auch die jetzt unerläßliche Abwehr des ultramontanen Schwindels wird mit höchst unerfreulichen Erfahrungen für Sie verbunden sein. Kann man Sie im jenseitigen Lager nicht ignoriren, so wird man alle Künste eines bösartigen Vernichtungs-Kampfes anzuwenden suchen; in heimtückischer, verleumderischer und lügnerischer Polemik wetteifert die ultramontane Presse bekanntlich mit der radicalen. Und rechnen Sie dafür nur nicht zu sicher auf Anerkennung von protestantischer Seite; wie oft werden Sie von Träumern und Siebenschläfern, von überzeugungslosen Rosenwasser-Vermittelungs-Männern und von kirchenpolitischen Schacherjuden das alte Lied singen hören: „Friede, Friede!“ wo doch kein Friede ist, ja, wo muthwillig die Möglichkeit eines ehrlichen Friedens abgeschnitten wird! —

Aber dieß Alles kommt beinahe nicht in Betracht, wenn Sie an die Schwierigkeiten denken, die Ihnen innerhalb der evangelischen Kirche selber entgegentreten; welche Sprachenverwirrung, welche Zerklüftung und Ueber-

reizung! — Welch ein liebenswürdiger Knäuel von Ansprüchen und Kämpfen, Angriffen und Anmaßungen zwischen rationalistischer und symbolischer, speculativer und biblischer Theologie, zwischen Anabaptisten und Irvingianern, Independenten und Anglikanern, Separatisten und Landeskirchlichen, Puseyiten und Evangelischen, Chiliasten und Mormonen! und in Deutschland wieder zwischen Alt-Lutheranern, Reformirten und Unirten welch neu entzündeter Hader, als ob in der That der evangelische Protestantismus keine heiligere und dringendere Mission in dieser Zeit hätte, als wieder recht gründlich in seinen eben vernarbenden Wunden zu wühlen! —

Verargen Sie es mir, lieber Freund, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich bei diesem Anblicke des heftigsten Widerwillens nicht erwehre, daß ich mit Tausenden dieß Wieder-Aufwärmen unfruchtbarer und erkältender Zänkereien verwünsche, ja, daß ich den wahren heilbringenden Fortschritt evangelischen Glaubens und Lebens dadurch auf das bedenklichste bedroht sehe? — Das ist wahrlich nicht der Weg, wie die göttliche Wahrheit sich die Herzen gewinnt! Ganz anders war es vor zwanzig und dreißig Jahren, als nach der langen rationalistischen Verödung und Verflachung das tiefere evangelische Leben wieder in vielen Gemüthern erwachte und nun seine allmählichen stillen, aber sichern Siege feierte; da hielt ein inniges Bewußtsein höherer Gemeinschaft Alle zusammen, in denen das heilige Feuer wieder angefacht worden, und unwiderstehlich drang der neue bessere Geist in weitere und immer weitere Kreise. In den letzten acht Jahren aber ist — wenn nicht alle meine Beobachtungen mich trügen — ein Stillstand, ja ein Rückschritt eingetreten; leider nur zu oft hat die „Milch der frommen Denkart" seither sich in Essig und Scheidewasser theologischen und confessionellen Gezänkes verwandelt. —

Und in diese Verwirrung, in dieß betäubende Geschrei hinein haben Sie den Muth zu sprechen, monatlich mitzusprechen über religiöse Zeitgeschichte und christliche Zeit-Aufgaben? — Ich ehre Ihren Entschluß, aber mir bangt für Sie; wie ich Sie kenne, müssen Sie auf die Länge darunter leiden. Ich fürchte, lieber Freund, Sie denken zu hoch von den Menschen, zu hoch auch von denen, die sich mit großer Sicherheit als die rechten Christen und die Wächter Zions betrachten und geberden; eben darum können Ihnen noch die peinlichsten Erfahrungen bevorstehen. Sobald die religiösen Ueberzeugungen um weltliche Zwecke, um irdische Geltung, um politischen Einfluß streiten, so büßen sie den Adel ihrer Jungfräulichkeit ein; und menschliche Leidenschaft — verdeckt oder offen — giebt dann meist den Ton an. In unsern kirchlichen Kämpfen, die in der Regel aus so gemischten Elementen sich entzünden, fühlen sich nur zwei Klassen von Streitern in

ihrem wahren Elemente: die Zeloten und die Diplomaten; ich meine die beschränkten Eiferer mit eisernem Reifen um Stirn oder Herz und die feinen, leise tretenden, intriguirenden Berechner. Das sind die Leute, die mit Behagen dort das große Wort führen; wer innerlich nicht zu ihnen gehört, der hält es auf die Dauer nicht bei ihnen aus. —

Wie gerne, mein theurer Freund, möchte ich anders sehen, als mich Menschenkenntniß und ein Leben reicher Erfahrung sehen heißt! Wie ich die Menschen aller Klassen bisher gefunden, so muß ich bekennen: Wenigen unter ihnen ist es Ernst, voller Ernst mit der Wahrheit; Wenige haben Sinn und Fähigkeit und innere Treue genug, um in die Tiefen der religiösen und sittlichen Probleme hinabzusteigen. Mit vorgefaßten Urtheilen, mit Partei-Parolen giebt sich die große Mehrzahl der „Frommen", wie der „Weltkinder" zufrieden. Der tiefere Drang nach Wahrheit, die heiße Sehnsucht nach voller Genüge der Seele wird der Menge immer fremd bleiben; um diesen Altar sammelt sich stets nur eine kleine Gemeinde. —

Sie werden mich verstehen, ohne daß ich mich noch deutlicher zu erklären brauche. Der Leserkreis, für den Sie schreiben und dem Sie Ihrer innersten Eigenthümlichkeit nach angehören, ist nicht das Publicum der Zeitschriften, das im Durchschnitt an ganz andere Kost gewöhnt ist. Von gehässiger, rücksichtsloser Polemik, von schlauer Partei-Taktik, von Preisgebung der thatsächlichen Wahrheit werden Sie nichts wissen wollen, und doch sind das gerade die Gewürze, die sehr vielen Lesern den Genuß mancher Zeitschriften (auch mit sehr frommen Titeln) besonders anziehend machen. Schließen Sie Ihrem sittlichen Gefühl gemäß jene pikante Beigabe aus, so müssen Sie auch auf jenen massenhaften Leserkreis verzichten, der einen solchen Kitzel verlangt, um sich nicht „zu langweilen". Nehmen Sie noch dazu die lästige Nothwendigkeit, sich zu bestimmten Zeiten über Fragen auszusprechen, die noch nicht spruchreif sind; denken Sie an die schiefen Urtheile, denen Sie so oft begegnen werden, und vergegenwärtigen Sie sich die sprüchwörtlich gewordene Unverträglichkeit und eigensinnige Rechthaberei, die bei uns in schönster Blüthe steht, — überschauen Sie alles dieses mit Einem Blicke, so können Sie meine Warnungen nicht für leere Einbildungen halten.

Indessen sehe ich wohl ein, daß Sie auf dem einmal betretenen Wege nicht sogleich wieder umkehren können. Sie müssen den Kelch leeren, den Sie sich gefüllt haben; gewiß werden Sie auch auf dieser Bahn reiche Erfahrungen sammeln und (wie ich zuversichtlich hoffe) nicht vergeblich arbeiten. Der Zweck dieser Zeilen ist erreicht, wenn Sie mir versprechen, das, was ich als Ihre innerste und höchste Lebensaufgabe betrachte, nicht aus

dem Auge zu lassen. Haben Sie einige Jahre hindurch dieses „Tages Last und Hitze" getragen und meine Besorgnisse bestätigt gefunden, so ist es immer noch Zeit, in den Weg einzulenken, den ich Ihnen früher vorgeschlagen, wenn anders Ihre Gesundheits-Umstände Ihnen auch dann noch verbieten würden, auf Ihren Lehrstuhl zurückzukehren.

Jetzt aber folgen Ihnen meine treuesten Wünsche auf das Schiff, dessen Steuer Sie ergriffen haben.

Antwort des Herausgebers.

— — Sie hätten in der Schilderung aller Schwierigkeiten, die mich auf meinem Wege erwarten, noch Stärkeres sagen, noch dunklere Farben wählen können, ohne mich dadurch zu überraschen oder zu entmuthigen. Hätte ich eine Bestätigung für die Wahrheit Ihrer Eindrücke bedurft, ich hätte sie reichlich auf meiner letzten Reise gefunden. Und befragte ich ausschließlich meine persönliche Neigung, so zöge ich mich schon heute still in meine alten friedlichen Studien zurück, wo so viel Angefangenes auf seine Fortsetzung und Vollendung wartet.

Allein dürfen wir denn immer dem Zuge unsrer Neigung folgen? Steht nicht hoch über unsern Wünschen und unsrer Vorliebe die Stimme des Gewissens? Eine solche Gewissens-Mahnung liegt für mich in der Stimmung und Haltung der Zeitgenossen dem Evangelium gegenüber; viele der schönsten Hoffnungen sehe ich bedroht, viele der erfreulichsten Ernten gefährdet; wäre da kluges, feiges oder träges Stillschweigen nicht unverzeihlich? Jeder ernste und wahrhaftige Mensch hat ein Wort in seiner Seele, das die reife Frucht seines innersten Strebens und Leidens, der Kampfpreis seiner tiefsten Sehnsucht und heißesten Arbeit ist, ein Wort, dessen einzelne Buchstaben und Laute er vielleicht nur langsam zusammensetzt, das aber durch freundliche oder feindliche Berührungen oft plötzlich wie ein elektrischer Funke hervorgelockt wird. Dieß innerste Heiligthum der Ueberzeugung und Erfahrung müssen wir Alle bei gewissen großen providentiellen Aufforderungen — wie sie vorzüglich in den „Zeichen der Zeit" liegen — ganz und wahr und unzweideutig aussprechen. Jeder geistige Mensch bleibt ein moralischer Krüppel, bis er sich zu diesem Zeugen-Muthe erhebt. Die sophistische Umgehung dieser Verpflichtung trägt mit eine große Schuld an der entnervenden und verfälschenden Unwahrhaf-

tigkeit, die unser kirchliches und staatliches Leben vielfach untergräbt. Dixi et animam salvavi! ist ein Wort hohen Seelenadels und reinen Pflichtgefühls, und ein noch viel höheres Wort heißt: „Ich glaube, darum rede ich!"

Täuschen nicht alle Anzeichen, so ist gerade die Gegenwart eine der Perioden, wo altkluges oder scheues Schweigen nur denen wohl ansteht, die auf jene alte Pilatus-Frage: „Was ist Wahrheit?" verstummen müssen. Wer aber eine Ueberzeugung kennt, theurer als jedes sonstige Lebensglück, höher als jede vergängliche Rücksicht, für den ist Schweigen in unserer Zeit Sünde. — Mag denn also die babylonische Sprachverwirrung, auf die Sie hinweisen, in den religiösen und den politischen Kreisen aller Klassen noch so abschreckend sein; mag es im Allgemeinen immerhin zutreffen, daß nur die Schlauen und die Beschränkten auf dem lauten Markte sich behaupten, — das Alles kann mich doch nicht irre machen an dem Glauben, daß jedes treue lebendige Wort der Wahrheit hier oder dort, früher oder später seine Stätte finde. Es lebt noch immer eine weit verbreitete Gemeinde Solcher, die ein Ohr haben für die unverfälschte Sprache ächter und erlebter Ueberzeugungen; des Klingklangs süßlicher oder fanatischer Nachbeterei sind sie eben so überdrüssig, als der haltlosen Willkür kalter und irreligiöser Kritik. Es giebt noch immer eine unsichtbare Kirche derer, die den Muth haben, der Wahrheit in das ernste Angesicht zu schauen, das sie sich von keiner Tages-Meinung, keiner Partei-Taktik mit einer Moses-Decke verhüllen lassen. Seien ihrer Viele oder Wenige, für sie verlohnt es sich zu schreiben, zu arbeiten, zu kämpfen und, wenn es sein muß, zu leiden. —

Und selbst wenn ich nichts wüßte von dieser durch kein Parteigetrieb geknechteten evangelischen Gemeinde aller innigen, wahrhaften und ernsten Geister; selbst wenn der äußere Erfolg (für die Meisten der leitende Maßstab) ganz unsichtbar bliebe: so würde auch diese Erfahrung für mich keine Enttäuschung sein. Wem der Gedanke einer höheren Weltordnung eine Wirklichkeit und keine Redensart ist, der wird daran festhalten, daß nichts für immer erfolglos bleiben kann, was aus der rechten Quelle stammt: aus dem Glauben an göttliche Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe. Wer auf diesen Acker der Zukunft säet, der hat sein Samenkorn in den lebendigen Schooß seines Gottes gelegt, — ob er die Frucht aufgehen sehe oder nicht, er kann sich getrost niederlegen, „wenn die Nacht kommt, da Niemand wirket."

Mein Entschluß, wie er Ihnen jetzt vorliegt, ist besonders durch zwei unvergeßliche Eindrücke in mir vorbereitet worden: durch den Anblick der

gewaltigen Gerichte des Jahres 1848 und ihrer seitherigen Nachwehen, sodann durch meine Erkrankung im Frühjahr 1850. Beides mahnte mich mit durchdringender Stimme an die alte Wahrheit, daß die Tage eines Jeden gezählt seien. Die Gelübde von 1848 wurden durch die Erfahrungen von 1850 versiegelt. Es stand mir von da an unerschütterlich fest: das, was ich als die rettende Kraft und die befreiende Wahrheit für die Individuen, wie für die Nationen erkannte, noch viel entschiedener als bisher zum Mittelpunkte meines Berufes und Wirkens zu erheben und die wenigen oder vielen Jahre, die mir noch geschenkt sein mögen, ganz diesem Einen großen Zwecke dienstbar zu machen.

Als Organ einer solchen Wirksamkeit betrachte ich die unternommene Zeitschrift; zeigt mir die Erfahrung, daß ich hierin fehlgegriffen, so lege ich dann die Feder wenigstens mit dem Bewußtsein nieder, nicht aus Furcht oder Bequemlichkeit verstummt zu sein, als es zu sprechen galt und als es zum Warnen Zeit war, noch ehe die Prüfungen über uns hereinbrechen, denen Europa nicht entgehen wird.

Der Kirchentag in Bremen *).

(Mitgetheilt von Dr. Lucius in Darmstadt.)

Den Lesern dieser Blätter ist es bereits bekannt, daß der fünfte deutsche evangelische Kirchentag in Verbindung mit dem vierten Congresse für die innere Mission dieses Jahr vom 14. bis 17. September in der Hansestadt Bremen abgehalten worden ist. Indem sich der Referent dieser Zeilen anschickt, im nachstehenden Berichte eine Skizze des großen protestantischen Lebensbildes zu entwerfen, das während jener Tage erfrischend und stärkend an ihm vorübergezogen ist, das hin-

*) Durch die Mittheilung dieser ausführlichen Berichterstattung über den Bremer Kirchentag glaubt die Redaction im Sinne des zweiten Titels unsrer Zeitschrift zu handeln: „Beleuchtung der Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart". — Beides gehört ja auch zu den Hauptzwecken des Kirchentages. Indem wir also die Bremer Versammlung in unsern Blättern reden lassen, geben wir damit einen umfassenden und lebendigen Bericht über die beiden wichtigen Rubriken unserer Zeitschrift: „Kirchliche Zustände" und „Innere Mission".



einblicken ließ in den Reichthum unsrer theuern Kirche an den mannichfaltigsten Kräften und Gaben und von neuem die Ueberzeugung befestigen mußte, daß der Herr Seine Kirche noch nicht verlassen hat, Er vielmehr noch „bei uns wohl auf dem Plan ist mit Seinem Geist und Gaben", — erkennt er es nur zu wohl, wie sich das volle, reiche Leben nur höchst spärlich und ärmlich in kalte, todte Buchstaben fassen läßt.

Referent muß von vornherein sein Bedauern darüber aussprechen, daß es ihm dieses Jahr zum ersten Male möglich war, den Kirchentag zu besuchen. Er sieht sich deßhalb leider nicht in der Lage, selbst einen Vergleich zwischen dem dießjährigen und den vorhergehenden Kirchentagen oder auch nur einem der vorhergehenden hier anzustellen. Doch will er es nicht verschweigen, daß er namentlich von Solchen, die den zwei letzten Kirchentagen in Stuttgart und Elberfeld beigewohnt hatten, mehrfach das Urtheil vernehmen mußte, der dießjährige Kirchentag halte nicht entfernt einen Vergleich aus mit den eben genannten zwei vorhergehenden; er habe nicht die gleiche Wärme entwickelt, nicht die gleiche Begeisterung entzündet, nicht die gleiche Einmüthigkeit in seinen Berathungen gezeigt. Theils gab man dieß der Theilnahmlosigkeit, welche die Bremenser für die Verhandlungen des Kirchentages gezeigt haben sollten, theils auch den von dem Centralausschusse auf die Tagesordnung gebrachten Gegenständen schuld, bei welchen ein bedeutender Dissens in der Versammlung hätte vorausgesehen werden können, und die daher hätten weggelassen werden sollen.

Es ist wahr, daß die Versammlungen des Kirchentages, zu welchen gewiß an 1000 Gäste aus der Nähe und Ferne herbeigeströmt waren, von den Bewohnern Bremens selbst nur sehr spärlich besucht worden sind, und es mag sein, daß dem imposanten Eindruck der immerhin höchst großartigen Versammlung dadurch Abbruch geschehen ist. Doch ist gewiß nicht Theilnahmlosigkeit der Grund dieses spärlichen Besuches gewesen. Zeugniß dafür geben der herzliche, freundliche Empfang, den alle Gäste bei den lieben Bremensern fanden, — in dieser Beziehung mögen andere Städte des Kirchentages Bremen gleichgekommen sein, gewiß aber hat keine es übertroffen, — die gedrängt vollen Kirchen bei den während der vier Wochentage stattfindenden doppelten Abendgottesdienste und überhaupt der gediegene kirchliche Sinn, der, trotz Dulon und Consorten, aus allen Kreisen der Bürgerschaft einem entgegentrat. Vielmehr lag der Grund davon gewiß nur in den ungünstigen akustischen Verhältnissen des Versammlungsortes, der St. Ansgariikirche. Die Rednertribune war unmittelbar vor der Kanzel an einem Pfeiler mitten in der Kirche angebracht und ragte bis in die Mitte des Schiffs der Kirche vor. Neben und noch mehr also

hinter der Tribune war kein Wort zu verstehen. Die ganze Hälfte der ohnedieß nicht sehr geräumigen Kirche der Länge nach mußte also leer bleiben, und auch in der anderen Hälfte der Kirche konnte der Redner nur verstanden werden, wenn er geradeaus gegen die ihm gegenüberstehende Säule sprach, nicht aber, wenn er sich rechts oder links wandte. Es war dieß ein großer Mißstand, dem wohl durch eine zweckmäßigere Stellung der Tribune hätte abgeholfen werden können, ein Mißstand, der Hunderte von dem Besuche der Verhandlungen abhielt.

Was endlich die von dem Centralausschuß dießmal festgestellte Tagesordnung betrifft, so kann sich Ref. nicht zu der Ansicht der Tadler derselben bekennen. Der Kirchentag hat sein Ansehen und seine hohe Bedeutung dem Umstande ganz wesentlich mit zu verdanken, daß sein Centralausschuß stets die brennendsten Fragen der Kirche, das, was die Herzen Aller am meisten bewegte, auf die Tagesordnung oder doch zur Besprechung zu bringen suchte, und gewiß würde er von der Höhe, die er jetzt in der That einnimmt, gerade in dem Maße tiefer und tiefer herabsinken, als er, in Verkennung der ersten und wichtigsten Bedingung seines Lebens und Gedeihens, bei der Wahl der zu berathenden Gegenstände nicht so sicher, wie bisher, der Zeit den Puls zu fühlen wüßte oder doch aus diesen oder jenen Rücksichten Lebensfragen unserer Zeit nicht vor sein Forum bringen wollte.

Vergleicht man nun die dießmalige Tagesordnung mit denen der früheren Kirchentage, so dürfte wohl kaum irgend eine so durchgängig von den wichtigsten Gegenständen zusammengesetzt gewesen sein, wie gerade jene. Die Einrichtung des Hauptgottesdienstes, das Bedürfniß der Privatbeichte, Verhalten der evangelischen Kirche in Hinsicht der römisch-katholischen Missionen und bezüglich der gemischten Ehen, Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuchs — welcher Kirchentag hätte noch ein solch reiches, interessantes Programm aufzuweisen gehabt? Freilich waren Gegenstände darunter mit aufgenommen, über welche in der evangelischen Kirche unseres Vaterlandes selbst keine Einhelligkeit der Ueberzeugung herrscht und bei deren Discussion dieser Zwiespalt voraussichtlich zu Tage treten mußte. Wir meinen damit namentlich das Verhalten der evangelischen Kirche in Hinsicht der römisch-katholischen Missionen, das Bedürfniß der Privatbeichte und theilweise auch die liturgische Frage. Aber wären deßhalb diese Fragen besser ganz von der Tagesordnung weggelassen worden, unter ihnen wenigstens die, bei welchen die confessionellen Elemente in scharfer Ausprägung einander gegenübertreten mußten? Wir meinen, nein! Auch was eine Confessionskirche mehr bewegt, als die andere, auch was unsere Kirche sonst in verschiedene Lager

zu spalten droht, darf sich der Kirchentag nicht scheuen zur Verhandlung zu bringen. Es ist ja nicht der Sinn der Conföderation, auf deren Grundlage hin der Kirchentag erwachsen ist, die factisch vorhandenen, offen vorliegenden Gegensätze verwischen oder verdecken und ignoriren zu wollen; vielmehr erkennt sie bei aller Einheit der gemeinsamen Grundlage auch jene Gegensätze als nothwendige und berechtigte an, muß sie also auch ungehindert hervortreten und zum Ausdrucke kommen lassen. Die Idee der Conföderation kann nur dann ihre volle Wirklichkeit erlangen, wenn sie eine gegenseitige Achtung der vorhandenen Gegensätze, ein gegenseitiges Tragen dieser Besonderheiten hervorzurufen im Stande ist. Und wenn auch in solchen Verhandlungen einmal „die Geister auf einander platzen", die Gegensätze recht scharf hervortreten und mit Eifer vertheidigt werden sollten, — was hat das zu sagen, wenn nur das gemeinsame Band, das hier Alle zu Einem Ganzen umschlingen soll, heilig geachtet, die Sache nicht mit der Person verwechselt und die den Brüdern schuldige Liebe und Achtung nicht aus den Augen gesetzt wird? Mit um so größerer Wärme wird dann stets wieder der Zusammenschlag der Herzen gespürt werden, wenn die, die eben noch als Gegner gewappnet sich gegenüberstanden, sich gleich darauf wieder auf dem weiten, felsenfesten, gemeinsamen Boden als Brüder und eng Verbündete begegnen und finden! — Und in der That muß man gestehen, daß die Verhandlungen des Bremer Kirchentages, so scharf auch theilweise bei ihm die Gegensätze hervorgetreten und ausgesprochen worden sind, doch stets mit Würde und Ruhe geführt wurden und sich von allen Persönlichkeiten und Gehässigkeiten — wie dieß nicht anders erwartet werden durfte — frei gehalten haben.

Erster Tag.

(Festpredigt. — Bericht. — Einrichtung des Hauptgottesdienstes. — Beichtwesen.)

Die Verhandlungen des Bremer Kirchentages begannen Dienstag den 14. September. Ihnen voraus ging am Nachmittage vorher die Versammlung der Deputirten der verbundenen deutschen Tractatgesellschaften.

Dienstag Morgen um halb acht Uhr wurde der Kirchentag durch einen feierlichen Gottesdienst in der festlich geschmückten St. Stephanikirche eröffnet. Die Kirche war gedrängt voll. Pastor Mallet von Bremen hielt die Festrede. Der Eindruck, den die Predigt auf alle Anwesenden machte, war ein gewaltiger. Das Wort Kirchentag gab dem Redner die Gedanken der Einleitung: wie in der Natur, so sei auch auf dem

Gebiete des Geistes, der Kirche, stets Wechsel zwischen Tag und Nacht, zwischen Licht und Finsterniß, bis der große Tag anbrechen werde, auf den kein Tag und keine Nacht mehr folge. So sei auf die lange, mehr als tausendjährige Kirchennacht der Heiden und des alten Testamentes der Kirchentag des neuen Testamentes blutigroth angebrochen, auf die nun wieder folgende Nacht, wo heidnische Nationen die christlichen Völker zertraten, der Kirchentag der zum Himmel emporstrebenden Kirchen und Dome, und endlich auf die wieder hereingebrochene Kirchennacht, wo Baalspriester den durch das Blut des Lammes erkauften Schatz gegen Gold und Silber verkauften, der große Kirchentag der Reformation. Aber auch auf diesen Tag folgte wieder Nacht, und zwar die schmählichste, die je die Kirche sah, — die Nacht des Rationalismus, der sogenannten Aufklärung. Sie ist vergangen; das Morgenroth eines neuen Kirchentages ging über blutigen Schlachtfeldern auf; wir haben ihn erlebt, er ist noch. Aber ihm wird die Nacht wieder folgen, die dunkelste Nacht, die Nacht des Antichrists, dessen Anzeichen schon vorhanden sind, dessen Programm schon fertig ist — es heißt: Revolution u. s. w. Laßt uns darum, so lange es noch Tag ist, unsre Blicke hinlenken auf das Eine, was uns noth thut, wie es aus den Worten des hohenpriesterlichen Gebetes Christi Joh. 17, 20 u. 21 uns entgegentritt. — Der Redner entwickelte dann im weiteren Verlaufe den Umfang, den Inhalt und den Segen dieser Bitte des Heilands — den Umfang, indem zwar der Heiland die Welt, die unbußfertige, die keinen Gottessohn braucht, von seinem Gebete ausschließt, dagegen Alle in dasselbe einschließt, die an ihn glauben, von den Heiligen an bis herab zu dem Letzten, der mit dem schwachen Stammeln des Glaubens zu ihm betet, Alle ohne Unterschied der Erkenntniß, der Rechtfertigung, der Heiligung, — den Inhalt („auf daß sie Alle Eins seien, gleichwie du, Vater, in mir und ich in dir"), indem, wie der Heiland gerade hier, wo er von der Einheit spricht, so stark, wie sonst nirgends, die Verschiedenheit eines Ich und eines Du in Gott hervorhebe, wie überall in der Natur und Menschenwelt neben der größten Mannichfaltigkeit doch wieder die größte Einheit sich zeige, so auch in der Kirche in der Verschiedenheit der Individuen die Harmonie eines höhern göttlichen Lebens hervortreten solle, Ein Glaube, wenn auch verschiedene Bekenntnisse, Ein Gebet, wenn auch verschiedner Cultus, Ein Leben, wenn auch mannichfaltige Lebenserscheinungen und Formen, — und endlich den Segen: „auf daß die Welt glaube". Die Welt aber glaubt noch nicht; sie glaubt nicht an die Macht der göttlichen Demuth und Liebe, wo ist sie unter uns zu finden? nicht an den Einen Hirten, wo ist seine Eine Heerde?

nicht an den Einen König, wo ist sein Reich? Ja, wir müssen bekennen, unsere äußre Erscheinung ist ein Zeugniß wider unser Zeugniß im Worte; wir haben das uns von dem Herrn verliehene Zeugenamt nicht geübt, wie wir sollten. Es muß erst noch die Zeit kommen, wo die Welt glauben muß. Dann wird für die ganze Welt ein großer Kirchentag anbrechen. — Den Schluß der Predigt machte die Ermahnung, ihm, dem Herrn, unser ganzes Herz hinzugeben.

Hierauf begannen die Verhandlungen des Kirchentages in der St. Ansgariikirche mit Gesang und einem Gebete des Pastor Treviranus von Bremen. Nachdem die Versammlung die Vorsitzenden des engern Ausschusses, die Herren Geh. Oberregierungsrath v. Bethmann-Hollweg, die Geh. Oberconsistorialräthe Stahl und v. Mühler aus Berlin, unter Zuziehung des Herrn Pastor Treviranus aus Bremen zu ihrem Geschäftsvorstand bestellt hatte, betrat Geh. Rath von Bethmann-Hollweg die Tribune, um Namens des engeren Ausschusses Bericht über Fortsetzung und Erfolg der Bemühungen zur Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes, sowie über die Ausführung der auf dem vorjährigen Kirchentage gefaßten Beschlüsse zu erstatten. Aus diesem interessanten Berichte ging zunächst hervor, daß die Gründung eines deutschen evangelischen Kirchenbundes der Verwirklichung noch nicht näher gekommen, bis jetzt vielmehr nur noch Idee geblieben ist. Doch waren in anderer Beziehung erfreulichere Erfolge zu berichten. Den Anregungen des Kirchentages ist es zunächst zu danken, daß jetzt jährlich eine Versammlung von Abgeordneten aller deutsch-evangelischen Kirchenregierungen zur unverbindlichen Besprechung allgemeiner kirchlicher Fragen stattfindet und ein kirchliches Centralorgan zur Veröffentlichung wichtiger Erlasse der verschiedenen evangelischen Kirchenbehörden geschaffen worden ist. Die erste dieser Conferenzen habe im Laufe dieses Jahres in Eisenach stattgehabt. Von ihr seien die Bekenntnisse als feststehend anerkannt, allgemeine Grundsätze über Kirchenverfassung angenommen, aber nur in der Gesangbuchssache ein wirklicher Beschluß gefaßt und ausgeführt worden, indem man eine Commission erwählt und beauftragt habe: etwa 150 Kernlieder der evangel. Kirche zusammenzustellen, die unverändert in alle Gesangbücher der verschiedenen Landeskirchen aufgenommen werden sollten. Diese Commission werde in wenig Tagen in Cassel zusammentreten. — Eine organische Verbindung mit dem Kirchentage sei von jener Versammlung verworfen worden; es werde übrigens auch nur eine factische gewünscht, da die erstere unmöglich sei.

Nach dem Beschlusse des letzten Kirchentages seien die Protocolle des Kirchentages gedruckt an alle deutsch-evangelische Kirchenbehörden gesandt worden. Dem Centralausschusse sind darauf von vielen der letzteren anerkennende Rückschreiben zugekommen, von welchen das des Münchener Oberconsistoriums verlesen wurde.

Die von dem Elberfelder Kirchentage beschlossenen Aufrufe in Betreff des kirchlichen Amtes, sowie der gemischten Ehen seien von dem Ausschusse nicht erlassen worden, doch sei letztere Angelegenheit dießmal von ihm auf die Tagesordnung gebracht worden.

Vier andere ihm gewordene Aufträge dagegen habe der Centralausschuß ausgeführt und zu dem Zwecke Schreiben an Fürsten und Behörden in Oldenburg, Lippe-Detmold, Baden und Schleswig-Holstein gerichtet.

Aus Oldenburg nämlich sei an den Kirchentag in Elberfeld ein Hülferuf in Beziehung auf die dort neu eingeführte Kirchenverfassung ergangen, die eine unumschränkte, durch keinerlei Bekenntniß gebundene Glaubens- und Gewissensfreiheit proclamire und den ganzen kirchlichen Organismus aus der freien Wahl aller Gemeindeglieder ohne irgend welche persönliche Garantie hervorgehen lasse, also als wider das Evangelium angesehen werden mußte. Auf das deßhalb an den Fürsten gerichtete Schreiben des Ausschusses sei zwar keine Antwort erfolgt, doch lasse der Erfolg schließen, daß es nicht unbeachtet geblieben sei.

Die beiden folgenden Schreiben seien in der Katechismusfrage an Lippe-Detmold und Baden ergangen. In Lippe sei ein fester, gesetzlicher Grund und Boden vorhanden. Dort sei nicht gesetzlich, sondern nur durch Mißbrauch der Geistlichen an die Stelle des Heidelberger ein neuer Katechismus eingeführt worden, der nicht evangelisch und nicht reformirt sei und nach dem kein christlicher Unterricht ertheilt werden könne. Nun aber sei der Wiedergebrauch des Heidelberger Katechismus verboten worden, sogar in einem Generale der kirchlichen Oberbehörde. — Das deßhalb an den Fürsten gerichtete Schreiben sei leider ablehnend beantwortet worden. — Anders sei es in Baden, wo in Folge der seit 1821 verfassungsmäßig eingeführten Union durch die Generalsynode des Jahres 1834 an die Stelle des lutherischen und Heidelberger Katechismus ein unirter Katechismus gesetzt worden sei, der das Gepräge einer glaubensschwachen Zeit an sich trage. Vielfach sei nun dort der Wunsch laut geworden, von jenen Urkatechismen, die ein unveräußerliches Recht haben, wieder Gebrauch machen zu dürfen, was ohne Beeinträchtigung der Union schien geschehen zu können, da es in dem Wesen derselben liege, das confessionelle Bekennt-

niß zu achten. Auch hier erfolgte auf das Schreiben des Ausschusses eine ablehnende Antwort, und zwar „weil man von einer solchen Erlaubniß eine Auflösung der Union befürchte". — Der Ausschuß könne nicht weiter gehen; er habe Zeugniß abgelegt, das Uebrige müsse dem Gewissen der Behörden überlassen bleiben.

In Schleswig-Holstein hatten Bedrückungen der evangelischen Christen von Seiten des dänischen Gouvernements stattgefunden. Der Ausschuß sollte sich deßhalb an die Fürsten und freien Städte wenden um Berücksichtigung der Unglücklichen. Bei näherer Untersuchung dieser Sache, bei welcher sich herausgestellt habe, daß allerdings solche Bedrückungen stattgehabt hätten, habe sich der Ausschuß entschlossen, ein Schreiben an den König von Dänemark selbst zu richten, auf welches auch bereits eine Antwort erfolgt sei. — Beide interessante Schreiben wurden hierauf unter allgemeiner Aufmerksamkeit verlesen. In dem ersteren wird besonders hervorgehoben, daß an die Stelle der in den letzten Jahren ihrer Stelle enthobenen oder versetzten Geistlichen vielfältig Nachfolger berufen worden seien, die das Wort Gottes nicht rein und lauter verkündigten oder durch ihren Wandel Aergerniß gäben, und daß vielen Gemeinden gegen ihr wiederholtes Bitten die deutsche Kirchen- und Schulsprache entzogen worden sei. Im letzteren, im Auftrage des Königs von Gr. Moltke verfaßten und unterzeichneten Actenstücke heißt es, daß jene Klagen von andrer Seite bis jetzt eben so wenig vorgebracht worden, als sie in Wahrheit begründet seien; übrigens müßten S. M. der König von Dänemark überhaupt die Einmischung eines deutschen Kirchentages in die Allerhöchstdemselben über das nicht-deutsche Herzogthum Schleswig zustehenden Rechte auf das Bestimmteste zurückweisen.

Die Tagesordnung führte hierauf zur Verhandlung über die Einrichtung des deutsch-evangelischen Hauptgottesdienstes. Pastor Scheele aus Eggersdorf hatte das Referat, Oberconsistorialrath Nitzsch aus Berlin das Correferat übernommen.

Pastor Scheele stellt zwei Hauptforderungen an die Einrichtung des Hauptgottesdienstes, nämlich 1) er soll evangelisch und 2) er soll deutsch-volksthümlich sein. Jeder dieser zwei Hauptgrundsätze zerlegt sich ihm wieder in drei besondere. Unser Hauptgottesdienst soll evangelisch sein, will sagen: er soll a) biblisch sein; Gebet, Lesen und Hören der heil. Schrift und Feier des heil. Abendmahls sind wesentliche Stücke des Hauptgottesdienstes. Er soll ferner b) kirchlich sein. Die Kirche

ist freilich noch eine streitende, nicht triumphirende; doch muß das Band der endlichen Einigung im Gottesdienste festgehalten werden. Er soll endlich c) heilskräftig sein, d. h. das eigentlich Reformatorische, die Rechtfertigung allein durch den Glauben, muß in ihm zum Ausdruck kommen. Luther wollte unter allen Umständen die Feier des Abendmahls mit dem Hauptgottesdienst verbunden wissen; nicht so die Schweizer. — Die zweite Haupteigenschaft des Hauptgottesdienstes (Volksthümlichkeit) schließt folgende drei Forderungen in sich: a) der Hauptgottesdienst muß und kann reich sein. Es kommt hier nicht auf die Menge, wohl aber auf die Beschaffenheit der Mittel an. Das Eine, was noth thut, das Wort, muß scharf hervortreten, das Wort, das die Verheißung hat, daß es nicht leer zurückkomme. — Er muß und kann aber auch b) vollständig sein. Die gottmenschliche Herrlichkeit des Evangeliums muß aus dem Gottesdienste uns überall entgegentreten. Die Erlösung durch den Gottmenschen und unsere Verbindung mit ihm — diese Wahrheit hat der Gottesdienst allsonntäglich zur Darstellung zu bringen. Das Abendmahl darf also bei ihm eigentlich nicht fehlen, bildet vielmehr seinen natürlichen Gipfelpunct.— Der Gottesdienst muß und kann endlich auch c) lebendig sein. Er muß die Thätigkeit der Feiernden recht in Anspruch nehmen. Die deutsche Gesangeslust wußte Luther zu benutzen; der Reformation verdanken wir darum das deutsche Volkslied. Auch die Predigt, als das lebendige Erfahrungszeugniß, ist ein nothwendiges Stück im Gottesdienste u. s. w. — Hierauf gründete Pastor Scheele, nachdem er seinen Schmerz über die gegenwärtigen Zustände ausgedrückt hatte, noch einige Hauptforderungen für die Einrichtung des Gottesdienstes. Er verlangt nämlich auf Grund des ersten Theiles seines Referats: selbständige Stellung der heil. Schrift in dem Hauptgottesdienste, — Aufnahme des apostol. Glaubensbekenntnisses, — endlich auch das Abendmahl als Schlußpunct, wenigstens müsse der ganze Gottesdienst auf dasselbe hinzielen. — In Beziehung auf den zweiten Theil seiner Abhandlung verlangt er, daß im Gottesdienste dem deutschen Kunstsinne Rechnung getragen werde durch Ausbildung des liturgischen Theiles, des Gesangs, durch Einführung von Wechselgesängen, welche die Gemeinde nicht bloß anhöre, sondern selbst mit ausführe. Schulen und kirchliche Singvereine seien hier mit in den Dienst zu ziehen. — Die Predigt, trotz der vielen gegen sie erhobenen schweren Angriffspuncte, sei kein Eindringling, sondern ein wesentliches Stück des Gottesdienstes; das deutsche Gemüth verlange die Predigt. — „Viele wollen durch katholische Kunstzeichen und Kunstmittel, durch katholische Symbolik, dem evangelischen Gottesdienste aufhelfen und ihn beleben. Andere aber sagen — und das

ist die treue deutsche Stimme, der wir Beifall geben —: Bleibt in eurem Berufe, haltet Maß und laßt die ersten Mittel die besten sein, und diese sind Gesang und Predigt."

Correferent O.-C.-R. Nitzsch: Mit Kälte und Gleichgültigkeit habe sich vielfach das Volk abgewandt von den Gottesdiensten unserer Kirche. Man suche darum diese Gottesdienste wieder zu heben, zu verschönern. Das Schöne aber sollen wir nur aus dem Evangelium entnehmen. Manche empfehlen die Messe — weg damit! Die Aufopferung unseres ganzen Lebens für den Heiland in dem Sacrament des Altars — dieß müsse der Haupt- und Mittelpunct des ganzen Gottesdienstes bleiben. Die Gemeinde werde sich dadurch eher bereiten, auch zu communiciren. Das Abendmahl allein gebe einen vollen Abschluß des Hauptgottesdienstes. — Der natürliche Gang des Gottesdienstes sei: Sammlung der Gemeinde; dann Bekennen, Danken, Bitten mit Erinnerung an die Erlösung im Allgemeinen nach Maßgabe des Festes oder des Evangeliums oder der Epistel; hierauf die Predigt. Das Besondere müsse aber dann wieder zu dem Allgemeinen zurückkehren, also zu Dank- und Bittgebet.

Am nöthigsten müsse gefordert werden eine durchaus geordnete, aber größere Mannichfaltigkeit; die heil. Schrift namentlich komme noch nicht zu ihrem Rechte; sie solle mehr zum Worte kommen in der Versammlung, die durch Gesang und Gebet bereits gehoben und bereitet sei. Sie sei in allen Haupttheilen in geordneter Weise im Gottesdienste zur Sprache zu bringen. Wie zu diesem Zwecke die heil. Schrift am besten zu vertheilen sei, sei Aufgabe der Kirchenregimenter und könne auch sehr wohl von Pastoralconferenzen zum Gegenstande ihrer Berathungen gemacht werden. Neue Heilskräfte würden dadurch in Wirksamkeit gesetzt werden.

Ebenso müsse auch eine größere Mannichfaltigkeit in Beziehung auf die Formulare gefordert werden. Wir hätten große Schätze an Liedern und liturgischen Gesängen, aber auch Gebetsschätze besäßen wir in liturgisch-kirchlicher Form, die aus dem heil. Geiste wirklich hervorgegangen seien, die aber kaum zum häuslichen Gebrauche verwendet würden. Namentlich liege in den älteren Agenden ein großer Schatz von Gebeten, besonders von Collecten und von großen Gebeten vor und nach der Predigt. Und bei solchen Gebetsschätzen werde oft dasselbe Fürbittengebet, dasselbe Altargebet das ganze Jahr hindurch gebraucht! Es sei allerdings ein Recht der Gemeinde, mit der Vorgeschichte, mit der Vorgemeinde in Verbindung zu bleiben. Allein das stets zu wiederholende Gebet sei nur das Gebet des Herrn. Bei den sonstigen Gebeten der Liturgie müsse ein geordneter Wechsel und eine geordnete Auswahl eintreten.

Das Glaubensbekenntniß gehöre allerdings auch in den Gottesdienst, aber nicht allein das apostolische, sondern auch das nicenische, das zur Abwechselung dann und wann an die Stelle des ersteren zu treten habe; das athanasianische dürfte sich weniger dazu eignen, da es nicht liturgisch gehalten sei.

Bei den liturgischen Formen des Abendmahls fehle als Zeichen der Zusammengehörigkeit die Feier des Liebesopfers durch Umgang der Geber um den Altar, während der Geistliche die schönsten Collecten aus dem Römerbriefe, die eine Erinnerung an die Bruderliebe enthalten, am Altare verlese. Wenigstens zu Zeiten könnte diese Feier eintreten.

Nach eröffneter Discussion — die Zeit war schon sehr vorangeschritten — ergriff zuerst Kreisamtmann Vogler aus Langenschwalbach das Wort und wies, gestützt auf die betreffenden Bibelstellen, auf die Kniebeugung als auf einen Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes hin. Die Kniebeugung sei nicht katholisch, sondern Befehl Gottes. Ueberhaupt solle man über die Einrichtung des Gottesdienstes weniger aus dem Kopfe, als aus der heil. Schrift und der Geschichte entwickeln!

Pastor Krummacher aus Berlin glaubt, der erste Referent habe Gemeinden vorausgesetzt, die nicht existiren, da er die Predigt zur Seite stelle und nicht in den Mittelpunct des Gottesdienstes. Wir seien noch nicht in der Zeit, den Salomonischen Tempel zu bauen. Die Predigt müsse vorzugsweise noch missionirend wirken. Alles Liturgische müsse darum nur darauf berechnet sein, die Kraft und den Nachdruck der Predigt zu heben.

Nachdem noch Pastor Möller aus Lübbeke das Wort ergriffen, wurde die Discussion über diesen Gegenstand geschlossen. Ein Beschluß wurde von der Versammlung nicht gefaßt, da keine bestimmten Anträge gestellt worden waren, auch nicht wohl gestellt werden konnten.

Nach der Tagesordnung kam nun **das Beichtwesen**, insbesondere das Bedürfniß der **Privatbeichte** zur Verhandlung.

Oberhofprediger Dr. Ackermann aus Meiningen, als Referent, ergriff das Wort und hielt über den vorliegenden Gegenstand einen ebenso belebten als anziehenden Vortrag. Er suchte in demselben in Kürze zu zeigen: 1) wie das Beichtwesen war; 2) wie es ist, und 3) wie es werden soll. Er weist zuerst kurz auf die Wichtigkeit des Beichtwesens hin, zeigt, wie der grauenhafteste Zug unserer Zeit: daß überall Schuld sei und doch kein Gefühl der Schuld, überall Sünde und doch

keine Erkenntniß der Sünde, wenn nicht allein, doch zu einem großen Theile von dem Verfalle des Beichtwesens verschuldet sei, und erinnert an das Wort des Königs von Preußen gegen Bischof Eylert: „keine größere Wunde könnte der protestantischen Kirche geschlagen werden, als durch die Abschaffung der Privatbeichte." Dann näher auf den Gegenstand eingehend, stellt er die katholische Ohrenbeichte und die protestantische Privatbeichte vergleichend neben einander, zeigt, wie die katholische Kirche Bekenntniß aller Sünden fordert und dem Beichten Verdienstlichkeit zuschreibt, während die Protestanten Bekenntniß der Sünde und Erlaß der Sünde durch den Geistlichen als die zwei Stücke der Beichte annehmen, und weist auf Luther's Urtheil über die Ohrenbeichte hin: „Die Ohrenbeichte wirkt 1) ein falsch bös Gewissen, 2) ein falsch bös Gewissen und 3) Abgötterei".

Nach den Ansichten der Reformatoren durfte die Beichte in keinem Gottesdienste fehlen. Bei dem Beichtgebete nach der Predigt kniete die ganze Gemeinde. — Bei der Abendmahlsfeier namentlich wurde es mit der Beichte sehr ernst genommen; die Anmeldung mußte mehrere Tage vorher erfolgen, die Beichte wenigstens Einen Tag vorher stattfinden. Der Beichthandlung ging eine förmliche Prüfung vorher über die christliche Erkenntniß der Gemeinde, warum sie zum Sacrament komme, was das Sacrament sei u. s. w. Erst dann folgte die Bearbeitung des Gemüthes durch den Beichtvater zur Erkenntniß der Sünde.

Hierauf wirft der Referent einen Blick auf den gegenwärtigen traurigen Zustand des Beichtwesens in allen deutschen Bundeslanden. Es sehe in dieser Beziehung entsetzlich bunt aus, oft in einem und demselben Lande; überall sei eine gewaltige Erschlaffung eingetreten, oft kaum mehr als ein bloßer Schein übrig geblieben. Was insbesondere die Abendmahlsbeichte angehe, so sei sie oft mit dem Abendmahle selbst auf's engste verbunden, die Privatbeichte aber fast ganz verschwunden, nur im Sächsischen und Hamburgischen bestehe noch ein Schein davon.

Wie soll es nun werden mit ihr? Es sei schwierig, unter den gegenwärtigen Zuständen die Privatbeichte wieder in der alten Weise herzustellen. Zu ihrer Wiedereinführung sei es aber vor allen Dingen wichtig, das Wesentlichste der Beichte festzuhalten, die nichts Anderes bezwecke, als 1) zum Abendmahl vorzubereiten, 2) den Bußfertigen Erleichterung zu verschaffen, und 3) die in Christo geschehene Erlösung denselben factisch zuzutheilen. — Die Kirche müsse übrigens als eine Mutter hier ihren Kindern entgegenkommen. Das Kind wünsche, dem Vater im Himmel seine Sünden zu bekennen, und die Kirche müsse das Kind dazu erziehen,

in der rechten Weise dieses Bekenntniß abzulegen. Dieß der rechte Weg zum Ziele, das durch Zwang und neue Kirchenverfassungen nicht zu erreichen sei. Man suche die Gemüther zu bereiten, daß sie die hohe Bedeutung der Privatbeichte erfassen und eine Sehnsucht nach ihr empfinden — so werde langsam, aber sicher das Ziel erreicht und die schwere Schuld getilgt werden, die in dieser Beziehung auf uns liege. Diese Schuld zu bemänteln, ehre nicht, wohl aber, sie offen zu bekennen. — Der Redner schließt hierauf seinen Vortrag mit folgenden Sätzen:

1) Unser Beichtwesen liegt tief darnieder; es muß gehoben werden, wenn es nicht ganz zerfallen soll.
2) Die Hebung muß an zwei Stellen erfolgen, im Hauptgottesdienst und bei der Vorbereitung auf's Abendmahl.
3) In keinem gemeinsamen Gottesdienste darf der erschütternde Gebetston: „Kyrie eleison!" fehlen.
4) Bei jeder Vorbereitungsfeier zum Abendmahl muß von jedem Beichtkinde die Aufforderung des Vaters vernommen werden: Gieb mir, mein Kind, dein Herz u. s. w.
5) Zur Beichte soll uns kein Zwang treiben, sondern nur der Glaube an die Erlösung.

Nach eröffneter Discussion weist ein Geistlicher aus Bayern auf die Noth seiner Amtsbrüder in Betreff des Beichtwesens hin und verlangt für die Geistlichen die Zurückgabe der Freiheit, vom Abendmahl zurückzuweisen, ohne erst bei so und so vielen Behörden anzufragen.

O.-C.-R. Nitzsch ergreift hierauf das Wort: Das Verhältniß des Beichtvaters zu dem Beichtkinde sei in dem Bisherigen noch gar nicht berührt worden. Als sächsischer Seelsorger habe er viermal Beichte hören müssen. Es gebe keine erwünschtere, bessere Gelegenheit zu specieller, individueller Anwendung des Trostes des Evangeliums, als gerade hier. Niemals sei das Individuum geeigneter, Ermahnungen, Tröstungen besser anzunehmen, als zu dieser Zeit. Die Beichte müsse dann allerdings anders eingerichtet sein. Freiheit des Beichtvaters gegenüber dem Beichtkinde sei nothwendig. — Wesentlich sei es, daß die Sündenvergebung den Beichtenden auch wirklich zugesprochen werde; diese dürften sich also auch nicht in Masse binnen wenigen Stunden dazu einfinden.

Dr. Wichern: In den Besten der Gemeinden unserer Kirche lebe die Ueberzeugung, daß es zu einer solchen Privatbeichte nicht wieder kommen dürfe. Aber trotzdem müsse es wieder dazu kommen. Die Kirche könne ohne sie nicht bestehen. Es sei ein Bedürfniß nicht des menschlichen, wohl aber des christlichen Herzens, dem Bruder die Sünden, seine

Sünden zu bekennen, und in der Menge christlicher Freundschaften seien bei uns überall die Beichtstühle aufgerichtet. — Unsere Kirche aber müsse wieder zu den Ordnungen der alten Kirche zurückkehren. Die Gemeinde müsse sich wieder scheiden in die eigentliche Communiongemeinde, die eigentliche Missionsgemeinde und in die Gemeinde der bloß Hörenden.

Pastor Bauerfeind aus Gefell giebt zu dem Gesagten ein merkwürdiges Beispiel aus seiner eigenen Amtserfahrung: Vor mehreren Jahren sei ein Weber in sein Zimmer eingetreten, der in schrecklicher Gewissensangst und Aufregung sich befunden habe. Er habe ihn anfänglich für verrückt gehalten und sich nicht mit ihm einlassen wollen; als er ihn aber endlich auf die Trostsprüche der heil. Schrift hingewiesen habe, habe der Weber ihm geantwortet: er wisse das Alles, halte das Alles für wahr, habe sich es selbst schon hundertmal vorgesprochen, aber auf ihn sei das Alles nicht mehr anwendbar, seine Sünden seien zu groß, als daß er an ihre Vergebung glauben könne. Er, der Geistliche, habe darauf eine specielle Beichte für nöthig erachtet. Diese sei von dem Weber mit der größten Bereitwilligkeit geleistet worden, weil er, wie er sich ausgedrückt habe, seine Sünden sonst vor aller Welt bekennen müsse. Er habe ein arges Sündenbekenntniß abgelegt. Als er darauf auf die Fragen: ob ihm seine Sünden auch leid seien und er sich des Verdienstes Jesu Christi getröste, ferner: ob er glaube, daß der Herr seinen Dienern, welchen er den Geist gegeben, auch die Macht verliehen habe zu absolviren, und ob er diese Macht auch ihm zutraue, mit Ja geantwortet, habe er mit dem Weber auf den Knieen gebetet und ihm dann unter Handauflegung die Vergebung seiner Sünden zugesprochen. Der Weber habe sich darauf erhoben, ihm herzlich gedankt, und sei mit der Versicherung, nun sei er ganz ruhig, von ihm geschieden. — Am folgenden Tage sei er schon wieder erschienen: er hätte noch etwas zu bekennen. Es wäre nichts Neues gewesen, aber er habe nichts, selbst das Kleinste nicht verschweigen können. — Es seien jetzt sechs Jahre her, daß dieß geschehen. Er sei fortwährend in der innigsten Beziehung zu jenem Weber geblieben, der von schrecklichem Kreuze heimgesucht worden sei. Aber von jenem Augenblicke an sei ein Friede in des Webers Hütte eingekehrt, der durch nichts habe gestört werden können, ein Friede, wie er ihn sich selbst in dem Maße oft schon gewünscht habe. Er selbst sei während dieser Zeit schwer geprüft worden. Drei Kinder habe er auf einmal verloren. Der Gedanke: der Herr sucht auch deine Sünden heim, habe den unwiderstehlichen Drang zur Beichte in ihm geweckt. Er habe zweien Amtsbrüdern im Kämmerlein gebeichtet. Was die Privatbeichte und Absolution wirke, das habe er da erfahren. — Wir

selbst müßten erst wieder apostolische Beichtväter werden, dann komme die Beichte von selbst.

Pastor Mallet aus Bremen ist darüber erschrocken, daß man die Privatbeichte wieder einführen will. Sie kommt ihm vor wie ein Zwang, wie eine Last, die man dem Menschen auf's Herz legen will und die kein Mensch tragen kann. — Einer auf Erden lasse sich „heiliger Vater" nennen. Da müsse er immer denken: Vater, vergieb ihm, denn er weiß nicht, was er thut! Und wenn sich Einer Beichtvater nenne, so komme es ihm auch immer vor, als müsse ihm etwas vergeben werden.

Pastor Kunsemüller aus Wehdem protestirt dagegen. Die Privatbeichte sei die Thüre, die zu den Seelen geöffnet werde. Man sage immer, es werde nichts daraus. Aber es sei bereits schon etwas daraus geworden. Auf dem Lande gehe es mit der Einführung der Privatbeichte ganz gut und leicht. Aber in unseren verkommenen Städten? Nun, da habe er wenigstens Ein erfreuliches Beispiel anzuführen: in Elberfeld sei seit 1838 eine gewisse Privatbeichte wieder eingeführt. Die Anmeldung zum Abendmahl müsse dort an Einem Tage mit Angabe des Namens persönlich erfolgen; dann finde an einem Tage die Vorbereitungs- und Beichtrede statt, wo Jeder auch persönlich beichten könne. Er erklärt sich für Einführung der amtlichen Privatbeichte.

Pastor Treviranus aus Bremen spricht sich gegen die Privatbeichte aus.

Superintendent Ball aus Rade vor dem Walde: Die gehörten Gründe für die Privatbeichte beruhen auf einer Verwechselung. Was von der entlastenden Kraft eines aufrichtigen Sündenbekenntnisses gesagt ist, erkennen wir Reformirte auch an. Auch sind wir nicht gegen den Trost, der in der Hinweisung auf die Wunden des Heilandes liegt. — Statt der Privatbeichte habe die reformirte Kirche eingeführt, daß vor jedem Abendmahlsgenusse der Prediger mit den Aeltesten durch seine Gemeinde hindurch gehen solle, in jedes Haus, um sich nach dem Zustande der Familien und ihrer Glieder in jeder Beziehung zu erkundigen und zu sagen, was man zu sagen habe. — Die Privatbeichte werde nie wieder in der Kirche Eingang finden.

Oberconsistorialrath Müller aus Halle weist auf die Einheit, das Uebereinstimmende der lutherischen und reformirten Kirche in diesem Puncte hin, insofern beide hier eine wesentliche Function des Geistlichen anerkennen, durch welche die Seelsorge in einer ganz besonderen Weise gehandhabt werden solle. Die Seelsorge habe ihren natürlichsten Anknüpfungspunct an der Privatbeichte, die leicht auch in die Versicherung der Sün-

denvergebung übergehen könne. Es sei Mißverstand der lutherischen Lehre, wenn man sie so auffasse, als ob auf dem Geistlichen die Kraft, die Macht ruhe, die Sündenvergebung auf den Beichtenden in realer Weise überzuleiten. Die Kraft aber, Sünde zu vergeben, habe die reformirte Kirche ebenfalls im Heidelberger Katechismus dem Worte Gottes zugesprochen. Also auch hier bestehe im Wesentlichen Einheit. Die Reformirten sollten daher die Empfehlung der Privatbeichte nicht in der bisherigen Weise angreifen. Fortschritt des kirchlichen Lebens wäre es, wenn die Privatbeichte in den Gemeinden wieder hergestellt werden könnte.

Der Referent, Oberhofprediger Ackermann, erhält zum Schlusse noch das Wort. Er mahnt zur Vorsicht in Beziehung auf die Einführung der Privatbeichte. Vorsicht sei um so nöthiger, je zärter das Verhältniß des Beichtigers zu dem Beichtenden sei. Die Absolution sei durchaus nöthig, wenn auch nicht das allein wesentliche Moment in der Privatbeichte, sie sei nur das ergänzende Stück des Bekenntnisses. — Die Beichte hebe den Christen — und das sei vor Allem festzuhalten — auf eine Höhe, wo er wirklich als ein Erlöster des Herrn erscheine. — Er schließt mit folgenden Sätzen: 1) die Beichtenden möchten sich persönlich bei dem Geistlichen melden; 2) sie sollen ermahnt werden, zu dem Geistlichen zu kommen, wenn sie etwas auf dem Herzen haben; 3) die Redemtionsklausel muß wieder in Kraft kommen. — Zuletzt warnt er noch vor katholisirenden Tendenzen.

Geh. O.-C.-R. Stahl, nachdem er noch erklärt, daß in dem reformirten Bekenntnisse kein Gegensatz zu der Privatbeichte bestehe, schließt die Discussion über diesen Gegenstand, der sich gleichfalls zu keinem Beschlusse eigne und auch nur zu einer ausführlichern Besprechung hätte gebracht werden sollen.

Mit Gesang und Gebet wurde dieser erste Tag der Versammlung geschlossen.

Zweiter Tag.

(Ansprachen. — Katholische Missionen. — Gemischte Ehen. — Allgemeines deutsch-evangelisches Gesangbuch. — Schluß des Kirchentages.)

Nach der üblichen Eröffnung erfolgten Ansprachen von Abgeordneten verschiedener Vereine.

Zuerst begrüßte O.-C.-R. Nitzsch aus Berlin die Versammlung Namens der Hauptbibelgesellschaft in Preußen.

Pastor Bost aus Rheims redet die Versammlung in gebrochenem

Deutsch an: Gestern haben wir viele Klagen von Euch gehört. Aber wir französischen Protestanten beneiden Euch; Ihr seid glücklich. Ihr habt nur Einen Feind; wir sind von allen Seiten von Feinden umringt, von Pantheisten, Atheisten, Rationalisten, Jesuiten u. s. w. Ihr seid Viele, wir Einzelne. — Ihr seid Deutsche, wir nicht; aber doch gehören wir zu Euch als Glieder an dem Leibe Jesu Christi, und Ihr werdet unsere Klagen gern anhören; denn wenn Ein Glied leidet, leiden die andern mit. — Schließlich wünscht er, speciellere Mittheilungen über die Zustände der französischen Protestanten in einer besondern Conferenz zu machen.

Pastor Reichel aus Herrnhut bringt einen Gruß von der Brüdergemeinde und wünscht, die dargebotene Bruderhand nicht zurückgewiesen zu sehen. Es dränge ihn, hier ein Bekenntniß und einen Dank auszusprechen. — „Zuerst das Bekenntniß: die Zeit des Unglaubens ist auch an uns nicht spurlos vorübergegangen; er hatte einen erschlaffenden Einfluß, wenn er auch sein Haupt nicht stolz zu erheben wagte. Besucher priesen unser christliches Leben, unsere Missionsthätigkeit, wir aber mußten uns schämen! — Und nun den Dank — er gehört unsern großen evangelischen Schwesterkirchen. Die kräftigeren Lebensregungen, die sich bei uns verspüren lassen, haben wir diesen zu verdanken, der gläubigen evangelischen Kirche, die unsern Glauben fester gegründet und besonders auch durch das Werk der innern Mission uns einen neuen Antrieb zu christlicher Liebesthätigkeit gegeben hat. — Zuletzt noch der Wunsch, daß unser Sehnen, Eins zu werden, in Erfüllung gehen möge. Warum geht dieser Wunsch nicht in Erfüllung? Wir sehen zu oft den Splitter in unseres Bruders Auge und werden des Balkens im eigenen nicht gewahr; wir sehen die Mängel unserer Schwesterkirchen und nicht die tiefen Schäden unserer eignen; wir übersehen die Gnadengaben der Andern zu viel. Erkennen wir doch mehr diese Gnadenschätze als des Herrn Gaben und unsere eigene Untreue in Verwaltung der uns anvertrauten! — das ist der Weg, unseren Brüdern in anderen Kirchen herzlich die Bruderhand zu reichen. Man kann auch brüderlich streiten. So würde ein wahrer Kirchentag vorbereitet!"

Pastor Helbring aus Holland, als Abgeordneter vieler Christen und eines Vereins für innere und äußere Mission, der dort seit sechs Jahren besteht, spricht von dem Segen, den der Kirchentag auch für sie gehabt. Kapff's Rede sei in's Holländische übersetzt worden. Die Kirchen würden wieder voller durch die lautre Verkündigung des Wortes vom Kreuze. — Sie hätten die kirchliche Sorge für 3000 Arbeiter, Matrosen u. s. w. übernommen, die aus Deutschland dorthin gekommen seien, und zu

dem Zwecke einen Diakon aus Duisburg angestellt. Aber mehr Diakonen seien nöthig.

Superintendent Westermeier aus Biere von der Gnadauer Pastoralconferenz und dem christlichen Verein im nördlichen Deutschland: Der christliche Verein im nördlichen Deutschland stammt aus dem Jahre 1811, wo zwei fromme Männer ein Büchlein drucken ließen, das der Herr segnete. Letztes Jahr verbreitete der Verein 130000 größere Erbauungsbücher.

Der Gnadauer Verein entstand durch den Zusammentritt weniger christlicher Brüder im Jahre 1826, wo in einem Umkreise von zwanzig Meilen oft nur zwei bis drei zu finden waren, die an Christum glaubten. Was hat der Herr seitdem gethan? schließt der Redner. Wir mußten abnehmen, ihr wachsen. Wonnige Gefühle durchströmen mich bei dem Anblicke des Kirchentages. Laßt uns trotz der hervorgetretenen Gegensätze Eins sein in der Liebe!

Pastor Wall aus St. Louis in Nordamerika bittet im Namen des „evangelischen Kirchenvereins des Westens", der aus 29 Geistlichen und 48 Gemeinden besteht, in sehr eindringlicher Weise, der durch denselben Glauben, dieselbe Sprache, dieselben Lieder mit uns verbundenen Brüder in Nordamerika nicht zu vergessen, mehr Zeugen und Prediger zu ihnen zu senden. Material zum Bauen sei genug vorhanden; denn Hunderttausende wanderten ein und hier in Deutschland lägen so viele, viele Kräfte brach.

Superintendent Sander von Elberfeld bringt von dem seit 1836 bestehenden protestantischen Bund für Nordamerika einen Gruß, als stehend auf demselben Grunde der Conföderation, und die Bitte, seine Bemühungen durch Absendung von Predigern zu unterstützen. Für fünf Millionen Deutsche in Nordamerika konnte der Bund erst siebzehn Boten absenden. „Woher sollen wir mehr Boten bekommen, die dort hinübergehen? Warum ist deren Zahl so gering? Hat allein der Unglaube die Macht, dort Propaganda zu machen? Denn an Aposteln des Unglaubens fehlt es dort nicht. Ebenso kann die römische Kirche nicht klagen; sie winkt nur, so stehen Leute genug da, zu ihren Diensten bereit. Geld brauchen wir nicht, das haben wir; aber Leute, Leute!" Schließlich richtet er noch die Bitte an Geistliche, die Söhne haben, diese zu jenem wichtigen Werke zu bestimmen.

Zum Schlusse theilt Geh. O.-R.-R. v. Bethmann-Hollweg noch einige schriftliche Begrüßungen mit von einem Kreise rheinbayerischer

Prediger, von der freien Kirche in Schottland, von der Kirche des Canton Waadt und von der Nationalkirche von Genf.

Hierauf bestieg Prof. Dr. Hengstenberg aus Berlin die Tribune, um über den nächsten Gegenstand der Tagesordnung: das Verhalten der evangelischen Kirche in Hinsicht der römisch-katholischen Missionen, Vortrag zu erstatten. Er sagte etwa Folgendes: Wir dürfen den römisch-katholischen Missionen nicht ruhig zuschauen, doch auch sie nicht zu hoch anschlagen, wie dieß so oft geschieht wegen des unserer Kirche stets einwohnenden Zöllnerbewußtseins, und weil Viele aus ihrer Festung gefallen sind und nun kein Herz gegen den Feind haben.

Die Jesuiten sind nicht mehr, was sie früher waren. Sie nehmen jetzt mehr die Stelle der Capuziner ein. Es gilt ihnen hauptsächlich um die Bearbeitung des niederen Volkes. Das Gebiet der Wissenschaft ist von ihnen verlassen und diese geistige Impotenz dauert bis heute noch fort. Nicht einmal eine mit Geist geschriebene Broschüre ist von ihnen ausgegangen. In ihren Schulen herrscht keine feine Erziehung mehr. In Frankreich führen sie den Kampf gegen den classischen Unterricht. Durch Barbarei suchen sie die Wissenschaft, durch Absperrung die weltliche Bildung zu besiegen. Die geistige Armuth hat aber nothwendig auch die geistliche zur Folge. — Ihre Predigten sind ohne alle Erbaulichkeit, ohne alle edle Mystik, Elaborate, die, stets wieder vorgetragen, rein auf den Geschmack des niedern Volkes berechnet sind.

Doch sind sie nicht zu verachten! Hinter ihrer Schwachheit liegt doch eine Kraft verborgen. Das zeigen die Erfolge, welche sie haben. Und worin liegt diese Kraft? Vor Allem darin, daß ihnen, wenn auch nicht die Wissenschaft, doch der Eifer geblieben ist, im Beichtesitzen, Predigen u. s. w. Sie eifern freilich nicht für Gott. — Ferner: sie wissen, was sie wollen. Solche determinirte Predigten, wie sie von den Jesuiten gehalten werden, können unter einer protestantischen Bevölkerung oft große Wirkung hervorbringen. Dazu kommt noch, daß unsere Geistlichen oft nicht im Stande sind, den Irren einen Stützpunkt zu gewähren, mit der Ja- und Nein-Theologie biblischer Sätze nur ein thönernes Schild in den Händen haben, lose Spreu, die der Wind verweht. — Außerdem stehen den Jesuiten durch die im Beichtstuhle gesammelten Erfahrungen noch bedeutende Hülfsmittel zu Gebote, während bei uns leider die Privatbeichte abgeschafft ist — ein beklagenswerther Umstand!

Was nun thun? — Einige meinen, die Regierungen sollen die katholischen Missionen verbieten. Wir müssen dem auf das entschiedenste

widersprechen. Von vielen Gründen nur der eine: Die Versuchung ist für das geistige Wachsen des Einzelnen, also auch des Ganzen nothwendig; sie deckt die Schäden auf, entfernt die Selbsttäuschung und Sicherheit. — Gebet, Betrachtung und Versuchung machen nach Luther's Ausspruch den Theologen. Der Teufel muß durch seine Versuchungen den Heiligen und Engeln, dem Herrn selbst dienen. „Warum schlägt ihn Gott nicht todt?" Diese Frage geht aus demselben Grunde hervor, wie jenes Verlangen: man verkennt die Nothwendigkeit der Versuchung. Die Versuchung aufsuchen, heißt freilich, Gott versuchen. Die Versuchung der katholischen Kirche aber durch die evangelische, und umgekehrt, ist eine von Gott gewollte. Die Regierungen könnten nur dann einschreiten, wenn die katholischen Missionen ihr Gebiet verließen. Das Nebeneinanderbestehen der zwei Kirchen ist, wie der westphälische Friede sagt, durch ein Gottesurtheil festgestellt. Die katholische Kirche geht in Erstarrung, in Fäulniß über, wo sie der Anregung der protestantischen entbehrt, und ebenso bedarf die protestantische Kirche für jetzt noch der katholischen, um die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer festen gemeinsamen Lehre und einheitlicher kirchlicher Institutionen zu erkennen, sowie auch um stets an ihren Ursprung erinnert zu werden und auf ihrem eignen Fundamente sich aufzuerbauen. — Unser gefährlichster Feind ist nicht Rom, auch nicht die Jesuiten, sondern der Unglaube, auf welchen der ganze Zug unserer Zeit hingeht. Für ihn ist der größte Dienst der Kampf zwischen den Kirchen, die den dreieinigen Gott bekennen.

Andere meinen, katholische Missionen müsse man zulassen, aber jesuitische Missionen verbieten. Aber man lasse sie doch; da weiß man ja auch, was man an ihnen hat!

Nothwendig ist für uns im Allgemeinen nur das Eine: unbedingte Hingabe an Gottes Wort; weg mit dem Hochmuth, der behauptet, Meister der Schrift zu sein, statt sich in sie hineinzuleben. Die Heilung muß da beginnen, wo der Schade seinen Anfang genommen, in der Stärkung der eignen Kirche. Wird dadurch der Geist der Kirche wieder lebendig, dann hat es mit dem Leibe keine Noth.

Im Einzelnen hat die evangelische Kirche Folgendes zu thun und hätte es schon längst thun sollen:

Von direct antikatholischen Bestrebungen ist wenig zu erwarten. Vor Allem ist an der Besserung und Erstarkung der eignen Kirche zu arbeiten, daß sie werde eine Behausung Gottes im Geiste.

Und zu diesem Zwecke wäre vor allen Dingen erforderlich die Veranstaltung einer allgemeinen Kirchenvisitation, die auch der

Reformation aufgeholfen hat. Das Kirchenregiment ist durch eine zu große Kluft von den Gemeinden getrennt. Die Visitation soll mitten in die Gemeinde hineintreten, soll warnen vor den Füchsen, die den Weinberg zerstören, soll beweisen, daß unsere Kirche einen festen Grund heilskräftiger Lehre hat u. s. w. Sie wird durch die heilige Schrift selbst empfohlen. (Der Redner weist hier hin auf Samuel's jährliche Reisen von Ramath nach Beth-El, Gilgal und Mizpa — 1. Sam. 7, 15 ff. — und die Visitation, die Josaphat im dritten Jahre seines Königreichs durch eine aus Laien und Geistlichen zusammengesetzte Commission in allen Städten Juda anordnen ließ — 2. Chron. 17, 7 — 13. — und die zeige, wie am besten die Wiederkehr der Zustände von 1848 zu verhüten wäre.)

Die Reisepredigt muß nothwendig mit der Visitation verbunden sein; sonst ist das juristische Element darin zu vorwaltend. In specie ist sie für die Protestanten in der Diaspora, unter den Katholiken, nothwendig. Das mehr sporadische Leben muß gleichmäßiger über die ganze Kirche verbreitet werden, was durch die Reisepredigt geschieht. Der öftere Wechsel der Prediger und Zeugen ist vortheilhaft, wie das Beispiel der Herrnhuter und Methodisten zeigt. Nur für die Diaspora ist die Reisepredigt eigentliches Amt, sonst aber Samuel's Beispiel maßgebend. Nur ganz besonders begabte Männer können einen solchen Lebensberuf übernehmen, wenn auf ihn nicht zeitweise wieder eine ruhige Wirksamkeit folgt, wie bei Samuel. Aufforderung oder Befehl dazu hat von der kirchlichen Oberbehörde auszugehen. — Letztere hat auch die Mittel, ein tüchtiges Vicariat zu schaffen, um untüchtige Geistliche auf Zeit zu entfernen.— Durch die Reisepredigt wird dem Provinzialismus gesteuert, der Gemeingeist gekräftigt. Freilich muß die Kirchenbehörde aus Männern des Geistes Gottes bestehen; sonst ist es mit Visitation und Reisepredigt nichts. Da befiehlt der Herr: „Bleibe zu Jericho!" Wo solche Zustände, da muß man ruhig zusehen, wie die Gerichte Gottes sich vollziehen. Dort werden die katholischen Missionen Siege feiern; denn wo das Aas ist, sammeln sich die Adler. — Schließlich fordert Redner die Versammlung auf, zu erklären:

1) Sie begrüßt mit herzlicher Freude das edle, durch das Beispiel der heil. Schrift und der Reformation empfohlene Werk einer allgemeinen Kirchenvisitation, welches der preußische Oberkirchenrath in die Hand genommen, erfleht für dasselbe den reichen Segen des Herrn der Kirche und wünscht, daß aller Orten der Geist der kirchlichen Obern zu gleichem Werke erweckt werde.
2) Sie erkennt die von den kirchlichen Behörden zu organisirende Reisepredigt als ein dringendes Bedürfniß der Kirche an.

3) Sie wünscht dem Werke der Reisepredigt, welches von den freien Vereinen unternommen wird, die auf dem Grunde des Bekenntnisses der Kirche stehen, ein kräftiges Gedeihen.

Superintendent Dr. Sander aus Elberfeld erhält hierauf zuerst das Wort: Er überschätze auch nicht die Macht der römisch-katholischen Kirche und ihrer Missionen, obwohl auch er das Zöllnerbewußtsein unserer Kirche kenne. Aber die Jesuiten seien noch dieselben, die sie früher gewesen. Sie hätten noch nie auf der Höhe der Wissenschaft gestanden, nur Mechanismus hätten sie gelehrt; keinen originellen Geist hätten sie aufzuweisen, überall begegne man bei ihnen denselben Wiederholungen. — Und ihre Thaten — die Geschichte zeige sie! Einen Pascal, einen Arnauld hätten sie vernichtet, das Edict von Nantes hervorgerufen, überall das Evangelium mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Jedes Mittel sei ihnen recht zur Erreichung ihrer Zwecke; hier hielten sie es mit der Revolution, dort mit den Conservativen, an einem dritten Orte mit der Reaction.

„Ihre Macht ist, daß sie wissen, was sie wollen." Ja, das gab dem Robespierre Macht über den geistreichen Danton und die Girondisten. Und was wollen sie? Sie wollen den Menschen der Sünde auf den Thron setzen. — Gefährlich sind die Jesuiten, gefährlich auch noch in unserer Zeit dem armen Volke, den Ministern und Fürsten, die des Ablasses bedürfen.

„Ihre Mystik" — sie haben keine Mystik je gehabt, ihre Kraft war stets, alle Mystik abzustreifen, die noch in der katholischen Kirche lebt.

Was nun thun? Gegen die von dem Referenten aufgestellte Lehre von der Versuchung müsse er sich ganz entschieden erklären. Die Unmündigen, die Schwachen solle man preisgeben? Das dürfe Niemand, am wenigsten eine evangelische Obrigkeit! Das hieße, die evangelische Kirche in's Angesicht schlagen! — Der westphälische Friede sei von dem Papste noch nie anerkannt worden. — „Wir fordern von dem evangelischen Staate, der kein mechanisches Ding ist, gegen die Jesuiten aufzutreten, die überall das neue evangelische Leben zerstört haben, wo es nicht unter den Schutz von Fürsten genommen wurde, wie ein Blick zeigt auf Frankreich, Italien, Oesterreich, Böhmen u. s. w. — Wir wollen bloß Parität. Wollen wir warten, bis jene Macht auch uns zertreten?! Die in Trident festgesetzte katholische Lehre, der Pelagianismus und der Rationalismus lehnen sich auf den Boden des natürlichen Menschen — — —".

Der Redner wurde hier von dem Präsidenten der Versammlung, Hrn. Geh. Rath Stahl, unterbrochen und daran erinnert, daß er bereits über

die für jeden einzelnen Redner bestimmte Zeit gesprochen habe. Die hohe, gewaltige Erscheinung des betagten Redners, das Jugendfeuer seiner Beredsamkeit, noch mehr aber die protestantische Kraft und Entschiedenheit, die aus jedem seiner Worte hervortrat, hatten aber einen so mächtigen Eindruck auf die ganze Versammlung hervorgebracht, daß stürmisch von allen Seiten die Fortsetzung der Rede verlangt wurde. Superint. Sander, hierauf wieder zum Worte gelassen, dankt der Versammlung, aber auch dem Präsidenten, der ihn zu rechter Zeit daran erinnert habe, daß er schon zu lange gesprochen; er fühle sich in der That zu angegriffen und innerlich erregt, um von der ihm gewordenen Erlaubniß, weiter zu reden, Gebrauch machen zu können.

Nach ihm erhielt Pastor Ledderhose aus Brombach das Wort: Das Referat leide an einem Grundfehler, es habe verkannt, daß die katholische Kirche eine Ausgeburt der Hölle sei, mit der wir uns nicht wollten copuliren lassen gegen einen dritten Feind. Zuerst sollten wir allerdings reine Sache in unserer Kirche machen, wo Puseyismus sich finde. Wir hätten zwei Feinde: den Radicalismus und den Romanismus. Nimmermehr aber wollten wir mit dem Romanismus gegen den Radicalismus zu Felde ziehen. Kein Liebäugeln mit der römischen Kirche! Haß, unversöhnlichen Haß dem infernalen System des Romanismus!

Pastor Krummacher aus Duisburg: Freilich sei der Unglaube unser gefährlichster Feind; aber der Jesuitismus sei nichts Anderes als eine Propaganda des Unglaubens, die es z. B. für einen Frevel erkläre, Gottes Wort zu lesen. Kampf sei nöthig; mit dem Evangelium solle er geführt werden. — Die Maxime des Teufels sei stets gewesen: Divide et impera! und es sei in unserer Zeit nichts mehr zu beklagen, als die Zerspaltungen und Parteiungen auf dem kirchlichen Gebiete, auf dem die orthodoxen Zänkereien des 17. Jahrhunderts wieder begonnen hätten. „Stellen wir uns allesammt auf den Boden der reformatorischen Symbole, daß wir dem Feinde gegenüber einig dastehen! Merken wir denn den Teufel nicht?!"

Professor Piper aus Berlin will das Referat in Einem Puncte ergänzen. Es sei bei der Art des Angriffs noch eine andere Art der Abwehr nöthig, als die dort vorgeschlagene. In den Ländern, wo die katholische Kirche am meisten darniederliege, wurden keine Missionen abgehalten, sondern nur in gemischten Ländern. Es gelte also offenbar ihr Auftreten nicht dem Aufbau der katholischen Kirche, sondern der Vernichtung des Protestantismus. Es sei dieses Verfahren nichts Anderes als ein Landfriedensbruch. Er stelle deßhalb als Ergänzung den Antrag:

„In Erwägung, daß das Auftreten der Jesuiten in protestantischen

Ländern, da es deren ausgesprochene Tendenz ist, die protestantische Kirche auszurotten, einen öffentlichen Friedensbruch enthält, und die Befriedigung dieser Bestrebungen nicht zu der Ausübung der der katholischen Kirche zustehenden Rechte gehört, auch durch keine deutsche Staatsverfassung gewährleistet ist, spricht die Versammlung den Wunsch aus, daß von Seiten der Staatsregierungen im Interesse der beiden Confessionen dafür Sorge getragen werde, daß künftig solche Angriffe auf den öffentlichen Frieden unterbleiben."

O.-C.-R. Nitzsch ist mit dem Referenten in zwei Puncten nicht einverstanden: 1) in Beziehung auf die Pflicht des evangelischen Staats den katholischen Missionen gegenüber und 2) in Beziehung auf die Erweisung der polemischen Gaben auf diesem Gebiete.

Natürlich seien vor Allem die geistigen Kräfte hier anzurufen. Aber das öffentliche Recht, wie es approbirt sei, aufrecht zu halten, sei eine sittliche, geistliche und evangelische Nothwendigkeit. In dieser Aufrechthaltung liege auch ein Bekenntniß, ein Zeugniß, das für den Schwachen erforderlich sei. Wie es aber mit diesem öffentlichen Rechte eben jetzt in dieser Beziehung stehe, das sei die Frage, auf die es ankomme. Die römische Kirche habe sich zu gewissen Zeiten losgesagt vom Jesuitismus — ein unwiderleglich historisches Factum für uns — und wir dürften deßhalb Jesuitismus und katholische Kirche nicht identificiren. Ja, das ganze katholische Europa habe sich im vorigen Jahrhundert von dem Jesuitismus losgesagt — wir kennten seine Grundsätze, auf welche hin dieß geschehen sei. Durch einen andern Papst sei freilich wieder eine Verbindung mit ihm angebahnt worden — aber was gehe das uns an? Es handle sich einfach darum: besteht das öffentliche Recht noch, so müsse es aufrecht erhalten werden. Wir könnten uns in dieser Beziehung durchaus nicht gleichgültig verhalten. Um des sittlichen Rechtes, der sittlichen Ehre Deutschlands willen müßten wir wünschen, daß der Staat seine Rechte wahre.

Indirecte Polemik gegen den Jesuitismus sei zwar ganz gut, aber die Begabten dürften deßhalb die directe nicht unterlassen, vielmehr müßten sie sich wachsam und schlagfertig halten, um auch durch das Mittel der deutschen Literatur dem Feinde zur rechten Zeit entgegenzutreten. Solide, directe Polemik sei stets zu empfehlen.

Die Fortsetzung der Discussion wird von der Versammlung beschlossen, aber da noch viele Redner sich gemeldet haben, wird nur noch den beiden folgenden das Wort gegeben.

Pastor Kunze aus Berlin kommt eben aus Irland zurück, das er ganz bereist hat. Durch den furiosen Kampf vor 22 Jahren war das

Volk tief gesunken. Jetzt hat es sich aber wieder bedeutend gehoben. Ueber 30,000 katholische Kinder befinden sich dort in evangelischen Schulen. Und dieser erfreuliche Erfolg ist besonders dem vereinten Zusammenwirken Aller, die den Herrn Jesum lieb haben, ohne Unterschied der Partei, der Verbreitung des göttlichen Wortes und der freien öffentlichen Predigt zu danken. Diese Mittel seien von dem Herrn außerordentlich gesegnet worden, sie möchten darum auch in unserm Lande gegen den Katholicismus zu empfehlen sein.

Zum Schlusse noch auf den Wunsch der Versammlung Director Wackernagel aus Elberfeld: Er wolle eigentlich nur ein Zeugniß für den Charakter der katholischen Missionspredigten hier ablegen. Er habe deren während acht Tage viele im Dom zu Cöln selbst mit angehört. Diese Predigten seien durchaus nicht roh und nur auf das niedere Volk berechnet, vielmehr von einer auserlesenen feinen Natur gewesen. Augenscheinlich habe es gegolten, die evangelische Predigt zu verdunkeln und den Schein zu erwecken, als ob ein Unterschied zwischen diesen Predigten gar nicht stattfände. Die gleichzeitig in der Severinkirche zu Cöln gehaltenen Missionspredigten möchten mehr auf die rohe Natur berechnet gewesen sein. — Ein anderer Punct sei die Frage, die man jetzt oft aufwerfen höre: „Leben denn nicht so viele fromme Christen in der katholischen Kirche?" Aber daß dem so sei, daran sei die katholische Kirche nicht schuld, sondern das evangelische Theil, das sich aus ihr noch nicht ganz zurückgezogen habe. — Es gebe drei Parteien: wir Evangelische, die Gemeinschaft der Ungläubigen und die Katholiken. Mit den Katholiken sei keine Union möglich, ehe der Papst selbst evangelisch geworden sei.

Hierauf erhält der Referent, Prof. Hengstenberg, noch das Wort zur Entgegnung: Es beruhe zunächst auf einem Mißverständnisse, wenn man das, was er gesagt, so aufgefaßt habe, als unterschätze oder mißachte er den Werth einer gediegenen wissenschaftlichen Polemik gegen den Katholicismus und die etwaigen Ausschreitungen seiner Missionen. Im Gegentheil, eine solche sei jederzeit erwünscht und bleibe stets in ihrem Rechte. — Vieles, was sonst von den Rednern über sein Referat bemerkt worden sei, sei nicht Entgegnung gewesen, sondern nur Ergänzung des von ihm Ausgesprochenen. Dieß gelte namentlich von dem, was über die Mängel der katholischen Kirche von Einigen geäußert worden sei. Doch sei die katholische Kirche keine „Ausgeburt der Hölle". Sie habe noch die Taufe, das Abendmahl, das Vater Unser, den Glauben. Wo der dreieinige Gott, wo ein Thomas a Kempis — da sei heiliges Land, da müsse man die Schuhe ausziehen! Das läugnen zu wollen, sei selbst Gottesläugnung!

Die Rechtsfrage sei von ihm absichtlich außer Acht gelassen worden. Es liege in unserem Interesse, die römisch-katholischen Missionen nicht aufgehoben zu sehen.

Gegen den von Piper gestellten neuen Antrag müsse er sich des kirchlichen Anstands wegen erklären. Man solle das den Regierungen überlassen.

Zuletzt gibt der Präsident, Geh. Rath Stahl, in der von ihm bekannten geistreichen, feinen und gewandten Weise ein Resumé ungefähr folgenden Inhalts:

In der bisherigen Discussion seien hauptsächlich zwei Divergenzen scharf hervorgetreten. Der erste Fundamentalgegensatz sei hervorgetreten in dem Ausspruche: „die katholische Kirche sei eine Ausgeburt der Hölle". Er sei keinen Augenblick im Zweifel, auf welche Seite er treten solle. Wahrheit und Gerechtigkeit seien vor Allem in dem entbrennenden Kampfe zu bewahren. Die katholische Kirche sei keine Ausgeburt der Hölle. Eine Kirche, welche den dreieinigen Gott bekenne, auf dem Boden der ökumenischen Bekenntnisse stehe, so unzählige Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit aufzuweisen habe, könne nimmermehr so genannt werden. Wer Jehova's Namen bekenne, der könne tief irren und sündigen, aber ein Baalspriester sei er deßwegen immer noch nicht. Wenn auch einzelne Reformatoren hier und da in ihren Privatschriften, so faßten doch unsere Bekenntnißschriften den Papst nicht als Antichrist auf, nur vorübergehend einmal die Schmalkaldischen Artikel. Auch in dieser Beziehung sei eine Fortentwickelung in unserer Kirche unverkennbar. Schon Graf Zinzendorf halte den Papst nicht mehr für den Antichrist, sondern für das rechtmäßige Oberhaupt der katholischen Kirche, und die Reformatoren würden, wenn sie jetzt lebten, den Antichrist sicherlich ganz wo anders suchen, als auf dem römischen Stuhle.

Die zweite Divergenz betreffe den vorliegenden Gegenstand. Die Einen wollen den Kampf innerlich, die Andern dagegen die Hülfe des Staats in größerem oder geringerem Maße in Anspruch nehmen. Der Beruf des Staates einzuschreiten sei nicht so einzuschränken, wie der Referent gethan. Wenn sich die Missionen über die Grenzen der rechtmäßigen Polemik entfernen und einen Fanatismus in ihren Kreisen entflammen, dann sei auch eine Einschreitung des Staates erforderlich. — Das Grundwesen des Jesuitismus bestehe darin, daß er gerade diejenigen Richtungen am meisten pflege, welche die Reformatoren hauptsächlich als Irrthum verworfen: den Ultramontanismus und den Papalismus. Jeder Staat habe das Recht, sie zu verbieten. Aber einen Antrag in dieser Beziehung

von Seiten dieser Versammlung zu stellen, halte er nicht für gerathen, weil hier die schwierigsten Fragen mit in Betracht kämen. Ebenso müsse er sich auch gegen den Piper'schen Antrag erklären. — Aber das Oberaufsichtsrecht des Staates sei den Katholiken und den Jesuiten gegenüber geltend zu machen. Er stelle deßhalb zu den Anträgen des Referenten, mit welchen er vollständig übereinstimme, das Amendement, die Versammlung möge sich in erster Linie dahin aussprechen:

„daß die bürgerlichen Obrigkeiten in den deutschen Staaten das Oberaufsichtsrecht über die katholische Kirche überhaupt und insbesondere in Betreff der gegenwärtigen Missionen festhalten und da, wo es für die Erhaltung des religiösen Friedens Noth ist, zum Schutze der evangelischen Kirche kräftig handhaben mögen."

Dieß seien die zwei Divergenzen. In Einem Puncte dagegen sei eine völlige Einheit zu Tage getreten: daß nämlich die innerliche Heilung der eigenen Kirche in erster Linie stehe. Wo der Rationalismus herrsche, da sei der Acker gepflügt für den Jesuitismus. Vor Allem hätten wir die dem Protestantismus gegebenen Charismen auszubilden: Gemeinden zu pflanzen und zu pflegen. „Wer die meisten Früchte bringt, der wird siegen!"

Piper zieht seinen Antrag zurück. Bei der Abstimmung wird das Amendement Stahl's nebst den Anträgen des Prof. Hengstenberg mit großer Majorität angenommen und somit dieser Gegenstand verlassen.

Die Tagesordnung führte nun zur Verhandlung über das Verhalten der evangelischen Kirche bezüglich der gemischten Ehen. Als Referent ergreift Pastor Orth von Berlin das Wort und will auf folgende zwei Fragen zu antworten suchen:

1) Wie hat die evangelische Kirche zu urtheilen über gemischte Ehen?
2) Was hat sie in dieser Beziehung zu thun?

Gemischte Ehen zwischen rechten Protestanten und rechten Katholiken seien hier gemeint. Die Grundfrage nun sei die: giebt es Sittlichkeit und also auch sittliche Ehen, abgesehen vom Christenthume, und giebt es ein Christenthum und also auch christliche Ehen, abgesehen von den christlichen Confessionen? Es gebe keine Sittlichkeit ohne Christenthum, also auch keine sittliche Ehe ohne Christenthum. Ebenso sei es bei der andern Frage; zwischen unserer Confession und dem Christenthum wüßten wir keinen Unterschied, und wie kein Christenthum, so gebe es auch keine christliche Ehe, abgesehen von den bestehenden christlichen Gemeinschaften des confessionellen Kirchenthums.

Die ganze Frage falle zusammen mit der Frage um das Verhältniß der Confessionen unter einander. Seien die Unterschiede zwischen den Confessionen unerheblich, so seien die gemischten Ehen nur zu loben. Man vernehme gegenwärtig oft die Mahnung an „die Solidarität der conföderativen Interessen", an die Gemeinschaft mit dem Katholicismus gegenüber dem Unglauben. Und allerdings umschließe uns ein mächtiges gemeinsames Band mit der katholischen Kirche. Selbst ein Protestant sei als Märtyrer in das Verzeichniß der katholischen Märtyrer mit aufgenommen. Wir haben, fährt er fort, mit den Katholiken Einen Herrn; aber neben ihm haben sie noch die Himmelskönigin nebst allen Heiligen. Im Sohne sehen sie mehr den strengen Richter, die Huld und Liebe des Vaters aber mehr in der Mutter. Wir können nicht mit ihnen beten. — Der Glaube ergreift das Verdienst Jesu Christi; neben ihm haben sie noch einen Schatz überschüssiger guter Werke. Wo aber unser Schatz, da auch unser Herz. Der Katholiken Herz also ist bei diesen Werken. Neben dem Worte Gottes bedürfen sie zur Seligkeit noch vieler Menschensatzungen, neben Christus steht bei ihnen noch eine unfehlbare Priesterschaft ꝛc.

Die evangelische Kirche sei sich bewußt, auf dem Heilswege die alleinseligmachende Wahrheit zu besitzen. Viele Evangelische trügen sich mit dem Wahne von einer Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche zu einer neuen Kirche. Die katholische Kirche habe allerdings ihre Charismata. Doch könnten wir für sie nicht ein Titelchen evangelischer Wahrheit hingeben. „Sie wollen nicht sagen: pater peccavi! und wir sollen doch sagen: mater peccavi!"

Grund aller wahren Ehen sei der wahlverwandtschaftliche Zug der Herzen zu einander, durch welchen der Herr die Herzen zu untrennbarer Einheit zusammenfüge. Dieß sei also ein nicht bloß natürliches, vielmehr ein sittliches Verhältniß von Person zu Person. Wahre, volle Persönlichkeit habe aber bloß der, der in Gott und in dem Gott lebe. Zu jenem Verhältnisse gehöre also religiöse Wahlverwandtschaft. Aber dem Protestanten müsse in dem Herzen des Katholiken ein dunkler, dagegen dem Katholiken in dem Herzen des Protestanten ein leerer Fleck bleiben.

Namentlich bestehe bei einem solchen Verhältnisse Eine Gefahr für den evangelischen Theil, die nämlich: an seiner Seele Schaden zu leiden durch Abfall. — Es sei dem Manne die Seligkeit des Weibes auf die Seele gebunden. Dieser heiligen Pflicht könne aber nur nachgekommen werden in einer Gemeinschaft, deren alleiniges Haupt Christus ist. Es fehle aber in gemischten Ehen an der Gemeinschaft des Wortes, der Gemeinde, des Sacramentes, des Gebets ꝛc. Der Mann könne da nicht Haupt des

Weibes sein. Das Weib sei beherrscht vom Beichtstuhle. Selbst das Tischgebet sollten sie ja nicht gemein haben! — Der Apostel Paulus (1. Kor. 7.) verbinde Mann und Weib in dem Herrn. Diese Verbindung aber sei in gemischten Ehen nicht möglich. Aehnlich verhalte es sich mit den Kindern in der Ehe. — Auch sei in den gemischten Ehen die volle Gemeinschaft des geselligen Lebens unmöglich, das sich nicht frei halten könne von missionirender Thätigkeit.

Die evangelische Kirche könne also die gemischten Ehen nicht billigen. Nur wo auf Seiten des katholischen Theils so viel evangelische Gesinnung oder wo der evangelische Theil so fest gegründet sei im Glauben, daß für letzteren keine Gefahr des Abfalls vorhanden sei, könne sie dieselben nicht geradezu verwerfen.

Was soll die evangelische Kirche nun thun in dieser Beziehung?

Zuerst soll sie solche gemischte Brautpaare trauen, womit sie anerkennt, daß hier ein Object ihres Segens vorhanden ist. Nur in dem Falle hätte sie die Trauung zu verweigern, wenn der katholische Theil unsern Segen nicht will oder nicht als Segen ansieht. Die evangelische Kirche aber kann nicht wünschen, daß der Staat mit Strafen vorschreite, wenn die katholische Kirche nicht trauen will.

Ferner in Betreff der religiösen Erziehung der Kinder in gemischten Ehen kann die protestantische Kirche in ihrem Verfahren nicht von dem Verfahren der katholischen Kirche, sondern nur von ihrem Principe sich leiten lassen. Sie muß alle Kinder für sich verlangen, und hat da, wo der evangelische Theil die evangelische Erziehung seiner Kinder nicht sichert, die Trauung zu verweigern und auch während der Ehe disciplinarisch gegen ihn vorzuschreiten, bis zur Verweigerung des Abendmahls.

Schließlich stellt der Ref. folgende Anträge:

1) Der Kirchentag wolle beschließen, die evangelischen Christen deutscher Nation durch eine Ansprache vor dem Eingehen gemischter Ehen mit Katholiken zu warnen und den in solcher Ehe Lebenden ihre Pflichten an's Herz zu legen.
2) Er möge erklären: wenn ein evangelischer Ehemann bei Eingehung einer gemischten Ehe eine solche Gleichgültigkeit gegen seine Confession bekundet, daß er die evangelische Erziehung seiner Kinder nicht sichert, so soll einem solchen die Trauung verweigert werden, und wenn er innerhalb seiner Ehe demgemäß verfährt, so hat die evangelische Kirche ein Disciplinarverfahren gegen ihn einzuleiten.

O.-C.-R. Nitzsch erklärt sich damit einverstanden, daß vor Eingehung

gemischter Ehen zu warnen sei. Deutschland aber selbst sei eine gemischte Ehe. Es bestehe die Möglichkeit, daß eine gemischte Ehe nicht weniger eine glückliche und christliche, ja oft erbaulicher sei, als manche nicht gemischte. Es sei möglich, daß die Eheleute so in einander lebten, daß ihnen die Unterschiede ihrer Confessionen wie unwesentlich vorkämen. — Er erklärt sich gegen die Forderung, daß der evangelische Ehemann sich verpflichten müsse zur protestantischen Erziehung aller seiner Kinder, und meint, die Kirche müsse nur verlangen, daß der evangelische Hausvater nicht seine ganze Nachkommenschaft der fremden Kirche überlasse, oder allgemeiner und nach dem alten Grundsatze: religio sequitur sexum, daß ein evangelischer Ehegatte sich wenigstens die evangelische Erziehung der Kinder seines Geschlechts sichern müsse.

Hierauf wurde von der Versammlung der erste Antrag des Referenten unverändert angenommen, der zweite aber nach Nitzsch's Amendement in folgender Fassung:

Wenn ein evangelischer Ehegatte bei Eingehung einer gemischten Ehe eine solche Gleichgültigkeit gegen seine Confession bekundet, daß er sich nicht wenigstens die evangelische Erziehung der Kinder seines Geschlechts sichert, so soll u. s. w. (wie oben).

Geh. O.-R.-R. von Bethmann-Hollweg theilt sodann der Versammlung ein Schreiben des Pastor Plitt in Bonn mit, in welchem die Theilnahme, Fürbitte und Hülfe derselben wegen der grausamen Verfolgung evangelischer Christen in Toscana in Anspruch genommen wird, namentlich für Madiai und dessen Frau, von welchen, wie bekannt, ersterer vor Gericht mit 56 Monaten Galeeren, letztere mit 42 Monaten Gefängniß bestraft wurde, weil bei einer Haussuchung zwei Bibeln bei ihnen gefunden wurden und sie sich vor Gericht offen als Protestanten bekannten. — Die Versammlung spricht ihren Abscheu vor diesem Verfahren und ihre innige Theilnahme für die Unglücklichen, sowie das Gelübde aus, in ihren Gebeten der Verfolgten zu gedenken. Dem Ausschusse wird anheimgegeben, welche Schritte er in dieser Beziehung zu thun für gut erachte.

Es wurde ferner mitgetheilt, daß in Beziehung auf das von dem Kirchentage anerkannte Recht der Gemeinden auf den Urkatechismus aus dem Herzogthum Nassau an den Ausschuß die Bitte gerichtet worden sei, sich für die Wiedereinführung der Urkatechismen an die Stelle des seit Anfang der zwanziger Jahre dort eingeführten Landeskatechismus bei

Sr. Hoheit dem Herzog verwenden zu wollen. — Pastor Krummacher aus Berlin theilt hierauf viele Stellen aus dem Nassauischen Landeskatechismus mit, aus welchen genugsam erhellt, daß in demselben die wesentlichsten Lehren der Kirche theils völlig entstellt, theils ganz entfernt sind, sowie ein Schreiben an den Herzog von Nassau, worin um Entfernung dieses Katechismus gebeten wird.

Die Tagesordnung führte nun zu dem

Vorschlag wegen Abfassung eines allgemeinen deutsch-evangelischen Gesangbuchs.

Der bestellte Referent, Director Dr. Wackernagel aus Elberfeld, nahm das Wort. Er sagte etwa Folgendes:

Die hier in Rede stehende Angelegenheit sei eine doppelte, liege theils in den Händen des Kirchentags, theils in den Händen der Commission, die von den Abgeordneten der legitimen Kirchenregierungen zusammengesetzt worden sei. Er stehe hier in einer doppelten Eigenschaft; denn gleichzeitig sei er in jene Commission gewählt und von dem engern Ausschusse des Kirchentags wegen eines Referats für diese Versammlung angegangen worden. Bei der schon sehr vorgerückten Zeit wolle er sich auf das Allerwesentlichste beschränken.

Die Gesichtspuncte bei Abfassung eines Gesangbuchs seien folgende: zur Zeit der Reformation sei etwas noch nie Dagewesenes zur Erscheinung gekommen, ein allgemeines geistliches Volkslied, das auf fliegenden Blättern überall hin Verbreitung gefunden habe. Das geistliche Volkslied habe mit dem weltlichen Volksliede das gemein, daß es etwas Selbsterlebtes, etwas aus dem Grunde eigenster Lebenserfahrung Entsprungenes sei, und dann, daß es nur allgemeine, Jedermann zugängliche, verständliche Thatsachen behandele oder solche Empfindungen ausspreche, die Jeder habe. So müßten auch unsre Urlieder angesehen werden. Jede Gemeinde habe ein Recht wie auf den Urkatechismus, so auch auf die Urlieder.

Die Schöpfung des Volksliedes sei eine Folge jener allgemeinen Umgestaltung des ganzen deutschen Volksgeistes in der Reformation. Auch die Sprache habe diese vollständige Umbildung erfahren und erfahren müssen, da der Glaube das Geistbildende sei; sie sei zur Kirchensprache umgebildet worden. Vorher sei sie nur mit untergeordneten Dingen beschäftigt gewesen, in Chroniken und auf Kanzeln gebildet worden; jetzt aber sei sie in den Dienst der höchsten Interessen getreten. Jeder Theologe könne seine Sprache nur verjüngen an der Sprache der heiligen Schrift

und Luther's, der Ursprache unserer Bildung, die man nur studiren, deren man aber nie Meister werden könne. — Anders sei freilich das Urtheil der modernen Bildung, die ihren Ursprung in der nachreformatorischen Zeit habe, in der sogenannten humanistischen Bildung; dazu sei im 18. Jahrhundert noch die französische Bildung gekommen. So sei die moderne Bildung entstanden, die in ihrem Wörterbuch die Wörter „Sünde" und „Erlösung" nicht habe, mit ihrer Literatur und Poesie sich neben dem Christenthume bewege.

Allein wir Alle seien derselben Bildung, hätten uns zu ihr zu bekennen; die Meisten von uns seien behaftet von dem Falschen in dieser Zeitbildung. Geschmack an den Alterthümern der Sprache könne dem modernen Geschmacke nicht zugemuthet werden. Man meine, der Geschmack solle von den Gebildeten entlehnt werden, der Bauer, der bloß an der Bibel sich genährt und die Sitten der Väter bewahrt habe, könne keinen guten Geschmack haben. Das Volk der Gebildeten habe sich allerdings stark geschieden von dem gewöhnlichen Volke, von welchem es ein großer, fast unheilbarer Riß trenne. Die Volksliteratur bestehe aus Bibel und Gesangbuch; aus ihnen schöpfe das Volk das feinste Empfinden, das ernsteste Wollen. Beide, Bibel und Gesangbuch, seien also nicht hoch genug zu stellen, beide ständen in engem Verhältnisse zu einander. Das Gesangbuch antworte auf das, was die Bibel sage; die Lieder seien Bekenntnisse der früheren Kirche und erhalten in Verbindung mit ihr.

Die Gesangbücher seien gleichzeitig mit den Gebetsformularien verschlechtert worden, früher noch die Melodieen. Die Dichter, von Klopstock an, seien Zerstörer des Gesangs gewesen. Der Erste unter ihnen sei Klopstock gewesen, der von Kirche nichts gewußt habe. — Er müsse hier eine wichtige Bemerkung einschalten: wir hätten auch veränderte Bibeln. Jede Gesellschaft drucke sie nach eigner Redaction. Die Sprache Luther's dürfe nicht verändert werden; sonst bekämen wir, statt der einen, allerlei Bibeln, ihre Auctorität werde untergraben, und zwar die letzte, die ihr geblieben sei. Er stelle den Antrag, den Bibelgesellschaften an's Herz zu legen, gleichartige Bibelausgaben herauszugeben. Einem unendlichen Verderben werde dadurch vorgebeugt.

Doch jetzt habe man schon besseren Gesang, bessere Gesangbücher. Diese machten aber das Uebel nur schlimmer. Ueberall singe man anders. „Gute Gesangbücher thun noth, die besseren thun's nicht!"

Wie nun machen? Um ein gutes allgemeines Gesangbuch herzustellen, sei es nöthig, bestimmt den Unterschied zwischen dem Nothwendigen und Freizulassenden festzuhalten.

Nothwendig sei vor Allem, daß jedes Gesangbuch eine bestimmte Anzahl der Urlieder enthalte und daß diese Urlieder ganz gleichlautend seien. — Freizulassen sei, außer dieser bestimmten Anzahl Urlieder noch eine beliebige Anzahl älterer und neuerer Lieder aufzunehmen, auch die Ordnung der Lieder.

Nothwendig sei ferner, daß in den Landeskirchen jene Urlieder auch gesungen und gelernt und daß die freigestellten Lieder ebenfalls der kirchlichen Sanction unterworfen würden. Ueber letztere habe eine Commission eben so gut zu berathen, wie über die ersteren.

Um die Aufgabe der Commission näher festzustellen, so habe sie

1) die Urlieder zu ermitteln — nicht bloß die für die Kirche, sondern auch die für die Familien, die Morgen- und Abendlieder;
2) die Redaction der Lieder zu besorgen. Dieß sei der bedenklichste Punct. Doch sei diese wichtige Sache aus der Hand der Subjectivität zu nehmen und nach objectiven Grundsätzen zu behandeln. Zu dem Zwecke sei es erforderlich, daß die Commission aus des Gegenstandes kundigen, also auch sprachkundigen Männern zusammengesetzt werde. Diese hätten nicht aus ihrem Herzen und ihren Erinnerungen zu schöpfen, sondern das ganze Material nach den Original-Ausgaben sich zu verschaffen und darnach zu arbeiten. Endlich hätten sie genau zu prüfen, ob die Originallieder nicht verändert seien. Seien sie verändert in kirchlichem Sinne, so könne die Aenderung bleiben, im entgegengesetzten Falle müsse der ursprüngliche Text des Originals wieder hergestellt werden.

Was endlich die Confession angehe, so sei in den ältesten Zeiten bei den Liedern nie darnach gefragt worden. Die Lieder seien stets ein gemeinsames Band der verschiedenen Confessionen unter einander gewesen.

Schließlich stellt er den Antrag: die Versammlung möge sich für die Richtigkeit der ausgesprochenen Grundsätze im Großen und Ganzen aussprechen, was auch nach einigen Worten des Pastors Geffken aus Hamburg geschieht.

Hierauf wurde der bisherige Ausschuß von neuem gewählt für das folgende Jahr und zuletzt Berlin als Ort für den nächsten Kirchentag bestimmt. Außer von Berlin war noch von Danzig eine Einladung an den Kirchentag ergangen, die Superintendent Wald von Königsberg nachdrücklich, aber vergeblich unterstützte.

Die Verhandlungen des dießjährigen Kirchentags schloß ein kräftiges Gebet des Superintendenten Sander.

Dritter Tag.

(Innere Mission: Bericht — Gefängnißsache — Enthaltsamkeitssache)

Donnerstag den 16. September begann der vierte mit dem Kirchentag verbundene Congreß für die innere Mission. Nach seiner Eröffnung erstattete Namens des Ausschusses Herr Geh. Rath von Mühler aus Berlin Bericht über die letztjährige Geschäftsführung.

Er wirft zunächst einen kurzen Blick auf die Entstehung und frühere Thätigkeit des Centralausschusses auf dem Gebiete der innern Mission, wo ihm namentlich zwei Aufgaben oblägen: die Thätigkeiten für innere Mission in Deutschland unter einander zu verknüpfen, neue anzuregen und zu begründen.

Zunächst berichtet er über die eignen Arbeiten des Centralausschusses: 1) Letzterer hat einen Candidatenconvict im rauhen Hause begründet, zur Gewinnung lebendiger Werkzeuge für die innere Mission, die im vollen Besitze der theologischen Vorwissenschaften stehen. Drei sind bereits als Vorsteher von Brüderanstalten zu Züllichau, Erlangen und Neustadt bei Quedlinburg, einer als Inspector eines Alumnates des Stettiner Gymnasiums thätig. Zwei Candidaten bereiten sich noch vor. Die Kosten dieses Convicts belaufen sich jährlich auf 904 Thaler.

2) Auf seine Aufforderung zu einer Preisschrift über die Ursachen, Wirkungen und Heilmittel der Revolution seien dreißig Schriften eingegangen, unter welchen die vom Prälat Kapff in Württemberg den Preis erhalten habe und bereits in 11,000 Exemplaren verbreitet worden sei.

3) Auf Anregung des zweiten Kirchentages 1849 ist für die geistliche Pflege der Eisenbahnarbeiter mit Genehmigung der Kirchenbehörde der Candidat Richard Thämel an die preußische Ostbahn entsendet worden. Er wirkte als ein treuer Diener mit großem Segen bis Anfang dieses Jahres, wo er im Februar starb. Große Theilnahme und Liebe der Arbeiter zeigte sich bei seiner Beerdigung. In Candidat Nürmberger hat er einen Nachfolger gefunden. Im August war unter den Arbeitern die Cholera ausgebrochen. — Auch sind Colporteure an der Eisenbahn angestellt. Jetzt ist bereits der dritte, ein Schuhmacher, dort thätig, der monatlich für 50 Thaler Bibeln und andere Schriften verbreitet.

Dieses Beispiel hat an andern Orten Nachahmung gefunden. Das Comite für innere Mission in Königsberg hat zu demselben Zwecke einen Reiseprediger angestellt, ebenso der evangelische Verein in Berlin einen Reiseprediger für die Arbeiter am Oderufer, den aber die könig-

liche Baubehörde auf ihre eignen Kosten übernommen hat. Ebenso wurden Missionäre unter die Hollandsgänger entsendet, dieses Jahr ein Diakon aus Duisburg. Sie finden eine dankbare Aufnahme, der Erfolg ihrer Wirksamkeit ist erkennbar.

4) Durch Dr. Marriott in Basel angeregt, hat der Ausschuß ein Bibeldepot auf der Wartburg errichtet, das durch Beiträge an Bibeln von fast allen deutschen Bibelgesellschaften unterstützt wird. Der dortige Commandant und der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar haben ihre Billigung zu erkennen gegeben.

5) Für die Auswanderer in Antwerpen war ein Colporteur angestellt worden. Doch ist diese Angelegenheit jetzt in andre Hände übergegangen.

6) Der deutsch-evangelischen Gemeinde in Constantinopel hatte der Ausschuß einen im rauhen Hause gebildeten Schullehrer zugesandt und so dort auch einen Sammelpunct der deutschen Handwerker geschaffen. Die Gemeinde, um ihre Dankbarkeit für diese Hülfeleistung zu erweisen, hat in diesem Jahre 219 Thlr. zur Unterstützung der Nothleidenden in Deutschland an den Centralausschuß eingesandt, der diese Summe zur Vertheilung den verschiednen bedrängten Gegenden des Vaterlandes hat zukommen lassen.

Hieran knüpft der Berichterstatter eine Mittheilung des Pastor Valette aus Paris, die dem Centralausschusse so eben zugekommen ist. Die dortigen protestantischen Brüder sprechen darin ihr Bedauern aus, nicht selbst auf dem Kirchentage erscheinen zu können, und bitten, ihre deutsch-evangelische Gesellschaft auf dem Herzen zu tragen. 30,000 protestantische Deutsche befinden sich gegenwärtig in Paris, meist in dem traurigsten Zustande. Die meisten sind Hessen-Darmstädtische Gassenkehrer im Faubourg St. Marcelle. Der für sie eingerichtete Abendgottesdienst wird regelmäßig besucht. Die Kinder dieser Leute sind ganz verwahrlost; denn die Eltern gehen schon Nachts um 3 oder 4 Uhr an ihr trauriges Geschäft. Eine deutsche Schule ist dringendes Bedürfniß.

7) Für die Waisenanstalt zu Warschowitz in Oberschlesien wurde durch die Bemühungen des Ausschusses eine Unterstützung von Seiten des Staates erlangt. Andre Beiträge sind nur wenige eingegangen, und doch ist jährlich zum Unterhalt der Anstalt eine Summe von 2334 Thlr. nöthig. Im August d. J. zählte die Anstalt 74 Kinder. Der im rauhen Hause gebildete Hausvater hat sich jetzt verheirathet. Zwei Gehülfen und zwei Gehülfinnen stehen ihm zur Seite. Das Gebiet der Anstalt umfaßt 114 Morgen. — Sehr fatal ist die Entfernung des Geistlichen und

namentlich fühlbar bei dem Confirmandenunterricht. — Nach den neuesten Nachrichten war die Ruhr dort ausgebrochen.

8) Der Ausschuß hatte beschlossen, 50 Arbeiter der innern Mission in verschiedenen Anstalten ausbilden zu lassen. In fünf Anstalten ist eine gewisse Anzahl derselben bereits untergebracht. Doch konnte der Plan wegen Mangels an genügenden Beiträgen bis jetzt nicht ganz ausgeführt werden.

Was nun die Verbindung bereits bestehender Vereine unter einander, Anregung zu neuen Thätigkeiten rc. angehe, so seien die mit dem Kirchentag verbundenen Congresse für die innere Mission das Mittel dazu. Auf diesen sei die Sonntagsheiligung 1849 zuerst angeregt worden. Um auf die Presse einzuwirken, sei die Denkschrift von Wichern in 5000 Exemplaren erschienen, die Fliegenden Blätter, in 3000 Exemplaren verbreitet, zum Organ des Congresses gemacht und die Herausgabe folgender Schriften veranlaßt worden: Schmieder, der wahre Volksfreund; eine Charakteristik aller in Deutschland erschienenen Tractate vom Lic. Löwe; Perthes, die alte und die neue Lehre, in zwei Auflagen, von welchem Werk auch eine polnische Uebersetzung erschienen sei; Kapff, über die Revolution; der geistliche Zehrpfennig, Zeugniß des Grafen von Arnim-Blumberg über die höhern Stände; Kapff, über Hausandacht rc. — Auch seien von ihm Anregungen ausgegangen zur Errichtung von Volksbibliotheken in Städten, Lazarethen und Gefängnissen. — Ebenso sei das Tractatenwesen bei dem vorigen und dießmaligen Kirchentage zur Sprache gebracht und eine Verbindung aller deutschen Tractatgesellschaften angebahnt worden. — Die Sache der Rettungshäuser, deren jetzt 95 in Deutschland bestünden, habe neue Anregung erhalten, das Institut der Reisepredigt sei seit 1849 nach vielen Seiten ausgebildet worden. Die Colportage sei nun in Preußen polizeilich erlaubt. — Die Hausandacht sei in Stuttgart 1850 zur Sprache gebracht worden, ebenso die innere Mission unter den Geistlichen durch Kapff, dessen darauf bezügliche Schrift an die geordneten Kirchenbehörden zur Vertheilung unter alle Geistlichen gesandt und überall dankbar angenommen, nur von Schleswig-Holstein zurückgewiesen worden sei.

Der Antrag in Elberfeld: eine Ansprache an die höheren Stände zu richten, sei nicht ganz zur Ausführung gekommen. Dagegen hätten in Berlin eine Reihe von Vorträgen für die höheren Stände stattgefunden, ebenso in Darmstadt von Prof. Hundeshagen. Ein ähnliches Unternehmen stehe bevor vom Prof. Gelzer in Basel, der protestantische Monatsblätter für alle Kreise der Gebildeten herausgeben wolle.

Was die finanziellen Verhältnisse anbelange, so seien die unmittelbaren Bedürfnisse für das bevorstehende Jahr gedeckt, dagegen nicht für die funfzig Arbeiter, die Anstalt zu Warschowitz, die Auswanderer u. s. w.

Ein Secretär sei nöthig geworden, der seine Dienste ausschließlich dem Centralausschusse widme. Ein solcher sei in dem Pastor Rendorf aus Schleswig gewonnen worden, der mit dem heutigen Tage in seine Stelle eintrete.

Nach dem Gesange eines Kirchenliedes kam die Behandlung der Verbrecher in den Gefängnissen und der entlassenen Sträflinge zur Sprache. Dr. Wichern, als Referent, sprach in höchst anziehender Weise etwa Folgendes:

So eben haben wir einen Gesang zu Gott gesandt. Wir treten aus dem Kreise der Fröhlichen und Singenden an die Thore der Gefängnisse, hinter welchen keine Freude wohnt. Möchten diese Worte den Weg in unsre Gewissen finden! Es ist unmöglich, in Zahlen und Uebersichten das große Gebiet zu umschließen, das sich hier vor uns öffnet. Es weiß Niemand, welche Last, und darum auch nicht, welche Pflicht in dieser Beziehung auf uns liegt! Um nur von dem nördlichen Deutschland zu reden, so liegen hier, wenn man sich eine Linie gezogen denkt von Frankfurt a. M. über Breslau bis Königsberg, über sechzig große Festungen und Schlösser der Verbrecher, die früher Burgen, Klöster, Abteien u. s. w. waren. Um diese Festungen her lagern sich in immer größeren Kreisen 800—1000 kleinere Gefängnisse. Die Zahl läßt sich genau gar nicht ermitteln. In einem Falle lagen noch 28 kleinere Gefängnisse um ein großes her. Nach diesem Verhältnisse wären um jene sechzig noch an 2000 kleinere gelagert. Ihm, dem Redner, seien in den letzten Wochen viele Gefängnisse erschlossen worden, er habe an 6000 Gefangene gesehen, wolle aber darauf nicht näher eingehen. Nur auf Eine Erfahrung, die er in dieser Beziehung seit bereits 15 bis 20 Jahren gemacht, dränge es ihn, hier hinzuweisen.— Er schildert hierauf die Grauen der Gefängnisse und fährt dann fort: Doch dürfe man nicht bloß erschrecken. Die Gefängnisse seien ein Heiligthum, ein durch die Obrigkeit Gott geweihtes Heiligthum. Das Entsetzlichste sei, daß der Gefangene nicht erkenne, daß ihm Recht geschehe, daß die Bande ihm Wohlthat und Erquickung seien. So habe z. B. einmal unter zwanzig Verbrechern, die zusammensaßen, jeder auf die Frage: Bist Du schuldig? seine Unschuld auf's heiligste betheuert, nur Einer geschwiegen. Der Wärter habe erklärt, dieser wisse sich schuldig, wage es aber nicht zu sagen, weil sonst ein schreckliches Gericht von

Seiten seiner Mitgefangenen über ihn ergehe. — Ein andrer Wärter habe beim Oeffnen eines Gefängnisses zu ihm gesagt: „In diesem Hause wohnen lauter unschuldige Leute!“ — Es sei furchtbar, solche Sünde, aber keine Erkenntniß derselben! Und nun eine Gemeinschaft solcher ungebrochenen Herzen, im Verbrechen sich immer mehr vertiefend, in der Empörung gegen das Gesetz sich gegenseitig bestärkend! Die Gefängnisse sind Schulen der Verbrechen, sage ein wahrer Volksausspruch, Schulen des Lasters, wie ein Minister gesagt habe. „Die Gefangenen bilden eine Nation in der Nation. Sie verlassen nicht zu Tausenden, sondern zu Zehntausenden jährlich die Gefängnisse und bringen sich, ihre Verbrechen wieder in die Heimath, bis sie wieder den Weg zurückfinden in die Gefängnisse, um dann dort Meister des Verbrechens zu werden. — Das ganze Gefängnißwesen wächst aus unserm Volke heraus, ist eine Frucht der Sünde, die in unserm Volke lebt, in unsern Gemeinden, in unsern Schulen und Kirchen. Wir, wir Alle tragen mit an dieser allgemeinen Schuld des Volkes!“

Wenn hier von der Behandlung der Gefangenen in den Gefängnissen und nach ihrer Entlassung gesprochen werden solle, so solle nicht von ihrer Wohnung, Kleidung, Nahrung u. s. w. die Rede sein und überhaupt Alles ausgeschieden werden, was vor Männer des Faches gehöre, wie z. B. die Frage, welches System bei den Gefängnissen am besten in Anwendung gebracht werde, ferner was lediglich vor die Aufsichtsbehörden gehöre, ferner die Nothstände einzelner Gefängnisse, die Umbildung des Aufsichtspersonals u. s. w. Das Alles entziehe sich der Entscheidung dieser Versammlung. Auch sei es leicht, hier tadeln und neue Vorschläge machen, wenn man die Schwierigkeiten auf diesem Gebiete nicht kenne. Das Gewissen unsrer christlichen Obrigkeiten sei jetzt erwacht, ernst und schwer liege ihre Pflicht auf ihnen. Wir müßten mit ihnen fühlen! — Ueberhaupt solle man nicht erwarten, hier absonderliche Dinge zu hören, sondern es solle nur ausgesprochen werden, was Jeder an seiner Stelle und die Kirche im großen Ganzen hier zu thun vermöge.

Der Herr selbst habe ein geheimnißvolles Wort gesprochen, das Wort: „I c h b i n g e f a n g e n g e w e s e n u n d i h r s e i d z u m i r g e k o m m e n.“ An dem Faden dieses Wortes wolle er die Aufgabe der Kirche in Betreff der Gefängnisse nachweisen.

In den Gefängnissen sei vor Allem die Buße und Versöhnung von dem geordneten Amte zu predigen. Früher habe man nicht daran gedacht. Das Amt habe nicht in d e r Macht und Vollmacht gestanden, die ihm gebühre. Man habe den Wahn gehegt, Geistliche seien nur für größere

Gefängnisse nöthig und achtzig und hundert Gefangene gäben einem Geistlichen nicht genug zu thun. Es sei dafür zu sorgen, daß in alle Gefängnisse auch die rechte Seelenpflege eingeführt werde, und es sei ein großer Irrthum, Geistlichen eine solche Arbeit noch als Nebenamt zuzuweisen. Es eröffne sich hier ein großes Arbeitsfeld für die Candidaten. Keinen Kerker dürfe es geben, in dem nicht das Wort Gottes in der heiligen Schrift niedergelegt werde, oder doch nicht in gehöriger Anzahl. Die rheinisch-westphälische Gefängnißgesellschaft sei vor vielen Jahren zu diesem Zwecke zusammengetreten; warum gebe es nicht mehr solcher Gesellschaften?

Aber auch im buchstäblichen Sinne sei jenem Worte des Herrn zu genügen. „Gegen das Wort Gottes vermögen wir nichts. Die Seinen aus der Gemeinde sollen die Gefangenen in ihren Kerkern besuchen. Christliche Obrigkeiten haben anzuerkennen, daß sie ihr Werk der Strafe ohne das Werk der erbarmenden Liebe nicht ausrichten können. — Man gehe z. B. am Sonntag Nachmittag in den Gottesdienst der Gefangenen, versammle sie dann um sich und bespreche die Predigt mit ihnen. Und den Fall gesetzt, eine Gefangene habe Hiebe bekommen — wie schön, mit einer solchen weinen, sie trösten zu können! Man schaue hin auf Elisabeth Fry in Newgate. In dreißig große Gefängnisse Englands war ihr der Zutritt nicht verwehrt. Bitten wir so lange, bis man uns die Riegel öffnet und wir unsre Gefangenen sehen!"

Eines sei ihm oft und schwer entgegengetreten, daß die Gefangenen so oft sich in so großer Angst befunden hätten um die Ihrigen. Wenn wir wissen, wo die Kinder und andern Angehörigen der Gefangenen sind, so sollen wir sie besuchen, um ihnen den gefangenen Vater, die gefangene Mutter zu ersetzen, diesen Letztern aber die schwerste Sorge abzunehmen. Ihre Familien gehören nicht der Communalbehörde, nicht der Polizei, sondern uns, die wir mit ihnen Glieder am Leibe Christi sind.

Auch durch Predigt und Fürbitte solle die Kirche für die Gefangenen sorgen. In jeder Gemeinde sollte jährlich wenigstens einmal eine Predigt über die Gefangenen und zwar concret über die Gefangenen dieser Gemeinde gehalten werden, auch zuweilen eine Predigt im Gefängniß über die Gemeinde. Es seien schon Beispiele vorgekommen, daß die Gefangenen auf solche Kunde hin Beiträge für die Erziehung verwahrloster Kinder, für Reiseprediger u. s. w. geleistet hätten. — Dazu müsse auch in der Kirche die Fürbitte für die Gefangenen ausdrücklicher und nachdrücklicher wie bisher geübt werden.

Die größte Sorge der Gefangenen sei die Sorge für ihre Zukunft. Die Gefangenen leben nur in der Zukunft, auf sie seien vor Allem ihre

Blicke gerichtet. Will die Gemeinde zu den Gefangenen kommen, so sorge sie für die entlassenen Sträflinge. Es wird den Gefangenen eine Aufrichtung, eine Aushülfe sein.

Die Zahl der Entlassenen sei nicht anzugeben. Nach einer Durchschnittsberechnung werde es wohl nicht zu viel sein, wenn man annehme, daß aus funfzig solchen großen Gefängnissen jährlich ungefähr 25000 Verbrecher wieder in die Gemeinden zurückwandern. Die kleineren Gefängnisse seien hier nicht mitgerechnet. Aus ihnen recrutire sich die Summe der Rückfälligen. Von 22000 Criminalverbrechern würden durchschnittlich 10000 rückfällig, Meister in den Verbrechen.

Dem Entlassenen begegne überall Mißtrauen. Die Kinder würden ihm wieder zugewiesen, aber kein Broderwerb. Er müsse wieder stehlen, um im Gefängniß versorgt zu werden. Die Entlassenen seien die Geächteten. — Was ist für sie zu thun? Neue obrigkeitliche Aemter helfen hier nicht; denn die polizeiliche Aufsicht zwingt sie als Geächtete wieder zu neuen Verbrechen.

Die Kirche muß hier eintreten. Kein Sträfling darf entlassen werden, ohne daß die Gemeinde und die Kirche, der er angehört, Act davon nehmen. Erwünscht wäre amtliche Verpflichtung der Geistlichen, sich der Entlassenen anzunehmen. Welch einen Eindruck würde die Einführung eines Entlassenen durch den Geistlichen in der Kirche machen unter dem Bußgebet der ganzen Gemeinde auf den Knieen!

Vereine für entlassene Sträflinge seien seit 1827 und 1829 in's Leben getreten. Als lebendige Glieder der Kirche könnten sie viel wirken. Aber überall — Württemberg ausgenommen — höre man die Klage, daß sie kaum noch bestehen und wirken können. Woher kommt das? Das Bewußtsein, diesen Entlassenen dienen zu müssen, sei uns ganz abhanden gekommen. Uebrigens sei es Pflicht, diesen Vereinen sich anzuschließen und sie zu Canälen des göttlichen Geistes in die Herzen der Entlassenen zu machen. — Auch habe man am Rhein, in Württemberg u. s. w. Zufluchtsstätten und Asyle für weibliche Entlassene gegründet. So wichtig das Werk sei, so nichtig, so gering sei es bis jetzt geblieben.

Das Interesse an den Gefangenen sei noch sehr jung, sei erst seit 1817 durch Elisabeth Fry lebendig geworden, rege sich aber jetzt in allen Ländern, allen Kreisen. Die ganze Bewegung habe culminirt, als 1846 und 1847 über hundert Männer aus allen Nationen zu einem Congresse über das Gefängnißwesen in Frankfurt und Brüssel sich vereinigt hätten. Sie glaubten, eine neue Bahn für das Gefängnißwesen gebrochen zu ha-

ben. Da kam das Jahr 1848. Alle Beschlüsse blieben liegen. Keine Stimme mehr erhebt sich von jener Seite für die Gefangenen und die Gefängnisse. Deßhalb sei der heutige Tag doppelt wichtig. Die große Frage erhebe sich wieder in Deutschland. Diese protestantische deutsche Versammlung entziehe sich ihr nicht. Die innere Mission wolle nicht Flickwerk, sondern im Bewußtsein als Glied an der Kirche nehme sie die größten Fragen auf, sie zu lösen und die Retterin der Armen, Verlornen, Elenden und Gefangenen und damit der Nation zu sein!

Nach einer halbstündigen Pause wurde Nachmittags die Discussion durch Domprediger Neuenhaus aus Halle, Pastor Schwarz aus Rügen und Dr. Georgi aus Düsselthal eröffnet. Letzterer bringt einige Thatsachen aus frischester Erfahrung bei, um nachzuweisen, wie wichtig die Sorge für die Angehörigen der Gefangenen sei. Zu Anfang dieses Monats sei ein Vater von sieben Kindern nach vier Jahren aus dem Gefängniß entlassen worden. Er fand neun Kinder, ging in's Wirthshaus, betrank sich und in vierundzwanzig Stunden saß er wieder. — Ein Anderer saß drei Vierteljahre. Seine drei Kinder waren in Rettungsanstalten untergebracht. Der Mann kam nach Haus. Seine Frau hatte Alles verkauft und einen lüderlichen Menschen angenommen. Sie erklärte sich bereit, in Gemeinschaft mit diesem wieder zu ihrem Manne zu ziehen.

Pastor Sasse, Geistlicher an einer Strafanstalt zu Benninghausen: Ein nicht zu schilderndes Elend wohne in den Gefängnissen. Es sei nöthig, daß in dieser Beziehung eine öffentliche Meinung sich bilde. — Was die Kinder in den Gefängnissen angehe, so seien in den letzten neun Jahren 5068 Kinder unter sechzehn Jahren in Westphalen in Gefängnissen gewesen, die wegen Vergehen Bestraften nicht mit eingerechnet. Die Rettungshäuser seien nicht ausreichend.

Ein Geistlicher aus Holstein führt als ein psychologisch merkwürdiges Beispiel an, daß ein zum Tode Verurtheilter drei Tage vor seiner Hinrichtung bekehrt worden sei durch eine rettende That, die er an einem ertrinkenden Kinde vollbracht habe, und durch die ihm deßhalb zu Theil gewordene Dankbarkeit.

Director Engelbert aus Duisburg: Drei Stunden von Duisburg, zu Lindorf, bestehe ein Asyl für entlassene Männer. Es sei unlängst vorgekommen, daß Gefangene für einen zu Entlassenden gebeten hätten, er möge nicht nach Hause, sondern in das Asyl geschickt werden; sie hätten zu dem Zwecke selbst Geld zusammengelegt. Mitleid für seine Jugend hätte sie dazu bewogen.

Oberhofprediger Ackermann aus Meiningen: Die von Wichern

vorgeschlagene Mithülfe der Candidaten in Gefängnissen könne doch nur eine sehr beschränkte sein, da hierzu eine reife Lebenserfahrung gehöre, die jenen abgehe. Der Unterricht der dort befindlichen Jugend könne ihnen etwa übertragen werden. — Das gegenwärtig bestehende öffentliche Gerichtsverfahren suche oft durch Beredtsamkeit das Nichtschuldig herauszupressen. Dadurch werde die Wirksamkeit der Geistlichen vernichtet, oft geradezu unmöglich gemacht. Er habe unlängst einen alten Gefangenen mit grauen Haaren besucht. Anfangs sei er stumm und kalt geblieben. Ein beim Weggehen gesprochenes Bibelwort habe endlich den Weg zum Herzen gefunden. Das nächste Mal fand er ihn mit Thränen im Auge, in bußfertiger Stimmung. Vor dem öffentlichen Gericht aber sucht ihn der Advocat loszubringen. Der Gefangene schöpft Hoffnung und wird total andern Sinnes, so verstockt, wie er vorher nicht war.

Porth aus Nürnberg erklärt berichtigend, daß die Anstalten für entlassene Sträflinge nicht überall ohne Erfolg seien, namentlich nicht in Bayern, nicht in Nürnberg. Anfangs hätten sie große Mühe gehabt, ihre Zöglinge unterzubringen. Da habe ein Schneider den Anfang gemacht. Der Versuch sei geglückt und habe Nachahmung gefunden. Aehnlich sei es mit den Fabrikbesitzern gegangen. Seit drei bis vier Jahren hätten sich drei Entlassene verheirathet und lebten in einem geordneten Hausstande, vierzig seien als Gesellen untergebracht. Dagegen sei die Arbeit an den weiblichen Entlassenen ziemlich vergeblich. Für sie seien Asyle nöthig.

Pastor Mallet aus Bremen will, da bei dem Gedanken an die große, schwere Aufgabe leicht der Muth sinken könne, ein Wort der Ermuthigung sprechen. Der Apostel Paulus sage: „Seid einander nichts schuldig, denn die Liebe." Jeder Christ habe ein großes, reiches sittliches Capital an Liebe; er sei im Stande, gegen seinen Nächsten immer solvent zu sein. Liebeswerk sei Gottes-, nicht Menschenwerk, Lieben sei göttliches Leben. Daher seien wir in dieser Beziehung immer in einer Schuld, die wir nie bezahlen könnten. Nur Einer habe es gethan und der müsse alle Schulden erlassen, und wenn er sie erlasse, dann schenke er auch von seinen Schätzen, von seinen großen Liebesschätzen. „Wie reich werden wir dadurch, daß er unsere Schuld bezahlt! Wir Alle sind Gefangene. Christus hat uns die Pforte geöffnet. Aber uns Allen hängen noch Ketten an von dem Gefangenleben."

Dr. Wichern erhält als Referent das Schlußwort: Er stimme Oberhofpred. Ackermann völlig bei bezüglich des über die Candidaten Gesagten. Er habe nur an die kleineren Strafanstalten mit funfzig bis

sechzig Gefangene gedacht, für welche doch kein eigner Geistlicher angestellt werde. — Die öffentliche Gesetzgebung sei eine höchst wichtige Frage, die er absichtlich übergangen habe. — Er wünsche eine kirchenregimentliche Anordnung einer jährlichen Gefängnißpredigt in den Gemeinden. — Ein Zusammenwirken der römischen und protestantischen Kirche auf diesem Gebiete, wie z. B. in Württemberg, sei wenigstens für Norddeutschland unmöglich. — Wenn man nur Asyle wolle, dann müßte man zuletzt eben so viele und eben so große Asyle haben, als Gefängnisse. Auch könne man nicht allen Geistlichen ohne Weiteres zumuthen, die Entlassenen Alle in ihr Haus aufzunehmen.

Schließlich stellte er die Hauptsache seines Vortrags nochmals kurz in folgenden Puncten zusammen:

1) In jedem Gefängniß ohne Ausnahme Predigt des göttlichen Wortes von ordentlichen Geistlichen; dazu Bibeln in genügender Zahl.
2) Besuch der Gefangenen durch Private.
3) Keine polizeiliche Unterbringung, sondern Sorge und Pflege der Kinder und andern Angehörigen der Gefangenen durch die kirchliche Gemeinde, durch christliche Private und Vereine, um so den Weg zu den Herzen des Gefangenen selbst sich zu öffnen.
4) In den Gemeinden kirchenregimentliche Anordnung einer regelmäßigen Predigt und Fürbitte in Beziehung auf die Gefangenen.
5) Amtliche Verpflichtung der Geistlichen, die Entlassenen wieder in die kirchliche Gemeinde aufzunehmen, um ihnen so ein Mittel zur Wiedererlangung ihrer bürgerlichen Ehre zu geben.
6) Pflege und Vermehrung der sogenannten Schutzvereine, die auf christlich confessionellen Grund sich stellen und aufhören müssen, nur in humanistischem Sinne zu wirken, und bessere Organisation ihrer Wirksamkeit, namentlich durch Anstellung und Verwendung besonderer Agenten.
7) Gründung von Asylen für die weiblichen Entlassenen.

Auf Antrag des Centralausschusses faßte die Versammlung hierauf folgenden Beschluß:

„Der Congreß erkennt die geistliche Fürsorge für die Verbrecher in den Gefängnissen und für die entlassenen Sträflinge als eine heilige Pflicht der Kirche an und wünscht, alle seine Glieder und Organe möchten mit allen Kräften dahin wirken, daß diese Erkenntniß immer allgemeiner zum Bewußtsein gebracht und nach den im Referate hervorgehobenen Gesichtspuncten thätige Hülfe angeregt werde."

Man ging hierauf zur Verhandlung der Enthaltsamkeitssache über. Superintendent Dr. Wald aus Königsberg hatte das Referat übernommen und ergriff das Wort:

Der Umfang des Verderbens, das der Alkohol anrichte, sei noch lange nicht genug erkannt. Die Enthaltsamkeitssache stehe mit der innern Mission im engsten Zusammenhang, beide seien von einander abhängig. Er wolle zuerst die Riesengröße des Verderbens nachweisen und dann zeigen, wie durchgängig das Verderben des Alkohol auf allen Arbeitsgebieten der innern Mission erscheine.

Jährlich würden 367 Millionen Quart Alkohol in den Zollvereinsstaaten verbraucht, im Ganzen für 122 Millionen Thaler, der Hälfte aller Steuern. Im Jahre 1845 seien in Berlin allein ein und ein halbes Tausend Branntweinschenken mehr und Eine Kirche weniger gewesen, als vor hundert Jahren! Im J. 1852 seien in Westpreußen unter 374 Conscribirten nur vier tauglich gewesen; Ursache sei fast ausschließlich der übermäßige Genuß des Branntweins gewesen. — Der Alkohol fülle die Zuchthäuser, Gefängnisse und Irrenhäuser immer mehr. Die Ehescheidungen nähmen überhand; unter zehn würden mindestens neun durch den Genuß des Alkohol verursacht. — Unter den sogenannten gebildeten Kreisen herrsche der Unglaube und das Antichristenthum, in den untern ein Götzendienst, wie kaum zu den Zeiten der Propheten.

Der Genuß des Alkohol sei bedeutend im Zunehmen. In Kurhessen werde bereits die Hälfte alles Getreides zur Bereitung desselben verwendet, so daß, wenn es so fortgehe, das ganze Volk zuletzt in einer alkoholischen Sündfluth umkommen müsse.

Was nun zweitens das Erscheinen dieses Verderbens auf allen Arbeitsgebieten der innern Mission betreffe, so sei Folgendes darüber zu bemerken. Der Branntwein fülle namentlich die Gefängnisse. Von hundert jugendlichen Verbrechern seien achtzig durch Branntwein an Leib und Seele verderbt. — Ohne Beseitigung des Branntweins sei ferner dem Einnisten des Pauperismus nicht zu wehren. — Gatten- und Vaterliebe werde durch ihn erstickt, das Wohl der Familien untergraben. — Die Reisepredigt werde nur flüchtige Rührungen hervorbringen, so lange nach Anhörung des Wortes der Alkohol nahe sei. — Kein Hauspriester möglich, so lange man ihm diene. — Auch die Sonntagsheiligung sei ohne Enthaltsamkeit nicht möglich. Die innere Mission unter den niedern Volksschichten scheine zu verkümmern, wenn sie sich nicht vereinige zu dem Kampfe gegen dieses Verderben.

Man sage: „man solle die Leute erst bekehren, dann folge die Mä-

ßigkeit von selbst". Gerade als ob es, um einen Sumpf zu bebauen, genug wäre, den Samen auszustreuen! Es laute christlich, sei's aber nicht! — Kein Verständiger werde fordern, daß die innere Mission erst den Branntwein verdränge und so lange ihre ganze andere Thätigkeit ruhen lasse. Nur das werde verlangt, daß sie mit allen ihren Thätigkeiten die Enthaltsamkeitssache verbinde.

Er stelle folgende Anträge und bitte dringend um ihre Annahme:

1) Der Congreß erklärt, daß bei dem immer tieferen Versinken des Volkes in die Knechtschaft des Branntweins die Förderung der Enthaltsamkeit von demselben, das Zeugniß gegen denselben und das Streben, ihn als Volksgetränk zu verdrängen, gegenwärtig eine Verpflichtung sei, der sich Keiner entziehen dürfe.
2) Der Congreß erklärt, die Pflege der bestehenden, wie die Stiftung neuer Enthaltsamkeitsvereine sich angelegen sein zu lassen.
3) Der Congreß gebe dem Centralausschuß zur Erwägung anheim, ob es nicht an der Zeit sei, die Regierungen um Verschärfung der über den Branntweinsvertrieb bestehenden Gesetze und um strengere Ueberwachung ihrer Vollziehung zu ersuchen.

Vierter Tag.

(Innere Mission. Zweite Discussion über die Enthaltsamkeitssache. — Christliche Jünglings- und Gesellenvereine. — Auswanderung. — Ansprachen.)

Die gestern abgebrochene Verhandlung über die Enthaltsamkeitssache wurde heute fortgesetzt und zwar die Discussion über dieselbe eröffnet.

Pastor Orth von Berlin: Es sei richtig, daß Jeder hier die Frage an sich richte: Was thust Du für Dich in dieser Sache? Wer nach Alkohol riecht, dem solle man kein Almosen geben. Wir selbst sollten keinen Tropfen über unsere Lippen bringen. — Viele Bedenken würden über die Enthaltsamkeitssache überall laut. Die separirten Lutheraner hielten es für einen Mangel an Glauben, sich an die Mäßigkeitsvereine anzuschließen. Dieß führe auf die Frage zurück: Sind Gelübde gestattet? Jedenfalls sind sie nicht gegen das Princip unserer Kirche, sondern nur die Erneuerung eines Theils des Taufgelübdes. — Bei dem Betreiben der Sache unter uns werde oft ein Fehler gegen das Bekenntniß gemacht. Man sage nicht immer bloß: Alkohol sei Gift, sondern häufig auch: er sei ein Element des Satans. Das sei gegen das erste Gebot, sei Dualismus und manichäischer Irrthum, womit der guten Sache

geschadet werde. — Ein anderer Einwand: „Man wisse oft nicht, was man trinke", sei zu unerheblich, als daß es nöthig wäre, darauf näher einzugehen.

Missionsprediger Josephson aus Münster hält es für bedenklich, den Branntwein zu etwas Confessionellem zu machen; er habe nichts Lutherisches und nichts Reformirtes an sich. Er danke dem Referenten und Correferenten für ihre kräftige Vertretung der Sache. Man höre oft: „Die Enthaltsamkeitssache habe ihre Zeit gehabt". Wollte Gott, so wäre es! Er endet mit der dringenden Bitte, sich der Sache anzuschließen.

Pastor Bolheus aus Weener in Ostfriesland: Die Enthaltsamkeitssache werde in seinem Heimathlande, wie überall, immer lasser betrieben.— „Es muß zur Generalbeichte deutscher Nation in allen Ständen kommen, wenn wir nicht als Nation zertrümmert werden sollen!"

Geh. Rath v. Mühler gibt folgende Berichtigung: Der Centralausschuß sei durchaus nicht gegen die Enthaltsamkeitssache. Er erinnere in dieser Beziehung nur an die Vorträge auf dem zweiten, sowie auf dem Elberfelder Kirchentage. Nur gegen einzelne Erscheinungen, die auf diesem Gebiete hervorgetreten seien, habe der Centralausschuß große Bedenken, namentlich dagegen, daß der Branntwein als ein Element des Satans betrachtet werde. Er wolle sogar die Anträge der beiden Referenten der Versammlung zur Annahme empfehlen.

Referent, Superintendent Dr. Wald, erhält das Schlußwort: Er habe nur Worte des Dankes und der Freude. Sein Glaube sei gestärkt worden. Sein Dank steige vor Allem zu Gott empor. Dann aber danke er auch den Brüdern, die ihn so sehr unterstützt, besonders aber dem Centralausschusse für seine Mittheilung, wodurch ein einmüthiges Bekenntniß und Zustimmung zu den ausgesprochenen Grundsätzen zu erwarten stehe.

Hierauf wird Antrag 1 einstimmig angenommen. Zu Antrag 2 wird ein Amendement Krummacher's: „der auf christlich evangelischem Grunde bestehenden Vereine", Antrag 3 wieder einstimmig angenommen und damit dieser Gegenstand verlassen.

Der Tagesordnung gemäß kamen jetzt die christlichen Jünglings- und Gesellenvereine zur Verhandlung. Das Referat darüber, welches Dr. Brandis aus Bonn übernommen hatte, war etwa folgendes:

Die vorliegende Angelegenheit sei eine schwierige, die von Handwerkern, von Meistern gefördert werden müsse, wenn etwas aus ihr werden solle. In Bremen, wo sonst so treffliche Einrichtungen bestünden, ge-

schehe gerade in dieser Beziehung, wie er sich selbst überzeugt habe, blutwenig, obwohl hier der älteste Jünglingsverein (seit 1832) bestehe.

So weit seine Kunde reiche, bestünden jetzt in Deutschland 118 Jünglingsvereine; ihre Zahl sei aber wohl noch größer. Sie seien verschieden gestaltet, doch darin eins, daß in dem Glauben an Christum das einzige Heil ruhe. Am dichtesten seien sie im Rheinlande und zwar am Mittelrhein (Rheinland und Westphalen). Hier bestünden auch in der katholischen Kirche solche Vereine, die oft zur Nacheiferung, ja zur Nachahmung dienen könnten. — Die rheinischen Vereine seien nicht allein zahlreicher, auch kräftiger, als die andern, und hätten der Revolution besser widerstanden.

Besonders drei Zwecke verfolgten die Vereine: 1) Unterricht, Nachhülfe in den Elementarfächern u. s. w.; 2) Hebung des geselligen Lebens, und 3) Hebung des Glaubenslebens. — Referent hebt dann besonders zwei Dinge hervor, über die er aus eigner Anschauung und Erfahrung berichten kann, und giebt zuerst eine kurze Geschichte des Bonner Vereins, seiner Entstehung und Entwickelung, die namentlich durch Einführung einer Bibelstunde sehr gefördert worden sei; dann eine entsprechende Schilderung des letzten Jahresfestes dieses Jünglingsvereins.

Es bestehe eine große Verschiedenheit in der Zusammensetzung der dortigen Vereine. In allen sei übrigens der Handwerkerstand vorherrschend, obwohl die übrigen Stände, vom Kaufmann bis zum Taglöhner, auch vertreten seien. Meist aber seien es Gesellen, in andern auch Meister, noch in andern auch Lehrlinge.

Von den Vereinen im übrigen Deutschland sei mehr Trauriges, als Erfreuliches zu berichten, mit Ausnahme derer in Baden und Würtemberg. In Baden halten die Jünglingsvereine, die in Verbindung mit dem Vereine für innere Mission Augsburger Confession stehen, jährlich eine Generalversammlung, monatlich eine Districtsversammlung. Die Bekehrung draußen Stehender sei nicht ausgeblieben. In Württemberg sei es ähnlich. Im Jahr 1851 hätten funfzehn Jünglingsvereine in Stuttgart eine Jahresversammlung abgehalten. — In Bayern bestünden kleine Anfänge; in München der älteste Verein. Der fränkische Verein sei in der Revolution erlegen. — In Kurhessen wehe seit den letzten Jahren ein neuer Geist; zahlreiche Vereine seien während dieser Zeit dort entstanden, wahre Perlen in der Kette unserer deutschen Vereine.— In Hannover bestünden solche Vereine nur in der Residenz und in Celle; im Königreich Sachsen meist nur Sonntagsschulen; — in den kleinen Mittelstaaten kleinere Vereine und Handwerksschulen, namentlich in Altenburg. — In Ostpreußen habe der rheinische Jünglingsbund große Eroberungen

gemacht, besonders in Berlin, Magdeburg, Liegnitz und Königsberg. — In Mecklenburg und Holstein hätten viele Vereine bestanden, bestünden wohl auch noch. — Jede freie Stadt habe solche Vereine.

Bezüglich der Beschaffenheit dieser Vereine dränge sich zunächst die Frage auf: Mit welchen Leuten haben wir es hier zu thun? Zunächst mit den Handwerkern, dann mit den Fabrikarbeitern. Der deutsche Handwerkerstand sei ganz eigenthümlicher Art. Nirgends anderswo trete der Unterschied zwischen Lehrling, Geselle und Meister so scharf hervor. Der Zustand aller drei sei nicht glänzend, der der Gesellen aber sehr traurig. Der Zustand der Meister könne den der Gesellen nicht bessern. Hauptsache für die Vereine bleiben also Gesellen und Lehrlinge, zwischen welchen durch Gewohnheit und Natur der Verhältnisse ein sehr bedeutender Unterschied bestehe, so daß sie getrennt von einander lebten. In vielen Vereinen sei diese Trennung durchbrochen, in noch zahlreicheren sei dieß nicht gelungen. Es könne dieß den einzelnen Vereinen überlassen werden. Doch müsse für beide, für Gesellen und Lehrlinge, gesorgt werden.

Bei den Gesellen sei zu unterscheiden zwischen den arbeitenden und den wandernden. Daß der Geselle wandern muß, sei auch etwas Deutsches. Es gäbe zwei Mittel, für sie zu sorgen: die Vereine und die Herbergen. Letztere, die oft dreimal wöchentlich des Abends von den Gesellen besucht werden müssen, verderben oft leicht, was an den andern Abenden in den Vereinen gepflanzt worden ist.

Was ist nun zu thun nöthig?

1) Dringend erforderlich ist vor allem Unterricht.
2) Das gesellige Leben muß das Band sein, das die Einzelnen zu einem Ganzen mit einander verbindet; also Gesang zunächst des geistlichen, dann auch des herrlichen Volksliedes; dann Feste und gemeinschaftliche Spaziergänge. Der Fröhlichkeit der Jugend muß ihr Recht bleiben.
3) Das christliche Leben soll gefördert werden durch Hausandacht, durch Religionsunterricht in Bibel und Katechismus, durch Bibelstunden. Die Vereine sollen auch Mittel zur Hebung der Sonntagsheiligung werden, Stätten zur Vertheilung und Verbreitung der Bibel.
4) Alle Vereine sollen mit einander in Verbindung gesetzt werden, daß der Geselle von einem zu dem andern gewiesen werden kann.
5) Auch die Herbergen müssen reorganisirt werden.

Für die Zwecke der Vereine muß auf dreierlei Weise gewirkt werden: 1) durch eine Zeitschrift für diese Kreise; 2) durch Agenten, die ganz

Deutschland bereisen, und 3) durch Gesellen, die für Stiftung solcher Vereine wirken.

Pastor Dürselen aus Ronsdorf, als Correferent, hält einen sehr lebendigen Vortrag, in welchem er zunächst auf die Wichtigkeit der heranwachsenden Jugend als der Trägerin der Zukunft hinweist. Wenig sei noch geschehen für die confirmirte Jugend, besonders die wandernde Bevölkerung, die allen socialistischen Einflüssen ausgesetzt sei. Die Vereine wollten retten, was noch zu retten ist aus dem zeitlichen und ewigen Verderben, dem sie entgegengehe, durch Betrachtung des Wortes Gottes und Unterricht. Sie müßten darum auf festem Grunde aufgebaut sein, auf dem Worte Gottes, auf einem festen Bekenntniß. Der Humanismus tauge dazu nichts.

Er geht hierauf näher auf die Geschichte des Entwickelungsganges des rhein.-westphäl. Jünglingsvereins ein, von dessen Einrichtung und Gliederung er ein großartiges Bild entwirft. Im Jahre 1848 erfolgte der Zusammenschluß jener Vereine. Ein Bundesstatut wurde entworfen. Anfangs war die Zahl der verbündeten Vereine neun, im folgenden Jahre 58, jetzt über 80. Immer neue Vereine melden sich zum Anschluß. Einheit macht stark. Die Vereine sind dadurch eine Macht geworden der Demokratie gegenüber. Das bisherige Bundesorgan, der Jünglingsbote, habe mit dem 1. Juli d. J. aufgehört zu erscheinen, wegen der neuen preußischen Preßgesetzgebung. Einstweilen sei die „Dorfchronik" des Seminardirectors Jahn an seine Stelle getreten. Doch sei die Entbehrung eines eignen Organs immer sehr empfindlich und traurig und die Wiedergewinnung eines solchen fortwährend angestrebt. — Ein Comite von zehn Männern steht an der Spitze und hält monatlich eine Sitzung.— Jeder Verein feiert ein Jahresfest. Wöchentlich findet eine Bibelstunde in besprechender Weise, monatlich eine Betstunde statt. Alljährlich halten die Vereine zwei Kreisversammlungen, alle zusammen eine Generalversammlung. — Das Comite giebt Wanderbücher aus, womit die Mitglieder eines Vereins anderen verbundenen Vereinen auf ihrer Wanderschaft empfohlen werden; sie dienen zugleich zur Controle des sittlichen Verhaltens. — Ebenso ist eine Centralbibliothek angelegt worden. — Das Bundessiegel der Jünglingsvereine stellt ein Schifflein dar auf stürmischer See mit Leuchtthurm. — Ein Liederbuch besteht für alle Vereine. — Auch ist bereits ein Anfang gemacht worden mit christlichen Herbergen, die wenigstens an allen bedeutenderen Orten nicht fehlen sollten. — Er schließt mit der Bitte an Alle, diese Bestrebungen überall zu unterstützen und zu fördern. Das Ziel sei ein großer deutsch-evangelischer

Jünglingsverein, der über alle Gauen unseres deutschen Vaterlandes sich verzweige. Er stellt den Antrag an den Centralausschuß, für diese wichtige Angelegenheit einen Agenten für ganz Deutschland anzustellen.

v. Bethmann-Hollweg erklärt auf diesen Antrag Namens des Ausschusses, daß die verlangte Anstellung eines Agenten nicht möglich sei. Auch bestehe in dieser Angelegenheit noch eine große Divergenz der Ansichten in Hauptfragen, namentlich darüber, ob bei diesem christlich-evangelischen Bunde die Unterschiede der Stände, des Alters u. s. w. nicht hervorgehoben und beachtet werden sollten, oder ob hier die ständige Gliederung zu beleben und zu stärken sei; ob ferner diese Frage für alle Orte gleich zu entscheiden sei oder lokal, und ob endlich bei solchen lokalen Unterscheidungen eine solche allgemeine Verbindung überhaupt noch möglich sei.

Dr. Jacobi aus Hamburg tritt gegen die Ansichten der Referenten auf und hebt die entgegengesetzte Seite hervor: die christlichen Jünglingsvereine zerfielen in zwei Categorien: 1) hinsichtlich ihres Zweckes; auf der einen Seite werde als solcher vorzugsweise Erweckung, auf der andern gesellige Unterhaltung und Bildung festgehalten; 2) hinsichtlich der Zusammensetzung; hier sei man für ständige Gliederung, dort für Vereinigung, und 3) hinsichtlich der Verfassung und Organisation; hier wolle man Vereine, dort Institute. Alle diese Verschiedenheiten hätten ihre Berechtigung je nach den besonderen Verhältnissen.

Der junge Handwerker habe den Trieb nach Geselligkeit und Bildung, dem vom christlichen Standpuncte aus Befriedigung zu gewähren sei. Die Anstalten sollten nicht religiöse, wohl aber christliche Anstalten sein; sie hätten nur Unterricht auch in der Bibel zu ertheilen; aber eigentliche Erbauung müsse der Kirche und ihren Anstalten überlassen bleiben. — Auch dürften diese Institute eine Vereinsverfassung nicht haben, da keine Garantie gegeben sei, daß die Leitung derselben eine christliche bleibe. Unmerklich seien die Handwerker dem Einflusse nicht christlicher Vereine zu entziehen. Bei den andern Vereinen seien die Jünglinge schwer zu bewahren vor falscher Schätzung von Christlichkeit und Welt, und die Gefahr vorhanden, zu viele Kraft dem Vereine zu widmen und der eigentlichen Berufsarbeit zu entziehen.

Die hervorgetretene Differenz blieb ungelöst. Doch sprach die Versammlung zuletzt die Ueberzeugung aus:

„die Sache der christlichen Jünglings- und Gesellenvereine sei für die innere Mission, d. h. für die Erneuerung unsres Volkes auf dem

Grund und im Geiste des Evangeliums, eine hochwichtige Angelegenheit, zu der mitzuwirken Jeder in seiner Weise die Verpflichtung habe."

Zum Schlusse kam noch die Sache der Auswanderung zur Sprache. Pastor Dreier aus Bremerhaven weist zunächst auf die Größe der deutschen Auswanderung hin. Im Mai und Juni dieses Jahres kamen allein über 36,000 deutsche Auswanderer in New-York an, von welchen der dritte Theil über deutsche Häfen, der vierte Theil über Bremen gegangen war. — Dann geht er auf die Frage ein: Welche Seehäfen für die Auswanderer am meisten zu empfehlen seien? und erörtert dieselbe allseitig in Beziehung auf Lage, Beköstigungsverhältnisse, Schiffsreichthum und obrigkeitliche Beaufsichtigung und Fürsorge. Es ergibt sich aus seiner Zusammenstellung, daß Bremen und nächst diesem Hamburg den Auswanderern die meisten Garantieen bietet. Namentlich ist in Bremen von Seiten der Obrigkeit alles Mögliche geschehen, um das Interesse der Auswanderer so viel wie möglich zu sichern. Die Expedienten müssen daselbst eine bedeutende Caution leisten, sich durch Bürgereid zu genauester Befolgung der in dieser Beziehung bestehenden strengen obrigkeitlichen Verordnungen verpflichten und sind der strengsten Aufsicht unterworfen. Von Seiten der Bremer Handelskammer sind drei Nachweisungsbureau's errichtet worden, wo die Auswanderer unentgeltlich gedruckte Zettel mit festen Taxpreisen, ein Verzeichniß sämmtlicher Makler und Expedienten jenes Ortes, sowie Adressen der Deutschen Gesellschaften in New-York, Baltimore und New-Orleans ꝛc. erhalten. In Bremerhaven selbst ist durch ein neuerbautes schloßartiges Auswandererhaus von Seiten der Obrigkeit für wohlfeilste Unterbringung und Verköstigung der Auswanderer gesorgt. Es können in demselben täglich 2200 Auswanderer Herberge und 4000 Verköstigung finden. Der Auswanderer steigt dort unmittelbar vom Land auf's Schiff. Fährt ein Schiff nicht am festgesetzten Tage ab, so hat der betreffende Rheder von da ab auf eigne Kosten für den Unterhalt der von ihm übernommenen Auswanderer zu sorgen.

Auch in geistiger Beziehung sei Manches für die Auswanderer geschehen. In dem Auswandererhaus zu Bremerhaven befindet sich eine Capelle, an der ein besonderer Prediger angestellt ist. Auch ein Colporteur ist dort thätig. Ebenso ertheilen an den Expeditionstagen der englische Colporteur und der der Methodisten unentgeltlich Rathschläge. Letzterer weist die Auswanderer aber nur an Methodistenprediger. Auch ein katholischer Prediger sei dort angestellt. — Hierauf schildert der Redner die

schnelle, vorübergehende Wirksamkeit des Geistlichen; die Gottesdienste, zu welchen die Auswanderer oft in Schaaren kommen, in buntester Tracht, darunter Mütter mit Kindern an der Brust und Hand, die nicht selten laut aufschreien ꝛc. — Was in dieser Beziehung in andern Häfen geschieht, konnte nicht ermittelt werden. In Antwerpen ist ein Colporteur, in Liverpool ein deutscher Prediger thätig. — Vierundvierzigmal wurde im letzten Jahre in Bremerhaven das Abendmahl ausgetheilt.

Was kann und muß noch für die Auswanderer geschehen?

1) In erster Linie steht hier die Trennung der Geschlechter auf den Schiffen, die übrigens sehr schwierig durchzuführen ist. Zu jedem Zwischendecke führen jetzt doch wenigstens zwei Eingänge.

2) Die Presse muß sich der Auswanderer mehr annehmen, durch Druck von Gebeten, Liedern ꝛc. Es sei zu wünschen, daß ein Mann das Viele, was bereits über Auswanderung geschrieben worden sei, durchmustere und daraus einen Tractat für Auswanderer anfertige. Er könne sich damit zugleich einen Preis von Dr. Marriott in Basel verdienen.

3) Gottesdienst am Bord des Schiffes sei ein großes Bedürfniß. Gut, wenn Candidaten und Prediger alle über Bremen auswanderten! — Von Capitänen geschehe in dieser Beziehung Vieles; sie halten oft Gottesdienst. Auch unter den Seeleuten sei es in religiöser Hinsicht besser geworden. — Leicht wäre es vielleicht, theure Christen auf den Schiffen zu finden, die dort zeitweise eine Predigt vorläsen.

4) Das eheliche Verhältniß der Auswanderer sei mit das Wichtigste. Dutzende verlangten von ihm die Trauung, oft Leute, die neun und mehr Jahre in wilder Ehe gelebt hätten und sich nun nicht auf die gefahrvolle Reise begeben wollten ohne Trauung. Sie hätte aber meistens wegen mangelnden Confirmationsscheines nicht von ihm vollzogen werden können. Neuerdings komme dieß weniger vor, seit der dortige Americanische Consul sich sehr bereit zeuge, solche Leute durch einen Civilact zu trauen. Der Consul sei deßhalb nicht gerade zu tadeln. Denn keine Witwe und keine Unverheirathete mit Kindern werde in America angenommen. Der Consul habe in dieser Weise an Einem Tage 23, in Einem Monate 66 Paare, im Ganzen bis zum 7. Sept. d. J. 357 Paare getraut. Nach diesem Verhältnisse wanderten also im Ganzen jährlich 1500 bis 2000 Paare aus Deutschland aus, die zu Hause in wilder Ehe gelebt hätten! Er stellt daher schließlich den Antrag:

„Der Centralausschuß möge höheren Ortes die ehelichen Verhältnisse der Auswanderer zur Sprache bringen, mit der Bitte, daß spätestens bei der Revision des erst kürzlich zwischen mehreren deutschen Regierun-

gen vereinbarten Heimathsgesetzes im Jahre 1854 Mittel und Wege gefunden werden möchten, wodurch die in wilder Ehe lebenden Auswanderer zu einer kirchlichen Einsegnung der Ehe gelangen könnten."

Pastor Treviranus aus Bremen als Correferent theilt mit, was von Bremen aus für die Auswanderung durch den dortigen Verein geschehen sei. Leute aus dem rauhen Hause seien als Sendboten von dort nach America geschickt worden. Aber Candidaten seien nöthig; solche abzusenden habe jedoch ihre Kräfte überstiegen. Auch sei es mit einer solchen Sendung eine eigenthümliche Sache, da America uns seine Prediger zur Evangelisirung zugeschickt habe! Das Interesse dafür sei in Bremen erkaltet, der Verein für America ganz erstorben. Seit vielen Jahren sei es ihnen, unterstützt von der Americanischen Tractatgesellschaft, möglich gewesen, Bibeln und Tractate unentgeltlich an die Auswanderer zu vertheilen. — Die evangelische Kirche müsse sich der auswandernden Glieder in mehr geordneter Weise annehmen; sie habe in dieser Beziehung eine schwere Schuld auf sich. Es müsse gesetzlich bestimmt werden, daß Jeder vor seiner Auswanderung seiner Kirche Anzeige davon zu machen habe. Die Kirche habe dann sich seiner anzunehmen, ihm ihren Segen zu ertheilen und ihn durch Versorgung mit einer deutschen Bibel mit seiner vaterländischen Kirche in Verbindung zu erhalten. — Der Copulation der Auswandernden stehe als Haupthinderniß entgegen, daß sie ihr Heimathsrecht aufgegeben hätten, durch die Trauung aber bei ihrer Rückkehr hier ihr Heimathsrecht behielten. — Er beantragt:

1) Der Congreß spricht aus: die Vernachlässigung der auswandernden Glieder der deutschen evangelischen Kirche ist eine schwere Schuld derselben;
2) es ist entschieden Pflicht, sich sowohl der Ausgewanderten, als der Auswandernden anzunehmen, namentlich sollte Keiner auswandern ohne den Segen der Kirche, die er verläßt, und ferner sollte Keiner entlassen werden ohne eine Bibel.

Pastor Wall aus St. Louis in Nord-America will hier bei dieser Gelegenheit ein Wort über Einwandrung reden. Er schildert den traurigen Zustand der Einwanderer. Und Niemand sei, der sich dort ihrer erbarme. Freilich seien Prediger hinübergesandt worden, aber lange nicht genug. Im Jahre 1836, wo er nach America gekommen sei, habe St. Louis 10,000 Einwohner gehabt, jetzt zähle es deren 100,000. Oft würden Kinder vier Jahre alt, ohne getauft zu sein &c. Der dortige „evangelische Kirchenverein" bestehe erst seit 1839, vorher sei Alles congregationalistisch gewesen. 29 ordentliche Prediger seien an 48 Gemeinden beschäftigt. Neben

ihnen seien Lutheraner thätig. Von Deutschland kämen keine Prediger mehr. Sie hätten sich daher 1849 genöthigt gesehen, bei Marthasville ein theologisches Seminar zur Gewinnung tüchtiger Prediger zu errichten. Es sei gegenwärtig von 9 Seminaristen besucht. Ihre Schulden aber beliefen sich auf 1800 Dollars. Jährlich erfordere der Unterhalt 1500 Dollars. Die dortigen evangelischen Gemeinden thaten mehr, als erwartet werden durfte. Er sei nach Deutschland abgesandt worden, um die Hülfe der dortigen Brüder anzusprechen. Das Seminar habe keine Bibliothek. Auch um Bücher bitte er daher dringend.

Nachdem noch Hauptmann Hermann aus Langenberg bemerkt hatte, daß der „Verein für America" nicht aller Orten, wie in Bremen, ganz erstorben sei, vielmehr in Elberfeld, Barmen ꝛc. noch lebe und erst kürzlich siebzehn Sendboten ausgesandt habe, daß es ihm nicht an Geld fehle, wohl aber an Männern, die sich senden ließen, — wurde die Discussion geschlossen und die gestellten Anträge von der Versammlung angenommen.

v. Bethmann-Hollweg theilte sodann noch folgenden, dem Centralausschuß von den Directoren Wackernagel und Zahn zugegangenen Antrag mit:

„der Ausschuß möge für die künftigen Kirchentage einen fünften Tag für Verhandlungen über Schulangelegenheiten ansetzen, und zu diesem Zwecke noch einmal die Wahl des Datums in Erwägung ziehen, damit sich vielleicht eine den Schullehrern günstigere Zeit ermitteln lasse,"

und erklärte, daß der Centralausschuß diesem Antrage sehr geneigt sei und ihn, wenn irgend möglich, zur Ausführung bringen werde.

Pastor Mallet rief der Versammlung in sinniger Weise noch ein herzliches Lebewohl zu und v. Bethmann-Hollweg richtete zum Schlusse Namens der Versammlung noch Worte des innigsten Dankes an die Bewohner Bremens für die vielen Beweise von Theilnahme, worauf die dießjährige Versammlung mit Gesang und Gebet geschlossen wurde.

Die Specialconferenzen des Bremer Kirchentages.

Das Bild des Kirchentags wird erst vervollständigt durch die Specialconferenzen, die sich gleich Crystallisationen von allen Seiten an ihn ansetzen, oft Lebensfragen der Kirche behandeln, meist von hervorragenden Männern der Kirche geleitet werden und erst mit dem Kirchentage zusammen eine Anschauung geben von dem reichen, regen geistigen Leben und Treiben, das sich in den engen Rahmen so weniger Tage zusammendrängt. Schade, daß oft mehrere Specialconferenzen über sehr interessante Gegenstände zu einer und derselben Zeit abgehalten werden und man deßhalb manche versäumen muß.

Es fanden im Ganzen folgende Specialconferenzen statt:

1) der verbündeten deutschen Tractatgesellschaften, unter dem Präsidium des Pastor Müller von Bremen;
2) des Vereins für religiöse Kunst, unter dem Präsidium des Herrn von Bethmann-Hollweg;
3) der Candidaten;
4) der reformirten Glieder des Kirchentags;
5) der Lehrer und Lehrerfreunde, unter dem Präsidium des Lehrers Dörpfeld aus Wupperfeld;
6) über die Mission unter den Deutschen in America. Präsident: Superintendent Dr. Sander von Elberfeld;
7) des protestantischen Bundes. Präsident: derselbe;
8) über geordnetes Bibellesen. Präsident: Seminardirector Zahn;
9) über Gesellen- und Jünglingsvereine. Präsident: Pastor Dürselen aus Ronsdorf;
10) der Freunde der Enthaltsamkeitssache. Präsident: Superintendent Dr. Wald aus Königsberg;
11) über Sträflingsasyle, und endlich
12) des Centralausschusses, seiner Agenten und der anwesenden Deputirten.

Zwei angekündigte Specialconferenzen, über Kirchenzucht und über rhythmischen Gesang, mußten wegen Verhinderung der Vorsitzenden leider wegfallen.

Christliche Reden an die Gebildeten unsrer Zeit *).

Erste Rede:

„Du sagst es, Ich bin ein König."

(Joh. 18, 37.)

Wohl ist es eine schöne Aufgabe, in der versammelten Gemeine von der stillen unscheinbaren Herrlichkeit eines in Gott verborgenen Lebens zu sprechen, zu sprechen von jener inneren Geschichte, wovon die äußere wenig oder nichts weiß, von jener seligen Ruhe, die schon mitten in der Wandelbarkeit der Zeit jedem höheren Verlangen lohnend winkt. Das sind die geistigen Lobgesänge aus der inneren Welt des Glaubens, die, nicht mehr preisgegeben dem beängstigenden Widerstreite der Leidenschaften und der Meinungen, ein lebendiges Zeugniß ablegt für das Wort des Erlösers: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen."

Aber in anderen Stunden ist es eine eben so wichtige und oft noch dringendere Aufgabe des christlichen Lehrers, daß er hinweise auf die tiefen Wunden, auf die offenen und verborgenen Abgründe seiner Zeit, daß er

*) Unter dieser Aufschrift denken wir nach und nach eine zusammengehörige Reihe von Vorträgen zu veröffentlichen, welche die für die religiöse Gegenwart wichtigsten Fragen des christlichen Glaubens und Lebens dem Verständnisse der „Suchenden" näher bringen möchten. Die erste äußere Veranlassung zu dieser Veröffentlichung gab die im Spätjahr 1851 von Seiten des Centralausschusses für innere Mission an den Herausgeber gerichtete Anfrage, ob er nicht in einer besondern Schrift den sogenannten gebildeten oder höheren Klassen ihre ernsten Pflichten und Aufgaben an das Herz legen wolle. Diese Aufforderung trug mit dazu bei, seinen Entschluß zur Gründung dieser Zeitschrift zu bestärken, und die „christlichen Reden" wollen eben nur als ein Beitrag zur Lösung jener Aufgabe angesehen sein. Es sind Reden, die bei verschiedenen Anlässen wirklich in der christlichen Gemeine gehalten wurden. Die Redaction.

die Augen öffne für die glänzenden Täuschungen und die bitteren Enttäuschungen des irdischen Lebens in seiner herben Wirklichkeit und Wahrheit.

Auch heute richten wir unsere Blicke auf diese ernste Wirklichkeit, um nach diesem Einblicke in die ungeheure Leere und in das ungestillte Weh' der Gegenwart von neuem zu verstehen, welche Hoffnung und welche Zuversicht für uns Alle in dem Worte des Herrn liege: „Ich bin ein König."

Um die hehre Majestät dieses Wortes auch nur von ferne zu ahnen, so lasset uns heute eine Antwort suchen auf die dreifache Frage:

Was entbehrt unsre Zeit ohne Christus?
Was fände sie in Ihm?
Wie kommt sie zu Ihm?

I.

Was entbehrt unsre Zeit ohne Christus?

In den Büchern des alten Bundes lesen wir von einem großen Propheten des Volkes Israel, daß er zur Zeit langwieriger Dürre, als Land und Volk schmachtete nach erquickendem Regen, hinaufstieg zur Höhe des Karmel, um dort, wo die unendliche Weite des Meeres vor seinen Blicken sich öffnete, zu lauschen und zu spähen, ob nicht ein von ferne aufsteigendes Gewölk den Lechzenden baldige Erfrischung verheiße. Seine Hoffnung schien vergeblich. Wolkenlos spannte sich, so weit das Auge reichte, ein blendend klares Himmelsgewölbe über das unbegrenzte Meer und über die felsigen Höhen des Libanon; für die Verschmachtenden keine Aussicht auf Erquickung. Dennoch vertraute der Prophet der verheißenden höheren Stimme in seinem Innern, wenn auch die Außenwelt ihr gänzlich widersprach. Gesenkten Hauptes sitzt er dort und sendet seinen Diener hinaus auf den Felsen-Vorsprung, daß er spähe nach dem verheißenen Troste: „Geh hinauf, schau hin nach dem Meere!" Er ging und schauete und sprach: Ich sehe nichts. So wieder und wieder bis zum siebenten Mal; da endlich bewährte sich's, daß sein Glaube nicht sollte zu Schanden werden. „Es geschah beim siebenten Mal, da sprach der Diener: Siehe, eine kleine Wolke wie eines Mannes Hand steiget aus dem Meere."— Und die kleine ferne Wolke reichte hin, den Propheten in seiner Zuversicht zu bestärken; er verstand, was sie ihm verkündigte: — die Nähe des ersehnten Regens.

Wohlan, tragen wir dies ahnungsvolle Bild aus dem Alterthum, in geistiger Deutung, hinüber in unsre Zeit, um daran zu lernen, wie das

Auge des Glaubens in unsre Zeit schauen soll; denken wir uns einen Seher, der auf einsamer geistiger Höhe die Völker und Staaten der Gegenwart ohne alle Hülle und Schminke übersehen könnte: was würde ein solcher Geist, dessen umfassender Blick die ganze jetzige Weltlage durchschaute, uns wohl antworten auf die Frage: „Was siehest Du?" —

Vielleicht würde er uns antworten: Ich sehe, so weit mein geistiges Auge über das Weltgetriebe der Völker und Staaten hinschweift, nur einen heißen, ermüdend einförmigen Himmel und keine Wolke, die erquickenden Regen verspricht, nur eine glühende Sandwüste und keine labende Quelle, umblüht von frischem Grün, nur ein weites, ödes Blachfeld und nirgend hohe, tief wurzelnde Bäume, deren Schatten dem Wanderer Kühlung verspricht gegen die versengende Gluth. Mit einem Worte und ohne Bild gesprochen, er würde uns vielleicht sagen: Ich sehe im Leben unsrer Völker eine endlose Bewegung und außerordentliches Fortschreiten nach der sinnlichen Oberfläche des Daseins hin, aber im tiefen Innern dieser Völker seh' ich unbeschreibliche Verwirrung und Ermattung, peinigende Ungewißheit, ziellose Unzufriedenheit, unheilbares Unbehagen.— Drückende Angst vor der Zukunft, heftiger Ueberdruß an der Gegenwart und verachtender Widerwille gegen die Vergangenheit— wirken sie nicht wie ein verzehrendes Feuer im Innern unsrer Staaten, und deuten sie nicht mit ergreifender Uebereinstimmung auf eine furchtbare Leere der Seele hin? — Es ist hier nicht die Rede von den Kämpfen und Wechselfällen der politischen Gegensätze, nicht von dem Maße des Rechts und Unrechts, das auf der einen und auf der andern Seite liege, nicht von den Hoffnungen und Befürchtungen, denen sich hier die siegende, dort die unterliegende Partei hingiebt, — nein, an dieser Stätte wenigstens soll der erbitternde Streit der Meinungen, der Interessen und Leidenschaften schweigen, der uns ohnehin genug verfolgt im täglichen Leben, der ohnehin genug den stillen Aufblick zur ewigen Wahrheit stört! An dieser Stätte gehören wir Alle keiner Partei und keiner Meinung des Tages an; hier gehören wir überhaupt Keinem an, als nur Ihm, der uns erschaffen, Ihm, der für uns gestorben, Ihm, der uns heiligen will zu Priestern der Wahrheit und der Liebe; hier vereinigt uns Alle das Bewußtsein Einer und derselben Schuld, sowie das Anerbieten Einer und derselben Hülfe! — Eben darum gehört gerade an diese Stätte die tief eingreifende Frage: Wäre die Stimmung, die jetzt in einem großen Theile der Welt herrscht, überhaupt möglich, wenn ihr nicht eine grenzenlose innere Verlassenheit zu Grunde läge? Muß nicht in den fundamentalen Ueberzeugungen und Kräften, aus denen jede Nation und zuletzt das gesammte Menschengeschlecht sich erbaut, eine furchtbare Läh-

mung erfolgt sein, wenn im Laufe weniger Jahre und Jahrzehende das möglich werden sollte, was an unsern Augen vorübergegangen, wenn die schwere Verschuldung und Versäumniß der Völker und ihrer Regierungen zuletzt zu einer fast allgemeinen Verzweiflung an Treu' und Glauben, an Recht und Wahrheit führen konnte?

Und wenn wir nun nicht länger sprechen wollen im Allgemeinen von Völkern und Staaten, sondern von den Individuen und den besondern Kreisen der menschlichen Gesellschaft — was würde uns ein Geist, der das Innerste der Herzen und Gedanken durchschaut, wohl antworten auf die abermalige Frage: „Was siehst Du?" —

Prüfe Dich und Deine Zeit (so würde er entgegnen), wie viel Glauben, wie viel Liebe und Hoffnung in Dir und in ihr ist; dann wirst Du die Antwort selber finden; denn es giebt keinen untrüglicheren Spiegel der Selbsterkenntniß. Ist es Dir ein wahrer Ernst damit, zu erfahren, ob Du innerlich im Steigen oder im Sinken, im Aufleben oder im Absterben begriffen seiest, so erforsche das Eine: Erstarkt in Dir unverkennbar die Kraft des Glaubens, des Liebens und Hoffens? Erfaßt Dein Glaube mit inniger Zuversicht jene unermeßlichen Wahrheiten unserer göttlichen Abstammung und göttlichen Bestimmung, der erbarmenden Rettung aus namenloser Verirrung, der fortwährenden Erleuchtung in trostloser Verdunkelung? Ist Deine Liebe ein wachsendes, reges, thatkräftiges Mitgefühl am Wohl und Weh, am Heil und Jammer Deiner Brüder? Lebt Deine Hoffnung in jenen Verheißungen einer beseligenden Zukunft, wo alle irdischen Mißtöne verklungen sind, wo unser Glauben sich in Schauen verwandelt, und wo der läuternde Schmerz unseres Ringens und Suchens sich in heilige Freude verklärt?

Ach! und wenn wir fühlen, wie arm, wie unzulänglich und verworren unser Inneres vor diesem Spiegel der Selbstprüfung erscheint, so lehrt uns die tägliche Erfahrung mit niederschlagender Ueberzeugungskraft, daß rings um uns Unzählige sich eben so streng richten müssen, sobald sie wahr und aufrichtig sein wollen gegen sich selber. — Blicken wir in die Kreise, die uns die Kraft eines beglückenden Glaubens zeigen sollten: wie oft erschreckt uns dort die einschläfernde Sicherheit eines todten Wortglaubens, oder der endlose Zwiespalt und die falsche Ausschließlichkeit der abweichenden Richtungen! wie oft betrübt uns ein unreiner, leidenschaftlicher Eifer, der seine enge Beschränktheit für rühmliche Entschiedenheit ansieht! — Und wenden wir uns dann zu den Kreisen, die, jener Entschiedenheit abhold, sich gern der Freiheit des Geistes rühmen im Glauben und Denken, im Leben und Genießen: wie oft begegnen wir hier einer schwächlichen Zwei-

felsucht, einer genußsüchtigen Gleichgültigkeit, einem blinden Widerwillen gegen den Ernst der göttlichen Wahrheit! welch modesüchtiger Wankelmuth! welche blasse, verwelkte Uebersättigung! welche fieberhaft überreizte Unruhe!

Mit diesen Worten wende ich mich an das Urtheil derer, die nicht mit gutmüthigen Selbsttäuschungen sich abfinden lassen, sondern die es gewohnt sind, dem Leben in seiner wirklichen Gestalt in's Auge zu schauen, — sie werden wohl Alle mit mir zusammentreffen in der Einen Wahrheit: das tiefste innere Leiden unsrer Zeit liege in der Lähmung der Kraft zu glauben, zu lieben und zu hoffen.—

II.

Doch die Verkündigung des Evangeliums darf nie zu lange bei der düstern Seite des Lebens, bei den entmuthigenden Zeichen der Zeit stehen bleiben; statt mit geheimer Lust zu wühlen in den Wunden der Zeitgenossen, soll sie dieselben immer nur aufdecken mit dem ernstlichen Verlangen, sie zu heilen.

Von den drei Fragen, die wir beherzigen wollten, lautete die erste: „Was ist unsere Zeit ohne Christus?“ und wir antworteten: Sie entbehrt ohne Ihn die Fähigkeit ächten Glaubens, wahrer Liebe und untrüglicher Hoffnung. — Wo denn finden wir diese Kraft? Wo finden wir für die lebendig gefühlte Noth der Zeit, für die klar erkannte Unzulänglichkeit des eigenen Herzens die rechte, die nachhaltige Hülfe? Dies unsre zweite Frage.

„Jesus antwortete: Du sagst es, Ich bin ein König.“— In diesem Ausspruche des Welt-Erlösers vernehmen wir die Antwort, und zwar eine Antwort, die einen unerschöpflichen Schatz von Kraft und Muth in sich birgt. — „Ich bin ein König“; und damit wir wissen, welch ein König, so sagt Er uns: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben!“— Also König eines ewigen, geistigen Reiches, König der Wahrheit und alles höheren Lebens! Als Solcher bietet er dem suchenden Geiste eine untrügliche Ueberzeugung, wenn Er spricht: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ Als Solcher verspricht er dem unbefriedigten Herzen den höchsten Trost, wenn Er Alle einladet: „Kommet her zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid!“ —

Ist nicht bald in eines Jeden Munde die Rede: es fehle unsrer Zeit ganz besonders an großen, imposanten Charakteren, an jenen hervorragenden, vorleuchtenden Persönlichkeiten, denen sich die Mehrzahl der Zeitgenossen mit vollem Vertrauen anschließe, und deren Vorangehen den Andern in zweifelhaften Fällen, in verwickelten Fragen den Weg

zeige? — Mag diese Klage gegründet sein oder nicht, die Kirche Christi weiß sie zu beschwichtigen; denn sie kennt den größten, den imposantesten Charakter, der je über die Erde gegangen, der heute noch wie vor Jahrhunderten und für alle Zukunft die Kraft und den Willen hat, Dir und mir, den Nationen, dem ganzen Geschlechte den Weg zu zeigen zu einer bessern Zukunft. Er ruft uns auch heute zu: „Ich bin der Weg!"

Ist ferner nicht ein allgemeines Verlangen in unsrer Zeit nach einem großen, königlichen Geiste, der mit genialer Schöpfungskraft in unsre ermattende Erkenntniß und Empfindung eingriffe und durch neue befruchtende Ideen, durch leuchtende Gedanken eine neue Epoche für die geistige Welt herbeiführte, der eine Lösung brächte für die schweren Zweifel, an denen so mancher Geist sich abmüdet, eine Antwort auf die dunkeln Fragen, die so Viele unter uns unbeantwortet in sich verschließen? — Gestehen es nicht die Urtheilsfähigen der Gegenwart ein, daß wir überreich sind an Talenten und Fertigkeiten auf allen Gebieten, daß wir namentlich in der Erforschung und Benutzung der Naturkräfte eine außerordentliche Höhe der Ausbildung erstiegen haben; wogegen eine gewisse Verarmung und Abschwächung nicht zu verkennen sei in allen höheren Aufgaben des schöpferischen Geistes? Vorüber sei die Zeit der großen Denker und Dichter, vorüber die Zeit jener großen Redner und Lehrer, auf deren Wort ein ganzes Volk, eine ganze Generation begeistert horchte; die Zeit der Mittelmäßigkeiten sei gekommen, die des wahrhaft Hohen und Großen nicht mehr fähig, nicht mehr empfänglich sei. — Auch den Grund oder Ungrund dieser Behauptung können wir an dieser Stelle nicht erörtern, aber mit Freuden können wir daran erinnern, daß die Kirche Christi auch hierauf eine gewichtige Antwort bereit hält. Denn sie kennt einen königlichen Geist, größer, tiefer, schöpferischer, als die Denker und die Dichter aller Zeiten, mächtiger die Seele ergreifend, höher den Geist hebend, als alle Redner und Lehrer der Vergangenheit und der Gegenwart, einen hohen, königlichen Geist, der eine ungeahnete Fülle von Gedanken und Anschauungen, von Ideen und Ueberzeugungen in jede Seele ausschüttet, die lernbegierig und vertrauend Ihm sich naht. Noch heute gilt Sein Wort uns Allen: „Ich bin die Wahrheit!"

Ist endlich nicht ein weit verbreitetes Gefühl unter uns, daß neben großer materieller Entwickelung aus unserm modernen Leben mehr und mehr alles tiefere Gemüth, alles Seelenvolle, alle Innigkeit der Liebe schwinde, die sich vor dem eisigen Luftzug einer kalten, genußsüchtigen Zeit höchstens noch hie und da in's stille Kämmerlein der Freundschaft und des Familienlebens flüchte? Die treibende Macht unsrer politischen und

socialen Welt (so fährt man fort) gestalte sich immer gefühlloser, mechanischer, selbstsüchtiger; es bereite sich für uns eine Periode vor wie jene grauenvolle Zeit der römischen Weltherrschaft, wo eine große sinnliche Bildung und Verfeinerung mit entsetzlicher Trostlosigkeit im Innern verbunden war. — Auch diese Besorgniß, die in vielen weiter blickenden Gemüthern lebt, dürfen wir hier nicht nach ihren Gründen fragen; dürfen nicht untersuchen, wie viel Wahrheit, wie viel Uebertreibung ihr inwohne, sondern zum dritten Mal berufen wir uns freudig auf das nie ersterbende Zeugniß der Kirche Christi. Sie kennt noch eine Fülle des frischesten innern Lebens; sie kennt ein Reich der Liebe, eine Zuflucht für alle tieferen Gemüther, ein schirmendes Vaterhaus für alle Heiligthümer des persönlichen Lebens; denn sie selber ist ja in ihrem tiefsten Wesen nichts Anderes, als die fortwährende innige Gemeinschaft der erlösten Menschheit mit dem göttlichen Herzen ihres ewigen Freundes und Königs. Dies königliche Herz, einst für uns brechend in Noth und Tod, nun aber verklärt in die Herrlichkeit des Vaters, ladet uns auch heute ein mit dem verheißungsvollen Worte: „Ich bin das Leben!"

„Was fände unsre Zeit in Christo?" hatten wir gefragt, und unsre Antwort hieß: Sie fände in ihm, was sie in Schmerz und Verwirrung sucht; sie fände den reinen voranschreitenden Charakter, der ihr den Weg zeigte in die dunkle Zukunft, den tiefen schöpferischen Genius, der uns die ersehnten geistigen Aufschlüsse gäbe für das tiefste Geheimniß in Natur und Geschichte; sie fände das reiche, nie entweihte, für uns Alle schlagende Herz, das unser kaltes, vereinzeltes, vertrocknetes Leben mit Strömen heiliger Liebe erfrischte und erneute. Ja, in Ihm fände unsre Zeit ihren König, den König der Wahrheit und des Lebens.

III.

Aber wie kommt unsre Zeit zu Christo? das war unsre dritte Frage.

Wenige Worte genügen zur Erwiederung, sobald wir nur das Eine nennen wollen, worauf Alles ankommt.

Dies Eine soll nicht verschwiegen, nicht übertüncht werden, was Jeder so gern auf seine Weise verschleiert oder umgeht. Wehe mir, wenn ich das erschütternde Wort untergraben oder verdecken wollte, das Wort vom schmalen Weg und von der engen Pforte. Allerdings lebt die edelste Weitherzigkeit im Evangelium, allerdings steht alles Enge und Beschränkte, alles Absprechende und Bittere im Widerspruche mit der hei-

tern Freiheit und der heiligen Milde des wahren christlichen Geistes. Dennoch bleibt es nicht minder wahr: „die Pforte ist eng"; durch die Enge nur führt uns Gott in die Weite; nur auf dem schmalen Weg ersteigen wir die rechte, sichere Höhe der Freiheit.

Ja, damit Er in unsre Herzen einziehe und Wohnung in ihnen mache, müssen diese Herzen ihm erst dargebracht werden voll Sehnsucht nach seiner Wahrheit, nach seiner Liebe, voll Abscheu gegen Alles, was seinen reinen Geist in uns betrüben kann. Da müssen im Innersten der Seele heiße Kämpfe vorangehen mit unserm Dünkel und unserm Selbstbetrug, mit all den verborgenen Gedanken und Neigungen, die uns stets von neuem überreden möchten, wir seien nicht der Erlösung bedürftig zur Wahrheit und zum Leben. Das ist die enge Pforte: die Erkenntniß dessen, was uns gebricht und was uns befleckt, und das Erfassen dessen, was uns rettet und reinigt. Beides finden wir zu den Füßen unsers Herrn. Täuschen wir uns nicht! Dort werden wir Alle uns einst zusammenfinden müssen; wer Ihn nicht in Demuth als Seinen König begrüßt, wird vor Ihm als Seinem Richter zittern. Die höchste Wahrheit läßt uns keine andere Wahl; sie will angenommen oder verworfen werden.

Durch diese enge Pforte der Selbsterkenntniß, des innern Gerichtes, der göttlichen Traurigkeit, die eine Reue gebiert, die Niemand gereuet, kann auch unsre Zeit wieder zu Christo kommen, zu Christo, das heißt: zu der göttlichen Quelle aller Wahrheit und Liebe. Im lebendigen Glauben an Sein Wort, in der Hingebung an Seinen Geist und Seine Gemeinschaft würde unsre Zeit eine neue Welt entdecken, eine Welt beseligender Ueberzeugung, unvergänglicher Hoffnung. Ja, nur dieser König wird der Welt ihren Frieden bringen, ob auch Tausende noch mitleidig oder kalt und verachtend lächeln über den Glauben, den sie einen „kindischen oder weibischen Wahn" nennen!

„Ich bin ein König!" ruft er durch alle Zeitalter und an alle Herzen. Seinem Reiche muß die ganze Geschichte der Völker und der Menschheit dienen; und überall, wo Sein sanftes Joch nicht gescheut, wo seine leichte Last nicht verschmähet wird, da beginnt die gute, die neue Zeit.

Auch in uns will sie beginnen, diese neue Zeit; auch uns winkt Seine durchgrabene Hand: Gieb mir, mein Sohn, dein Herz! — Ein neues Herz bedürfen wir Alle, und wer kann es sich selber schaffen? Aus höherm Ursprung muß Wahrheit und Liebe sich in uns erneuern!

Ja, ein wahrhaft neues Jahr wird uns anbrechen, wenn wir neu geworden sind in diesem Geiste, als Bürger im stillen Reiche jenes ewigen Königs. — Dazu gebe Er Seinen Segen, dessen alldurchdringendes Auge diese dürftigen, ungenügenden Worte auch dahin begleitet, wohin ich ihnen nicht zu folgen vermag: in's Innerste der Herzen und Gewissen! — Möge denn ein heiliger Muth uns über alle Angst der Welt und über alle Dunkelheit der Zukunft erheben, so oft wir die Tiefe und die Höhe jenes Wortes erfassen: „Ich bin ein König!"

Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft *).

(Bruchstück einer ungedruckten Schrift aus dem Frühjahr 1850.)

Von K. St.

Die Anstrengungen und Kämpfe, in welchen die Hauptnationen Europa's nun schon seit mehreren Menschenaltern in allen Sphären des Lebens nach einer neuen Befriedigung ringen, haben jedenfalls in der gewaltigen Gluth, welche sie begleitet, ein helles Licht über viele dunkle Regionen der menschlichen Dinge ausgegossen. Manches Gemüth hat sich erschrocken von dem, was es da wahrgenommen, abgewandt und sucht bei der Vergangenheit Trost und Hülfe gegen die hereinbrechende Zukunft. Aber es ist vergebens, einen erschütternden Anblick in der Seele wieder auslö-

*) Zwar sehen wir voraus, daß Viele, die wir uns als Leser dieser Zeitschrift denken und wünschen, das hier mitgetheilte Bruchstück (seiner Form wie seines Inhaltes wegen) sich nicht ganz werden aneignen können; wir selber erklären offen, daß die darin herrschende Grund-Anschauung über das innerste Wesen von Religion, Philosophie und Politik keineswegs in allen ihren Voraussetzungen und Folgerungen die unsrige ist. Das aber durfte uns natürlich nicht abhalten, dieser geistvollen und durchdachten Besprechung einer der schwersten Fragen der geistigen Gegenwart eine Stelle in den Monatsblättern einzuräumen. Die Ermittelung des wahren Verhältnisses von Kirche, Schule und Staat oder von Glauben, Wissen und Thun gehört auch zu den „Arbeiten und Aufgaben der christlichen Gegenwart", denen unsre Zeitschrift dienen will. Außerdem tritt uns aus diesen Blättern ein so tiefer Ernst der Gesinnung, ein so energischer Blick in das Innere unsrer Zeit-Stimmungen und eine solche Fülle bedeutender Anregungen und Gedanken entgegen, daß wir allen den Lesern, welche die Tragweite dieser Fragen begreifen, zuversichtlich eine nachhaltige innere Erfrischung versprechen können. Die Redaction.

schen zu wollen. Man könnte leichter Thaten ungeschehen machen, als gewonnene Erfahrungen von sich werfen, wenn sie einmal in den inneren Kreis des Lebens gedrungen sind.

Es ist der Zwiespalt in den Trieben der menschlichen Natur und in den großen Aufgaben unsres Geschlechts, der offene Widerstand, den die irdischen Naturgesetze den idealen Forderungen des Geistes entgegenstellen, die maßlose Unzulänglichkeit unsrer Kräfte, die alle zugleich heller als je an den Tag gekommen sind; und freilich mußte das unsrer hochfahrenden Generation fühlbarer sein, als jemals einer früheren, die etwa Aehnliches erlebte. Die Vermessenheit, mit der wir den Himmel zu stürmen gedachten, zieht sich nachgerade in engere Kreise zurück, und es liegt in der Natur der Dinge, daß dieselbe hier einen immer heißeren und hartnäckigeren Fanatismus der Secte erzeugt, je mehr allgemeine Erschlaffung und Muthlosigkeit ihr das Feld räumen.

Daß das Wesen dieser Welt von räthselhaften inneren Widersprüchen bedrängt wird, ist nicht eben eine neue Entdeckung. Die Qual des irdischen Lebens beruht ja darauf, und vom ersten Tage der Geschichte bis heute mühen sich die wechselnden Geschlechter im vergeblichen Ringen nach dem Unmöglichen zu Tode. Nur dieselbe Mannichfaltigkeit in unsrer Natur, die uns daran verhindert, in irgend einem Zustande ein dauerndes Genügen zu finden, nur die hilft uns auch über die Abgründe hinweg, die im Gange der Völkergeschichte periodisch sich unter unsern Füßen öffnen. Wenn die eine der menschlichen Hoffnungen untergeht, steigt eine andere empor; vor der heillosesten Verwirrung der menschlichen Verhältnisse rettet man sich in Klöster und Einöden, wo nun mitten aus der überschwenglichen Entsagung eine neue Jugend aufblüht, und wenn dann die religiösen Vorstellungen ihre Farben verlieren und die mystische Botschaft den kindlichen Glauben nicht mehr findet, so thut sich das Reich der Philosophie auf, in dessen Räumen es wenigstens Niemanden je zu enge wird.

Aber da hört man nun nicht selten unter uns die Klage, daß wir eben jetzt schlimmer daran seien, als irgend ein vergangenes Geschlecht; denn wir hätten schon Alles versucht, und Alles auf einmal bräche jetzt vor unseren Augen zusammen. Die Staaten und ihre sonst heilig gehaltenen Ordnungen, die Religion mit ihren Wunderkräften und Gnadengaben und ihren beschwichtigenden Verheißungen, und nicht minder die Philosophie mit ihrer dunkeln Weisheit, Alles das liege nun hinter uns. Wir hätten's genossen, ganz durchlebt, und es sei jetzt für immer aus damit, nicht für uns allein, sondern für das ganze menschliche Geschlecht. Die Straße sei zu Ende, und eigentlich wisse längst Niemand mehr, wohin? —

man lasse sich schieben von der tobenden Menge, die in's Freie drängt, in's Freie, ja in die Wüste oder im besten Fall in die alte Wildniß zurück.

Ich will nicht sagen, daß diese Reden sich gerade auf dem Markt und im Treiben des Tages viel hören lassen. Es ist nicht in der Natur solcher und ähnlicher Ansichten, sehr laut zu werden. Aber daß viele ernste Menschen von Gedanken dieser Art beängstigt sind, weiß Jeder, der die tiefer gehenden Strömungen des geistigen Lebens beobachten mag. Und wer könnte zweifeln, daß die großen Völker unsers Continents und das deutsche vielleicht mehr, als alle übrigen, weil in ihm am meisten alle Kräfte und Triebe zugleich von der Gährung ergriffen und in überreizter Stimmung in's Grenzenlose hinausstreben, von großen Gefahren bedroht sind? Es ist, als ob die einzelnen menschlichen Bestrebungen niederer wie höherer Art sich von einander lösen und in sich zusammenziehen wollen, und als könnte in dem Feuer eines solchen Fiebers ein jedes Glied gar leicht sich selbst verzehren. Es gibt kaum noch eine Macht oder einen Beruf, der nicht in dem allgemeinen Tumult und bei dem Bestreben, die ihm zukommende Stellung zu behaupten oder zu gewinnen, am Ende nach völliger Unabhängigkeit und Souverainetät zu trachten begonnen hätte.

Allerdings schienen durch die letzte Katastrophe, die unser deutsches Volk mit dem Gedanken einer Erneuerung des Reichs erfüllt hat, unter uns die politischen Mächte und Bestrebungen entschieden den Vorrang und die Herrschaft über die Nation gewonnen zu haben. Die außerpolitischen Kräfte, mögen sie sich immerhin überpolitisch nennen, die der Religion und der Philosophie, waren durch das Streben nach einer besseren Staatsordnung zurückgedrängt worden. In Anerkennung früherer Macht und Wirksamkeit entließ die politische Gesellschaft jene beiden gefallenen Größen aus der alten Vertraulichkeit. Nun mögen sie selbst ihr Unterkommen suchen und wieder ihr Schicksal gründen, wie sie es einstmals gethan. Die Nation als solche schien sich weniger um sie zu bekümmern und sich für die Staatskunst entschieden zu haben. Aber es ist nicht schwer, zu sehen, daß diese Verwandlung unsrer nationalen Sinnesart nur wenig in die Tiefe gegangen ist. Es wird nicht lange währen, so brechen die alten Bedürfnisse und Richtungen wieder hervor, hoffentlich nicht minder kraftvoll als einstmals, und durch Sturm und Gewitter von manchen Unsauberkeiten gereinigt und mit dem Hauch des Lebens durchweht. Würde dem nicht so sein, entfremdeten wir uns wirklich den stillen und strengen Arbeiten, welche Religion und Philosophie von uns fordern, so würde unter uns jede politische Schöpfung schon über Nacht hinwelken und die besten Hoff-

nungen nicht unsres Volks und nicht dieses Zeitalters allein wären dann wirklich für immer dahin.

Aber wenn nun die ursprünglichen Triebe und Kräfte unsrer deutschen Natur wieder erwacht sein werden, so wird auch der alte Kampf wieder beginnen, und die alten Anmaßungen werden wieder gegen einander in die Schranken treten. Je mehr jetzt die irdischen Gewalten und gerade die der niedrigsten Art am zudringlichsten sich um die Herrschaft unter einander zerschlagen und müde arbeiten, desto kräftiger werden zu seiner Zeit die ausgeruhten geistigen und geistlichen Machthaber ihre Stellungen wieder einnehmen. Es ist nicht zu erwarten und auch nicht zu wünschen, daß sie um der letzten schmerzlichen Erfahrungen willen sofort mit klugem Geist sich alle zu gemeinsamen Regiment vereinigen oder dasselbe friedlich unter sich theilen werden. Denn jede von ihnen hat noch für sich allein große Aufgaben, bevor die Bereitung der erhabneren Zukunft vollendet sein kann, in welcher die menschliche Gesellschaft in einer neuen Harmonie wieder eine Periode gesunden und frischen Lebens feiern wird.

Freilich geht jenem Zug nach Lösung der menschlichen Bestrebungen von einander ein entgegengesetzter zur Seite. Man strebt auf vielen Punkten von der Theilung der Arbeiten wieder zurück, und man glaubt, in einer Theilnahme Aller an allen Functionen des gesellschaftlichen Lebens das Mittel zum ewigen Frieden gefunden zu haben. Aber so schnell wird es mit der Herstellung eines solchen elementaren oder himmlischen Zustandes nicht gehen. Die Ordnung dieser Welt hat zum Glück wirklich jeder Arbeit ihren Lohn zugetheilt. Auch giebt es noch von den organisirten Anstrengungen der Jahrhunderte her tüchtige Besitzthümer, die im Eigenthum der rechtmäßigen Erben sind und die ihnen Niemand entreißen kann. Es mag vielleicht Menschen geben, die sich von Andern einreden lassen, daß sie Künste besäßen, die ihnen doch in der That ganz fremd sind, etwa die Flöte zu blasen oder die Fechtkunst; aber daß es Menschen geben sollte, die wirklich sich in den Besitz solcher Vollkommenheiten gesetzt haben und sich dann doch zu dem Glauben verleiten ließen, sie besäßen an denselben eigentlich nichts, oder auch alle Welt besäße sie auf gleiche Weise, das ist doch nicht wohl glaublich. Weit eher werden auch jene Ersteren, falls sich Solche finden sollten, durch das Leben von ihrem Irrthum geheilt und inne werden, daß man sie getäuscht hat.

So ist es denn auch wohl zu erwarten, daß Philosophie wie Religion und Staatskunst sich jede in ihrer Eigenthümlichkeit geltend erhalten und allmählich ihre frühere stolze Haltung wieder annehmen werden. Beruht es doch nicht auf leeren Vorspiegelungen und allerlei frommen Betrug,

wenn sich jede von ihnen in Geheimniß hüllt und das Gemeine von sich weist, ja wenn jede ein besonderes Mysterium zu verwalten behauptet und eine besondere Weihe fordert oder ertheilen will, bevor sie ihre Heiligthümer öffnet. Die Sacramente der Kirche reichen nicht hin, um unter den Philosophen Sitz und Stimme zu erwerben, und wiederum giebt die philosophische Wissenschaft kein Anrecht auf politische Macht. So wird es vorläufig noch bleiben. In diesen Tagen hat freilich auch unter uns Mancher Lust, die alten Umzäunungen niederzureißen und so die Grenzen zu verwirren, weil er hofft, bei neuer Vertheilung einen bessern Acker zu gewinnen. Aber die Natur der Dinge wird sich bald wieder fühlbar machen, und wenn dann die Philosophen den platonischen Herrschergedanken fallen lassen, mögen sie dafür nur noch strenger ihr eigenes Reich mit Wall und Graben schließen, die Profanen fern halten und ihre wahre Würde aufrichten.

Es hat doch die Philosophie eine Aufgabe, deren Herrlichkeit nicht veralten kann und von der ein Abglanz an ihr, der suchenden, wohl sichtbar ist. Nicht aus sich selber, aus ihren Werken oder der besonderen Macht oder Reinheit ihrer Leidenschaft, schöpft sie ihren Ruhm, sondern aus der lichten Höhe, in welcher der Gegenstand schwebt, dem sie sich ergeben hat und dessen Mittheilungen sie empfängt. Darum mag sie ohne Gefahr ihre eigene Ohnmacht bekennen und dann und wann auf eine Weile verstummen und sehr unscheinbar einhergehen; ihr alt-ehrwürdiges Dasein bezeugt doch den Menschen das Hereinleuchten einer vollkommenen Erkenntniß in den veränderlichen Schein dieser Welt und unserer alltäglichen Denkart. Wie die irdischen Entfernungen zu der Tiefe des Firsternhimmels, so verhalten sich die Begriffe und Maße der empirischen Wissenschaft zu dem Erkennen, nach welchem die Philosophie emporstrebt, und die gewaltigsten Ueberzeugungen der gemeinen Ansicht, wenn sie dieselben mit der Gewißheit vergleicht, von deren Ahnung sie ausgeht, erscheinen ihr nur als schwankende Meinungen des Augenblicks. Ein Standpunct, vor dem ein so unermeßlicher Horizont sich aufthut, wird seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit schon zu behaupten wissen. Die Macht, die im Stande sein sollte, die einmal frei gewordene Metaphysik zu freiwilliger Knechtschaft zu überreden, die müßte über göttliche Kräfte verfügen können.

Aber freilich ist es ja nichts Geringeres, als dies, was von Anbeginn her die Religion von sich behauptet. Daher tritt sie denn ohne alles Bedenken dem philosophischen Stolz entgegen, sich allein schreibt sie die legitime Herrschaft zu über das vernünftige Leben der Menschen, der Philo-

sophen so gut, wie aller übrigen. Was zu thun sei, um der Seligkeit theilhaftig zu werden, das sei doch die erste und letzte Frage für jede Seele, die aus dem Traum dieses Lebens erwache und zu sich selbst komme. Aber dies Geheimniß kann kein Philosoph lehren, weil die Mittel der Gnade durch menschliches Sinnen niemals erfunden werden könnten. Die Religion in ihrer reinen und eigenthümlichen Hoheit bekämpft nicht den philosophischen Geist in seiner Sphäre, sondern aus einer höheren Naturordnung kommt sie über ihn, mit ihm ringend, indem sie ihm Verklärung verheißt. Unvergängliches Blut statt des verweslichen können sich die Philosophen nicht geben, und wenn sie auch die nächtlichen Studien der Magie, die in den Sümpfen und Einöden ihres Reichs von jeher sind getrieben worden, verleugnen und mit Schimpf und Strafe bedrohen, so ist doch auch in ihnen ein geheimes Schmachten nach dem Unsterblichkeitstrank, das in dem Seufzen über die Länge der Kunst und die Kürze des Lebens an den Tag kommt. Da bringt nun die Religion ihren mystischen Becher; diese Stunden der Schwäche preist sie als d i e, in denen die göttliche Gnade sich der Seele nähert, um übernatürliche Kräfte in sie auszugießen. Nun wird der gewaltige Theoretiker, dem das Sonnensystem nur ein Atom war, inne, wie nichtig seine Herrschermacht ist. Er muß fühlen, daß auch die höchste Klarheit, Kraft und Gewandtheit des Verstandes und das Heimischwerden in dem Reich der ewigen Formen und der schrankenlosen Möglichkeit den geheimsten Trieb der Seele noch nicht wecke und berühre und ihr dürstendes Hinsterben nicht zu hemmen vermöge. Denn der Mensch bedarf höherer Güter, als nur der Belehrung und Wissenschaft; er bedarf einer Verwandlung seiner vom Bösen und vom Tode durchdrungenen Natur. Bilder und Schatten können ihm nicht helfen, ihm muß eine himmlische Materie gereicht werden, die er athmen und trinken darf, die mit seiner sterblich gewordenen Substanz sich vermische, dieselbe herstelle und verkläre, so weit sie noch nicht in Gift sich hat verwandeln lassen, wo aber dieses schon der Fall ist, da ausbrenne und verzehre, damit in der Qual eines solchen Gerichtes die verdorbenen Elemente durch gesunde ersetzt werden mögen.

Im Bewußtsein so unschätzbarer Kräfte wartet die Religion mit ruhigem Ernst, bis das Getümmel sich legt und die Stärke aufgeregter Leidenschaften müde geworden ist. Sie ist überzeugt, daß das Bedürfniß, dem sie zu Hülfe kommt, nicht nur in diesem oder jenem vorhanden, und daß sie nicht, wie die Philosophie, nur einem kleinen Kreise von eigenthümlich Begabten sich mitzutheilen habe. Wenn auch Vielen das Gemüth erstarrt oder verhärtet ist, so kann doch oft durch ein leises Wort

die Quelle hervorbrechen, und sollten zuletzt nur Wenige wirklich sich selbst im Reich der seligen Geister wiederfinden, so hat die Religion doch einen geheimnißvollen Dienst an den Völkern als solchen zu verrichten; denn das heilige Feuer in den Tempeln darf nicht verlöschen.

Gewiß sind Diejenigen sehr thöricht, die da wähnen, die Religion werde jemals vor der Philosophie sich beugen und ihr die Schlüssel des Himmelreichs übergeben. Und sie selbst, die Philosophie, würde das Amt nicht annehmen, wenn man's ihr antragen wollte. Es ist zu schwer und zu derb für ihre ätherische Leiblichkeit. Ließe sie sich durch den hierarchischen Glanz verführen, so würde sie's bald mit ihrem eignen Leben büßen müssen. — Aber eben so wenig wird sich in unserm Zeitalter das Schauspiel zutragen, daß die Philosophen ihr Denken den Autoritäten unterordnen, für welche unsre Frommen der verschiedenen Bekenntnisse Glauben fordern. Weder durch Drohung noch durch Verheißung werden sie sich bewegen lassen, ihre Freiheit und Erstgeburt zu verkaufen. Sie können nur athmen im unendlichen Raum, und die Unternehmungen, denen unter uns nun schon die dritte Generation ihre Kräfte opfert, werden, wie alle Heroenwerke, nur denen gelingen, in deren Adern kein unfreies Blut fließt. Es ist nicht zu wünschen, daß vor den Offenbarungen der sichtbaren Kirche und vor der Priesterlehre dieser Jahrhunderte der philosophische Geist seine alte Frage in die Nacht hinein verstummen lasse und mit dem dargebotenen Licht sich begnüge. Er weiß es nicht seit gestern erst, daß die Augen der Menge zu schwach sind, um das Göttliche anzublicken; so läßt er sie rathen und warnen und ihre alleinseligmachende Weisheit anpreisen, er selbst aber läßt nicht ab, bis allmählich aus dem spähenden Auge das verborgene Licht ausbricht und diesen dunkeln Kerker erhellt.

Während so die beiden geistigen Gewalten dieses Säculums, denen es gelungen ist, die Imperialität ihrer Kronen einigermaßen zur Anerkennung zu bringen und darin die Eigenthümlichkeit unsres Zeitalters zu begründen, spröde und kalt nebeneinander hinleben, wird nun die dritte Macht der Gesellschaft, die eben jetzt alle Kräfte und Leidenschaften der Jungen und Alten anwirbt und in ihr Interesse zieht, gar leicht auf den Gedanken kommen, auch jene beiden, die eine durch die andere, sich unterthänig zu machen und ihre brauchbaren Fähigkeiten zu allerlei Dienst für's gemeine Beste zu verwenden. Es scheint ja ganz naturgemäß, daß alle Welt keinem Anderen gehorche, als eben der weltlichen Macht; überdieß bedürfen jene zwei, die doch auf Erden Fremdlinge sind und ihre seltsamen Gesetze nicht kennen, höchlich der Vormundschaft, sowohl um ihres eignen Wohlseins willen, als auch mit Rücksicht auf die öffentliche Ordnung. Die

Obrigkeiten aber sind alle Zeit als die natürlichen Vormünder der Schutzlosen angesehen worden. Auch dürfte es wohl zweckmäßig sein nach den Erfahrungen unsrer Tage, daß bei der Reorganisation der Gesellschaft den Schwärmereien rechts und links endlich ein Ziel gesetzt werde. Daß überhaupt neben der politischen Gewalt nicht noch ein selbständiges Leben bestehen dürfe, das ist ja der oberste Grundsatz der neueren Politik. Wenn man sich vor drei Jahrhunderten noch damit begnügte, nur über ihr keine Herrschaft anerkennen zu wollen, und dazu die Frommen und die Priester selbst wacker mitgewirkt haben, so sind wir jetzt dahin gelangt, auch neben ihr keine Unabhängigkeit zu dulden, und bei den Kämpfen um diese neue Errungenschaft haben wiederum die Philosophen sehr dankenswerthe Hülfe geleistet.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß bis in die neueste Zeit herab die weltlichen Machthaber vielfach mit den wirklichen oder vermeintlichen Philosophen im Bündniß gegen die Uebermacht des Priesterthums gekämpft und sich derselben entledigt haben. Die echten Weltweisen, die in diesem Kreuzzug mitgefochten, meinten's natürlich sehr ernst und ehrlich, und sie haben sich's angelegen sein lassen, aus ihren idealen Begriffen dem Staat einen Kranz zu flechten. Den setzt nun, wie billig, der Politiker sich auf's Haupt, und er wird bald seine geheiligten Rechte auch gegen den begeisterten Künstler geltend machen. Denn freilich hat es die Staatsweisheit von jeher zu ihrer eigenthümlichen Erhabenheit gerechnet, daß sie für ihre großen Zwecke Alles und Jedes als Mittel gebrauchen dürfe.

Wir haben schon gesehen, wie die Philosophie hie und da in Erstaunen und Zorn gerathen ist, wenn nun der Staat, den sie arglos aus wasserhellen Gedanken erbaut hatte, plötzlich Fleisch und Blut annahm, und in der Gestalt von Staatsmännern oder gar Ministern seine gewaltigen Prärogativen in Anspruch nahm. Daß diese Letzteren sich dadurch sollten einschüchtern lassen, ist nicht zu erwarten. Es ist sogar sehr die Frage, ob es uns gut wäre. Wir sind lange genug von Aemtern und Begriffen regiert worden; es wird uns Allen wohl thun, wenn einmal lebendige Menschen an die Stelle treten, um ihren Willen und ihre Macht geltend zu machen. Davor braucht uns doch nicht bange zu sein, daß ihrerseits die Philosophen sollten den Muth verlieren und im eignen Reich die Herrschaft denen abtreten, denen sie das ihrige soeben erst erobern geholfen. Vielmehr wird die Folge nur die sein, daß in edlem Unmuth über die undankbare und banausische Gesinnung der Staatsmänner die Philosophie den Staub von ihren Füßen schüttelt, den irdischen Dingen hochherzig absagt und sich in ihr Allerheiligstes zurückzieht, wo die Sprache geredet wird, die

weder Fürsten noch Demagogen verstehen und die kein Censor überwachen kann. Die Politiker aber werden zufrieden sein. In jene kalte Höhe folgen sie dem Philosophen nicht nach. Ihre Natur fesselt sie an die fruchtbare Niederung; sie lassen jene Thoren in ihre Berge hinausziehen und verwundern sich nur, daß sie jemals von ihnen Unterstützung und nützlichen Dienst für ihr großes Vorhaben hatten erwarten können.

Denn ihnen gehört nach dem Gesetz der Natur diese Erde. Die Philosophie so wenig als die Religion darf sie ihnen entreißen wollen. Nur falsche Götter und falsche Weisheit haben ihren Anhängern die Fürstenthümer und Reiche dieser Welt verheißen. Mag die Staatskunst immerhin die Religiösen und die Philosophen mit Kopfschütteln betrachten und Wächter anstellen, daß diese unter einer andern Sonne Geborenen nicht aus ihrer Wildniß in's Gehege einbrechen und Verwirrung anrichten in Israel. Ein solches Verhältniß ist für Alle ersprießlicher, als wenn die Philosophen im Staatsrath sitzen oder Beichtväter über Krieg und Frieden entscheiden. Und wenn wir wohl hoffen dürfen, daß Religion und Philosophie ihren aufrichtigen Jüngern, wie vor Alters, so auch in Zukunft das Herz stählen und den freien und hohen Geist verleihen werden, der Kreuz und Giftbecher in Ehren hält, so wird es doch wohl auch künftig Staatsmänner geben, die die freien und heroischen Kräfte der menschlichen Natur wieder in ihren Adern fühlen, und die wirklich mit der Machtvollkommenheit des Schicksals ausgerüstet sind. Solchen Männern wird es immer wohl anstehen, wenn ihnen das „Dei gratia" der Frommen oder die ewige Nothwendigkeit des Häufleins der Wissenden unverständlich bleibt. Es ist zu viel in ihnen selbst von den Kräften und Mitteln der Regierung der diesseitigen Welt, als daß nicht diese weniger Ehrfurcht von ihnen fordern sollte. Wenn aber dann auch in ihnen das Bedürfniß und die Kraft der Anbetung lebendig wird, so wird diese ihren Gegenstand in einer Sphäre suchen, die weit jenseits derjenigen liegt, in welcher sie selbst Entscheidungen geben. Da mögen denn die Weltpriester und die frommen Seelen von ihnen lernen, daß auch sie sich hüten sollen, ihre reinste Liebe und Verehrung nicht an Unwürdiges zu verschwenden.

Es wäre seltsam, wenn wirklich die Politik der Zukunft sich sollte durch philosophische oder religiöse Lehren oder durch ein Gemisch aus beiden am Gängelband führen lassen. Es ist offenbar, daß unter uns Viele das allen Ernstes geglaubt haben, und es ist wahrscheinlich genug, daß, wie bei unsern Nachbarn, so auch in Deutschland gar Manche immer noch an dieser Meinung hangen. Aber ich denke doch auch, daß nicht Wenige durch die Erfahrungen dieser Jahre anderen Sinnes oder mindestens

irre geworden sind. Der Kampf um die Güter und Genüsse dieses Lebens, wie er nun, in die rohesten Hände gekommen, das Leben der Staaten verschlingt, wird schwerlich irgend einem Philosophen oder Frommen nach seinem Sinne sein. Eine Erhebung des staatsmännischen Berufs in idealere Regionen wird darin Niemand erkennen. Höchstens, daß die wirkliche Noth gerade diese niedrigsten Aufgaben für die politische Kunst der jetzigen Generation heiligt, indem von einer erträglichen Lösung derselben das Schicksal des kommenden Zeitalters abhängt.

Niemand aber wird sich mehr nach einer würdigeren Lage der Politik sehnen, als eben der echte Staatsmann. Immer sind schon die Conceptionen, die auf das Constituiren eines neuen Staates gehen, die elementarsten, und obschon das Reconstituiren einer alten, in Auflösung und Verwirrung gerathenen Gesellschaft eines der schwierigsten Werke ist, die menschlichem Geschick anvertraut sind, so ist auch das zuletzt doch nur eine Vorarbeit, und keineswegs ist hierin die Unternehmung zu suchen, in welcher der Genius des echten Regenten seine höchste Befriedigung findet. Ein frisches, männliches Handeln setzt einen halbwegs gesunden Organismus voraus, für Staaten wie für den Einzelnen. Wenn aber gar die untersten Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens es sind, die zerrüttet, und wenn der natürliche Wettstreit der Kräfte in bittere Feindschaft ausgeartet ist, so ist das Arbeiten an der Heilung eines solchen chronischen Uebels wahrlich keinem Gesunden erfreulich. Denn das ist ein falscher Gedanke, daß der Staatsmann wesentlich der politische Arzt und seine Kunst eine Heilkunst sei. So wenig wie der Leib dazu da ist, nur gepflegt und erhalten oder hergestellt zu werden, eben so wenig haben die Lenker der Nationen damit ihren Beruf erfüllt, daß sie dieselben mit ärztlicher Sorgfalt in strenger Diät halten und, wenn dennoch ein Frühlingsfieber sich einstellt, ein blutreinigendes Mittel herbeischaffen. Vielmehr ist im politischen Leben, wie sonst überall, die ärztliche Kunst nur ein nothwendiges Uebel. Sie kann nicht entbehrt werden, aber man sucht ihr so wenig als irgend möglich einzuräumen, und entzieht sich ihr, so schnell es sein kann. Haben doch die großen Staatsmänner es wagen können, ihre kranke Nation, wie Petrus den Gichtbrüchigen, emporzureißen, sie in's Freie zu führen und so wie durch ein Wunder in demselben Augenblick zugleich mit der großen Aufgabe auch das Kraftgefühl der Genesung und den herrlichen Ruhm des Gelingens ihr mitzutheilen. Wahrlich, das sind erhabene Männer gewesen, und unsere Völker mögen sich wohl darnach sehnen, wieder einmal einen solchen mit Augen zu schauen. Wie einen Halbgott würden sie ihn verehren, und alle unsere Priester und Philosophen, und je frömmer und

tiefsinniger einer ist, um desto freudiger, würden gern aus ihrer Stille herzutreten und der Würde des Helden und genialischen Herrschers ihre Huldigung darbringen. Wohl ist alle menschliche Größe mit Flecken behaftet, und darum wird auch der herrlichste irdische Ruhm einmal verhallen; aber so ist doch unser Gemüth beschaffen, daß wir in diesem vergänglichen Leben nichts mit so voller menschlicher Freudigkeit bewundern und uns zueignen, als eine große Herrschernatur. Nicht dem Amt und nicht den jenseitigen Mächten soll die religiöse Seele in dieser ihre Verehrung bezeugen und nicht sich an Himmlisches drängen, wo dieß sein Verhältniß zum Irdischen in so undurchdringliches Dunkel gehüllt hat, wie das, welches für den menschlichen Verstand über den wechselnden Schicksalen der Staaten liegt. Aber mit reiner Empfindung wird sie die Gewalt des Genius erkennen und ihm in seinem Reich die Krone schützen. So dem Könige gebend, was des Königs ist, nicht aber einem Bilde in Purpur das aufdrängend, was Gott zukommt, dessen unnahbare Herrlichkeit sie selbst uns als über alle irdische Hoheit erhaben gepriesen hat, wird die Religion wohl diese zu der andächtigen Ehrfurcht und freiwilligen Demüthigung stimmen, die im stärksten Gemüth am leichtesten anklingt und die dem Heldenruhm seinen höchsten Glanz verleiht. Denn in dem Gefühl, daß das Schicksal vieler Geschlechter bis in dessen jenseitige Geheimnisse hinein auf den Entschlüssen und Kräften seiner Seele ruht, wie die Saaten der Felder auf den Feuern der Tiefe ruhen, nähert er sich der Sphäre des Göttlichen und wird von ihrer milden Freundlichkeit ergriffen. Und nun vollzieht sich an ihm das schöne Wunder, das der Dichter erlebte:

„E gia volgeva il mio desio e 'l velle
Quale ruota ch' egualmente è mossa
L'amor che move il sole e le altre stelle."

Doch wozu uns erweichen durch die Schilderung eines so glücklichen Zustandes? Den Jetztlebenden ist derselbe nicht beschieden. Durch tiefe Erniedrigung und durch ruhmlose Kämpfe werden wir hindurchgehen müssen. Wenn wir denn nur unsere Penaten retten! Freie Religion und Philosophie sind nun seit Menschenaltern zu den höchsten Gütern der deutschen Nation gerechnet worden. Gelingt es uns, die unverletzt zu bewahren und den nach uns Kommenden zu überliefern, so wird auch das Vaterland glücklich hindurchgebracht. Unser nationales Leben ruht auf diesen Grundlagen, wir würden mit ihnen die Zwecke und Quellen unsres Daseins verlieren.

Aber ich habe es schon ausgesprochen, daß ich nicht fürchte, daß dieses Schicksal uns treffen wird. Wenn das politische Treiben viele Kräfte in

Anspruch nimmt und Manchen aus seiner Bahn lenkt, so sind doch die Anstrengungen und die Sehnsucht nach einem innerlichen Verständniß der Welt und nach einer überirdischen Hoffnung zu tief in unsrer Nation gewurzelt, als daß sie den Sturm nicht überdauern sollten. Aber eine Zeit der Gefahr und großer Katastrophen zieht für sie herauf. Die Herrschaft im Staat, in wessen Hände sie auch fallen mag, wird in der nächsten Epoche unsicher, bedroht und daher mißtrauisch bleiben. Je bestrittener die politischen Souverainetäten sein werden, desto eifriger werden sie nach Freunden umherspähen und für eine mächtige Allianz auch in Zukunft bereit sein, sich mit alten Gegnern und gefährlichen Bundesgenossen zu vereinigen und den Glanz selbständiger Macht und Hoheit zu opfern. Auf schwaches, schwankendes und folglich oft willkürliches Regiment müssen wir uns gefaßt halten; bald hieher, bald dorthin wird man sich wenden, und wie es an Aerzten nicht fehlen wird, die ihr unfehlbares Recept um ein Geringes zum Wohl der leidenden Menschheit feil bieten, so wird auch die Rathlosigkeit der geängstigten Facultäten zu seltsamen Experimenten führen, die die fiebernde Gesellschaft sich muß gefallen lassen. Das ist nun ein Zustand, aus dem zunächst der Religion und Priesterschaft eine schwierige und zarte Stellung erwächst. Es kann nicht fehlen, daß die Mächtigen in der Noth des Tages sich wieder um ihre Gunst bewerben und sehr schöne Anerbietungen machen werden; man wird die Unabhängigkeit der heiligen Mutter feierlich anerkennen, nur ihren Schutz und Beistand wünscht man, ja man wird sich sogar zufrieden erklären, wenn sie nur die alte Lehnsherrlichkeit über die Kronen dieser Erde wieder an sich nehmen will. Da gilt es nun, daß sie sich nicht irre machen lasse, daß sie um ihr altes, fast vergessenes Grundgesetz sich wieder schaare, darnach es weit geringer ist, eine Partei, auch die der Mächtigen, zu beherrschen, als aller Welt, auch den Armseligsten, zu dienen. Wenn sie in den freien Bergen bleibt, die der Staat selbst ihr für die nächste Zukunft angewiesen hat, und nur von da aus sich unter die Menge mischt und die Mühseligen und Beladenen zu sich in die Stille ruft, so wird sie ihren himmlischen Beruf in der Weise erfüllen, die auch für die Zukunft der politischen Verhältnisse am ersprießlichsten ist.

Ich glaube doch, daß nicht wenige von den Vertretern der Religion unter uns diese strenge und freie Haltung der weltlichen Macht gegenüber inne halten werden. Aber je mehr diesen Männern ein Gefühl von dem überschwänglichen Werth der Frömmigkeit einwohnt, desto mehr werden sie geneigt sein, ihre Selbständigkeit bis zur Feindseligkeit gegen jede andere Gewalt zu steigern, die auch ihrerseits auf Freiheit Anspruch macht.

Und hiebei denke ich nun besonders an das Verhältniß, welches zwischen dem religiösen Leben und den philosophischen Bestrebungen unsrer Zukunft sich weiter ausbilden wird. Wie wenig auch hier eine Verschmelzung der wissenschaftlichen und der religiösen Arbeit heilsam und in der Natur der Dinge begründet wäre, und wie wenig ich vorläufig auch nur die Trennung zwischen theologischer und philosophischer Weisheit, wie sie sich unter uns ausgebildet, beseitigt sehen möchte, so ist doch freilich das genugsam an's Licht gekommen, daß die Religion, wenn sie Allen gerecht sein will, sich frischer Gedankenquellen bemächtigen und ihre Sprache tiefer schöpfen muß. Statt dessen aber werden lieber Manche der Wissenschaft ganz absagen, die so Ungeheueres verschuldet hat, wie es die letzten Erfahrungen gezeigt. Gegen solche Verirrung darf man wohl im Voraus warnen. Wenn wirklich die Philosophen Schlimmes angerichtet haben, so mögen die Theologen bedenken, daß alle von ihnen mit den Waffen des Lichts sollten gerüstet worden sein, daß Keiner da ist, der nicht ihr Schüler gewesen. Sie werden doch nicht sprechen: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"! — Es ist eine ganz billige Forderung, daß die religiöse Macht den Männern, die zu den höheren Functionen des Lebens sich vorbereiten, und denen eine Metaphysik, die jene verderblich findet, als letztes Mysterium des Unterrichts verkündigt wird, etwas Besseres aus dem Schatz ihrer Erleuchtung darbiete. Wo ist auf unseren Hochschulen den künftigen Aerzten und Richtern und den Lehrern selbst eine Belehrung geboten, um das Verständniß des Lebens zu gewinnen, welches die Theologie als das einzig wahre zu besitzen behauptet? Vielmehr hat sich diese ganz und gar in sich selber verschlossen, gleichgültig hat sie die Andern ihre Wege gehen lassen, und so ist es denn dahin gekommen, daß sie mit ihrer heiligen Weisheit, zart und kränklich, dem frischen Wind des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens vielfach sich entfremdet und so die kalten und mißtrauischen Blicke der Naturforschung, die sie selbst verschuldet, und die freie und strenge Denkart der Philosophen zu scheuen gelernt hat. Diese Isolirung nun, deren verderbliche Wirkung sie doch selbst im gesunden Gefühl ihres Werths am höchsten anschlagen muß, in Zukunft noch zu steigern, sich wohl gar aus den Kreisen der weltlichen Wissenschaft zurückzuziehen, wie es in andern Ländern zu unberechenbarem Unheil geschehen ist, das wäre eine Cur der Verzweiflung, an die doch gewiß Manche, Geistliche und Andere, bei der großen Krisis unserer kirchlichen Verhältnisse zu Zeiten denken, wenn ihnen die Schriftgelehrsamkeit unserer Tage der ungeheueren Aufgabe nicht gewachsen scheint, und sie solche Schwäche, wie es wohl geschieht, aus übertriebener wissenschaftlicher Ausbildung unserer Pfarrer herleiten. Nie

genug zu beklagen wäre es, wenn diese Meinung um sich griffe. Vielmehr es fehlt unsern Pfarrern durchgehends an starker und frischer Wissenschaft, sie sind von ihrer Theologie nicht mit den Werkzeugen ausgerüstet worden, um auch in den wissenschaftlichen Männern eine kräftige Religiosität zu erhalten und zu nähren inmitten der derb empiristischen Ansicht, welche die Erfahrungswissenschaften, die durch kluge Vertheilung der Aufgaben in so blendendem Glanz, aber höchst beschränkt und verstockt, sich entwickeln, in immer weiteren Kreisen verbreiten. Haben sie doch wenig vermocht, den idealistischen Gedanken Widerstand zu leisten, und vielfach erst an sich selber erfahren müssen, wie diese — bald die Formen der Dinge und des Lebens respectirend, wohl gar zu falscher Ehrfurcht gegen dieselben ermahnend, bald in revolutionärer oder ironischer Mystik dieselben gering achtend — immer das Mark den Lebendigen aussogen und, streng oder frivol, ein gespenstisches Wesen in den Seelen derselben zurückließen. Es würde aber schwerlich der Absicht des milden Geistes, dessen Diener sie sind, entsprechen, wenn sie unbekümmert die gebildete Menge der gewaltsamen Gegenwirkung gegen jene allwissende Dialektik überlassen wollten, die eben jetzt in kraftvoll scheinender Rohheit sich ankündigt. Manche meinen freilich, wenn die Philosophie nicht selbst die Wunden heilen könne, die sie geschlagen hat, so sei das nur ein Zeugniß dafür, daß ihre Stunde gekommen sei; sie sei zu hoch gefahren, nun möge sie sich wieder demüthigen und formale Logik lehren wie ehemals, und eine Dienerin sein der Empirie und der Offenbarung, und wenn sie das nicht wolle, und die Nation ihrer Stimme noch ferner zu folgen Willens sei, nun wohl, dann mögen die Quäker Recht behalten, die Kirche sich auf die Gemeinde der Heiligen beschränken, und es müsse das alte Wort wieder wahr werden, daß die Krüppel und Bettler das Mahl genießen, welches die Reichen verschmäht haben. Die nun solche Reden führen, die sind der Pflicht ihres Amtes wenig kundig; sie wissen nicht, daß ein Zurückweichen auf den Standpunct der innerlichen und persönlichen Religion nichts Geringeres in sich schlösse, als einen Verrath an der Nation, die durch die Christenheit im Lauf der Jahrhunderte um ihr edelstes Gut, um die Verbindung mit der Gottheit, wäre betrogen worden. Denn ein christliches Priesterthum hat einstmals unsrem Volk seine alten Götter zerschlagen, ihm aber dafür die Verheißung gegeben, einen besseren Gottesdienst bei ihm aufzurichten und treu zu verwalten bis an das Ende seiner Geschichte. Das ist eine sehr heilige Verpflichtung, auf die der Berechtigte immerhin eine Weile verzichten mag, die aber die christliche Kirche unwandelbar bindet. Und darin ist's auch enthalten, daß die gläubigen Christen dem Volk, dem sie den

Dienst am Altar zugesagt haben, folgen müssen durch die Jahrhunderte und unermüdlich Sorge tragen, wie nach dem jedesmaligen Bedürfniß des menschlichen Geistes im Wechsel der Zeitalter der Schatz, der in ihren Händen ist, möglichst Allen zugänglich werde. Denn wahrlich nicht ein Kleines ist es doch, die wahre Religion verwalten. Das kann nicht mit einigen Ceremonieen und alltäglichen Redensarten oder mit dem Bewahren heiliger Schriften abgethan sein, sondern täglich sich erneuernde Arbeit muß das erfordern, um dem Leben der Einzelnen und der Gesellschaft in die verschiedenen Irrungen und Schicksale zu folgen, die über dasselbe verhängt sind. Nicht nur ein immer frischer Gottesdienst, auch eine immer neu aufleuchtende Theologie gehört zu den Leistungen, für welche die kirchlichen Aemter der Nation verhaftet sind. Sollten sie aber die Gegenforderung stellen, daß dann auch ihnen allein die Lehre von den göttlichen Dingen überlassen bleibe, und nicht die Philosophie ihnen Unkraut unter den Waizen säe, und daß die Obrigkeit dafür zusehen möge, so darf man für's Erste wohl die Frage thun, wo denn das geschrieben stehe, und ob je das Volk die Freiheit verschworen habe, sich lehren zu lassen, von wem es will, da es doch auf eigene Gefahr der Seele hört und glauben soll. Sodann aber wollte ich sie bitten, den Blick über die Grenzen unseres protestantischen Lebens hinaus zu tragen zu den Völkern, bei denen die Theologen die höhere Welt der Gedanken allein unter ihrer Botmäßigkeit haben. Da mögen sie sich überzeugen, wie heilsam und nothwendig in der gegenwärtigen Weltordnung es ist, daß nirgends und in keinem Stück Alleinherrschaft errichtet werde, und daß, wer nicht gegen diese kämpft, in welcher Form auch immer sie auftreten mag, der das Verderben der irdischen Gesellschaften auf sein Gewissen nimmt. Der Trieb der Erkenntniß ist von göttlicher Art, und die Kräfte, die ihn befriedigen können, dürfen auf viel Freiheit Anspruch machen und haben ihre eigene Verantwortung. Der Rath und das Licht, das ihnen die Frömmigkeit zu bieten hat, werden zu seiner Zeit schon angenommen werden, und wenn die Philosophie gegen die Form der Ueberlieferung spröde thut und theosophische Offenbarungen begehrt, so kann die Erhabenheit dieser Forderung dem Glauben nimmer zum Schaden gereichen, wohl aber zu großer Förderung, während für die wissenschaftliche Seele im heißen Drang der Sehnsucht endlich doch die unscheinbare Hülle der Tradition zerschmilzt, und das frische Leben der Wahrheit befruchtend sich ihr mittheilt. Wollte die Religion der Wißbegierde ihre göttliche Natur streitig machen, so würde sie sich selbst zu einer thierischen Lebensquelle herabsetzen; sie würde statt des übernatürlichen Wesens, welches die menschliche Seele in ihr zu finden hofft, eine

Natur anbieten, die nicht einmal menschlicher Art wäre, und es bliebe unsren Nachkommen nur die Wahl zwischen magischen Zauberkünsten mit ihren trügerischen Hoffnungen und jener idealistischen Vernichtungsseligkeit, an welcher die Inder seit Jahrtausenden sich den Tod getrunken haben.

Wie sollte doch auch das köstliche Ueberzeugungsgefühl, das ewige Wahrheiten, die nach ernstem Forschen in uns aufquellen, durch unsre Seele verbreiten, und das so erfrischend wie kühler Seewind vom unbegrenzten Gewässer her uns durchweht, wie sollte das nicht zu der Seligkeit gehören, welche das fromme Gemüth von der Gottheit herleiten darf? Wer also diesem Bedürfniß innerer Klarheit und eines erleuchteten gewissen Geistes seine Kräfte widmet, den kann der Gläubige wohl viel beruhigter seine dunkeln und einsamen Wege ziehen lassen, als die leichtfertige Menge die ihrigen, obgleich diese gern die Wüsten meidet und auf breiter Heerstraße bleibt. Es ist eine gefährliche Täuschung, daß diejenigen, welche der bürgerlichen Ordnung und dem friedlichen Behagen der politischen Gesellschaft zu Zeiten unbequem oder selbst gefährlich und feindselig sind, deßhalb nun auch als die verderblichsten Feinde der Religion und des wahren Friedens der Seelen betrachtet werden. Die Theologie darf im Leben nicht vergessen, was sie selber in der Schule allezeit gelehrt hat, daß die Trägheit des Geistes und die faule Nichtigkeit, wie sie in der schlaffen Menge herrschen, dem höheren Leben weit mehr Herzen abwendig machen, als der Fanatismus irriger Speculationen.

Ich sollte denken, daß man dieses auch um so mehr von ihr erwarten kann, als freilich von Seiten der politischen Gewalt die Philosophie in der nächsten Zukunft sich auf mancherlei Hemmung gefaßt machen muß. Daß aber die Staatsgewalt in den nächsten Decennien den Philosophen wenig Gunst zuwenden wird, liegt in der Natur der Dinge. Napoleon, der die katholische Kirche wieder aufrichtete, hätte die Philosophie gewiß gern für immer beseitigt. Die Begebenheiten und Kämpfe, von denen unsre Generation Zeuge gewesen, werden an den klugen Männern der Welt nicht umsonst vorübergegangen sein. Selbst wenn ich mich über die nächsten Jahre der Schwankungen hinwegdenke und in eine Zeit versetze, in welcher die Gesellschaft eine halbwegs gesicherte Organisation wieder gewonnen haben wird, es muß doch auch da die Tendenz in den erneuerten Mächten vorausgesetzt werden, für die Zukunft gegen solche Angriffe und so kühne und schwärmerische Gesinnungen wie die, denen die alten Zustände zum Theil haben weichen müssen, so weit irgend möglich, sich zu schützen und Aehnliches unter keiner Bedingung wieder aufkommen zu lassen.

Nicht Wenigen werden diese Gedanken ziemlich chimärisch erscheinen, Andern nicht gerade grundlos, aber die Sorge darum durchaus thöricht und in verschollenen Lebensansichten wurzelnd. Diese meinen, es sei das größeste Glück für das deutsche Volk und selbst für eine zeitweilige Despotie nicht zu theuer erkauft, wenn die kommende Generation aus dem alten Brüten und Grübeln gerettet werde, in welchem unsere vormalige Kraft und Herrlichkeit schmachvoll untergegangen sei. Jene Ersteren hingegen begreifen gar nicht, wie man unsre glorreiche deutsche Philosophie mit der des Voltaire und Condillac auch nur zusammen nennen und für jene in irgend einer Hinsicht ein ähnliches Schicksal wie für diese in Aussicht stellen mag.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß noch vor Kurzem die Zahl derer, die diese letzteren Vorwürfe gemacht hätten, sehr groß gewesen wäre. Die letzten Jahre haben Manche stumm gemacht. Sie hatten geglaubt, daß die große Krisis, in welcher die Menschheit sich befindet, dießmal in dem Reich der Philosophie zuerst sei durchgekämpft worden; jetzt werden sie inne, daß das ein Irrthum gewesen, daß die gährende Mischung von Formeln, Ahnungen, Erfahrungen, Mysterien und Hypothesen, welche die Weltansicht der tonangebenden philosophischen Kreise in den letzten Jahrzehenden gebildet hat, und die die alten Meinungen ersetzen sollte, nichts weniger gewesen ist, als eine Wissenschaft oder als die gesunde und reife Frucht einer wahrhaft philosophischen Gesinnung. Wenn dieses Anerkenntniß nur bis auf den Grund der Sache dringen und recht klar und fest werden möchte! Es ist für die Zukunft unsrer Nation von Bedeutung, daß das geschehe. Wir müssen aus einer tieferen Selbsterkenntniß heraus die Arbeit wieder aufnehmen, die unsere Väter uns hinterlassen haben. Das ist ihre große Aufgabe gewesen, daß sie uns, die nach ihnen Kommenden, mit muthiger Aufrichtigkeit für unser Werk ausrüsten sollten. Dazu haben sie vor aller Welt Augen die Verirrungen und Drangsale ihres Denkens und Glaubens durchgelebt; das ist die erste tiefe und folgenreiche Oeffentlichkeit, durch welche die Epoche eines freieren nationalen Lebens unter uns ist eingeleitet worden. Nicht frivol und frech, aber mit jugendlich stürmischer und kühner Ehrlichkeit haben unsre philosophischen Männer ihre Gedanken vor ihrem Volke ausgeschüttet, und wenn wir in allem Dunkel der Gegenwart noch voll Hoffnung sind, so gründet sich diese vornehmlich auf den großen und erhabenen Sinn, in welchem jene Männer uns die Freiheit zuerst im Reich der Gedanken vorgeführt haben.

Aber je fester wir uns nun untereinander verbünden möchten, dieses heilige Feuer in unsrem Volk lebendig zu erhalten und den Sinn für

die muthige Freiheit des Gedankens in ihm zu bewahren, desto nothwendiger wird es sein, daß wir uns und die Thaten unsrer Zunft selber richten und strenge Zucht unter uns halten. Schon seit geraumer Zeit pocht man draußen an den Mauern unsres Tempels. Als vor drei Jahrhunderten gegen das Heiligthum, in welchem die Priester ihre esoterische Weisheit pflegten, sich im Stillen das Heer zusammenzog, geschah zum Glück der Welt der Ausbruch im Inneren des Ordens selbst. Auch unter uns sind nun Manche aufmerksam geworden auf den verworrenen Lärm und auf das Zittern des Gemäuers. Viele freilich hören nicht darauf, sondern thun sich drinnen von den aufgespeicherten Schätzen der Communität gütlich. Sollte es Ernst werden, so hüllen diese Glücklichen sich in ihre Unschuld. Sie wandern aus, den Staub von ihren Füßen schüttelnd, die Wissenschaft mit sich hinwegtragend, Barbarei zurücklassend, „vor sich den Tag und hinter sich die Nacht."

Schwerer muß es dem um's Herz sein, der den um sich greifenden Groll gegen die eigene Innung weniger ungerecht findet. Ja, wenn unsre Philosophen, wie die Fakirs, sich in die Wüste zurückgezogen, oder auch nur, wie Spinoza, durch Brillenschleifen und ähnliche Künste sich ihren Unterhalt gesucht hätten, um dann in der Stille anspruchslos ihren Mysterien obzuliegen! Aber so ist es nicht gewesen, sondern sie sind mit großen Verheißungen vor dem Volk aufgetreten, die Lehren seines Glaubens schienen sie ihm reinigen und verklären, ja ersetzen zu wollen; alles Dunkel des irdischen Lebens sollte Licht werden, und je unsicherer, schwankender, zweideutiger die neue Weisheit wurde, desto hochfahrender klang ihre Sprache. Die Bedürftigen haben sich begierig herzugedrängt und reichliche Gaben mit hinweggetragen; sie haben nicht viel gefragt, ob's Brod und Fisch, oder am Ende Stein und Schlange seien, sondern genommen und wiederum mitgetheilt, was ihnen dargeboten ward. So war's schon nahe daran, daß man die alten Pfleger und Aerzte hätte bei Seite schieben können, während das Volk noch meist seinen Werktagsarbeiten nachging. Allmählich wurde es doch auf die Sache aufmerksam, horchte zu, glaubte auch endlich zu verstehen und nahm nun Partei. Da ist nicht Wenigen unheimlich geworden. Sie möchten sich zurückziehen, protestiren gegen rohe Entscheidung, behaupten, mißverstanden zu werden, und Jeder schiebt dem Andern die gefährliche Wendung der Dinge in's Gewissen. Aber es ist zu spät. Die derbe Menschlichkeit ist aufgerüttelt und reißt nun ihre Lehrer aus Schulen und Tempeln an die frische Luft heraus, und zieht sie stürmisch mit sich fort. Die Keckeren brennen ihre Schiffe und gehen vorwärts. Schon ertönt auf den Gassen das Geschrei: „panem

et Circenses," das Volk fährt mit Gott und Unsterblichkeit einher, daß es eine Lust ist. Nur einige Altmodische packen noch ein letztes Mal ihre neuen Lehrer an um ein deutliches Ja oder Nein auf die alten Fragen, während der übrige Haufen in der Ferne steht und an der Angst so der Jünger, wie der Propheten seinen Spaß hat; denn er hat schon gelernt, die gemeinen Herzenssorgen mit dialektischem Zahn behaglich zu verspeisen und sich so aller Furcht und alles Mitleids zu entledigen.

Es wäre ein Großes, wenn die schweren Schicksale, die wir erleben, unsre deutsche Philosophie über die Verwirrung aufklären könnten, in die sie früh hineingerathen ist, und in der die Metamorphosen, welche die Geschichte ihr auflegt, im Lauf der letzten Jahrhunderte sie völlig befestigt haben. Weniges ist für das menschliche Leben verstörender, als ein unsicheres Schwanken in den Functionen wichtiger Organe des gesellschaftlichen Körpers. Haltung und gesunde Ruhe können mit solcher Unklarheit nicht bestehen; wo man sich sicher und wohlversorgt glaubte, sieht man sich plötzlich ganz hülflos und bloßgegeben, und die erschrockene Gesellschaft reibt sich die Augen und ist in Gefahr, völlig an sich selbst irre zu werden, wenn sie diejenigen, die so eben noch ihr in allen Gefahren Schutz zu verheißen schienen, nun, da ein Feind heranrückt, in dumpfen Mauerlöchern über Kategorieen und Prädicamenten brüten sieht. Und gleichwohl sind diese zum großen Theil ganz unschuldig bei einer so seltsamen Verwandlung und weit entfernt, aus Feigheit das Feld geräumt zu haben. Sie haben es nur träumend verlassen, da die Nacht einbrach, und sich in die enge Zelle zum freundlichen Licht der Lampe zurückgezogen wo nun die wilden Triebe entschlafen und die Welt vergessen wird. Denn so schillernd ist die philosophische Sprache und die Bedeutung des philosophischen Berufs nun einmal geworden, daß Niemand mehr weiß, was ihm zukömmt und was er sagt, und daß fast Jeder zwischen den alten Ansprüchen eines philosophischen Priester- und Herrscherthums und der bescheidensten Selbstbeschränkung in das stille Reich der Schule und des reinen Gedankens auf- und abschwankt. Bereits wird vielfach geglaubt, daß das zum Wesen dieser maßlosen und überschwänglichen Thätigkeit gehöre, daher sie Vielen weit weniger als eine nothwendige Function des geistigen Lebens erscheint, denn als eine besondere Form jener abenteuernden, nutzlosen, aber poetischen Luxusexistenzen, die das überfließende Leben gebildeter Völker zu seinem Schmuck hervortreibt.

Aber auch die anspruchsloseste Philosophie kann nicht Willens sein, sich eine solche Stellung anweisen zu lassen. Mit den Künsten der Seiltänzer und Taschenspieler hat sie nichts gemein. Die Erinnerungen aus

den Zeitaltern des Gorgias und des Lucian treiben ihr Schamröthe in die Wangen. Indeß eben diese Erinnerungen zeigen, wie weit sie herabsinken kann, wenn sie für ihr Geschäft die Grenze und das innere Maß verliert. Freilich kann Niemand den Grund eines noch nicht an's Licht getretenen Vermögens ausmessen, so wenig der Erkenntniß als der Naturerscheinungen; aber über das, was ich eben thue und was ich wirklich schon bin und weiß, kann und soll ich mir klar werden. Die Organisation der menschlichen Thätigkeiten, wie sie aus dem Gang der Geschichte für die Gegenwart sich gestaltet hat, muß recht wohl erkennbar und einer gewissenhaften Beobachtung verständlich sein; denn sie bildet für Jeden die Bedingung und Grundlage des eigenen Wirkens und weist demselben seine gesetzliche Bahn. Bedarf sie einer Umwandlung, neuer Theilung und Absonderung von Arbeiten oder der Vereinigung fälschlich bis dahin getrennter oder des Abschneidens von kranken und erstorbenen Berufszweigen, so wird es dem obliegen, der daran arbeiten und neue Bahnen brechen will, daß er wisse, was er vorhat, damit er nicht kräftige Formen beschädige oder vertilge und dafür maßlose, chaotische Geschäftigkeit einführe. Die Philosophie, die nicht bloß Wissenschaft sein will und Kunst des Verständnisses, sondern zugleich predigen und regieren, wohl gar Sacramente austheilen, und Jedem sein Maß an irdischen Gütern zuweisen — die wird bald ihre wahre Herrlichkeit einbüßen, sie wird auf den Gassen gemißhandelt werden, und mit den falschen, fremden Schätzen wird sie auch die eigenen, echten zum Spielzeug der Menge herabgewürdigt sehen.

Ich meine nicht, daß derjenige, der die philosophische Kunst zu seinem Beruf macht, damit nun darauf verzichte, aus der ganzen Fülle der menschlichen Natur sein Leben zu schöpfen und an den Werken in den drei Aemtern des Heils Antheil zu haben. In diesem Fall müßte Sokrates nicht mehr Philosoph heißen. Gewiß wird unsre Nation es Fichte'n immer Dank wissen, daß er Reden an sie gehalten und sie, so gut er's verstand, zum seligen Leben anzuweisen gesucht hat. Sondern nur das, daß der Philosoph nicht sich oder Andere darüber täusche, mit welchen Kräften er jedesmal wirkt, und in wessen Namen, ob in dem des allgemein-menschlichen Verstandes, wie die Mathematik und die Lehre von den Voraussetzungen des Bewußtseins, oder ob, aus einer höheren Gemüthserregung handelnd, er einem höheren Geist dient und sich an eine über das Natürliche erhabene Gesinnung wendet, da er nur dieser verständlich, ja hörbar ist. Der Philosoph muß wissen, daß er ohne Theologie nichts weiß von der „Stadt aus Gold und Edelsteinen" und von dem „lauteren Strom lebendigen Wassers, klar wie ein Krystall," den der heilige Johannes gese-

hen hat. Niemals wird ein System von Wahrheiten, wie sie dem natürlichen Denken als nothwendig einleuchten müssen, die Angst des Todes aus dem Herzen hinwegspülen, oder statt der thierischen Begierden himmlische Leidenschaften erzeugen, gerade so wenig, wie es vom Nervenfieber befreien oder die Luft einer Todtenkammer vom Verwesungsgeruch reinigen kann. K. St.

Das Märtyrerthum der drei Bischöfe Cranmer, Ridley und Latimer unter Maria Tudor von England *).

(Aus dem noch ungedruckten zweiten Band von Dr. Georg Weber's Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten von Großbritannien.)

In den ersten Tagen der Regierung Maria's waren Ridley und Latimer als Gefangene in den Tower gebracht worden. Jener hatte durch seinen Eifer für Northumberlands Sache einen willkommenen Anlaß zu seiner Verhaftung und zur Anklage auf Hochverrath gegeben; und dieser war ein zu bekannter Verfechter der Reformation, als daß die Königin, die dem strengen Moralisten um seines Eifers für die Sache des Evangeliums und um seiner derben und kühnen Beredsamkeit willen persönlich gram war, nicht sogleich zu seiner Verhaftung hätte schreiten sollen.

*) Obwohl unsre Zeitschrift ihrer Bestimmung gemäß mehr auf die Gegenwart (die Zeitgeschichte) als auf die Vergangenheil angewiesen ist, so wird doch jeder Einsichtige damit einverstanden sein, daß eine völlige Trennung beider Gebiete ebenso unzweckmäßig als unausführbar wäre. Ist es uns um ein geschichtliches Verständniß der Gegenwart zu thun, so werden wir immer wieder in die nähere oder fernere Vergangenheil zurückgreifen müssen; in diesem Sinne hoffen wir unsern Lesern von Zeit zu Zeil culturgeschichtliche und kirchenhistorische „Charakteristiken und Kritiken" zur Beleuchtung der Zeit-Tendenzen zu bringen. Auch die wieder so dreist betriebene tendenziöse Entstellung der Vergangenheit fordert zur Abwehr auf.

Der hier vorliegende Ausschnitt aus einer größeren historischen Arbeit behandelt einen der folgenreichsten und ergreifendsten Zeitpuncte der englischen Reformations-Geschichte, die gegenwärtig wieder Gegenstand der lebhaftesten Angriffe geworden. Die aus den Quellen geschöpfte ruhige und unbefangene Darstellung des Hrn. Dr. Weber ist die beste Antwort auf die gehässige Auffassung einiger englischen und deutschen Tendenz-Schriften. Die Fehler und Schwächen der Männer, die in dem großen Werke der Kirchenreinigung gekämpft, gelitten und geblutet haben, braucht der protestantische Geschichtschreiber glücklicherweise nicht zu verschweigen, aus Furcht, der Sache des Evangeliums dadurch zu schaden; auch das Heilige und Große vollzieht sich auf Erden nur durch menschliche, gebrechliche Werkzeuge. Die Redaction.

Latimer, der in Eduard's VI. Zeit mit vorschauendem Blick dem reformirten England die schlimmsten Tage der Verfolgung und Trübsal geweissagt, wenn die zum Thron berechtigten Prinzessinnen Maria und Elisabeth fremden Fürsten ihre Hand reichen und sie zur Herrschaft in's Land rufen würden, und der darum den Wunsch ausgesprochen, Gott möge in diesem Falle die Krone nie auf ihr Haupt gelangen lassen, scheint sich beim Anfang der Regierung Maria's anstößiger Bemerkungen und Winke über das Eintreffen seiner früheren Prophezeiung nicht enthalten und dadurch den auf sein Verderben lauernden Gegnern Gelegenheit zur Anklage gegeben zu haben.

Bald nachher erlangten sie als dritten Haftgefährten den Erzbischof Cranmer. Anfangs befand sich Jeder in einer eigenen Zelle des Towers, wie es scheint, nicht unter der freundlichsten Behandlung, da der alte Bischof Latimer sich über die Kälte seines Zimmers beklagte, die ihn von der Gefahr des Feuertodes zu befreien drohe; später, als in Folge der Insurrection die Räume des Gefängnisses sich füllten, wurden die drei Prälaten in einer geräumigern Zelle vereinigt. Diese Zeit benutzten sie zu gemeinschaftlichen Forschungen in der heil. Schrift über das Dogma vom Abendmahl und kamen zu der Ansicht, daß weder die Lehre von der Substanzverwandlung, noch der Glaubenssatz, daß die Messe ein Sühnopfer sei, in der Bibel die geringste Gewährschaft fänden. — Ein weit verbreitetes Gerücht, daß die katholische Partei bei der in der Convocation gehaltenen Disputation über Messe und Abendmahl ihren Widersachern unterlegen wäre, bewog die Königin, die drei gefangenen Prälaten aus dem Tower nach Oxford bringen zu lassen, um dort mit einigen Abgeordneten der Convocation und mehreren Theologen der beiden Landes-Universitäten eine neue Disputation über diese, als Kern und Mittelpunct des Kirchenglaubens geltende Lehre zu bestehen.

In Oxford, dem Bollwerke des Conservatismus und Stabilitätsprincips, wurden die bejahrten Prälaten in die elenden Räume des gemeinen Stadtgefängnisses gebracht und nicht nur aller Bequemlichkeit, sondern auch des Genusses ihrer Bücher und Schriften und des stärkenden Trostes gemeinschaftlicher Unterredung beraubt. — Bald nach ihrer Ankunft wurden sie unter dem Geleite bewaffneter Bogenschützen einzeln vor die stattliche, aus hochgelehrten Doctoren der Theologie und des kanonischen Rechts bestehende Versammlung geführt, um aus den Händen des Dirigenten, Dr. Weston, die in den unzweideutigsten Ausdrücken abgefaßten Glaubenssätze über Abendmahl und Messe zu empfangen und entweder anzunehmen, oder öffentlich zu bestreiten. Ohne Bedenken erklärten alle drei die

Dogmen für irrthümlich, worauf sie in ihre Zellen zurückgeführt wurden, mit der Verpflichtung, ihre Antworten schriftlich abzufassen und einzureichen. Dieß geschah noch an demselben Abend, und schon am folgenden Tag gelangten Cranmer's und Ridley's Gegenerklärungen in die Hände ihrer Widersacher. In diesen Declarationen werden die Einsetzungsworte bildlich und allegorisch genommen, die Gegenwart Christi nur dem Geiste nach und für den Gläubigen anerkannt, und jede mystische Verwandlung der sichtbaren Elemente geläugnet. Das Abendmahl sei theils ein Gedächtnißmahl an Christi Leiden und Sterben, theils ein symbolisches Siegel und Unterpfand des fortdauernden Bundes zwischen dem Erlöser und der gläubigen Creatur, und insofern ein Sacrament. Ebenso bestimmt wird die Lehre vom Opfer der Messe, wodurch die erlösende Kraft des Opfertodes Jesu geschwächt werde, verworfen. — Das für der Welt Sünde dargebrachte Opfer am Kreuz auf Golgatha sei das einzige wahre Sühnopfer zwischen Gott und den Menschen, und jedes andere wirkungslos und unheilig; wer ein solches darbringe, halte Christi Opfertod für ungenügend zur Seligkeit und vermindere darum dessen Bedeutung und Ehre.

Am 16. April 1554 begann die Disputation. Cranmer wurde zuerst unter bewaffnetem Geleite in die Versammlung geführt, wo man ihn aus den Kirchenvätern zu überführen suchte, daß die Worte: „das ist mein Leib!" in dem Sinne, den die Kirche bestimmt, zu verstehen seien.

Der Erzbischof scheint weder den Muth gehabt zu haben, diese Autoritäten zu verwerfen und nur die Bibel als Quelle und Fundament des Glaubens anzuerkennen, noch die nöthige Belesenheit in der ältern christlichen Literatur, um seine Gegner mit widersprechenden Sätzen aus derselben Rüstkammer zu widerlegen.

Die vortheilhafte Stellung, in die dadurch die katholische Partei kam benutzten die anwesenden Doctoren zu so heftigen, von allen Seiten geführten Angriffen wider den Erzbischof, daß sie der Disputation alle Ordnung, Haltung und Würde benahmen. Cranmer, durch die zahlreichen Anfälle in's Gedränge gebracht und wegen seines Katechismus, den der vorsitzende Moderator ein verpestetes und mit Häresieen angefülltes Buch nannte, angefochten, bat endlich um Aufschub, damit er sich mit neuen Mitteln der Vertheidigung ausrüsten könnte.

Ridley, der am nächsten Tag gegen vierzehn Romanisten, darunter der Renegat Smith, die Ansicht der reformirten Kirche über das Abendmahl verfocht, bewahrte seinen alten Ruhm und bekräftigte das öffentliche Urtheil, das ihm die Palme der theologischen Gelehrsamkeit zuerkannte. So günstig auch der scholastische Boden, auf dem sich die Disputation be-

wegte, der römischen Partei war, Ridley ging doch siegreich und ehrenvoll aus dem Kampfe hervor. — Am 18. April wurde der greise Latimer in den Saal geführt. Er lehnte den gelehrten Streit ab, indem er Alter und Gedächtnißschwäche, so wie seine Ungeübtheit im Lateinsprechen und in der scholastischen Disputirkunst vorschützte, reichte aber eine mit der Erklärung seiner Collegen übereinstimmende schriftliche Antwort auf die erwähnten Glaubenssätze ein, die, von dem Präsidenten verlesen, den Anhängern der Transsubstantiation Gelegenheit zu einigen unwürdigen Ausfällen gegen den alten Prediger der Reformation gab.

Nachdem Cranmer noch einmal die Unmöglichkeit dargethan, daß der Leib Christi, der in seiner natürlichen, menschlichen Gestalt im Himmel sei, auch zugleich in einer ganz veränderten, unbegreiflichen Gestalt sich in der geweihten Hostie befände, und durch seine Einwürfe die Gegner so in Aufregung und Verwirrung gebracht, daß sie unter einander uneinig wurden und sich widersprachen, ordnete endlich der mit der Leitung beauftragte Dr. Weston am 20. April eine feierliche Sitzung an, worin er in einer langen Rede den Beweis zu führen suchte, die drei Gegner der heil. Kirchenlehre von der Transsubstantiation seien vollständig widerlegt worden, und dann an die anwesenden Gefangenen die Anfrage richtete, ob sie ihrem Irrthum entsagen und durch ihre Rückkehr zur allgemeinen Kirche die Gnade der Königin erkaufen wollten. Als diese nicht nur die Aufforderung standhaft und entschieden ablehnten, sondern auch ihre angebliche Widerlegung durch die einmüthige Versicherung Lügen straften, daß sie noch dieselben Ansichten hätten, wie früher, wurden alle drei für hartnäckige Häretiker erklärt und verdammt. Vergebens beklagten sich die Verurtheilten über Parteilichkeit und Ungerechtigkeit; ihre Klagen verhallten erfolglos und Cranmer's Brief an den Staatsrath wurde von dem ergrimmten Weston zurückgehalten; vergebens beschwerten sie sich, daß sie nicht durch die Gründe ihrer Opponenten widerlegt, sondern durch das Geschrei ihrer Widersacher und das tumultuarische Verfahren zum Schweigen gebracht worden — man bewältigte sie mit der Gegenbeschuldigung, die unter Eduard VI. abgehaltenen Disputationen seien mit ebenso wenig Anstand und Ordnung geführt worden. Daß aber gegen alle bisherige Sitte die Ketzerrichter den Bischöfen an Rang untergeordnet waren, indem alle der Priesterordnung angehörten, ward von allen Unparteiischen getadelt. Eine feierliche Procession, die unter den Fenstern der Verhafteten vorbeizog, sollte den Triumph der Kirche über die Ketzerei verherrlichen.

Die Erwartung der Bischöfe, nach ihrer Verdammniß sogleich dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben zu werden, ging nicht in Erfül-

lung. Ueber der Vermählungsfeier der Königin und über den Maßregeln zur Wiedervereinigung Englands mit dem päpstlichen Stuhle wurden die Bischöfe vergessen. Achtzehn Monate schmachteten sie in enger Haft zu Oxford, täglich erwartend, daß das über ihren Häuptern schwebende Schwert ihrem Leben ein Ende machen würde. Aller mündlichen Unterhaltung unter sich und mit ihren Freunden beraubt, hatten sie nur den Trost der Religion, der Wissenschaft und eines beschränkten und überwachten brieflichen Verkehrs zu ihrer Erholung. Sie lasen die heil. Schriften, schrieben Briefe an ihre Freunde und Glaubensgenossen, und Cranmer und Ridley verfaßten mehrere apologetische und polemische Abhandlungen. Kleine Geschenke zur Erleichterung ihrer harten Lage und gelegentlich einige Beweise von Anhänglichkeit und Liebe, die ihnen aus der Ferne zugingen, überzeugten sie, daß sie noch nicht ganz aus den Herzen ihrer Landsleute verdrängt wären, und trösteten sie für manche unfreundliche Begegnung, welche servile Dienstfertigkeit oder zelotischer Religionshaß in der Nähe ihnen bereiteten. Erst als die Willfährigkeit des Parlaments bei Bewerkstelligung der Reunion mit Rom die Königin in dem Vorhaben bestärkte, die kirchliche Einheit um jeden Preis zurückzuführen, da wendeten sich wieder Aller Blicke den gefangenen Prälaten zu.

Es war im September 1555, daß Jakob Brooks, früher Kaplan von Gardiner, nunmehr Bischof von Glocester, als päpstlicher Bevollmächtigter in Oxford ankam, um in Verbindung mit zwei königlichen Rechtsgelehrten, Martin und Story, die Sache der als Häretiker verurtheilten Bischöfe zur Entscheidung zu bringen. Eine feierliche Gerichtssitzung wurde angeordnet, vor welcher zuerst Cranmer erscheinen mußte. Er bezeigte den beiden Juristen, als Stellvertretern der Königin, seine Hochachtung, versagte aber dem Subdelegaten des Papstes jeden Beweis von Ehrfurcht, weil er die päpstliche Autorität auf ewig abgeschworen habe.

Die gegen ihn gerichteten Anklagen betrafen hauptsächlich seine Opposition gegen den päpstlichen Primat, seinen zwiefachen Bruch des Cölibats, seine häretischen Ansichten über das Abendmahl und seine Bemühungen um Begründung der reformirten Kirchenform in England. Sein ganzes vergangenes Leben wurde ihm vorgehalten und als sündhaft gerügt. Cranmer vertheidigte sich zwei Tage lang mit Würde und Muth gegen alle Beschuldigungen; Einiges stellte er in Abrede, gegen Anderes wußte er sich zu rechtfertigen. Am Schluß der Gerichtsverhandlung, wobei man sich genau an die kanonischen Vorschriften und Gebräuche hielt, wurde er aufgefordert, sich innerhalb achtzig Tagen vor dem apostolischen Stuhle in Rom zu stellen, da es nach dem kirchlichen Rechte nicht gestattet wäre,

einen Erzbischof zu verdammen, ohne daß der heil. Vater selbst Einsicht von der Sache genommen. Cranmer erklärte sich bereitwillig, vorausgesetzt, daß ihm die Reise von der Königin gestattet würde; allein es erwies sich bald, daß das ganze Gerichtsverfahren nur eine Form und trügerische Maske sei; er wurde in den Kerker zurückgeführt, den er erst auf seinem letzten Gang nach dem Scheiterhaufen wieder verlassen durfte. —

Zwei Wochen nachher erschien der Bischof von Glocester abermals in Oxford, begleitet von den Bischöfen von Lincoln und Bristol, die im Auftrage des apostolischen Legaten Pole handelten. Ridley und Latimer wurden zweimal vorgeladen und verhört, und da sie sich standhaft weigerten, ihren evangelischen Glauben gegen die römische Kirchenlehre zu vertauschen, wurden sie als hartnäckige Häretiker aus der Kirche gestoßen, ihrer priesterlichen Würde entkleidet und dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überantwortet. — Umsonst versuchte Peter Soto, ein gelehrter spanischer Dominicaner, der vor Kurzem von Flandern nach Oxford berufen worden, um den Romanismus fester begründen zu helfen, die verurtheilten Prälaten aus ihrem Irrglauben zu reißen; Latimer ließ ihn gar nicht vor sich, und Ridley wurde von seinen Gründen nicht überzeugt. Sie beharrten bei ihren Ansichten und Pole schrieb an Philipp, daß man daraus ersehen könne, wie es in keines Menschen Macht stehe, den zu retten, den Gott verworfen habe.

Am 16. October verließen Ridley und Latimer ihre einsamen Zellen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Ridley betrachtete den Tag als seinen Ehrentag; darum kleidete er sich sorgfältig in die Tracht eines reformirten Bischofs — schwarzes Kleid mit Sammtkragen und viereckiger Bischofskappe — und die Heiterkeit seines Angesichts deutete die innere Ruhe an. Der Zug ging da vorüber, wo Cranmer gefangen saß. Er merkte nicht, was unter seinen Fenstern vorging, da er mit Soto in theologischem Gespräche vertieft war; erst als seine Leidensgefährten an dem Richtplatze — dem Balial-College gegenüber — angekommen waren, erhielt er Kunde von dem Ereigniß; er eilte auf das Dach, um auf seinen Knieen die Gnade des Himmels für seine Freunde anzuflehen. Nach einer letzten Umarmung bestiegen die beiden Märtyrer den Holzstoß, wo sie noch einer zelotischen, mit harten Ausfällen gegen die Sacramentirer angefüllten Rede des Renegaten Smith zuhören mußten, über 1. Kor. 13, 3: „Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze!"

Um die Leiden der Dulder abzukürzen, hatte man Beutel mit Pulver um ihre Nacken gehängt; Latimer's abgelebter Körper wurde auch alsbald

von den Flammen verzehrt, aber Ridley litt die entsetzlichsten Qualen, ehe er aus dem Reiche der Lebenden schied. Sein Schwager hatte ihn fast ganz mit Reisig bedecken lassen, um seinen Tod zu beschleunigen. Dadurch wurde die Flamme niedergehalten und verzehrte die untern Glieder, indeß der obere Theil des Körpers unberührt blieb. Lange hörte man den Unglücklichen beten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist!" und: „Herr! habe Erbarmen mit mir!" Endlich, als er in der höchsten Pein ausrief, daß er nicht brennen könne, näherte sich einer der Umstehenden dem Holzstoße und öffnete der Flamme einen Weg, worauf die Explosion des Pulvers seinem Leben ein Ende machte. Die Zuschauer, erschüttert durch das gräuelvolle Schauspiel, bemühten sich, irgend ein Andenken zu erhaschen, um es als Reliquie aufzubewahren; und wie mächtig die stumme Beredsamkeit des Märtyrerthums für die Sache des Evangeliums wirkte, bewies alsbald der Uebertritt Palmer's, eines Mitgliedes (fellow) des Magdalenen-Collegs, zur reformirten Kirche, für die er bald sein Leben zum Opfer brachte.

Latimer's ganzes Leben gibt den Beweis, daß er ernstlich nach Wahrheit trachtete. Erzogen in den Grundsätzen der katholischen Kirche und durchdrungen von der heiligenden und beseligenden Kraft der Klostergelübde, war er anfangs ein Gegner der deutschen Reformation und hielt bei seiner Aufnahme als Doctor der Theologie eine polemische Rede gegen Melanchthon. Durch Bilney in den Geist und das Wesen der Reformation näher eingeführt, änderte er seine Ansichten und setzte den Glauben über die Werke. Als seine geistlichen Reden in Cambridge diese Gesinnungsänderung kund gaben, wurde ihm von dem Bischof von Ely das Predigen untersagt; aber Cardinal Wolsey, der in einer Unterredung Latimer's theologische Gelehrsamkeit erkannte, hob dieses Verbot wieder auf. Unter Heinrich's VIII. despotischem Regimente hatte Latimer viele Anfechtungen um seines Glaubens willen und bei seiner unwandelbaren Anhänglichkeit an die Lehre des Evangeliums wäre er ohne Zweifel auf dem schlüpfrigen Boden der Hofreligion gefallen, hätte er nicht, wie Cranmer, seine Ueberzeugung zu verbergen gewußt und durch nachgiebige Fügung unter die Launen des Zwingherrn den Arm der Verfolgung entwaffnet. Die Anhänger der Reformation begnügten sich mit den mäßigen und allmählich gereichten Gaben einer neuen Kirchenordnung, aus Erfahrung belehrt, daß Trotz und unzeitiger Eifer sie auch noch um das Wenige bringen würde, das der königliche Herrscher ihnen zu gewähren für gut fand, und von der Hoffnung geleitet, daß günstigere Zeiten das begonnene mangelhafte Werk zur Vollendung führen könnten, und es dann der protestan-

tischen Sache heilsam wäre, wenn sie auf ihrem Posten ständen *). Latimer besaß mächtige Freunde am Hof, den Leibarzt Butts, den Generalvicar Cromwell und Anna Boleyn; von der Letztern zum Kaplan gewählt, hatte er öfters Gelegenheit, vor Heinrich VIII. zu predigen. Dieser fand Wohlgefallen an der kräftigen, wenn gleich zuweilen rauhen und derben Beredsamkeit des Predigers und an seinen maßlosen Ausfällen gegen das Papstthum, wozu ihn sein protestantischer Eifer trieb; er verlieh ihm das Bisthum Worcester, das Latimer jedoch nach vier Jahren (1539) mit dem Kerker vertauschen mußte, als er es wagte, sich der Einführung der sechs Blutartikel zu widersetzen. Erst der Tod des Königs befreite ihn aus der Haft des Towers. Er kehrte an den Hof zurück, wo nunmehr seine Freunde und Glaubensgenossen das Regiment führten, und widmete seine ganze Kraft und Beredsamkeit der Begründung des neuen Kirchensystems. Alter und Gefängniß hatten die Rauhigkeit und Morosität seines Charakters erhöht, als ihm die Berufung zum Hofprediger des jugendlichen Königs Eduard VI. Gelegenheit gab, seinen religiösen Eifer und seine Sittenstrenge zu bethätigen. Seine kühnen und heftigen Reden, worin er bald als strenger Moralist gegen die Laster der Hohen und Niedern eiferte, bald als zelotischer Reformator über die Entartung der alten Kirche und ihres Clerus zürnte, bald als Prediger des Evangeliums die Bekenner der neuen Lehre zur Frömmigkeit und Tugend anhielt, hatten neben der ernsten Seite auch eine komische, die in der sonderbaren Form und Manier des Vortrags lag. Seine Beredsamkeit gehörte der niedern Gattung an, die zur Belebung und Erregung der Zuhörer komische Ausdrücke und Scherze im Volkston, auffallende Vergleiche und Wendungen, volksthümliche Sprüch-

*) Nach Lingard's Darstellung (t. VII, 226) erscheint Latimer als eine Wetterfahne, der sich ohne Gewissensscrupel bald zu der alten, bald zu der neuen Lehre bekannt und ohne Bedenken heute abgeschworen habe, was er gestern geglaubt. Er bedenkt nicht, wie wenig eine solche Charakterschwäche zu der Standhaftigkeit paßt, mit der Latimer um seines Glaubens willen den Feuertod erlitten, von welchem ihn ein Widerruf leicht gerettet hätte. War es den Männern so sehr zu verübeln, wenn sie aus Willfährigkeit gegen einen Fürsten, den sie trotz seines religiösen Despotismus zu den Ihrigen zählen mußten, äußerlich nicht Alles kund thaten, was sie in ihrem Herzen glaubten? daß sie selbst zeitweise auf dem reformatorischen Boden einen Rückschritt in ihrem kirchlichen Bekenntnisse thaten, wenn ihnen das feste Beharren unvermeidlichen Untergang gebracht hätte? Diese Männer blieben dennoch dem Wesen nach protestantisch, nicht bloß im Herzen, sondern auch äußerlich. Wie war es aber mit Gardiner, Bonner u. A., die sich von Heinrich VIII. bei Abschaffung des päpstlichen Supremats und von seiner Tochter bei Wiederherstellung desselben gebrauchen ließen? An Heinrich VIII. schrieb Latimer einen so kühnen Brief wegen Beschränkung des Bibellesens, daß Strype sagt: he adventured his life in a frank discharge of his conscience, III, 226, und wie er sich der um der Religion willen Gefährdeten annahm, beweist eine Erzählung bei Strype, 227.

wörter und Schnurren und burleske Redensarten zu Hülfe nimmt. Seine im Volkston gehaltene Predigten fanden großen Beifall bei den Zuhörern, die sich in großer Menge um seine Kanzel schaarten, und so weit bekannt und populär waren seine Vorträge, daß ihm, wenn er zum Predigen ging, Schwärme von niederm Volk und Jungen nachzogen und zuriefen: „Auf sie! Vater Latimer, auf sie!" Gerade diese Popularität aber mochte die Regierung bestimmt haben, ihn gleich nach Maria's Thronbesteigung außer Thätigkeit zu setzen und durch Verhaftung unschädlich zu machen; denn es stand zu erwarten, daß ein Mann von so derber Natur und so wenig weltlicher Rücksicht, wie der ehemalige Bischof von Worcester, der von jeher gewöhnt war, alle kirchlichen und politischen Zeitfragen auf der Kanzel zu verhandeln, sich mit Kühnheit und Freimuth über alle Vorgänge in Kirche und Staat äußern und alle Schritte der Regierung einer scharfen Rüge unterwerfen würde. — Zwischen der gerichtlichen Vorladung und seiner Verhaftung hatte man ihm absichtlich Zeit gelassen zur Flucht nach dem Continent; aber er hatte es verschmäht, in seinen alten Tagen die Heimath zu verlassen, er zog vor, die Wahrheit des evangelischen Glaubens mit seinem Tode zu besiegeln, als das Brod der Trübsal auf fremder Erde zu essen.

Ridley, aus einer angesehenen Familie in Northumberland, hatte in Cambridge, Paris und Löwen mit so großem Erfolg studirt, daß ihn der Erzbischof Cranmer in seine Nähe zog, um ihn als Hauptstütze bei Begründung der Kirchenreformation zu gebrauchen; denn Ridley besaß eine ausgezeichnete Belesenheit in den Kirchenvätern und Scholastikern und ein sehr starkes Gedächtniß. Er schloß sich eng an den Erzbischof an, ahmte dessen Fügsamkeit und Vorsicht nach und entging dadurch glücklich der Gefahr, die unter Heinrich's VIII. Gewaltherrschaft jedem hervorragenden Manne drohte. Unter Eduard war Ridley einer der thätigsten Arbeiter an dem neuen Kirchenwesen. Zur Belohnung seiner Verdienste erhielt er zuerst das Bisthum Rochester und dann, nach Bonner's Absetzung, den Bischofsstuhl von London, den er eben mit dem reichen, wenn gleich in seinen Einkünften geschmälerten Bischofsitz von Durham zu vertauschen im Begriff war, als Eduard's Tod und Northumberlands hochverrätherisches Beginnen, das Ridley thätig unterstützte, seine Entsetzung und Verhaftung herbeiführten. Im Tower befaßte er sich ernstlich mit der Untersuchung der dogmatischen Unterscheidungslehren der beiden Confessionen, und da er nie ein Eiferer in Glaubenssachen war, sondern stets Toleranz lehrte und übte, so mochte seine gemäßigte Meinung, die ihm von Bradford zum Vorwurf gemacht wurde, von seinen Gegnern als ein Rückfall zur alten Lehre

gedeutet worden sein. Hätte er auch nur vorübergehend die Schwäche gehabt, sein Gewissen dem alten Cultus zu accommodiren, so würde man nicht unterlassen haben, diese wichtige Conversion zum Nachtheil der Reformirten geltend zu machen, und dem Bekehrten hätte man nicht die Märtyrerkrone, sondern den schönsten Bischofsstuhl als Preis der Sinnesänderung verliehen. — Ridley's überlegene Gelehrsamkeit und schriftstellerische Gewandtheit waren ebenso allgemein anerkannt, wie seine Sittlichkeit, Milde und Humanität. Daher pflegte auch Cranmer, dem die Leichtigkeit des Stils und die Gewandtheit der Abfassung abging, schriftliche Arbeiten, die einer größern Sorgfalt bedurften, durch ihn ausfertigen zu lassen. Ridley blieb unverheirathet, so sehr er auch die Abschaffung des Cölibats billigte.

Cranmer's Prüfungszeit ging nicht so schnell vorüber; er sollte die ganze Schwäche seines Charakters zu Tage kehren, ehe ihm das Loos seiner Mitgefangenen zu Theil ward. — Bald nach dem Märtyrerthum Ridley's und Latimer's schrieb er zwei Briefe an die Königin, worin er in kräftiger und würdiger Sprache seine religiösen Ansichten darlegte und vertheidigte. Er rechtfertigte seine Weigerung, dem päpstlichen Subdelegaten in Oxford die verlangte Ehrerbietung zu beweisen, damit, daß er die Unvereinbarkeit des Papstthums mit den Gesetzen eines monarchischen Staats und mit den Geboten der heiligen Schrift darthat und daraus die Folgerung zog, daß er eine so unchristliche Einrichtung nie anerkennen werde, und wies nach, daß der Gebrauch der Landessprache beim Gottesdienst und die Ertheilung des Abendmahls unter beiderlei Gestalt den Worten der Apostel und dem Gebrauche der primitiven Kirche entspreche.

Die Königin übertrug die Beantwortung dem Cardinal Pole, und dieser ergriff die Gelegenheit, den Erzbischof, dem er die vorher erbetene mündliche Unterredung in klerikalischem Stolze versagt hatte, in einem Schreiben voll oratorischen Schwulstes und hohler Declamationen zur reumüthigen Rückkehr in die alleinbeseligende Kirche aufzufordern und dessen Einwendungen gegen das Papstthum und den römischen Kirchenglauben vom Abendmahl mit schwachen Gründen zu widerlegen. Nur durch eine solche Bekehrung könne er die vielen Uebelthaten, die er während seines Lebens gegen die Kirche begangen, wieder gut machen und seiner gefährdeten Seele Heil und Erlösung gewinnen. Würde er aber in seiner Verblendung und Verstocktheit beharren, so würde ihn Gott an Leib und Seele verderben. Aus seinen Handlungen (die er ihm einzeln und nach römischer Parteiansicht beurtheilt vorhielt) gehe hervor, daß er bei dem wollüstigen und leidenschaftlichen König Heinrich VIII. die Rolle des Sa-

tan gespielt, indem er ihn in seinen Lüsten und Leidenschaften unterstützt und gefördert habe.

Als der zur Erscheinung des Erzbischofs in Rom festgesetzte Termin von 80 Tagen vorüber war, sprach Papst Paul IV. in einem geheimen Consistorium das Verdammungsurtheil über den Abwesenden aus, überantwortete ihn dem Arm der weltlichen Obrigkeit und beauftragte die Bischöfe von London und Ely mit der Ceremonie der Degradation, „da das gerichtliche Verfahren in Rom in aller Form vollzogen, die Anklagartikel geprüft, die Vertheidigung angehört und die Schuld constatirt worden sei", eine Behauptung, deren offenkundige Unwahrheit die Anhänger der päpstlichen Unfehlbarkeit in nicht geringe Verlegenheit setzen mußte, da es doch offenbar war, daß Cranmer weder sein Gefängniß verlassen, noch einen Sachwalter oder Zeugen aufstellen durfte. Der Degradation fügte Bonner allen Hohn bei, den seine niedrige Seele erdenken konnte. Die für die Ceremonie bereitete Kleidung war vom gemeinsten Stoff und die Anrede mit so viel Spott und Schadenfreude gefüllt, daß selbst Thirleby von Ely seinen Unwillen nicht unterdrücken konnte. — Nachdem Cranmer eine schriftliche Appellation an ein allgemeines Concil eingereicht, wurde er seines Hirtenstabs, seines Palliums und seiner Mitra beraubt und dann geschorenen Hauptes und in gemeine Kleidung gehüllt in's Gefängniß zurückgeführt.

In der Einsamkeit des Gefängnisses kamen trübe Gedanken über die Seele des Unglücklichen; der bevorstehende Tod füllte ihn mit Angst und beraubte ihn seiner bisherigen Kraft und Standhaftigkeit. Diese Gemüthsstimmung entging seinen Gegnern nicht, und sie bauten darauf den Plan seiner Entehrung, die zugleich die reformirte Kirche in England, deren Hauptbegründer er war, treffen sollte. Mehrere ausgezeichnete Mitglieder der Universität besuchten ihn und gaben ihm Beweise von Hochachtung und Theilnahme; sie bewirkten seine Versetzung aus dem Kerker in das Dechaneigebäude, wo er ein durch gesellige Unterhaltung erheiteres Leben zu führen begann. Nachdem sie auf diese Weise wieder Lebenslust in seiner Brust geweckt, übernahm ein schlauer spanischer Mönch, Johann von Villa Garcia, kurz zuvor zum Professor in Oxford ernannt, die Bekehrung des Reformators. Begleitet von einigen andern, mit seinem Vorhaben vertrauten Männern, näherte er sich wiederholt dem Gefangenen, stellte ihm vor, wie nahe der Königin sein Schicksal gehe und wie gern sie und der Staatsrath seine Bekehrung nicht bloß mit dem Geschenke seines verwirkten Lebens, sondern mit einem hohen Kirchenamte, ja mit der Rückgabe des Erzbisthums von Canterbury belohnen würden; er solle

die dargebotene Wahl zwischen einem schmerzhaften Tod und einem Leben voll Wirksamkeit und äußerer Ehre mit Einsicht treffen und durch Unterzeichnung einer kleinen Schrift Leben und Glück dem sicheren Untergang vorziehen.

Diese und ähnliche Vorstellungen verfehlten ihre Wirkung nicht. Menschliche Schwäche beschlich den Reformator; die Liebe zum Leben, der Wunsch, wieder handelnd und lenkend in die Geschicke der englischen Kirche einzugreifen, die stille Hoffnung, durch Nachgiebigkeit für bessere Zeiten erhalten zu werden und dann für Wiederherstellung der evangelischen Kirchenform auf's Neue wirken zu können, diese und andere Beweggründe bestimmten ihn, den Insinuationen der römischen Sendlinge nachzugeben.

Er ließ sich allmählich zur Abfassung und Unterzeichnung von sieben Abschwörungsformeln bewegen. Denn da er anfangs seinen Beitritt zur katholischen Kirche, seine Anerkennung des päpstlichen Supremats und seine Willfährigkeit, allen von der Königin und dem Parlament erlassenen Kirchengesetzen zu gehorsamen, in allgemeine, unbestimmte und durch Clauseln beschränkte Ausdrücke kleidete, so wurden die vier ersten Widerrufserklärungen für ungenügend befunden, und am Hofe in London beschlossen, den Urheber der Ehescheidung und den Schöpfer des reformirten Religionssystems Andern zum abschreckenden Beispiel in den Flammen sterben zu lassen. Demgemäß erging an die Municipalbehörde in Oxford die Weisung, den offenkundigen, in aller Form verurtheilten Häretiker Cranmer auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen und die Kirche von diesem faulen Gliede zu befreien.

Da sank dem Erzbischof der letzte Muth, und mit Verzweiflung sich an das Leben anklammernd, so lange noch ein Strahl von Hoffnung vorhanden war, ließ er sich zu der fünften Abschwörungsformel bringen, worin er in den unzweideutigsten Ausdrücken dem römisch-katholischen Lehrbegriff in seinem ganzen Umfang beitrat, die Suprematie des Papstes über die ganze Kirche anerkannte, seine frühern Ansichten und die Lehren Luther's und Zwingli's als ketzerisch verdammte und Alle, so durch seine Lehren und sein Beispiel irregeleitet worden, zur Rückkehr in den Schooß der katholischen Kirche aufforderte. Zugleich bat er den Cardinal Pole in einem Briefe, ihm bei der Königin einen Aufschub von einigen Tagen zu erwirken, damit er seine Sinnesänderung und Alles, was ihm Gott noch ferner eingeben würde, der Welt kund thun möchte.

Diese Bitte wurde ihm von der Königin und dem Legaten gern gewährt; denn der Abfall des Hauptbegründers der reformirten Kirche entschädigte doch einigermaßen für die Standhaftigkeit der Andern, und je

offenkundiger seine Verläugnung wurde, desto größer war der Triumph der Papisten. Es währte nicht lange, so erschien eine sechste, wie es scheint, von Pole entworfene und von Cranmer unterzeichnete oratorische Declaration, worin der ehemalige Primas und Metropolitan reuevoll bekennt, daß er sich schwer versündigt habe wider den Himmel, wider England und wider die Kirche, gegen die er ein ärgerer Verfolger gewesen, als vor Jahren Paulus; aber wie dieser die Schmach, die er Christo angethan, und den Schaden, den er der Kirche zugefügt, wieder gut gemacht, so wünsche auch er zu thun. Seine Seele beruhige sich mit dem Beispiele des Uebelthäters im Evangelium; denn wie dieser an dem Kreuze durch die ernstliche Reue und Sinnesänderung die Vergebung des Erlösers erlangt, obwohl er seine begangenen Sünden nicht wieder gut zu machen im Stande gewesen, so hoffe auch er, durch das reumüthige Geständniß, daß er der größte aller Sünder sei, Gnade und Vergebung vor Gott zu erhalten, obgleich er das Gebäude, das er aufgeführt, nicht wieder zerstören könne. Er habe sich versündigt gegen Gott und dadurch nicht bloß menschliche und zeitliche, sondern auch göttliche und ewige Strafe verdient; er habe sich schwer vergangen gegen König Heinrich VIII. und besonders dessen fromme Gattin Katharina, als er Urheber der Ehescheidung, der Quelle aller Uebel, Calamitäten und Häresien Englands, geworden, und am schwersten habe er sich versündigt durch seine gotteslästerliche Läugnung, daß Christi Leib und Blut wirklich unter der Gestalt von Brod und Wein im Abendmahl gereicht werde, und durch den Raub, den er an den Seelen der Todten durch Entfernung der Seelmessen begangen. Da er sich so schwerer Versündigungen schuldig gemacht, so beschwöre er nunmehr den Papst, ihm seine Vergehungen gegen den apostolischen Stuhl zu vergeben, den König und die Königin, ihm die vielfachen Beleidigungen, die er ihnen zugefügt, zu verzeihen, das ganze Land und die allgemeine Kirche, mit seiner armen Seele Mitleid zu haben, und Gott, ihn in der Stunde des Todes gnädig anzusehen und ihm Vergebung angedeihen zu lassen, wie einst dem Uebelthäter am Kreuze und dem reumüthigen Petrus.

Aber wie laut auch Cranmer um Gnade schrie, wie tief er sich demüthigte und sein vergangenes Leben bereute — Maria's Herz blieb unbeweglich. Die Bekehrung und Entehrung des Reformators kam ihr zwar höchst erwünscht, aber der Schöpfer der reformirten Kirche, der Urheber der Ehescheidung ihrer Mutter, wodurch ihre eigene Legitimität in Frage gestellt worden, hatte sich in ihren Augen zu schwer vergangen, als daß er begnadigt werden konnte. Seine Hinrichtung wurde auf den 21. März festgesetzt.

Als der verhängnißvolle Tag erschien, begab sich Villa Garcia in früher Morgenstunde zu dem Gefangenen, um ihn auf seinen letzten Gang vorzubereiten. Hier überreichte er ihm eine Schrift mit der Bitte, sie zu unterzeichnen und als Zeugniß seiner Reue auf dem Holzstoß abzulesen. Sie bestand aus fünf Theilen: einer Ermahnung an die Anwesenden, mit ihm und für ihn zu beten; einem Gebetsformular zu seinem Gebrauch; einer Aufforderung an die Versammlung, einen christlichen Wandel zu führen; einer Erklärung, daß Katharina's Scheidung durch Cranmer's Schuld bewirkt worden und das Thronrecht der Königin keinem Zweifel unterliege, und endlich einem Glaubensbekenntniß nebst dem Widerruf der in seinem Buche über die Eucharistie niedergelegten Abendmahlslehre.

Cranmer kam dem Verlangen Garcia's nach; er verfertigte eine Abschrift und übergab das eine Exemplar (ob unterzeichnet oder nicht, ist streitig) dem Mönch, das andere behielt er für sich. Kaum war aber jener aus dem Zimmer getreten, so entwarf er wahrscheinlich noch eine Abschrift, worin er den vierten Punct, der Königin Thronrecht, gänzlich wegließ und statt des Glaubensbekenntnisses, das der fünfte enthalten sollte, einen Widerruf einschaltete, worin er Alles zurücknahm, was er bisher, geängstigt von der Todesfurcht, gegen die Wahrheit und gegen seines Herzens Ueberzeugung mit der Hand geschrieben, und sowohl die päpstliche Supremaie, als die Lehre von der Transsubstantiation entschieden verwarf. Ob, wie Lingard behauptet, dieß in der Absicht geschah, damit er doppelt bewaffnet an dem Holzstoß ankäme und im Falle einer Begnadigung den ursprünglichen Text, im Fall einer Verdammniß aber seine veränderte Abschrift vorlesen könnte, wagen wir nicht zu entscheiden. Der Schleier, der die letzten Tage des Erzbischofs verhüllt, kann nicht mehr mit Sicherheit gehoben werden.

Gegen zehn Uhr wurde er aus dem Gefängniß abgeholt. Der Scheiterhaufen war an der nämlichen Stelle errichtet, wo Ridley und Latimer einige Monate vorher ihren Tod gefunden; da es aber stark regnete, so wurde an der Marienkirche angehalten, um die von Dr. Cole zu haltende Rede anzuhören. Der Erzbischof stand auf einer erhöhten Bühne, der Kanzel gegenüber. Er war in ein ärmliches Gewand gekleidet; ein langer weißer Bart hing ihm auf die Brust herab, sein Angesicht war abgehärmt und traurig, seine kräftige Gesundheit und seine stattliche Gestalt gebrochen; ein Bild des Jammers, erregte er das Mitleid aller Anwesenden. Während der Predigt, worin Cole die Nothwendigkeit darthat, einen solchen Häretiker wie Cranmer trotz seiner Bekehrung als Sühne für die Hinrichtung Fisher's zum Tode zu führen, Gott für die Bekehrung des

Sünders dankte und diesem wegen seiner Sinnesänderung die Gnade des Himmels und die Fürbitte der Kirche verhieß, war er in tiefer Bewegung; bald hob er seine Augen hoffnungsvoll auf gen Himmel, bald schlug er sie vor Scham nieder, sein Angesicht war in Thränen gebadet, die Versammlung war vom innigsten Mitleid durchdrungen.

Nach beendigter Rede ergriff Cranmer das Wort. Nachdem er dem Redner und den Zuhörern für ihre Fürbitte gedankt und ein inbrünstiges Gebet gesprochen, warnte er die Versammlung, das Leben nicht allzu sehr zu lieben und ihr Herz nicht an Reichthum zu hängen, ermahnte sie zur Treue gegen die Königin und gegen die Obrigkeit und zur Bruderliebe unter einander und las dann sein abgeändertes Glaubensbekenntniß laut und deutlich vor. Als die Anwesenden, die mit der größten Aufmerksamkeit und Andacht seinen Worten zugehört, das unerwartete Bekenntniß vernahmen, daß er die Autorität des Papstes und die katholische Abendmahlslehre verwerfe, daß er alle seit seiner Degradation gemachten Widerrufe als erheuchelt und durch Todesfurcht abgepreßt reuevoll zurücknehme und daß er selbst die Hand, die dieselben gegen seines Herzens Ueberzeugung unterschrieben, in die Flammen strecken und bestrafen wolle, da geriethen alle in Aufregung. Die Romanisten gaben ihren Unwillen über die unvermuthete Täuschung durch Murren und Geräusch zu erkennen, und Lord Williams, einer der reichen Edelleute, die durch ein Schreiben des Staatsraths aufgefordert worden waren, der Hinrichtung beizuwohnen, rief dem Redner zu, er solle sich besinnen und den Christen machen, worauf Cranmer antwortete, das thue er, denn jetzt spreche er Wahrheit. Nun wurde er schnell von der Bühne entfernt und nach dem Richtplatz geführt. Wie sehr sich auch Villa Garcia und andere Begleiter bemühten, ihn auf andere Gedanken zu bringen, er blieb bei seiner Behauptung, daß er in seinem Herzen nie seine religiösen Ansichten geändert habe. Die zunehmende Heiterkeit seines Angesichts gab den Beweis, daß er den innern Kampf siegreich bestanden, und daß sein Herz erleichtert und der Friede in seine Seele zurückgekehrt sei. Muthig und gefaßt bestieg er, bis auf's Hemd entkleidet, den Holzstoß; sobald das Feuer angezündet war, streckte er seine Rechte in die Flammen, laut ausrufend: „diese hat gesündigt; sie soll zuerst Strafe leiden!" Er hielt sie fest, bis die rasch aufstrebenden Flammen über seinem Haupte zusammenschlugen und seinen Leiden ein Ende machten. Sein Herz ward unversehrt aus der Asche gezogen.

Die Katholiken trösteten sich für die erlittene Täuschung durch Invectiven über seine Heuchelei und Falschheit, die Protestanten rechtfertigten

sein Andenken durch die Behauptung, daß seine Standhaftigkeit auf dem Scheiterhaufen seinen Abfall im Gefängniß wieder gut gemacht habe. Am nächsten Tag (22. März 1556) wurde Cranmer's Gegner, Cardinal Pole, zum Erzbischof von Canterbury consecrirt. — So starb Cranmer, der Hauptbegründer der anglikanischen Kirche; aber sein Werk, das die Gegner mit ihm zu vernichten wähnten, überdauerte den Schöpfer und ging wie ein Phönix verjüngt aus der Asche der Märtyrer hervor. — Was Cranmer's Fehler betrifft, bei denen seine Gegner so lange und so gern verweilen, so hatten sie alle ihre Quelle in seiner weichen, nachgiebigen Natur, welcher Charakterstärke, Festigkeit und Willenskraft versagt war. War die rücksichtslose, derbe Festigkeit eines Luther der Begründung der evangelischen Kirche in Deutschland förderlich, so hätten diese Eigenschaften in England der Reformation unendlich geschadet. Hier konnte nur ein feiner, fügsamer, nachgiebiger Mann den schlüpfrigen Boden des kirchlichen Despotismus glücklich überschreiten; ein starrer, rechthaberischer Geist wäre gleich beim Beginnen erlegen, und aus seinem Blute wären keine oder wenige Bekenner (?) erstanden. Sollte also das Werk der Reformation gedeihen, so mußte einem Machthaber wie Heinrich VIII. ein Mann von lenksamen Sinn und schmiegsamen Wesen wie Cranmer zur Seite stehen. Wäre dieser Mangel an Charakterstärke und Seelengröße die Ursache der Leiden und Drangsale gewesen, die unter Heinrich's blutigem Regiment über die Nation gekommen, so würde man mit Recht ein strenges Gericht üben; allein Cranmer hat nach Kräften den kirchlichen Despotismus seines Gebieters gemildert, er stand als vermittelndes Glied zwischen dem Verfolger und den Verfolgten und hat manchen drohenden Schlag abgewendet. Diese Natur, über die der Mensch nicht hinweg kann, war demnach die Quelle der Fehler und Tugenden Cranmer's. Sie machte es ihm schwer, ja unmöglich, dem Willen seines Monarchen auf die Dauer zu opponiren; darum hielt er seine lutherischen Grundsätze, die er schon vor seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl angenommen, während Heinrich's VIII. Regierung in seiner Brust verschlossen, nicht aus Heuchelei, dieses Laster war ihm so fremd als seinem Gebieter, sondern aus Devotion, Schüchternheit, Furchtsamkeit; er kämpfte gegen die tyrannischen Verordnungen des Königs, so lange er es ohne Gefahr thun konnte. Nach der Märtyrerkrone strebte er allerdings nicht. Auch seine Willfährigkeit, sich bei des Königs ungerechten Scheidungs- und Ehestandssachen als Werkzeug gebrauchen zu lassen, floß aus dieser Eigenschaft. Und waren denn die Andern besser? War nicht Kriecherei und Servilität das Grundübel der Zeit? Haben Gardiner, Bonner und Tonstall anders gehandelt?

Wie wenige Katholiken waren unter den Blutzeugen! Und selbst die wenigen starben nicht um des Glaubens willen, sondern fast alle wegen hochverrätherischer Umtriebe; die Märtyrer, die ihrer religiösen Ueberzeugung wegen den Tod erlitten, waren Lutheraner, Sacramentirer, Wiedertäufer und andere als „Häretiker" verurtheilte Religionsneuerer. Katholische Schriftsteller, die ihrer Kirche so gern die Tugend der Loyalität allein beilegen, sollten nicht so strenges Gericht üben über die Eigenschaft, die sie in Cranmer Servilität, Heuchelei und Wohldienerei nennen, die sie aber bei Andern ohne Anstand als Loyalität bezeichnen und als Aeußerung legaler Gesinnung preisen würden.

In dem Erzbischof lebte das Gefühl, daß der jedesmaligen Obrigkeit strikter, wenn auch nicht passiver Gehorsam gebühre, und dieses Gefühl leitete ihn in seinem Benehmen gegen Northumberland, dessen Pläne er innerlich durchaus mißbilligte, ja es leitete ihn sogar in seinen Abschwörungen, durch die er dem Willen der Königin nachzukommen glaubte. Die katholischen Schriftsteller, welche die Nachgiebigkeit und Charakterschwäche Cranmer's so streng rügen, übergehen ganz die guten Seiten, die ebenfalls ihre Quelle in der milden, fügsamen und leidenschaftslosen Natur des Erzbischofs hatten. — Er war fern von Fanatismus, Religionshaß und Verfolgungssucht, ein einfacher, schlichter Mann in seinem Leben und ein warmer Freund Aller, zu denen er in Beziehung stand. Als er und seine Partei unter Eduard VI. die Gewalt in Händen hatten, wurden die Nonconformisten mit Nachsicht und Milde behandelt und nur wenige hervorragende Gegner an Amt und Freiheit gestraft; die Anabaptisten Bocher und von Paris fielen mehr als Opfer des Zeitgeistes als der Verfolgungssucht der reformirten Machthaber. In welchem europäischen Lande, katholisch wie protestantisch, wäre ihnen nicht dasselbe Schicksal zu Theil geworden?

Ein Ruf der Warnung an einen königlichen Proselyten.

Beza's Zuschrift an Heinrich IV. vor seiner Abschwörung.

Schlosser hat in seinem Leben Beza's, aus Mißverständniß einer in der Gothaischen Bibliothek aufgefundenen handschriftlichen Aeußerung, die Meinung verbreiten helfen, als hätte Calvin's Freund und Nachfolger, Theodor Beza, aus politischen Nützlichkeitsgründen den Uebertritt Heinrich's IV. zur römisch-katholischen Kirche entschuldigt oder gar gebilligt. Nun aber hat Julius Bonnet jüngst auf der Genfer Bibliothek den Original-Entwurf eines von Beza's Hand geschriebenen Briefes entdeckt, worin der greise Reformator vor der Eröffnung der Conferenzen von Saint-Denis (Juni 1593) sich noch einmal mit erhabenem Ernste an das Gewissen des Königs wendet, der dasselbe mit dem Witzworte zu beschwichtigen suchte: „Paris ist wohl eine Messe werth", und der an seine Geliebte, Gabrielle d'Estrées, schreiben konnte: „Diesen Morgen fange ich an mit den Bischöfen zu sprechen, und Sonntags werde ich den gefährlichen Sprung machen." — Wahrscheinlich ist Beza's Brief nicht mehr rechtzeitig in die Hände des Königs gelangt; er schreibt darüber den 7. August 1593 an seinen Freund Grynäus in Basel: „Voll Kummer und Bestürzung denke ich an den Fall dieses Fürsten, auf dem so große Hoffnungen ruhten, und der jetzt die Kirche Gottes und die Engel so grausam betrübt hat... Ich finde nur Trost in dem Gedanken, keine meiner Pflichten gegen den König versäumt zu haben. Ich schrieb ihm einen langen und ernsten Brief, der einigen Eindruck auf ihn machen mußte, wenn der Bote zur rechten Zeit angekommen ist." —

Leopold Ranke sagt in seiner eben erschienenen „französischen Geschichte, vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert", Band I. S. 566: „Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das bei dem Gedanken, daß es dem König Heinrich gelungen wäre, ohne Uebertritt zu einem andern Glauben sich bei der französischen Krone zu behaupten, nicht höher schlüge." — Und wir setzen hinzu: Es wird noch heute kein protestantisch überzeugtes Herz in der Welt geben, das nicht höher schlüge, wenn es vernimmt, welche Worte voll Weihe, voll heiligen Ernstes und zweifelloser Glaubenszuversicht in der Stunde der Versuchung an

die wankelmüthige und bestochene Seele des unglücklichen Fürsten gerichtet wurde, zum Zeugniß auch für unsere Zeit, wo wieder, wie damals, die politische Berechnung den religiösen Glauben zum Werkzeuge zu erniedrigen droht. — Das Imposante dieses Briefes liegt, unserm Gefühle nach, ganz besonders darin, daß er den König — von allen klügelnden Berechnungen und vergänglichen Interessen ablenkend — unmittelbar seinem ewigen Richter gegenüberstellt, in dessen Augen kein Feilschen und Markten um Wahrheit und Seelenheil gilt.

Mit Recht hat man daher das Schreiben als eines der schönsten Denkmale des Reformations-Geistes begrüßt. Wir geben eine möglichst getreue Uebersetzung nach dem französischen Originaltext, der zuerst in dem „Bulletin de la société de l'histoire du protestantisme français, histoire religieuse, politique et littéraire. 1852. Numéros 1. 2." veröffentlicht wurde.

Sire,

Was dieser große lebendige Gott in Ihnen und durch Sie bis hieher gethan hat, um seine unendliche Macht und seinen unwandelbaren Willen zur Vollführung seiner Verheißungen vor den Augen der ganzen Welt zu bewahrheiten, versichert uns dergestalt von der Kraft und Tüchtigkeit, die er Ihnen bis an's zukünftige Ende schenken wird, daß wir, anstatt den Ihrer so unwürdigen Gerüchten, die man über Sie ausstreut, Glauben beizumessen, im Gegentheil fortfahren, je mehr und mehr zu hoffen, daß das Beharren bis an's Ende Sie vor Gott und vor den Menschen mit einer viel köstlichern Krone schmücken werde, als die beiden sind, die er wie mit seiner eigenen Hand Ihnen aufgesetzt hat, obgleich Sie noch nicht im vollen und gänzlichen Besitz derselben sind. Dahin zielen denn auch unsere anhaltenden Gebete zu Gott; und diese Sorge hat sich unserer Pflicht gemäß verdoppelt, nachdem wir von der auf den 10. nächsten Monats, nach unserer alten Berechnung, angesetzten Versammlung gehört haben, da wir nicht zweifeln, Ew. Majestät werde auf derselben härter als je bestürmt werden, sowohl von der Rechten durch sehr große Verheißungen und Hoffnungen, die Einige, ja sogar Ihrer treuesten Diener Ihnen vorhalten werden, um Sie zu ihrer Partei herüberzuziehen, als von der Linken durch mehrfache sehr große Vorspiegelungen außerordentlicher Gefahren, die sie Ihnen als unvermeidlich darstellen werden, wenn Sie im Gegentheil gegen ihre Absicht beharren. Darum halten wir dafür, so sehr wir von Ihrer Standhaftigkeit überzeugt sind, der Geist Gottes werde Ihnen sowohl durch das, was Sie mit sehr großer Erfahrung von ihm gelernt haben, als durch

das Organ seiner Sie umgebenden treuen Diener Alles in Erinnerung gebracht haben, was in solcher Noth erforderlich ist. Dennoch haben wir nicht ermangeln wollen, demselben Alles das hinzuzufügen, was nach unserer Ansicht zur Befriedigung Ihres Gewissens gegen Gott und seine Kirche dienlich sein möchte, indem wir Ew. Majestät bitten, dieß Alles als von Ihren unterthänigsten und getreuesten Dienern wohlwollend aufzunehmen.

Für's Erste also, Sire, was die Einwilligung Ew. Majestät in jene Versammlung betrifft, um auf derselben belehrt zu werden, insoweit dieß der Ermahnung des Apostels an alle Christen gemäß ist, nämlich bereit zu sein zur Verantwortung Jedermann, der von uns Grund fordert der Hoffnung, die in uns ist, und daß wir immerfort wachsen sollen von Glauben in Glauben: so ist Ihre Unterwürfigkeit höchst löblich und muß allen denen den Mund schließen, die unsere Religion für nichts Anderes halten, als für eine Meinung oder vielmehr Eigensinn (une opinion ou plus tost opiniatreté). Allein da man es hier mit dem Geist des Irrthums zu thun hat, so ist es durchaus nöthig, daß Ew. Majestät die Netze, die Ihnen auf derselben gelegt sind, voraussehe und ihnen zuvorkomme. Gegen ein solches Uebel also, woraus ein zu entsetzliches Aergerniß unter allen Kirchen entstehen und welches ein furchtbares Urtheil Gottes über Sie bringen würde, müssen Sie, Sire, diese Zusammenkunft dergestalt in sich und in ihrem ganzen Verfahren einrichten und regeln, daß, dem Lügengeiste, welcher in Ihrer Person die ganze Kirche belauert, zuwider, etwas Gutes aus ihr hervorgehen könne. Thun Sie daher Alles, um Ihrerseits mit Leuten versehen zu sein, die durch genügende Aufrechterhaltung der Wahrheit Sie gegen Ihre neuen Lehrer schützen können, und sehen Sie demnach dazu und verordnen Sie, welcher Waffen man sich beiderseits in diesem geistlichen Kampfe bedienen soll. Die Waffen sind längst geschmiedet und sehr scharf, man darf sie nur in gute Hände legen, nämlich die heiligen prophetischen und apostolischen und wahrhaft, mit allgemeiner Uebereinstimmung als kanonisch anerkannten Schriften, durch welche und auf keine andere Weise die Entscheidung in allen Sachen der Religion geschehen soll. Und wird Ihnen das nicht bewilligt, Sire, so hüten Sie sich wohl, weiter in diesen Kampf einzugehen, um so mehr, da Ihnen Ihre Seele und Ihr Heil lieb ist. Und da man dabei jene schönen Namen von dem Alter der Kirche, der Concilien und der Väter anführen wird, um Sie zu blenden, so willigen Sie nur kühn darein, daß, nachdem Alles, was als Zusatz zu den heiligen Schriften oder als Abbruch von diesen erfunden wird, ausgeschlossen worden, daß dann Alles, was man an Schriften älterer oder neuerer Männer zur Auslegung der Schrift beibringen wird, angehört

werde, jedoch mit Vergleichung der angeführten Bücher, um so mehr, da solche Leute gar zu sehr gewöhnt sind, Mißbrauch damit zu treiben, und unter der Bedingung, daß das Ganze weitläufig an dem Prüfsteine geprüft werde, nämlich an dem Text der Schrift, deren Inbegriff im apostolischen Symbolum enthalten ist: man kann die falschen Auslegungen nicht sicherer und deutlicher von den wahren unterscheiden, als wenn man sie mit den Artikeln unsers Glaubens vergleicht, ob sie mit den recipirten übereinstimmen, und sie nach dem Befehl des Apostels zu verfluchen, wenn sich irgend eine Abweichung in denselben findet.

Wenn dann aber auch diese beiden Puncte auf diese Weise festgestellt sind (über welche man Ihnen, Sie können versichert sein, unendliche Schwierigkeiten machen wird), so ist das noch nicht Alles; man muß auch wissen, Sire, daß der Friede und die Einheit der christlichen Kirche in Frankreich nicht von dieser, bloß in Rücksicht auf Ihre Person veranstalteten Versammlung abhängt. Sie haben sich dieser Maßregel freiwillig unterworfen, keineswegs darum, daß Sie etwa zweifelhaft oder unentschlossen wären in der Religion, in welcher Sie von Kindheit an erzogen worden sind, sondern um Jedermann zu zeigen, daß Sie durch die Gnade Gottes ein Liebhaber der Wahrheit, um Ihr Heil besorgt, und ein ganz Anderer sind, als diejenigen Sie schildern, welche unter dem Schein der Religion Ihr Volk gegen ihren wahren König bewaffnet haben, diesen König, den sie der Wahrheit zuwider, die Einen einen Ketzer, die Andern einen Rückfälligen zu nennen sich erkühnen. Sie haben in jene Versammlung gewilligt, um zu beweisen, daß Sie sich nicht einmal weigern, es anzunehmen, wenn Ihnen etwas Sichereres und Besseres könnte gelehrt werden, sofern dies durch wahrhaftes und nothwendiges Zeugniß geschehen kann, so wie oben ist gesagt worden, übrigens nicht vergessend, daß Sie weder leiden dürfen noch sollen, daß Ihrem Gewissen Gewalt angethan werde, wie auch Sie dem der Andern keine anthun wollen. Denn Sie wissen sehr wohl, Sire, daß, müßte man mit einem Male für den Frieden der Kirchen sorgen, eine ganz andere Versammlung veranstaltet und angeordnet werden müßte, nämlich eine Nationalsynode, in welche der Papst nebst seinen Sklaven eben so wenig willigen wird, als darein, von seinem Stuhle herunterzusteigen.

Uebrigens, Sire, werden alle diese Vorkehrungen lauter unnütze Arbeiten sein, wenn Sie nicht geneigt sind, sie als von der Hand Gottes zu empfangen. Wissen Sie also, Sire, daß Sie bei allen ihren Angelegenheiten niemals weder auf Ihren Stand, noch auf Ihre eigene Person sehen dürfen, es komme Ihnen denn vor allen Dingen, ohne irgend welche Aus-

nahme, Gott und was Sie ihm schuldig sind, in den Sinn, um alle Ihre Berathungen und Entschließungen auf diesen Zweck zu beziehen; sonst wird Alles, was Sie bauen, ohne wahre Grundlage sein, und wenn Ihr Rath Sie auf einem andern Wege leitet, so glauben Sie nur, Sie sind sehr übel geführt. Kehren Sie also in Betracht dieses Punctes und besonders beim Gedanken, wie Viele den Blick auf Sie gerichtet haben, als auf den, der ihnen von Gott gesandt ist, kehren Sie zu jeder Stunde in sich selbst, stellen Sie sich das Angesicht dessen vor, der Sie bis hieher so sehr geehrt und Sie bestimmt hat, seine Gnade durch die ganze Welt strahlen zu lassen; demüthigen Sie sich im Grund Ihres Herzens, um einen wahrhaft geängsteten und zerschlagenen Geist von ihm zu erbitten, damit Sie Vergebung erlangen für Alles, womit Sie, wie Sie wohl wissen — ein Mensch, wie Sie sind — ihn beleidigt haben, und er seinen Geist nicht von Ihnen nehme, ohne welchen es viel besser wäre, Sie wären eine einfache Privatperson, als König oder Prinz gewesen, ja sogar besser, niemals geboren zu sein, als zu leben und die Verdammniß auf sich zu ziehen, welche um so härter sein muß, je mehr man Gnaden von dem Schöpfer empfangen hat. Endlich, Sire, werden Sie, mit wahrem Glauben auf so viele Verheißungen gestützt, welche der Herr Sie so vielfach innerlich hat erfahren lassen, ihn anflehen, er möge durch seine sehr große Gnade sein Werk in Ihnen vollenden, damit Sie in Wahrheit das von Gott auserwählte Organ seien zur Erhaltung seiner eigenen Kinder und überhaupt zur Wiederherstellung des armen Frankreichs, und nicht zugeben, daß Sie irgendwie durch eine Wirkung des Irrgeistes vom geraden Wege abwendig gemacht werden, sei es durch die eitle Hoffnung, Ihre Sachen zu befördern, sei es durch die Befürchtung von Gefahren, sondern daß Sie in Ihrer Pflicht gegen ihn und folglich gegen die Völker, die er Ihnen vertraut hat, fest und unverrückt bleiben mögen.

Und in der That, Sire, ist es, was die Förderung der Sachen Ew. Majestät betrifft, ihr nicht nöthig, wie ich überzeugt bin, erst belehrt zu werden, daß Gott Gott ist, d. h. daß, da es Gott allein zukömmt, zu erheben oder zu erniedrigen und überhaupt alle Dinge zu regieren, es keine thörichtern Menschen gibt, als diejenigen, welche ihre Sachen damit zu machen glauben, daß sie ihre Gewissen verletzen und einschläfern, wodurch es am Ende dahin kömmt, entweder daß Gott in seinem furchtbaren Grimme sie plötzlich überfällt, sie aus dieser Welt in die äußerste Finsterniß hinauswirft, wo Heulen und Zähnklappen ohne Ende und Aufhören sein wird, oder daß sie, um das Maß voll zu machen, abfallen, nicht etwa nur von der Wahrheit in Aberglauben oder Abgötterei, wozu der

Irrgeist Sie verführen möchte, sondern zu der Religion Macchiavels', die ganz Gottlosigkeit gegen Gott und ganz Verstellung und Unehrlichkeit gegen die Menschen ist, was, wie wir wissen, Ihrer Natur selbst schnurstracks zuwider ist. Im Gegentheil sind wir der Zuversicht, daß Ew. Majestät nicht mehr zu lernen hat, welches der Trost eines ruhigen Gewissens ist, das sich selbst in der Stunde seiner größten Anfechtungen auf die Vorsehung seines Gottes verläßt; und was die Befürchtung der Gefahren, sei es in Ansehung Ihrer Person, oder Ihres Standes, betrifft, was könnte Ew. Majestät jetzt bedrohen (was auch immer für Anschein oder Grund zu solcher Voraussicht vorhanden sei), das sie nicht schon oft erfahren und von ihrer frühesten Jugend an durch die Gnade Gottes überwunden habe? Haben Sie sich niemals weniger unterstützt gesehen, mehr aller menschlichen Mittel beraubt? Sind nicht Ihre treuesten Diener wie in Ihren Armen getödtet worden, und wie vielmal ist Ihr Leben auf tausend und tausend Arten Ihren Feinden anheimgestellt gewesen? Und was ist dabei aus Gottes und Ihren Feinden geworden, über welche er seinen mächtigen Arm ausgestreckt hat, ja oft, ohne daß Sie daran gedacht hätten? Und haben diejenigen, welche übrig blieben, nicht mit dem nämlichen Richter in der nämlichen Sache zu thun? Und hat denn dieser große Gott gegen seine mehr als verhärteten Feinde nicht mehr dieselbe Macht oder denselben Willen, um die Seinen aufrecht zu halten und zu erheben, und zwar zu welcher Zeit und auf welchem Ausweg es ihm gefallen wird, einem Ausweg, der nie anders als sehr gut und sehr glücklich sein kann für diejenigen, welche ihm unverrückt folgen, auf welchem Wege er sie auch führe, statt daß durch den Propheten gesagt ist, daß jeder Mensch umkommen solle, der nicht aufrichtig ist in seinem Dienste?

Uebrigens, Sire, sind wir überzeugt, daß Sie, außer dem oben Gesagten und Allem, was sich darüber noch sagen ließe, jenen so überaus köstlichen Spruch weder vergessen haben, noch jemals vergessen werden, welcher Ihnen, wie wir gehört haben, durch die verewigte Königin, Ihre Mutter, unsterblichen und hochseligen Andenkens bei Abfassung ihres Testamentes so ausdrücklich in Erinnerung gebracht wurde, nämlich „daß, wer Gott ehret, den will er auch ehren; wer aber ihn verachtet, der soll wieder verachtet werden." Auch werden Sie, wie wir glauben, jenes so vortreffliche Wort nicht vergessen haben, welches Gott Ihnen inmitten der Aengsten und Nöthen in's Herz und in den Mund gelegt hat, wie uns ist berichtet worden, nämlich: „Wenn mein Gott will, daß ich regiere, so werde ich regieren, welches auch die Hindernisse sein mögen, und wenn er es nicht will, so will ich es auch nicht." Ein Wort, würdig eines dem Namen

und der That nach allerchristlichsten Königs, wie Gott wolle, daß Sie zu seinem Ruhme und zur Befestigung Ihres Frankreichs immer seien. Möge Ew. Majestät dabei auch der Standhaftigkeit des armen Genfs eingedenk sein, dieser Stadt, die für die wahre Religion in große Noth gebracht, an Macht gering, aber Ihrem Dienste mit aufrichtigster Liebe zugethan ist.

So bitten wir denn auch, Sire, ohne Unterlaß den Herrn, da es ihm zu unserer Zeit gefallen hat, uns in Ihrer Person vorzustellen, was er ehemals für sein Volk gethan hat in seinem David, indem er ihn durch tausend Sterben hindurch wunderbar auf den königlichen Thron erhob, dann sieben Jahre und sechs Monate lang ihn mit großer Geduld in Hebron waffnete zum Bürgerkriege, bevor er ihn in den vollen Besitz seines Königreiches brachte, — wir bitten den Herrn, Er wolle diese nämliche Gunst auch gegen Sie für ganz Frankreich und besonders für die Ruhe seiner Kirche fortsetzen, Sie auf immer in allen Schwierigkeiten durch seinen Arm von oben befestigen, von innen und außen alle schlechten Rathschläge Ihrer und Seiner Feinde zunichte machen, Sie sowohl in Ihren eigenen Angelegenheiten, als in Ihrer ganzen königlichen Verwaltung mit der Weisheit und der Furcht seines heiligen Namens erfüllen in der Ausübung jenes vortrefflichen hundert und ersten Psalmes, den Ew. Majestät nicht oft genug lesen, hören und betrachten kann, um selbst David zu übertreffen, sich vor seinen Fehlern zu hüten und ihn in seinen Tugenden nachzuahmen, indem Sie Ihr wohlwollendes Gemüth dergestalt mit Ihrem königlichen Ansehen kräftigen, daß die Lasterhaften zittern vor Ihrem Angesicht, die Tollkühnen darniedergehalten, die Aufrührer nach Ihren gerechten Befehlen streng gezüchtigt und Ihre gehorsamen Unterthanen und Diener je mehr und mehr getrieben werden, Sie zu achten und zu ehren. Es geschehe also!

Wo stehen wir? —

Rückblicke auf die innere Geschichte Europa's seit 1848.

Es ist nicht ein gewöhnlicher Jahresschluß, dem wir uns nähern; nein, wir stehen am Ende eines merkwürdigen geschichtlichen Zeitabschnittes, dessen Anfang in den Februar 1848 und dessen vorläufiger Abschluß in den December 1852 fällt. Fünf Jahre, deren ganze Bedeutung noch kein Zeitgenosse übersieht, die aber ohne allen Zweifel durch die Fülle und durch die Nachwirkungen der in ihnen sich zusammendrängenden Ereignisse eine der außerordentlichsten Epochen der Geschichte bilden. Ein Drama voll der überschwenglichsten Hoffnungen und Täuschungen, voll Blut und Thränen, voll Hochsinn und Verbrechen, voll der überraschendsten Umschwünge, voll dunkler, noch ungelöster Räthsel. Ein Drama, reich an erschütternden Führungen, Heimsuchungen und Bewahrungen Gottes; Erdbeben, Sturm und Feuer göttlicher Gerichte, aber auch wieder und immer wieder jedem ernsteren Gewissen, jedem nicht verstockten und nicht verdummten Sinn wohl vernehmbar das stille „sanfte Säuseln" seiner Erbarmungen. — Daß wir jene ernster verstehen, diese treuer benutzen lernen, hierin ist das Eine, was noth thut, begriffen; dieß erkennen wir als die wahrste Losung der Gegenwart. Und nie war es nothwendiger als jetzt, mit allem Nachdruck an den Ernst jener Gerichte, an die Milde dieser Bewahrungen und an die mahnende Stimme beider zu erinnern, jetzt, wo so Viele sich wieder anschicken, das Haupt zum Schlafe zu neigen, wo so Viele durch Wort und That beweisen, daß sie in dem erschütterndsten Sturm und Gewitter der neueren Geschichte nichts Hohes gelernt und nichts Niedriges vergessen haben. — Wo stehen wir? —

Als im Februar 1848 ein plötzlicher revolutionärer Ausbruch, an dessen Möglichkeit damals die Wenigsten geglaubt, in wenigen Stunden den Thron der Orleans umgestürzt hatte, da erging an ganz Europa, an Fürsten und Völker, eine die Herzen und Nieren prüfende Frage: Wo stehen wir? Auf Fels oder Sand? Geht es zum Leben oder zum Tode? — Hier ein Jauchzen, daß nun die Zeit gekommen sei zu jeglicher Entfesselung; dort ein Beben, weil alle Stützen, auf die man sich verlassen, zu

weichen und zu wanken schienen. — Wenige Wochen reichten hin, um die Throne von drei Großmächten hier halb, dort ganz umzustürzen und den größten Theil von Central-Europa in vulkanische Zuckungen zu versetzen.—

„Wo stehen wir?“ Auf wie vielen zitternden Lippen konnte man damals diese Frage lesen, als in den sonnigen Märztagen die Feuerzeichen, die an der Seine aufgestiegen, nun schon den Himmel über Deutschland zu röthen anfingen, und vollends, als von Mund zu Mund die Kunde flog, die Revolution habe in den Straßen von Wien und Berlin gesiegt. Wie ein Fiebertraum ergriff es die Sieger und die Besiegten; beiden erschien die nächste Zukunft als ein grenzenloses Chaos, worin die Einen ihre Hoffnungen, die Andern ihre Sorgen in Nebelgebilden und phantastischen Umrissen erblickten. Das Grauen des Unberechenbaren fiel mit lähmender Betäubung auf die Seelen derer, die bisher die Geschicke Europa's zu leiten versucht hatten. Um Schwert und Scepter, die ihren zitternden oder gebundenen und verwundeten Händen entfielen, stritten sich erfahrungslose Enthusiasten und verbrecherische Abenteurer bald mit kühlen und schlauen Berechnern, bald mit wohlmeinenden, aber meist energielosen und vom Strome fortgerissenen Vermittlern.

Mitten in dieser politischen Verwirrung wuchs in den Mittelklassen mit jedem Tage die Angst vor einer socialen Revolution, die sich mehr und mehr als der eigentliche Kern der politischen herauszuschälen drohte. Gerade sie, diese reichen und begüterten Mittelklassen, die bisher in kurzsichtiger Beschränktheit und selbstsüchtiger Engherzigkeit jene sociale Gefahr als ein Polizeigespenst zu verlachen gewohnt waren, — gerade sie erzitterten jetzt bis in das Innerste ihrer Seele vor dem gähnenden Rachen, der ihr Ein und Alles zu verschlingen drohte. An der Seine wie am Rhein, an der Spree wie an der Donau bebte man jetzt mehr noch vor der socialen als vor der politischen Umwälzung. Politische Vernunft und politisches Gewissen, ohnehin nicht in reichem Maße vorhanden, hätten die Erschrockenen vielfach bereitwillig preisgegeben, wäre nur ihr socialer Altar, das Eigenthum, dabei unangetastet geblieben. Aber nun stand es mit grellen Zeugen vor Aller Augen: nicht bloß der Zusammenstoß des monarchischen und republikanischen, des aristokratischen und demokratischen Princips, sondern der Aufstand des Proletariats gegen die besitzenden Classen sei das letzte und drohendste Wort des Kampfes.

Diese Einsicht ist eins der wichtigsten, folgenreichsten Ergebnisse des Frühlings 1848; mit jedem Monat weiter mehrte sich die Zahl der von ihr Eingeschüchterten. Wer im Februar noch optimistische Erwartungen hegte, dem zerstörten die Junitage jede fernere Selbsttäuschung. Die Juni-

tage, jene entsetzlichen Straßenmetzeleien, in denen Cavaignac die blutige socialistische Revolution mit den Waffen bezwang und in Blut erstickte, — sie bildeten für Unzählige einen Wendepunct ihrer Furcht und Hoffnung. Nun begriff auch der Kurzsichtigste, um was es sich handle. Ein Krieg der Besitzenden und der Besitzlosen, Zerstörung aller Grundlagen der Gesellschaft, Vernichtung unsrer gesammten Civilisation: so hießen die drohenden Schatten, die man im Hintergrunde dieser Kämpfe und Wirren zu erblicken glaubte. Die Einschüchterung der Mittelklassen war von da an entschieden; beim Gedanken an die rothe Republik entfärbten sich die sonst so Zuversichtlichen und Selbstzufriedenen; wer sie von dieser Angst erlösen würde, dem waren sie zum voraus unterworfen. Schon bereitete die socialistische Empörung den künftigen Sieg der Militärherrschaft vor.

Unberechenbar in ihren Folgen ist jene Umstimmung der besitzenden Klassen geworden; ihre Fehler, ihre Feigheit und ihr Unverstand hatten den unglaublichen Erfolg eines revolutionären Handstreichs großentheils mit verschuldet, aber ein Blick in den Abgrund, der sich nun vor ihnen öffnete, erfüllte sie mit so nachhaltigem tödtlichen Schrecken, daß sie in Vergleich damit die militärische Diktatur als eine Rettung begrüßten. Dies drückt unsrer Periode ihr Gepräge auf.

Nirgend hat jene Umstimmung sich deutlicher ausgesprochen, nirgend sich in grelleren Contrasten vollzogen, als in Frankreich. Die Februar-Revolution eröffnete dort einen Kreislauf, der durch verschiedene Formen der Militär-Diktatur zur Wiederaufrichtung des Kaiserthums führte. Im 24. Februar 1848 lag der 10. December 1848, der 2. December 1851 und 1852 wie im Keime beschlossen. Der gewaltthätige Umsturz des Gesetzes hat allezeit dem Despotismus den Weg gebahnt; wer die geordnete Freiheit nicht ehrt, der mag sich vor der unfreien Ordnung beugen; wer die Einschränkung verwirft, der mag vor dem Zwange kriechen. Auch hierin vollziehen sich ewige Gesetze, die über alle Erörterung der Persönlichkeiten erhaben sind.

Nicht mit gedankenlosem Staunen, sondern mit tiefem Ernst, mit strenger Prüfung wird jeder mündige Zeitgenosse dem Schauspiele jenseit des Rheines zuschauen, das eben in diesen Tagen zu seinem Abschlusse eilt. Wie rächen sich dort die verletzten ewigen Ordnungen, und aus welchem Stoffe wählt die Weltgeschichte ihre Werkzeuge! — Dieselbe Nation, die ihren „Bürgerkönig" wie einen Bettler über die Gränzen fliehen läßt, ohne eine Hand für ihn zu erheben, sie muß einen „Soldatenkaiser" als den „Gott-Erwählten" von Priestern und Präfecten begrüßen hören.

Mit der Revolution war dort für den Staat und die Gesellschaft ein Zustand eingetreten, der unheilbare Widersprüche und unerträgliche Beängstigungen für Millionen in sich schloß. Wer kühn, rücksichtslos und gewandt genug war, den Knoten jener Widersprüche mit dem Schwerte zu durchschneiden und die Gemüther von dem Alpdrucke dieser Beängstigungen zu befreien, der machte sich zum Gebieter des Tages und wurde als „Frankreichs Retter" gefeiert. Auf dem von den Fieberschauern der Revolution, von dem Schrecken der Anarchie, von der Berechnung und dem Intriguenspiele der Parteien unterwühlten Boden erhebt sich, von den Schildern der Legionen gedeckt, ein Cäsaren-Thron, die fast unbeschränkte Alleinherrschaft des Neffen eines Eroberers, die man durch acht Millionen von Stimmen bestätigen läßt.

Der Rückschlag, der in Frankreich schon nach dem Juni-Aufstande und nach der Präsidenten-Wahl eingetreten war, machte sich rasch in allen Nachbarstaaten fühlbar, am stärksten und auffallendsten in Italien. Dort hatte die französische Februar-Revolution die Losung zu einer nationalen und zu einer revolutionären Bewegung gegeben; die nationale setzte sich die Entfernung der ausländischen Herrschaft zum Ziele, während die revolutionäre auf die Republikanisirung Italiens hinarbeitete. Jene schloß sich mit überwiegend monarchisch-constitutioneller und föderalistischer Gesinnung an das Haus Savoyen an; diese trieb unter der Leitung Mazzini's und der Demagogen zur Centralisation und zur Gewaltherrschaft eines Convents hin. Eingeengt zwischen diesen beiden Tendenzen, anfangs mit der nationalen Bewegung und mit der politischen Reform sympathisirend, doch ohne hinlängliche Kraft und Einsicht, um den übertretenden Strom noch zeitig einzudämmen, wurde der Papst von seinem Sitze weggespült, und Rom eine Republik.

Nun aber offenbarte es sich bald, daß an der Seine die Geister, welche die Februar-Revolution heraufbeschworen und ausgebeutet, schon vom Steuerruder verdrängt seien. Weder die nationale noch die republikanische Bewegung erhielt von Frankreich die gehoffte Unterstützung; jene überließ man ihrem Schicksal, diese half man mit den Waffen dämpfen. Die Legionen der „französischen Republik" erstürmten im Juni 1849 die Mauern Roms und führten den Papst in den Vatikan zurück. Wer die Sprache der Zeitgeschichte zu lesen verstand, der erblickte in diesem einen Ereigniß schon das deutlichste Manifest der nahen Zukunft: Unterdrückung der Revolution, Sieg der Restauration durch die Armee und den katholischen Klerus, und als Schlußwort dieser französischen Restauration: die Herstellung des Napoleonischen Kaiserthums.

Inzwischen war auch in Deutschland die Revolution nach kurzem Rausche an den entscheidenden Punkten unterlegen; im Frühling 1848 des Sieges sicher, lag sie schon im Spätjahr im Staube. In Frankfurt, Wien und Berlin erlitt die Partei des Umsturzes im Laufe weniger Monate (vom 18. September bis Mitte Novembers) drei tödtliche Niederlagen, von denen sie sich nicht mehr erholte. Umsonst raffte sie sich im Frühling des darauf folgenden Jahres in Dresden, Rheinpreußen, Pfalz und Baden noch einmal zum Kampfe auf, um die verlorne Stellung wieder zu erringen; die Niederlage war nur um so entscheidender. Nach wenigen Wochen sah man den preußischen Adler von der Ostsee bis zum Schwarzwald als das siegreiche Symbol gesetzlicher Ordnung walten. Die Revolution schien besiegt; die Restauration konnte beginnen.

Aber wie? Auf welchen Grundlagen? Nach welchem Maßstabe? — Bei dieser Frage gingen die Richtungen weit auseinander; namentlich trat zwischen Oesterreich und Preußen hierin wieder ein alter folgenschwerer Gegensatz hervor.

Die deutsche Bewegung des Frühlings 1848 war, wie die italienische, aus einer nationalen und einer politisch-oppositionellen (zum großen Theil revolutionären) Strömung hervorgegangen. Beide Elemente berührten und vermischten sich vielfach in Einzelnen und in ganzen Parteigruppen, aber sie deckten sich keineswegs. Denn in dem Gedanken, daß nun vielleicht inmitten der gefährlichsten politischen und socialen Krisen die Stunde gekommen sei, wo Deutschlands nationale Hoffnungen sich verwirklichen könnten, die Stunde, wo diese große, reichbegabte Nation nach langer Verkümmerung und Verstümmelung, fester geeinigt gegen Außen, lebendiger entwickelt und gehoben nach Innen, die gebührende, seit Jahrhunderten verlorene Stellung im Herzen von Europa wieder zu erringen vermöchte, — in diesem Gedanken lag auch für diejenigen etwas Großes, Ueberwältigendes, die aus strenger Ueberzeugung der Revolution als solcher überall entgegenzutreten gewohnt waren. Lange schon hatte ja die Hoffnung einer schöneren deutschen Zukunft die Seele edler Fürsten und der großen Mehrzahl der Denkenden und Gebildeten erfüllt; am innigsten lebte sie in dem Herzen derer fort, die es nicht vergessen konnten, an welche Zukunft sie in dem großen nationalen Befreiungskampfe von 1813 bis 1815 mit vollem Vertrauen geglaubt hatten. — Und doch sollten diese Hoffnungen auch diesmal scheitern, von noch peinlicheren Umständen begleitet, als das erste Mal. — Eine erschöpfende Erörterung der Ursachen dieses Mißlingens gehört nicht hieher, wo es nur der Hervorhebung der entscheidenden Resultate der Zeitgeschichte gilt. Verhängnißvoll für die

nationale Sache war schon von Anfang an ihre theilweise Verflechtung mit den revolutionären Bestrebungen, die sich ihrer im Süden als Mittel und Lockspeise zu bemächtigen suchten, während im Norden der deutsche Staat, ohne dessen durchgreifendes Mitwirken und Vorangehen an die Verwirklichung der nationalen Wünsche nicht zu denken war, durch einen schmählichen Straßenaufruhr gerade in der für Deutschlands Geschicke entscheidenden Periode auf die abschüssige Bahn unglaublicher Verwirrung, Schwächung und Erniedrigung geschleudert wurde. Und als nun Preußens besserer Genius im November 1848 sich ermannt hatte, als auf den Ruf des Königs, durch einen unwiderstehlichen Aufschwung aller gesunden Elemente des Staates und Volkes, in wenigen Tagen die Anarchie zu Boden getreten war — da konnten diejenigen, welche zwischen den nationalen und den revolutionären Bestrebungen scharf unterschieden, es sich nicht verhehlen, daß die beste Stunde für die Möglichkeit einer glücklichen Lösung der deutschen Frage schon versäumt sei und vielleicht so bald nicht wiederkehren werde. — Noch Monate hindurch (vom November 1848 bis zum April 1849) rang man in Frankfurt und Berlin mit der großen, durch ein unentwirrbares Parteienspiel innerer und äußerer Feinde schon hoffnungslos gewordenen nationalen Aufgabe. Was der Frühling 1848 mit weit über das Ziel hinausfliegenden Hoffnungen hatte aufbauen sehen, das war schon im darauf folgenden Frühling in babylonischer Sprachen- und Geisterverwirrung dem Untergange nahe: das deutsche Parlament zu Frankfurt zerstoben, sein Werk, die neue deutsche Verfassung, in die Luft gebaut, eine todte Geburt, erstickt in unsäglichen Geburtswehen.

Noch leuchtete Eine Hoffnung auf. Wie, wenn Preußen das in Frankfurt im zerrüttenden Parteigewirr eines vielhundertköpfigen Parlaments mißlungene nationale Werk jetzt in seine starke Hand nähme, wenn es jetzt die Mission übernähme, die ihm im März 1848 durch die sinnloseste, elendeste Revolution entrissen worden? Jetzt, wo es stärker und geachteter dastand als je, wo es überall, sowohl in seinem Gebiete, wie bei seinen Verbündeten die Insurrection niedergeworfen und den Rachen der Anarchie geschlossen hatte? Ist es wahr, daß sein Schwert damals das monarchische Princip in Deutschland rettete, warum sollte sein Rath und Beispiel nicht auch den Weg zu einer neuen und festeren Ordnung in Deutschland zeigen? — So konnte man im Mai 1849 fragen, als Preußen in der That sich entschloß, jenen dornenvollen Weg zu betreten, mit Benutzung der ernsten Erfahrungen eines schicksalsschweren Jahres das durch vielfache Schuld auf den Sand gerathene lecke Schiff der nationalen Hoffnungen

vor dem völligen Scheitern zu bewahren. — Im Mai 1849 hatte man so fragen können; im November 1850 war auch dieser Gedanke zu Grabe getragen.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Blätter sein, die Vereitelung jener Hoffnung in ihrem ganzen innern Verlaufe geschichtlich zu beleuchten; Vieles läßt sich jetzt noch nicht so aussprechen, wie es die strenge geschichtliche Wahrheit verlangt; Anderes ist und bleibt vielleicht noch lange Zeit in Dunkel gehüllt; gern versagt man es sich, noch einmal auf die schmerzlichsten Erörterungen zurückzukommen, die doch unvollständig bleiben müßten! Auf dem Jahre 1850 lastet, wie auf dem Jahre 1848, mehr als eine Erinnerung, die noch heute Jeden tief aufseufzen läßt, dem Treu und Glauben, Recht und Ehre etwas mehr sind, als Schellengeklingel leerer Redensarten. Die Gemüthsruhe wollen wir nicht beneiden, welche gleichgültig bleiben kann beim Rückblick auf jene Tage, und für die Stumpfheit finden wir keinen Ausdruck, die ohne schneidenden Schmerz an die zwei peinlichsten Worte der neuesten deutschen Geschichte zu denken vermag.

Oder sollen wir etwa die Schmach erleben, daß die furchtlose Sprache eines tief verletzten Rechtsgefühls unter uns völlig verstumme, von gewaltthätiger und gewissenloser Erbitterung in den gleichen Tiegel geworfen, wie die frechen Worte zuchtloser Demagogen und wahnsinniger Anarchisten? Soll die Schande über die evangelische Kirche kommen, daß in ihr der Glaube an einen lebendigen Gott und an das heilige Reich Seines Sohnes vermengt werde mit dumpfer Gleichgültigkeit gegen die ewigen Gottesgesetze des Rechts und der Wahrheit, vermengt mit kalter, pharisäischer Abstumpfung gegen die höchsten sittlichen Güter des Volkes und der Gemeine? Möge Gott uns in Gnaden bewahren vor der sophistischen Theologie jener Judenchristen, die in den amerikanischen Sklavenstaaten mit Bibelstellen das seelenmörderische, Gott und Natur verhöhnende Recht der Sklavenbesitzer vertheidigt, und die in ähnlicher Weise auch bei uns jede Gewaltthat der jeweiligen Machthaber mit salbungsvoller innerer Rohheit zu entschuldigen verstände! — Eine Nation verfällt von dem Augenblicke an der moralischen Fäulniß, wo das sittliche und das religiöse Gewissen in ihr verstummt, statt frei und kühn gegen alles Unrecht der Völker und der Fürsten zu zeugen und mit unbestechlichem Ernste die verblendeten Massen, wie die mißleiteten Herrscher an Gottes Recht und Gericht zu mahnen!

Was Preußen mißlungen war, das versuchte nun Oesterreich in seiner Weise durchzusetzen. Verdrängung des überwiegenden Einflusses Preußens und Ergreifung des Steuerruders der deutschen Angelegenheiten mit Hülfe der sogenannten Mittelstaaten: in diesen zwei Sätzen kündigte sich die österreichische Politik in dem Augenblicke an, wo sie in Italien und Ungarn freie Hand bekommen hatte. — Der österreichische Staat hatte so eben eine außerordentliche Krise bestanden. Im Frühling 1848 mit allgemeiner Auflösung bedroht, von den Forderungen der Czechen und Ungarn bestürmt, durch den Aufstand Venedigs und der Lombardei und durch Karl Albert's Angriff beinahe aus seinen sämmtlichen italienischen Besitzungen verdrängt und in seiner Hauptstadt, wo früher die ausgebildetste Polizei gewaltet, von Studenten, Literaten und Proletariern beherrscht — stand nun dieser Staat zum Erstaunen seiner Gegner und Freunde, nach furchtbaren Kämpfen und Convulsionen, anscheinend stärker da als vor 1848. — Radetzky hatte in Italien, Windischgrätz in Prag und Wien, Ban Jellacich in Croatien das Panner des habsburgischen Kaiserstaates wieder siegreich entfaltet; Oesterreich hatte sich in das Lager seiner Heere geflüchtet und eroberte von dort aus seine Hauptstädte und seine abgefallenen Staaten. Nur Eine Wiedereroberung war herber als die schwerste Einbuße, nur Ein Sieg wirkte in seinen Folgen wie die entschiedenste Niederlage: die Bezwingung Ungarns mit Rußlands Hülfe, mit russischen Heeren. Keinen Sieg hat Oesterreich theurer erkauft; die künftige Geschichte des Ostens wird den Beweis dafür bringen. Doch für den Augenblick hatte man seinen Zweck erreicht; die bisher in Ungarn und Italien gebundenen Hände konnten nun erst mit rücksichtsloser Entschiedenheit wieder in die deutschen Geschicke eingreifen; sie ruhten nicht eher, bis Preußen aus der glänzenden Stellung geworfen war, die es im November 1848 und im Mai 1849 errungen hatte. Im November 1850 stand man am Ziele; der Weg dazu hatte dicht am Abgrund eines furchtbaren Bruderkrieges hingeführt; aber man stand am Ziele.

Das Jahr 1851 gab Oesterreich die hervorragende Stellung, die im Frühjahr 1849 Preußen zu Theil geworden; zum ersten Male standen seine Legionen gleichzeitig an der Ostsee und am Mittelmeer; von Lübeck bis nach Livorno und in die römische Mark streckte der österreichische Adler seine Fittige aus. Wessen Auge nur auf der Oberfläche der Dinge verweilte, der konnte glauben, es seien die glanzvollsten Tage der habsburgischen Macht angebrochen; wer tiefer blickte, der wußte, daß die Hand, welche — so weit das einem Menschen vergönnt ist — damals das Zünglein an der Waage bestimmte, nicht in Wien, sondern in Petersburg oder

Warschau zu suchen sei. — Wie oft war seit 1848 der Schwerpunkt der deutschen Geschicke bald hierhin, bald dorthin gerückt worden: nach Paris, Frankfurt, Berlin, Warschau, Wien, und vielleicht noch einmal, wenn auch nur theilweise und mittelbar, nach Paris seit dem zweiten December 1851 und 1852!

Was hat Deutschland in diesen fünf wechselvollen Jahren erreicht? Was ist aus seinen Ansprüchen geworden? Bittere Enttäuschung, Todesermüdung, die Abspannung dumpfer Gleichgültigkeit und Erkältung in Bezug auf fast Alles, was man sonst politische und nationale Lebensfragen nannte, — das ist die Antwort, die wir auf den Lippen und mehr noch in den Herzen der großen Mehrzahl lesen. — Es ist bereits zu einem Gemeinplatze geworden, daß nun an die Stelle der politischen Fragen die materiellen getreten seien. Man möge endlich einmal — so lautet nun die Zeitung — die Vorzüge des Bundesstaates und des Staatenbundes, der Monarchie und der Republik, die richtige Begränzung der monarchischen Gewalt und des parlamentarischen Einflusses, und was sonst noch daran hänge, auf sich beruhen lassen; ob Erneuerung des Zollvereins, wie Preußen vorgeschlagen? ob allgemeine Zolleinigung, wie Oesterreich sie wünscht? oder ob preußisch-norddeutscher und österreichisch-süddeutscher Zoll- und Handels-Traktat? nur darum lohne es sich jetzt noch zu streiten und zu kämpfen. — Auch diese Sprache hat für uns nur die Bedeutung eines neuen Symptoms unsrer innern Geschichte.

Und dürfen wir dies etwa ein vereinzelt deutsches Symptom nennen? Nein, in ganz Central-Europa ist das für den Augenblick die unzweideutig vorherrschende Stimmung; sie vorzüglich half den Neffen Napoleon's auf den Kaiserthron erheben, wie sie auch in jenen kleineren Gränzstaaten Deutschlands und Frankreichs, in Belgien, Holland und der Schweiz, den früheren Parteikämpfen die Spitze abgebrochen. Diese drei Gränzländer hatten dem Sturm von 1848, der Frankreich und Deutschland aus allen Fugen hob, glücklich widerstanden; die ernsten Erfahrungen der letzten funfzig oder sechzig Jahre waren dort nicht fruchtlos geblieben. Darum sprach sich der nationale Instinkt so entschieden und so verständig für die Fernhaltung jedes ausländischen Einflusses aus, und diesem Instinkte verdankten jene Staaten ihre Erhaltung mitten in der politischen und socialen Krise ihrer Nachbarländer. Ob sie die jetzt sich vorbereitende neue europäische Krise eben so glücklich bestehen werden, ob das französische Kaiserthum ihnen früher oder später nicht größere Gefahren bringen könnte, als die Februar-Revolution, ist eine Frage der Zukunft, nicht der Gegenwart.

Von dem Erdbeben, das halb Europa erschütterte, blieben zwei europäische Großmächte verschont, England und Rußland, das Heimathland der constitutionellen und dasjenige der unbeschränkten Monarchie. Die Wogen der Revolution brachen sich an jener durch Gesetz und Erfahrung zur Freiheit erzogenen germanischen Nation, die über die Meere herrscht, und sie brachen sich an der militärischen Diktatur des slavischen Czarenreichs.

Was wäre aus Europa geworden, wenn jener Chartisten-Versuch, am 11. April 1848 die socialistisch-demokratische Umwälzung auch nach England hinüberzuleiten, einen eben so siegreichen Erfolg gehabt hätte, wie der Pariser Aufstand vom 24. Februar? — Einer der eifrigsten und gebildetsten deutschen Socialisten äußerte damals nach seiner Rückkehr aus England, wo er die Lage der Dinge zu erforschen gesucht: „Der Socialismus wird in Europa nicht eher siegen, als bis er in England durchgedrungen, und das wird er dort erst dann vermögen, wenn es ihm gelingt, die jetzt noch übermächtige Gewalt des Christenthums über die Gemüther zu brechen." — Ist das nicht die Sprache Bileam's, der gegen seinen Willen segnet, wo er fluchen möchte? Jener deutsche Socialist würdigte die wahre Bedeutung Englands und der damaligen Krise richtiger und tiefer als manche Staatsmänner und Theologen des Continents. Daß die gesetzliche Freiheit in England sich behauptete, daß die aus den Erfahrungen der Jahrhunderte erwachsene gemäßigte Monarchie dort nicht von entfesselten Rotten in den Staub getreten wurde, das erkennen wir für eine der großen providentiellen Segnungen des Jahres 1848. Hätte nur die englische Politik auf dem Festlande sich jener Bewahrung von oben und der großartigen Mission Englands überall würdig bewiesen! Aber wie sollen wir Palmerston's anfängliche Ermunterung der nationalen und liberalen Bewegung Italiens und die nachherige kalte und feige Preisgebung derselben bezeichnen? Welcher Name gebührt seiner Mißhandlung Griechenlands? und welche Schuld hat er gegen Deutschland und gegen Preußen auf seine Seele geladen! — Doch wäre es ungerecht, die Handlungsweise des Einen Ministers und die Selbstsucht und Bequemlichkeit der ihn unterstützenden Mehrheit durchweg mit den Gesinnungen zu verwechseln, die auf und neben dem englischen Throne und in den edelsten Geistern des britischen Parlamentes walteten. Die beiden größten Männer, die England in den letzten Jahren (1850 und 1852) zu Grabe getragen, Peel und Wellington, dachten über mehr als Einen Punkt der deutschen Angelegenheiten, sowie über die Behandlung Italiens und Griechenlands edler und wahrer als jener begabte, aber grundsatzlose Minister des Auswärtigen.

England, das ist keine Frage, hätte größer und reiner aus der Prüfungszeit der letzten fünf Jahre hervorgehen können, wenn es die hohe Bestimmung, die ihm von der Vorsehung angeboten wurde, ganz verstanden und erfüllt hätte. Es wird zu seiner Zeit für diese Versäumnisse büßen müssen; denn auch über Völker-Moral und internationale Politik walten die Gesetze einer ewigen Gerechtigkeit. — Wo Ein Glied leidet, da leiden alle mit: das gilt auch von dem großen europäischen Staatenkörper; seine bedeutenderen Glieder sind alle mitbetheiligt, wo einige oder nur eins unter ihnen von tieferen organischen Leiden, von ernster innerer Erkrankung ergriffen werden; sie alle sind bedroht, wenn keine wahre, wenn nur eine scheinbare Heilung erfolgt.

Von diesem Standpunkt aus verdient die russische Politik — so weit man sich sonst von ihr entfernen möge — bewundernde Anerkennung. Auch wer ihre Ziele und Resultate beklagt und bekämpft, dem flößt doch ihre großartige Consequenz Achtung, der Glanz ihrer Erfolge Staunen und ernstes Nachsinnen ein. Keine Macht in Europa hat in den letzten fünf Jahren so wie Rußland an Geltung und Einfluß in Europa gewonnen, keine darum auch eine größere Anwartschaft an die nächste Zukunft erhalten. Der unbeschränkte Beherrscher Rußlands weiß, was er will, und glaubt daran; in jenem Wissen und in diesem Glauben liegt das Geheimniß seines Charakters und die Bedeutung seines Auftretens. Er glaubt an eine providentielle Mission, Europa vor den Zerrüttungen der Revolution zu schützen; dieser Mission hat er sein Schwert geweiht. Wo die unumschränkte Monarchie in Gefahr geräth, auf ihn kann sie zählen; denn nur sie gilt ihm als der rechte Damm gegen die demokratische Umwälzung; Alles, was zwischen ihr und der demokratischen Republik liegt, ist ihm Halbheit, Inconsequenz und Lüge. Diese Ansicht zeugt weder für tiefere geschichtliche Bildung, noch für den weiten Umfang des geistigen Horizonts, aber sie ist das Erzeugniß eines stahlfesten Willens, eines Willens, der sich der geistvollsten und gewandtesten Diener als seiner Organe zu bedienen weiß, eines Willens, der im rechten Augenblick stets bereit ist, sich als That zu offenbaren. — Seit dem März 1848 legte er die Hand an sein Schwert; er zog es im Frühling 1849 gegen die ungarische Revolution; ein Jahr später drohte er, es noch einmal zu ziehen in der dänisch-deutschen Angelegenheit; man weiß, was seitdem sein Wort in der Welt gilt, auch wenn er nicht gerade die Hand an das Schwert legt. Ob er (wie Einige glauben) im Jahr 1849 zu Warschau, in Gegenwart von Fürst Schwarzenberg und General Lamoricière, mit dem Finger auf der Karte die künftigen Gränzen Frankreichs, Preußens, Oesterreichs be-

zeichnete, das lassen wir dahingestellt; daß aber dieser Finger noch fortwährend höchst nachdrücklich auf den Geweben der Politik von gestern und heute ruht, daran wird auch der Blödsichtigste nicht zweifeln können.

Wo denn stehen wir? Diese Frage ist der Grundtext unsrer zeitgeschichtlichen Betrachtungen. In welche bündige Sätze und knappe Sprüche ließe sich das wesentliche innere Ergebniß dieser fünf Jahre zusammendrängen? Auf den ersten Blick wohl in die folgenden drei: Zuerst, der revolutionäre Geist ist fast überall äußerlich unterlegen. In Folge dessen hat die militärische Diktatur in einem großen Theile von Europa die Oberhand gewonnen, so daß die Geltung der parlamentarischen Regierungsweise und der Glaube daran auf dem ganzen Continent stark erschüttert und bedroht ist. Endlich sehen wir auf der Oberfläche der Zeiterscheinungen die materiellen Interessen immer mehr das Uebergewicht behaupten über die idealen, welchen Namen diese auch führen mögen.

Der erste von diesen drei Sätzen bedarf keiner weiteren Ausführung, nach dem, was schon im Anfange dieser Darstellung hierüber gesagt worden. — Die Revolution von 1848 ist äußerlich besiegt; wer es bezweifeln wollte, den frage man: „Wo sind die Barrikaden von Paris und Wien, von Berlin und Frankfurt, die Barrikaden von Mailand und Rom, von Neapel und Palermo? Wo sind sie, die damals das große Wort führten in Volksversammlungen, Klubbs und Parlamenten? Die Mehrzahl in der Verbannung, im Gefängniß oder im Grabe; und wird hie und da einmal ein Blatt aus ihrer Mitte durch einen Windstoß an unsre Küsten getrieben, so lesen wir darin gewöhnlich nur die Sprache blutdürstiger Wuth und halbwahnsinniger Verzweiflung, zum deutlichen Zeichen, daß gegenwärtig ihre Zeit vorüber ist. Ob für immer? Die Antwort hierauf steht nur in einem Buche geschrieben, das für uns noch ein verschlossenes ist; aber jedenfalls ziemt es einem Geschlechte, das so plötzliche Wechsel gesehen und so blind sich ihnen unterworfen hat, nicht zu voreilig und zuversichtlich von Unmöglichkeiten zu sprechen. Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler, Adler in Gestalt der Militärherrschaft oder des Revolutionsterrorismus, Adler der kriegerischen Diktatur oder der rothen Republik. Die Revolution hat in Europa seit einem halben Jahrhundert noch nirgend bewiesen, daß sie andere Kinder gebären könne, als diese beiden, die sich wie zwei feindliche Brüder, genährt von derselben Wolfsmilch, auf den Tod bekämpfen. — Bis zum Ueberdrusse sei es wiederholt: die Revolution erzeugt und gebiert nur jene zwei grimmigen Kinder; die

geschichtlich=sittliche Entfaltung des nationalen Geistes allein schafft und erhält höhere, reinere politische Bildungen und dauerndere Lebensformen.

Aus dieser Bahn geschichtlich=sittlicher nationaler Entwickelung hat uns nicht allein der Orkan von 1848 herausgeworfen; schon lange vorher war man zur Rechten und Linken von ihr abgewichen, hatte oft genug gänzlich ihre Spur verloren. Die kalte, mechanische Bureaukraten= und Polizei=Politik mag sich mit den ungeschichtlichen, doktrinären Theoretikern und mit den nebelhaften Idealisten der philosophischen und poetischen Sippschaften in die Schuld theilen, die so großen Antheil hat an den ungeheuern Versäumnissen seit 1814. Für jetzt halten wir uns nur an die Eine große innere Thatsache der Gegenwart: eben weil jene gesunde, stufenmäßige Entwickelungsbahn verfehlt oder verlassen wurde, eben darum nun dieses Herumtasten zwischen den Extremen, dieses Herüber= und Hinüberschwanken zwischen entgegengesetzten Experimenten, dieses Versiegen eines kräftigen, gestaltenden politischen Lebenstriebes. Aus diesen Stimmungen ist denn auch die Erschütterung und der theilweise Untergang des parlamentarischen Prinzips und der constitutionellen Monarchie auf dem europäischen Festlande entsprungen. Und dies war das Zweite, was wir als Signatur der Gegenwart bezeichneten. Welcher Umschwung mußte in den Gemüthern vorausgehen, um diese Erscheinung möglich zu machen! Aus dem Munde geistvoller, monarchisch gesinnter Männer konnte man im Jahre 1848 das Geständniß hören, die Weissagung Tocqueville's, daß die Demokratie sich als die Zukunft des civilisirten Europa ankündige, werde nun in Erfüllung gehen, der feinsinnige Staatsmann habe mit jenem Ausspruch einen prophetischen Scharfblick der Beobachtungsgabe bewährt. Seitdem reichten wenige Jahre hin, um jede Regung des demokratischen Geistes in fast ganz Europa verschwinden oder verstummen zu lassen; ja, noch mehr, sie reichten hin, um auch die Lebensfähigkeit der constitutionellen Monarchie und jeder nationalen Vertretung in der öffentlichen Meinung zu erschüttern und zu einer Streitfrage herabzudrücken! So abhängig wäre man also noch von den Tagesereignissen, noch so preisgegeben an die Eindrücke des Gelingens oder Mißlingens politischer Experimente eines Nachbarvolkes, daß man sich durch jeden Windstoß von dort drüben schaukeln läßt, statt mit Verstand und Gewissen sich auf den sichern Grund reifer Erfahrung und fester Ueberzeugung zu stellen!

Eine Zeit der Sichtung ist angebrochen, eine Zeit, wo vieles für unglaublich und für unmöglich Erklärte wieder möglich und glaublich

erscheint. In einer solchen Periode der Erschlaffung und Gleichgültigkeit liegt für die, welche die Macht in Händen haben, eine gefährliche Versuchung in der Leichtigkeit, Alles durchsetzen zu können, und in den Einflüsterungen der Sophistik, die mit beschönigenden, einschmeichelnden Worten die „Vorurtheile" des Gewissens und der Wahrhaftigkeit einzuschläfern sucht. Um so unerläßlicher wird in solchen Zeitpunkten die Verpflichtung aller ernsten und unabhängigen Geister, jenen irdischen Aengsten und selbstischen Berechnungen ein warnendes, lautes Zeugniß entgegenzusetzen, damit der Glaube an ein unvertilgbares Gericht der Wahrheit und an ein unauslöschliches Rechtsgefühl nicht in den meisten Seelen ersterbe. Laut genug mahnt die Stimme erschütternder Erfahrungen die Fürsten und Völker der gebildeten Welt, sich für das schwere Werk der Zukunft die Hände zu reichen und zum gemeinsamen Aufbau sich durch aufrichtige und würdige Formen zu verbinden. Organische Formen, die weder die Kraft und Einheit der Regierung lähmen, noch den reinen und gemessenen Ausdruck der nationalen Gesinnung verhüllen oder verfälschen dürfen, — sie sind, wir wiederholen es, für unsre Zeit zugleich eine sittliche und eine politische Wohlthat und eine Bürgschaft der Zukunft. Für die Lösung dieser Aufgabe liegt gegenwärtig auf England und Preußen eine große Verantwortung; lassen sie sich aus der rechten Bahn weder zur Rechten noch zur Linken verdrängen, so sind sie für die kleineren Staaten des nördlichen und mittleren Europa ein starkes Bollwerk gegen Westen und gegen Osten, ein vorleuchtendes Beispiel, das von dem civilisirten Europa vielleicht die bitteren Wechsel von Anarchie und Despotismus abwenden kann. —

Das Vorherrschen der materiellen Interessen war das Dritte, was wir in der geistigen Physiognomie der Gegenwart als einen hervortretenden Zug bezeichneten. Lange schon neigt unsre Zeit dahin, und nach den Erfahrungen und Demüthigungen der letzten fünf Jahre tritt diese Neigung wieder mit gesteigerter Macht hervor; schon sei es dahin gekommen — klagen die Düsterblickenden — daß in den größten und einflußreichsten Kreisen der Gesellschaft jene materiellen Richtungen den Ton angeben und alle andern entweder ausschließen oder dienstbar machen; selbst Wissenschaft und Religion, diese beiden edelsten Hüterinnen der idealen Güter der Menschheit, seien theils schon diesem Loose unterlegen, theils nicht mehr fern davon.

Und doch blickt erwartungsvoll auf diese beiden, wer an die innere Auflösung und den Seelentod des modernen Europa noch nicht glauben kann; erwartungsvoll blickt er auf Wissenschaft und Religion, auf ihre Versöhnung und Verbündung, auf ihre Durchdrin-

gung mit den großen sittlichen Forderungen des Lebens und der Wirklichkeit. Denn es gehört zu den unerschütterlichen Gesetzen göttlicher Weltordnung, daß der Mensch nicht lebt und nicht leben kann vom Brote allein. Er bedarf noch einer bessern Nahrung, für den Hunger seiner Seele, für den Durst seines Geistes; er bedarf den Glauben an Wahrheit und Schönheit, an das Gute und Heilige, und nicht bloß den Glauben daran, sondern den Anfang des Schauens, die Wirklichkeit und segnende Gegenwart eines höheren Geistes und Lebens. Diese Wahrheit führt uns hinüber auf ein höheres Gebiet, auf das eigentliche Gebiet dieser Blätter: die sittlich-religiöse Mission des Christenthums für unsre Zeit, in deren Verständniß und Verwirklichung wir die rettende Brücke erblicken, die sich über den gähnenden Abgrund unsrer Zukunft wölbt.

Um Wiederholungen zu vermeiden, verweisen wir für diese alles Andere überragenden Lebensfragen auf die Rede „an die Gebildeten unsrer Zeit" am Eingange dieser Blätter und auf künftige eingehende Erörterungen. Dießmal mußten wir uns darauf beschränken, die Frage: „Wo stehen wir?" vorläufig nur in Beziehung auf die politisch-sociale Weltlage zu beantworten; die Hoffnungen und Besorgnisse, welche die gegenwärtige Gestalt der religiösen Welt uns einflößt, werden Gegenstand einer selbständigen Reihe zeitgeschichtlicher Betrachtungen bilden.

Heute aber schließen wir unsre Darstellungen mit denselben Worten, die wir am ersten Tage des vorigen Jahres beim Eintritt in die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts niederschrieben; sie gelten heute noch eben so wie damals:

„Drei bedeutsame Akte eines weltgeschichtlichen Drama sind bereits an uns vorübergegangen, und wir stehen jetzt im vierten, dessen Ausgang noch kein Sterblicher kennt; vielleicht vollzieht sich ein fünfter dereinst über unsern Gräbern. Am Eingange des Jahrhunderts steht der außerordentlichste Mann der neueren Zeit lebendig vor unsrer Erinnerung, wie er die Revolution bezwingt, sich dienstbar macht und dann dem halben Europa Gesetze gibt, bis auch seine Stunde gekommen. Fünfzehn Jahre später sehen wir ihn als Gefangenen auf einer einsamen Insel des Weltmeers, nachdem Europa in ungeheuern Kämpfen sein Joch abgeschüttelt hatte."

„Eine neue Ordnung sollte begründet werden, die — so dachte man — auf festeren Grundlagen endlich der Zeit den Frieden geben würde, dessen sie bedurfte. Aber als die Kämpfe nach außen aufgehört, da begannen die innern, schlugen im Süden bald hier, bald da in schnell unterdrückten Flammen auf, bis sie nach wieder fünfzehn Jahren plötzlich in eine Feuers-

brunst ausbrachen, die, nur scheinbar und äußerlich erstickt, im Stillen fortglühte, um endlich nach achtzehn Jahren in jener Katastrophe sich Luft zu machen, deren Zeugen wir Alle vor wenigen Jahren gewesen sind."

„Rettungslos schien die gesammte alte Ordnung der Dinge zusammenzubrechen, und nicht die politischen Formen bloß, sondern mit ihnen die wichtigsten socialen und religiösen Grundlagen des alten Europa. Aber noch einmal — zum dritten Male innerhalb der letzten fünfzig Jahre — gelang es, den Sturm zu beschwören und die alternde europäische Gesellschaft vor der drohenden Umwälzung zu retten. — Wird aber die Ruhe, deren wir gegenwärtig genießen, mehr sein, als ein kürzerer oder längerer Waffenstillstand? Wer die Zeichen der Zeit nicht verschlafen und verträumt hat, der gürtet seine Lenden und rüstet sich im Geiste auf die Dinge, die da kommen sollen. — Er rüstet sich im Geiste — — — und zwar, woran Alles liegt, mit reinen, lebensfähigen, unerschütterlichen Ueberzeugungen, die unserm schwächlichen, wankelmüthigen, bald kleinlauten, bald sich überhebenden Geschlecht am meisten noth thun."

Am 2. December 1852.

Miscellen.

Der Marien-Cultus in Aragonien.

(Aus Dr. Moritz Willkomm's Wanderungen durch die nordöstlichen und centralen Provinzen Spaniens. Leipzig, Arnold, 1852.)

„Die Madonna del Pilar de Zaragoza erfreut sich in ganz Spanien, ja selbst in den benachbarten katholischen Ländern, einer großen Verehrung; bei den Aragonesen aber concentrirt sich das ganze Christenthum, die ganze Religion, lediglich in dem Cultus dieses wunderthätig sein sollenden Marienbildes. In Aragonien trifft man keine Hütte, wo nicht ein Bild von dieser Madonna hinge, und den Ablaßprivilegien zufolge, welche die Päpste zu Rom und die Erzbischöfe von Saragoza der Kirche der Jungfrau bewilligt haben, reicht es, um sich die Seligkeit zu sichern, vollkommen hin, täglich ein Paternoster und Ave Maria in gläubiger Andacht vor einem solchen Bilde zu beten. . . Diese Madonna hilft auch für Alles, für Krankheit, Gebrechen aller Art, Armuth, Hagelschlag, Dürre, Theurung u. s. w. In dem Dome der Jungfrau werden alltäglich von früh drei Uhr an bis Mittags zwölf Uhr ununterbrochen Messen an dem Altar des Madonnenbildes gelesen, und immer wird man den Platz vor jenem Altar mit einer Menge Menschen beiderlei Geschlechts bedeckt finden, die, auf den Knieen liegend, ihr Gebet verrichten. Selbst die vornehmsten Damen, die höchsten Beamten und Officiere, die Professoren der Universität . . . knieen täglich oder wenigstens alle Sonntage vor diesem Bilde; ob aus Bedürfniß oder aus Angewohnheit, ob

aus Glauben oder aus Klugheit, will ich dahin gestellt sein lassen. Der Name Gottes oder Christi wird in Saragoza und überhaupt in Aragonien kaum gehört, sondern bloß der der Santissima Virgen del Pilar. Wird man angebettelt, so ist es diese Madonna, die das Herz zur Mildthätigkeit erweichen soll. . . . Dieser seit undenklichen Zeiten von der Geistlichkeit gehegte und gepflegte Madonnendienst ist jedenfalls die Hauptursache der Ignoranz, der Unduldsamkeit und Bigotterie, durch welche sich das sonst so treffliche und begabte Volk der Aragonesen so unvortheilhaft von den übrigen Volksstämmen Spaniens unterscheidet. Denn die Aragonesen sind der einzige spanische Volksstamm, der sich noch gegenwärtig durch religiösen Fanatismus und grimmigen Ketzerhaß auszeichnet." — (Th. II. S. 31 — 33.)

— — „Die Madonna del Pilar ist eine Puppe von der Größe eines vierjährigen Kindes, mit einem frischen Mädchengesichte, welches nur durch die enorme goldene Krone, die sie auf dem Haupte trägt, verunstaltet ist. . . . Ihr Mantel strotzt von Perlen und Edelsteinen. Eine Menge Kerzen auf hohen Leuchtern von massivem Silber brennen fortwährend auf ihrem Altar." — (S. 38.)

— — „Aragonien ist die einzige Landschaft in Spanien, wo der Nichtkatholik Ursache hat, sein Bekenntniß zu verschweigen und sich für einen Katholiken auszugeben. . . . Als Ketzer betrachtet der gemeine Mann Alle, welche nicht streng die Vorschriften der Kirche befolgen und nicht mit der vorgeschriebenen Ehrfurcht von der Madonna del Pilar sprechen." — —

— — „Fast kein gemeiner Aragonese kann lesen und schreiben; denn es existiren gar keine Schulen in den Dörfern. Der Unterricht des Volkes befindet sich ausschließlich in den Händen der Priester, die der Mehrzahl nach selbst höchst unwissend und ungebildet sind und sich natürlich damit begnügen, den Söhnen und Töchtern ihrer Beichtkinder das Formenwesen des katholischen Cultus, die Glaubenslehren der Kirche und einige dürftige Begriffe von christlicher Moral beizubringen, vor Allem aber unverbrüchlichen Glauben an ihre eigenen Aussprüche und an die Allmächtigkeit der wunderthätigen Madonna von Zaragoza." — (S. 128.)

Ein französisches Proselyten-Verzeichniß.

Bekanntlich gehört es mit zu der Polemik der römischen Kirche, die Proselyten, welche von der evangelischen Kirche zu ihr übergetreten sind, möglichst oft im Triumphe aufzuführen, namentlich berühmte und fürstliche Personen. Es ist nun ganz natürlich, daß dieses Register im Laufe der Zeit ein recht glänzendes geworden ist und die Unwissenden und Unkundigen immer mehr blenden muß, zumal da die evangelische Kirche unmöglich die zu ihr Uebergetretenen in einem Register aufführen kann, da sie vor allen Dingen die ganze protestantische Welt der Reformationszeit nennen müßte. In der neuesten Zeit hat Staudenmeier noch einmal diesen Proselyten-Triumphzug durch die literarische Welt gehen lassen in seiner Schrift über den Protestantismus, im zweiten Bande. Wie leichtfertig aber diese Schaustellungen mitunter angelegt werden, davon fanden wir ein ergötzliches Beispiel in einer französischen Schrift, betitelt: Le livre des communes, ou régéneration de la France par le presbytère, l'école et la mairie. Par Roselly de Lorgues. (Paris 1842.) Hier zählt der Priester Bourdain im Hause des Herrn Maire vor ungläubigen Dorfmagnaten, welche die Meinung geäußert haben, es gehe mit dem Katholicismus auf die Neige, einen Theil der großen Proselytenfamilie mit triumphirendem Geiste auf. Wir müssen bemerken,

daß wir dieses Verzeichniß der dritten Auflage des Werkes entnehmen, welche sich als eine neu bearbeitete darstellt.

Der Triumph ist also folgender: J'omets les familles princières: le duc de Saxe-Gotha, parent du roi d'Angleterre; le prince Edouard de Schœmburg; le comte d'Ingenheim, frère du roi de Prusse; le fils du grand-duc de Hesse-Cassel; le fils du grand-duc de Mecklenbourg, Frédéric-Ferdinand, duc de Westphalie, et sa femme, sœur du roi de Prusse. Je veux parler seulement de professeurs, d'artistes: Schnorr de Carolsfeld, peintre célèbre, que j'ai connu particulièrement; Gérard de Kugelchen, peintre d'histoire (assassiné à Dresde); madame Tieck et ses deux filles; M. Pilat; le littérateur Adam Müller et toute sa famille; M. Werner, conseiller aulique et secrétaire-général de la guerre en Prusse; Frédéric et Christian Schlosser, l'un publiciste, l'autre professeur à Bonn; M. de Bukendorft (soll heißen Beckendorf), directeur de l'instruction publique à Berlin; Charles Fleischer, littérateur; Freudenfeld, pasteur; Woltz, prédicateur à Carlsruhe; l'illustre Charles-Louis de Haller, membre du conseil souverain de Berne; M. M. de Castelberg et de Joux, présidents de consistoire, l'un à Ilanz (Suisse), l'autre à Nantes; M. M. Laval, pasteur, et Paul Latour, président de consistoire; George Chamberlogne, professeur de l'université de Cambridge, etc.; le grand artiste de Lubeck M. Overbeck. Je ne veux rien dire des conversions chaque jour plus fréquentes des Juifs, j'aurais trop d'avantage. Je me suis borné aux protestants voisins de la Suisse. Je n'ai point parlé du nord de l'Europe (und doch von Westphalen und Lübeck), depuis la Hollande jusqu'à Saint-Pétersbourg. L....

Bruchstücke
einer
deutschen Rosenkranz- und einer römischen Marien-Predigt.

(Aus einem Privatbriefe.)

Hier einige Bruchstücke aus der Rosenkranzpredigt, der ich den 3. October in B.... beiwohnte:

„Gott vergibt zwar dem reuigen Sünder seine Sünde, d. h. er erläßt ihm die ewigen Strafen, Hölle und Verdammniß, die er verdient, aber er behält sich das Recht vor, denselben hier oder im Fegfeuer mit zeitlichen Strafen dafür heimzusuchen. So verzieh Gott dem David allerdings seine Sünde an Urias, nichts desto weniger aber ließ er ihm zugleich durch den Mund Nathan's die Strafe verkündigen, die über ihn ergehen sollte. Die Kirche nun hat von Christus die Macht erhalten, den Menschen auch von diesen Strafen zu befreien, und dieß thut der Ablaß. Es ist daher reine Verläumdung von Seite der Protestanten, wenn sie behaupten, daß man Vergebung der Sünde, d. h. der ewigen Strafen, dadurch erlangen könne. Die kann nur Gott in Christus verzeihen und nachlassen, von den zeitlichen Strafen aber befreiet die Kirche."

Als Beleg zu dieser „protestantischen Verläumdung" füge ich hier folgende Inschrift bei, die in der Kirche St. Cosina e Daminno auf dem Forum in Rom steht und die ich hier buchstäblich wiederhole:

„Gregorius I concessit omnibus et singulis visitantibus ecclesiam istam sanctam Cosmae et Damiani mille annos de indulgentia et in die stationis eiusdem ecclesiae idem Gregorius concessit decem millia annorum de indulgentia. Leo X et Gregorius XIII perpetuam concessit indulgentiam plenariam et remissionem omnium peccatorum in ultima Dominica mensis Iulii et in die festivitatis sancti Cosmae et Damiani idem die XVIII mensis Iulii" —.

Dieselbe „remissio omnium peccatorum" (Vergebung aller Sünden) ist auch dem verheißen, der andächtig vor dem letzten Altare links im rechten Seitenschiff der Kirche S. Lorenzo fuori le mura sein Gebet verrichtet.

Nach dieser Digression komme ich wieder zur Predigt selbst:

„Eines der hauptsächlichsten Mittel, diesen Ablaß zu erlangen, ist das Beten des Rosenkranzes." — Nach einigen historischen Erläuterungen über die Stiftung des Rosenkranzfestes durch Pius V. nach der Schlacht von Lepanto ging der Prediger nun zum Nutzen des Rosenkranzes über und beantwortete einige Einwendungen dagegen. — „Der Rosenkranz ist das einfachste, sicherste Kennzeichen eines katholischen Christen. Der Gruß „Gelobt sei Jesus Christ!", das Errichten und Begrüßen der Crucifixe an öffentlichen Straßen, das Zeichen des Kreuzes, der Gebrauch des Weihwassers sind zwar auch solche äußerliche Merkmale; diese letztern aber lassen sich nur bei lebenden Personen anwenden, der Rosenkranz hingegen dient noch am Todtenbette und sogar bei längst Verstorbenen. In einem Spital z. B. liegen zwei Kranke, beide dem Tode nahe, beide schon der Stimme beraubt. Ein Priester tritt in den Saal und reicht beiden den Rosenkranz. Der Eine ergreift ihn sehnsüchtig mit sterbender Hand, während der Andere ihn verächtlich zurückstößt, und nun weiß der Priester ohne weitere Untersuchung, wen er vor sich hat. Anderer Fall: Man findet die Leiche eines Ertrunkenen. Niemand erkennt seine Züge oder seine Kleidung. Nach welchem Ritus soll er beerdigt werden? In seiner Tasche findet sich ein Rosenkranz, und nun ist die Frage gelöst." — (Das Criterium möchte allenfalls in Europa seine Anwendung finden, in Asien aber könnte es eben so leicht in Irrthum führen, als das jenes Mönchs bei Pfeffel, der in Goa an Juden, Mahomedanern und Braminen lernen mußte, „es sei zum Christen nicht genug, am Freitag keinen Schinken essen.")

„Der Haupteinwurf, den man gegen den Rosenkranz macht, als sei es der Vernunft zuwider, dasselbe Gebet so oft zu wiederholen, dieser sei leicht zu beantworten. Im 135. Psalm sind ja ebenfalls die Worte: „denn seine Gnade währet ewiglich", 26mal wiederholt, und im Gesange der drei Männer im Feuerofen kehren dieselben Worte: „Lobet den Herrn, preiset und erhebet ihn über Alles in Ewigkeit!" 32mal wieder. — Auch Christus, als er in Gethsemane rang, wiederholte ja, wie der Evangelist erzählt (?), drei Stunden lang immer dieselben Worte: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir" x. Und endlich mehr als dieß Alles: von Ewigkeit zu Ewigkeit rufen die Engel, die um den Thron Gottes stehen, laut Jesaias 6, sich immer dieselben Worte zu: „Heilig, heilig, heilig ist der Herr; alle Lande sind seiner Ehre voll" —.

Schließlich noch eine Stelle aus einer Predigt „über die Nothwendigkeit der Anrufung Maria's", der ich in S. Rocco bei der Ripetta den 22. Mai 1851 (am Tage Deiner Abreise) beiwohnte; ich wiederhole sie hier aus meinem Tagebuche. „Warum wollt Ihr Euch mühsam abquälen, Gott anzurufen? Vor Ihm müßt Ihr Euch bis zur Erde niederbeugen, und seid dann doch nicht sicher, daß Euer Gebet erhört werde. Wenn Ihr aber zur Madonna fleht und die zu Gott kömmt, dann ist es was ganz Anderes; die befiehlt ihm,

denn sie hat Mutterrechte über ihn. Wollt Ihr den sprechendsten, schlagendsten Beweis ihres Einflusses? Seht nur, wie Gott im A. T. ein Gott des Zornes, wie sein Arm immer bereit ist, den Sünder zu vertilgen. Warum ist er jetzt hingegen ein milder, gnädiger König? Ihr, die Ihr an der Macht Maria's zweifelt, erklärt, wenn Ihr könnt, diesen Unterschied zwischen der Handlungsweise Gottes vor und nach der Geburt Christi! Ist es nicht klar, daß eben damals noch keine Maria im Himmel war, die seinen Zorn zu besänftigen und den Rachestrahl ihm aus der Hand zu winden wußte, wie sie es jetzt thut?" —

Letzteres Argument hatte für mich wenigstens das Verdienst der Neuheit und darum theile ich es Dir mit.

Literatur und Kunst.

„Die Geschichte des deutschen Volkes in fünfzehn großen Bildern dargestellt von K. H. Hermann aus Dresden. Mit erläuterndem Text von Dr. Foß nebst Vorwort von Dr. J. Stahl. Erste Lieferung. 1852. Gotha, Justus Perthes."

„Die Bibel in Bildern von Julius Schnorr von Carolsfeld. Erste Lieferung. Volksausgabe (Preis 10 Silbergroschen). Leipzig 1852. Verlag von Georg Wigand."

Die Aufgabe der religiösen Kunst auch für die evangelische Kirche, Schule und Volksbildung ist mit Recht auf den Kirchentagen zu Elberfeld und Bremen der Gegenstand einläßlicher Berathungen geworden, denen der Verein für religiöse Kunst seine Entstehung verdankt. Es ist dort bereits auf mehrere erfreuliche Erscheinungen auf diesem Gebiete hingewiesen worden: so auf Julius Schnorr's „Bibel in Bildern", auf O'Livier's Bilderbibel, auf das mit 84 Holzschnitten gezierte Evangelienbuch des evang. Büchervereins in Berlin, auf G. König's „Luther's Leben in bildlichen Darstellungen" u. A. Auch wir machen es uns zur Pflicht, an die Bedeutung und das Verdienst solcher Leistungen mit freudiger Anerkennung zu erinnern.

Diese Anerkennung gebührt namentlich den beiden Unternehmungen von Schnorr und Hermann, deren erste Lieferungen vor uns liegen, und die wir mit einigen Worten bei unsern Lesern einführen möchten.

Lange schon, ehe Hermann's deutsche Geschichte in Bildern dem größeren Publikum konnte dargeboten werden, haben wir uns in dem Hause des liebenswürdigen Künstlers zu Berlin oft mit andern Freunden an jener reichen historischen Bilderschrift erfreut, die so manches Jahr seines Fleißes und seiner Kraft in Anspruch genommen hatte. Aus tiefem gläubigen Gemüth hat der Künstler durch diese Bilder sein Volk belehren, erheben und trösten wollen, und hoffentlich wird ein Vertrauen, so rein und innig wie das seinige, nicht zu Schanden werden. „Die Kunst — so heißt es in dem Vorwort — hat sich hier das Problem gesetzt, bis zu gewissem Grade auch Wissenschaft und zwar populäre Wissenschaft zu sein. Es ist ein Vortrag über deutsche Geschichte in diesen Bildern von einer

durchdachten Auffassung und einer Fülle des Stoffs, daß er sich jeder Geschichtschreibung gleichstellt, aber durch die allgemein verständliche und eindringliche Sprache der Kunst . . . man wird in das Ganze eines Zeitalters versenkt, in die innersten Beweggründe seines Lebens, wie in seine äußere Erscheinung nach Architektur, Denkmälern u. s. w." — — „Durch alle diese Bilder aber geht Ein Geist, das ist der Geist deutscher Vaterlandsliebe und christlichen Glaubens. . . . Sie verkünden in stiller, aber eindringlicher Sprache die Wahrheit, die da bestehen wird, wenn Erd' und Himmel vergehen. — — Diese deutsche Geschichte in fünfzehn Tafeln ist ein wahres deutsches Nationalwerk nach Gegenstand, Auffassung und Beweggrund. Möge sie doch auch die Wirkung eines solchen haben; möge sie die Jugend in solchem Geiste in die vaterländische Geschichte einführen. . . . Möge sie in dieser Zeit, da nach der traurigen Lehre der Ereignisse Alle erkennen müssen, daß ihre Weisheit und Kraft nicht das Heil des Vaterlandes zu wirken vermag, auch Viele in dem Trost befestigen, daß dieselbe Hand, welche menschliches Ueberheben gedemüthigt hat, auch Macht besitzt, aus dem Abgrund der Gefahr und des Verderbens wieder aufzurichten zu Heil und Ehre und Frieden."

Wenn Gustav König durch seine Luther-Bilder uns den großen Reformator in seinen Entwickelungen, Erlebnissen und Thaten vor die Augen stellt; wenn Hermann uns die wechselnden Geschicke und Führungen seiner Nation von der frühesten bis auf die neueste Zeit vergegenwärtigt — so hat Julius Schnorr es unternommen, seinem Volke „die in der Bibel niedergelegte heilige Weltgeschichte" im Bilde zur Anschauung zu bringen. Wem wäre es nicht eine wohlthuende Erscheinung, wenn einer der ersten Künstler der Gegenwart durch seine Kunst mit Ernst und Liebe für „die Erziehung und Bildung der Jugend und des Volkes" wirken möchte? Und das ist nach des Künstlers ausdrücklicher Erklärung der leitende Beweggrund, der seine „Bibel in Bildern" hervorrief. „Nachdem ich vielfach im Großen mich versucht, Königshäuser und Villen geschmückt habe, möchte ich nun noch Antheil nehmen an der Arbeit der Erziehung und Bildung der Jugend und des Volkes. Nach meinem Berufe und mit meinen Mitteln möchte ich zur Betrachtung der ernstesten Angelegenheiten des Lebens veranlassen und locken... Die Bibel, dieses Buch der Bücher, bleibt unerschöpflich auch für die Zwecke der Kunst. Wenn es in großen Zügen die ersten Anfänge der Menschengeschichte gibt und deren Fortgang und Verlauf beleuchtet, endlich seine Strahlen wirft noch zu den künftigen Dingen und bis an das Ende, so findet die Kunst überall sich aufgefordert, auch ihre Farben dem Worte zu leihen... Keine andere Geschichte zeigt uns in so plastischer Anschaulichkeit und Deutlichkeit, wie die biblische, was es um den Menschen sei. . . Keine andere Geschichte gibt stärkere Mahnungen und eindringlichere Beispiele für jeden menschlichen Zustand; keine bietet wie sie Bild und Gleichniß für alle Vorkommnisse des Lebens... Darum will die Kunst immer von Neuem an diese Fundgrube gehen und sie ausbeuten." —

Gehört es nicht zu den erfreulichsten geistigen Regungen der Gegenwart, wenn wir unsre größten Künstler wieder so sprechen hören? Ist es nicht, als ob wir noch einmal die Sprache eines Albrecht Dürer und Lukas Kranach vernähmen? Es liegt darin ein gesunder ethischer Zug, der uns tröstend bestärkt in dem Glauben an eine künftige Versöhnung aller höheren Kräfte der Menschheit. Dieser ethische Ernst hätte gerade der deutschen Kunst am wenigsten sollen verloren gehen, die ihn als ihr schönstes Kleinod zu bewahren hat. Ganz in diesem Geiste sagt Schnorr: „Ich glaube, daß die Kunst den Beruf und die Mittel habe, Antheil zu nehmen an der Erziehung und Bildung des Menschen ... sie ist die Mithaushalterin der in der Leiblichkeit niedergelegten göttlichen Geheimnisse; hier ist die Werkstatt, wo sie an der Vollbereitung des menschlichen

Wesens arbeitet... Die erziehende Kraft der bildenden Kunst erweisel sich allerdings nicht in Lehre und Predigt, aber sie kann und soll deren dienende Begleiterin sein... Will sie das Gebiet des sittlichen Lebens als eine Mitarbeiterin an der Bildung des Menschen betreten, so ziehe sie vorher ihre schmutzigen Schuhe aus; denn da ist heiliges Land... Wer will erziehen will, soll selber erzogen sein; wer sittlich und religiös wirken will, soll selbst religiös und sittlich sein... Der bildende Einfluß der Kunst muß sich am Künstler selbst bewähren; in dem erworbenen Rechte, mit zu erziehen, wird er die Verpflichtung fühlen, sich vor Mißbrauch seiner Kunst zu hüten, und aus ihrem Tempel die Verführer hinaus zu werfen sammt ihrem Opium und dem Futter für die sündhafte Empfindung des unreinen Menschen. Er wird die schlimmste der Abgöttereien meiden, die nicht mit dem einzelnen Kunstwerk, sondern mit der Kunst selbst getrieben wird, wenn man sie an die Stelle der Religion und auf den Altar setzt... Solche Mahnungen müssen mit erhöhtem Ernst uns entgegentreten, wenn wir an die Thüre der Kirche klopfen und Einlaß begehren als Mitgehülfen am großen Werke der religiösen Menschenerziehung." —

Wir glaubten, die Gesinnung des ausgezeichneten protestantischen Künstlers am Besten dadurch zu ehren, wenn wir die Worte wiederholten, mit denen er sich über seine Arbeit und seinen Beruf ausspricht. Seine Bibel in Bildern begleiten wir mit den besten Wünschen auf ihrem Wege in die Familie und die Schule; den Zugang dorthin hat ihr auch die Verlagshandlung durch den außerordentlich billigen Preis möglich gemacht. Mit Ungeduld sehen wir der baldigen Erscheinung der Fortsetzung entgegen; denn das vorliegende erste Heft zeigt, was wir erwarten dürfen. Nur Ein Bedenken wollen wir nicht verschweigen, das für die Verbreitung des Werkes von großem Einflusse werden könnte; es betrifft die Wahl der Gegenstände. Ein Werk, das erziehenden Einfluß üben und sich an das Volk, an die Jugend wenden will, ist hierin zu der größten Umsicht verpflichtet. Der Künstler selbst berührt diese Schwierigkeit mit den Worten: „In einer Geschichte des Menschen dürfen die Darstellungen seiner Verirrungen nicht fehlen. Wem die Wahl einiger Gegenstände ... anstößig erscheinen könnte, der möge bedenken, daß mit ihrer Hinweglassung die Spitzen bedeutsamer Erzählungen abgebrochen würden. ... Es sind aber bedenkliche Gegenstände von mir nur da aufgenommen werden, wo ihre Behandlung unerläßlich schien, und die Art ihrer Darstellung wird zeigen, daß dem sittlichen Ernste nicht zu nahe getreten worden ist." — An dem Letztern hegen wir nicht den leisesten Zweifel, können aber dennoch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß von dieser Seite eine Gefahr drohe, und daß viele achtungswerthe Kreise, in denen der Künstler gewiß seinen Bildern eine Heimath wünscht, sich ihnen verschließen könnten, sobald sie hierin Anstoß nähmen. Schon haben sich in diesem Sinne Stimmen gegen die beiden Bilder aus der Geschichte des Tobias vernehmen lassen, und noch entschiedenere Warnungen werden überhaupt gegen die Aufnahme von Bildern aus den Apokryphen laut werden. — Möge unser warnender Wink nur als ein Beweis der aufrichtigsten Theilnahme an der Erreichung des aufgesteckten Zieles verstanden werden.

Ueber den geschichtlichen Charakter und die kirchliche Bedeutung des Mittelalters.

(Akademische Vorlesung, gehalten vor einem städtischen Auditorium in Zürich, am 2. December 1852. Von Professor Dr. Lange.)

Die Verhandlung über den geschichtlichen Charakter und die kirchliche Bedeutung des Mittelalters kann man in gewissem Betracht als eine der dringendsten Zeitfragen ansehen. Unsere Gegenwart kommt in ihren Kämpfen unvermerkt immer wieder auf das Mittelalter zurück, um in ihm, in dem Verständniß seiner geheimnißvollen, räthselhaften Gestalt die Lösung unabsehbarer Wirren zu finden. Diejenigen, welche sich mit jener Zeit am meisten verwandt fühlen, blicken mit Heimweh nach dem Mittelalter zurück; sie segnen es als das goldne Zeitalter der kirchlichen und bürgerlichen Ordnung und Sitte, ja wohl selbst als das tausendjährige Reich der Apokalypse. Ihre Gegenfüßler aber, welche von derselben Zeit ganz geschieden zu sein glauben, obschon sie ihr im Grunde eben so nahe stehen, verwünschen das Mittelalter als eine Urzeit alles geschichtlichen Unsegens, welcher noch auf unseren Tagen lastet, oder auch lasten soll; und Einige sogar möchten alle seine Ueberlieferungen in den Abgrund begraben, auch das übermittelalterliche, ewig neue Erbgut der Menschheit, das Christenthum. Von denen aber, die eine mittlere Stellung einnehmen, stellen sich die Einen die Frage: welche einzelnen zweckdienlichen Bausteine können wir aus jenem alten, etwas früh verlassenen Schacht noch herbeiholen? — während die Andern vielmehr so fragen: welche Elemente der Gegenwart haben wir noch als hemmenden Schutt in jene zu stark ausgebeutete Grube zu versenken? Selten wohl stellt die Frage sich dahin: wie können wir das Mittelalter rein aufheben in dem Sinne, wie ein neuerer Philosoph dieses Wort gebraucht hat? Wie bringen wir seine sterblichen Ueberreste und das Gespenst derselben, das aus seiner Todtenkammer immer wieder hervorschreitet, einmal gründlich und mit gebührenden Ehren zur Ruhe, indem wir seinen idealen Lebensgehalt, seinen geschichtlichen Reinertrag vergeistigt und verwandelt in unsere Gegenwart aufnehmen? In diesem Sinne

möchte ich es versuchen, einen Beitrag zur Lösung einer wichtigen, vielfach noch verhängnißvollen Zeitfrage zu geben.

Der außerordentlichen Schwankung und dem Widerstreit über den Charakter des Mittelalters entspricht ein ähnliches Auseinandergehen der Urtheile über die eigentlichen Gränzen desselben. Von zwei einander sehr feindseligen und doch sehr verwandten Seiten her läßt sich die Ansicht vernehmen: das Mittelalter hat mit der Kirche begonnen und hat im Grunde noch nicht aufgehört; es ist das christliche Zeitalter selbst. Die Einen erklären sich dann näher in dem Sinne: in der Erscheinung ist die Herrlichkeit der kirchlichen Hierarchie verdunkelt durch die dreihundertjährige Revolution, mißbräuchlich Reformation genannt, aber eben jetzt ist die alte Sonne Innocenz III. wieder im Begriff, das Gewölk mit vollem Glanz zu durchbrechen. Ihre Gegner aber erklären den gleichen Gedanken ganz anders. Das Mittelalter besteht noch in der vorwaltenden Erscheinung als die Zeit der katholischen Selbstentfremdung des Geistes; im Grunde der Zeit aber ist der Durchbruch des reinen Humanismus, der ausschließlichen Selbstgesetzgebung des menschlichen Geistes schon erfolgt, und er wird einmal, früher oder später, mit der Hierarchie auch dem Christenthum selbst ein Ende machen. Indessen sind die Begriffsverwechselungen, worauf diese Ansichten beruhen, die erstere nämlich, daß die Reformation eine stehende Revolution sei, die letztere, daß das wesentliche Christenthum gleich sei mit hierarchischem Absolutismus, beide so grotesk, daß wir uns hier nicht dabei aufzuhalten haben.

Auch hat die wirkliche Geschichtschreibung sich auf solche Voraussetzungen bisher wohl nur höchst selten eingelassen. Die Historiker geben dem Mittelalter mit seinem besonderen Namen auch seinen besonderen Charakter und seine besonderen Zeitgränzen innerhalb der Geschichte überhaupt, theilweise innerhalb der Geschichte der christlichen Menschheit. Allein schon aus den Schwankungen in der Gränzbestimmung müssen wir auch auf Schwankungen über den eigentlichen Charakter der unbestimmt abgegränzten Periode schließen. Nach Einigen soll das Mittelalter beginnen mit dem Untergange des weströmischen Reiches (476) und schließen mit dem Fall des oströmischen Reichs (1453). Zunächst ist es bei dieser Abtheilung auffallend, daß diese beiden Gränzpunkte in keinem rechten organischen Zusammenhang stehen. Oder sollte etwa der Gesammtuntergang des römischen Reichs der verbindende Grundgedanke sein? In dem Falle wäre das ganze Mittelalter eine Geschichte des Untergangs, und der Schwerpunkt desselben würde auf Constantinopel fallen. Was hat aber z. B. der Cölner Dom, dieses großartigste Denkmal des Mittelalters, mit dem

Untergang des römischen Reichs zu schaffen? Die schöpferische Seite des Mittelalters, sein eigentliches Leben gehört viel weniger der oströmischen als der weströmischen Welt an, und wiederum viel weniger dieser als der germanischen Christenheit. Noch anstößiger aber wäre die Forderung, wenn wir mit dem Fall von Constantinopel den Aufgang des türkischen Halbmondes über dem Bosporus als die Morgensonne unserer neuen Zeit betrachten sollten. Nur dann, wenn wir den Fall von Constantinopel in Beziehung setzen zur Reformation, gewinnt die Sache eine andere Bedeutung; dann bezeichnet er den ersten geschichtlichen Sturz der hierarchischen Politik in der Christenheit oder des Byzantinismus im Morgenlande, welchem der erste Sturz der politischen Hierarchie, des Absolutismus in Rom, entspricht. Nach Anderen rückt das Mittelalter in Zeit und Raum bedeutend dem Abend zu; es geht etwa von Karl dem Großen bis auf die Reformation. Karl der Große in seiner Erhebung zum römischen Kaiser (800) soll den eigentlichen Ursprung der neueren Staaten bezeichnen. Allein abgesehen davon, daß zwischen den Feudalstaaten und den neueren Staaten ein wesentlicher Unterschied besteht, so wird man auch nicht verkennen können, daß Karl der Große selbst durchaus schon als ein Kind und Zögling derselben Zeit auftritt, die er dann allerdings bedeutend weiter bildet. Was aber die Reformation als Schlußtermin anlangt, so findet sie eine sehr zu beachtende Concurrenz in dem Wiederaufleben der alten klassischen, griechisch-römischen Bildung, welches ungefähr gleichzeitig mit den Anfängen der europäischen Nationalliteratur größtentheils in das 15. und 16. Jahrhundert fällt.

Sehen wir uns zunächst nach dem geistigen Centrum, dem Grundgedanken des Mittelalters um, so wird sich mit diesem die Peripherie, Anfang und Ende der Periode, von selber finden. Jedes besondere Zeitalter hat einen Mittelpunkt des Bewußtseins, worin seine Bestrebungen culminiren, und nach dem es sich selber benennt. Die neuere Zeit trägt demgemäß den Namen der Reformation an ihrer Stirn, nicht nur, weil die kirchliche Reformation im engeren Sinne ihre stärkste bewegende Macht ist, sondern weil sie nach allen Beziehungen des Lebens auf ihrer Lichtseite eine reformatorische Tendenz hat, weil sie in allen Verhältnissen eine Wiedergeburt und Neugestaltung des Ueberlieferten aus den tiefsten Principien des Lebens im Auge hat. Der Blüthepunkt des hebräischen Geisteslebens war die Prophetie, auch wieder nicht bloß in dem Sinne, daß die Juden Propheten hatten, Verkünder des messianischen Reiches, sondern weil der ganze geistige Kerngehalt des Volkes mit prophetischer Triebkraft der Zukunft des Gottmenschen entgegeneilte. In einem ganz ähnlichen Sinne

haben die Griechen ihr höchstes bewußtes Geistesleben Philosophie genannt, Liebe zur Weisheit; in ihrer gelehrten Philosophie spiegelte sich ein Streben nach theoretisch begründeter, praktischer Lebensweisheit, welches durch alle bürgerlichen und menschlichen Verhältnisse hindurchging — ich sage, als Streben. Fragen wir nun, wie sich das Mittelalter in seinem entwickeltsten Selbstbewußtsein selbst bezeichnet hat, so heißt der Name Scholastik. Mit diesem Namen bezeichnen wir freilich zunächst nur die Philosophie und Theologie des Mittelalters, weil sie nicht als höheres, freies Schulleben des mündigen Geistes, sondern als unfreies Elementarschulleben zwiefach dienstbar war: in der Materie oder in ihrem Lehrgehalt der Autorität der hierarchischen Kirche, in der Form oder in ihrer Lehrgestalt der Autorität griechischer Meister, vor Allem den nur äußerlich aufgefaßten Denkformen des Aristoteles. Und auch in diesem Falle wieder ist der Name des reflectirenden Bewußtseins der Zeit nicht zufällig; denn sehen wir näher zu, so finden wir, daß der ganze Wesenscharakter des Mittelalters scholastisch ist; es bezeichnet die pädagogische Elementarbildung der getauften, nur den ersten Anfängen nach christlichen Völker, ganz besonders der germanischen Völker, für das mündige Christenthum.

Fassen wir nun zuerst den großen Schülerchor in's Auge, demnächst die Aufgabe und die Pädagogen. Die christliche Kirche stand seit Constantin als Staatskirche im römischen Reiche festgegründet, als die germanischen Völker im großen, viel verschlungenen Zuge der Völkerwanderung aus dem Nordosten im 4., 5. und 6. Jahrhundert gegen Ost, Süd und West heranstürmten, und den oströmischen Thron in Byzanz wiederholt erschütterten, den weströmischen endlich umstürzten. Diese Völker waren, als sie nach dem westlichen Europa kamen, größtentheils noch Heiden, ausgenommen die Gothen und verwandte Stämme, welche das Christenthum in einer schon ziemlich veräußerlichten Gestalt in ihrem friedlichen und kriegerischen Verkehr mit den Oströmern kennen gelernt hatten. Allein sie waren Heiden von dem edelsten Stoff, von der tiefsten Geistesahnung, und im größten, welthistorischen Nachbilde haben sie die Geschichte der Wanderung der Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem wiederholt. Wurden sie auch von nachdringenden Völkerhorden, namentlich den Hunnen, geschoben, und von der Hoffnung auf glänzende Beute gezogen, reizte auch die schöne Erde der südlichen Sonne ihr Auge, so war es doch auch eine tiefere Sehnsucht nach der christlichen Cultur des Südens, eine Ahnung ihrer künftigen großen christlichen Bestimmung, welche sie mit in Bewegung setzte. Dafür sprechen schon die edelsten Grundgedanken der germanischen Mythologie. Freilich treten sie auf dem neuen

christlichen Culturboden anfangs nicht so ehrerbietig auf, wie die Weisen in Bethlehem, obwohl die Germanen im Ganzen in dieser Beziehung sich von den Hunnen und Slaven rühmlich unterscheiden. Einzelne fangen damit an, die Thüre der äußern Kirche mit der Streitaxt einzuschlagen, die Kirche selber wohl zu berauben und zu zerstören; allein sie hören damit auf, daß sie ihre Kniee beugen vor den schuttumgebenen Altären. Und dieß gerade ist die merkwürdigste Thatsache jener Zeit: einer der kleinsten Schwärme wandernder Germanen konnte unter Odoakar der ausgelebten Riesengestalt des weströmischen Staates unter Romulus Augustulus ein Ende machen, die weströmische Kirche aber trug über den Trümmern ihrer Stiftungen den vollständigsten geistigen Sieg über die gesammten Heeresmassen ihrer äußeren Ueberwinder davon.

Die stärkste Gährung der Völkerwanderung beginnt mit dem Einbruch der Hunnen in Europa um 374 und dauert bis zu der Niederlassung der Lombarden in Italien (565).

Innerhalb dieser Zeit wurde zuerst Constantinopel unter Valens geschreckt, Rom von dem arianisch-christlichen Westgothen Alarich verwüstet; doch verschonte er die Kirchen. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts verheerte der Vandale Gensrich, obwohl arianischer Christ, mit den Fluren des nördlichen Afrika auch die katholische Kirche; Attila, der Hunne, durch Schaaren von Alanen, Sueven, Herulern und Alemannen verstärkt, zertrümmerte die christlichen Stiftungen und Städte an der Donau, am Rhein, im nördlichen Gallien. In Britannien versank die altbritische Kirche unter der Feindschaft der Angelsachsen größtentheils in Trümmern; in Oberitalien wurden die Katholiken von den Lombarden verfolgt.

Mit der Gründung des ostgothischen Reiches in Oberitalien durch Theodorich (493) und des Longobardenreichs, das nach der Zerstörung des ersteren durch Justinian (553) an seine Stelle trat (568), des Frankenreichs in Gallien durch Chlodwig um 486, des westgothischen Reiches in Spanien, wie sie um 585 vollendet war, der sieben angelsächsischen Reiche in Britannien, des alten burgundischen Reiches im südlichen Helvetien und Gallien, und der Niederlassung der Alemannen im nördlichen Helvetien, in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts, trat allmählich die Beruhigung der wandernden Völker ein, und ihre Bekehrung entweder vom Heidenthum zum Christenthum oder vom Arianismus zur katholischen Kirche konnte beginnen.

Und sie begann in der That sofort. Gregor der Große, welcher mit dem Jahr 590 den römischen Stuhl bestieg, eröffnete die christliche Mission, die innere und äußere, in großem Maßstabe. Zu den germanischen Völ-

kern aber, welche sich innerhalb des alten kirchlichen Gebietes gelagert hatten, kamen jetzt im 7. Jahrhundert die Angelsachsen hinzu, eben so die Germanen im innern Deutschland im 7. und 8. Jahrhundert; Karl der Große machte nach der Bekehrung der Sachsen schon den ersten Anfang mit der Bekehrung der Slaven und Avaren; im 9. Jahrhundert suchte der heil. Ansgarius († 864) die Dänen und Schweden auf; am Ende des Mittelalters waren alle europäischen Völker bekehrt, ausgenommen einzelne Ueberreste der Lappen im hohen Norden. Allein wir dürfen bei dieser weiten Ausdehnung der neubekehrten Christenvölker auch die Griechen und Römer selbst, bei denen schon seit Constantin das Christenthum als Staatsreligion eingeführt war, nicht außer Acht lassen. Denn Staatsreligion und Volksreligion sind sehr verschiedene Begriffe. Erst der Kaiser Justinian († 565) brach die letzte Macht des Heidenthums in seinem Reiche, ungefähr gleichzeitig mit dem ersten Abschluß der Völkerwanderung. Die Völker des alten römischen Reiches und die christlichen Kelten innerhalb und außerhalb desselben fallen also gewissermaßen mit den neubekehrten Heidenvölkern nach ihrem Verhältniß zum Christenthum unter Eine Kategorie. Das also ist das große Seminarium der mittelalterlichen Kirche.

Die meisten dieser Völker waren größtentheils schaarenweise, manche sogar zwangsweise getauft worden, besonders die Slaven. Die Nöthigungen der Völker zum Christenthum fangen zu Anfang dieser Periode leise an; Gregor der Große erfindet zu dem Ende Reizmittel und Bedrückungen, Karl der Große verwandelt die Nöthigung in offenen, doch mehr als halb politischen Krieg; am Ende wird das eigentliche Symbol der mittelalterlichen Mission das rothe Kreuz, der kriegerische Kreuzzug. Gleichwohl hießen die Getauften von vorn herein Christen, d. h. Menschen des Geistes, des Geistes Christi. Sie hatten die große Wassertaufe empfangen auf Hoffnung der Feuertaufe hin. Aus unmündigen Christen sollten sie in einer großen Schule des christlichen Lebens erzogen werden zu mündigen Christen, zu Menschen des persönlichen, lebendigen, freien Christenglaubens. Das war die Aufgabe, und dieser Aufgabe war sich der kirchliche Geist in den besten Christen ganz klar, das kirchliche Amt in der Masse der Priester wenigstens noch dunkel bewußt. Ich muß diesen Unterschied betonen; denn schon seit Constantin die Kirche zur Weltkirche gemacht hatte, war der ächt kirchliche Sinn in der Geistlichkeit bedeutend gesunken, obschon ihre theologische Weltbildung, sogar auch ihre mönchische Haltung eben so sehr gestiegen war. Um so leichter wurde es nun den Priestern der Kirche, auf den theokratischen oder alttestamentlichen Standpunkt zurückzutreten, den die große Aufgabe, Millionen roher Katechume-

nen zu Menschen des Geistes Christi zu erziehen, zu fordern schien. Man klagt gewöhnlich über ein ungeheures Versinken der theologischen Bildung zu Anfang dieser Zeit. Allein, ich sollte denken, Herabsteigen und Versinken ist zweierlei, und Schätze vergeuden, oder große Goldstücke in kleine Silbermünze umsetzen, um den Armen Brod zu geben, das ist eben so sehr zweierlei. Die schönen Tage der behaglichen Forschung waren einstweilen vorüber. Die Kirchenväter mußten ihre Feder niederlegen; sie mußten Scholastiker werden, Schulmeistergeistliche, wie sie namentlich Karl der Große unter Mitwirkung seines Freundes Alcuin in's Leben rief. Millionen großer Schüler, mitunter in der vollen Ueppigkeit der geistigen Flegeljahre stehend, Schüler, die einmal das Abendmahlbrod als ein leckeres Weißbrod vernaschen wollten, ein andermal dann wieder mit Angst und Grauen den Wein im Abendmahlkelch verschütteten, Schüler, denen Bonifacius, der sogenannte Apostel der Deutschen, das Pferdefleisch essen, die Wahrsagereien, die Zaubereien, die vielfach gräuelhaften Todtenopfer abzugewöhnen suchte, umdrängten die verhältnißmäßig immer kleine Schaar treuer Geistlichen; kein Wunder, wenn diese in dem Zuge nach einer tieferen Geistesstufe hinab, der sie selber schon erfaßt hatte, von der neutestamentlichen Stufe auf die alttestamentliche hinabtraten, wenn sie anfingen, das Evangelium in's Gesetz zurück zu übersetzen, das innerliche, wahrhaft kirchliche Leben in sinnbildlichen Figuren oder in Symbolen darzustellen, um auf diese Weise das Christenthum ihren Katechumenen beizubringen.

Genug, sie wurden zunächst Theokraten, d. h. sie suchten die geistig Unmündigen in gesetzlicher und symbolischer Weise vermittelst höherer Autorität für das mündige Christenthum zu erziehen.

Allein die Gemeineren unter ihnen hatten schon von vorne herein einen hierarchischen Hang, und auch die Besseren wurden unter dem steten Ringen mit der Roheit der Massen allmählich von dem hierarchischen Geiste meist überwältigt, d. h. sie befestigten jetzt eine strenge Scheidewand zwischen den mündigen Christen oder den Priestern und den unmündigen Christen oder den Laien. Das geistige Mündigwerden wurde nun nicht mehr nach Beweisen des Geistes, sondern nach der Stufenfolge der amtlichen priesterlichen Weihen beurtheilt. Nur mit den Mönchen wurde eine Ausnahme gemacht; wie der Priester im Cölibat und ähnlichen Dingen zum Mönch wurde, so rückte der Mönch immer mehr durch die Mission, durch Klosterpredigt, römische Privilegien und Heiligenschein in die Ebenbürtigkeit mit den Priestern empor.

Indessen auch auf der einfachen hierarchischen Stufe blieb der Priester

nicht stehen; er wurde am Ende in der Mehrzahl des Priesterthums zum hierarchischen Absolutisten. Und das war denn allerdings kein Hinabsteigen mehr, sondern ein Versinken. Die Nixe des Weltgeistes tauchte aus den Wogen des geistlichen Weltbehagens auf; halb zog sie ihn, halb sank er hin, und Er ward nicht mehr gesehen, nämlich der Priester des Geistes. Als Theokrat war der Geistliche mündig hinabgestiegen, um die Unmündigen emporzuziehen, als Hierarch hatte er die Scheidung zwischen Mündigen und Unmündigen amtlich befestigt, als hierarchischer Absolutist drückte, schleuderte, verfluchte er die zur Mündigkeit erwachenden edelsten Geister des christlichen Glaubens und Bekenntnisses in die ewige Unmündigkeit, ja in die geistliche Mundlosigkeit für das Diesseits hinab. Der Unterschied zwischen der Unmündigkeit und Mundlosigkeit scheint mir sehr bedeutend. Der Unmündige darf immer noch fragen. Welche Fragen hält man arglosen, ahnenden Kindern nicht zu gute! Allein gegen das Ende des Mittelalters war schon das Fragen zur Ketzerei geworden. Auch der gute Hermes in Bonn wollte neuerdings noch nur fragen, und zwar eigentlich nur zum Schein fragen, die Glaubenslehren in Frage stellen, um gut römisch-katholisch zu antworten. Für den hierarchischen Absolutismus aber ist schon die wahrhaft naive Geistesfrage eine Ketzerei. Ja, vermittelst der Inquisition und ihrer Torturen bringt er sogar den fragenden Blick unter die Kelter, um auszumitteln, ob tief im Herzen die Autorität seines Machtwaltens noch in Frage steht.

So hatte allmählich die amtliche Geistlichkeit des Mittelalters größtentheils ihre ursprüngliche Lection rein verlernt, allein glücklicher Weise so allmählich, so langsam verlernt, daß unterdeß die Zöglinge selber die Lection recht gelernt hatten. Sie sollten den Lehrmeistern nachsprechen, und fingen an, sie zu examiniren in der unschuldigsten Weise, indem sie das rückwärts übersetzte Evangelium wieder vorwärts übersetzten. Die Tradition ist ehrwürdig, aber die Bibel ist die Tradition der Traditionen; der Statthalter Christi ist ein hoher Statthalter, aber das Wort des Fürsten geht über den Statthalter; die Schale des Glaubens ist geweiht, aber der Kern der Schale, der Glaube an die volle Versöhnung durch Christum ist der Kern der Schale: mit solchen Erklärungen begann ihre Mündigkeit. Nachher folgten ganz andere Erklärungen; das Mittelalter aber hatte seine Aufgabe gelöst.

Nach dem Gesagten brauche ich über den Pädagogen der mittelalterlichen Schulzeit nicht viel zu bemerken. In der Erscheinung tritt das kirchliche Amt als der Pädagoge des Mittelalters auf, und es nimmt die politische Würde in seinen Dienst. Allein immer mehr müssen wir erken-

nen, daß ein höherer Pädagog unsichtbar im Hintergrunde der Zeit steht und Alles überwaltet, der christliche und kirchliche Geist in den erleuchtetsten Geistern. Und je mehr die berufenen Pädagogen in der größeren Masse ihrem Beruf untreu werden, desto mehr fängt der ewige Geist der Kirche, Christus in der Kirche, an, sich durch die Minderberufenen kund zu geben, durch Kaufleute, wie Peter Waldus, durch tief herabgedrückte Lehrer der Theologie, wie Wicliff und Huß, endlich durch einfache Bettelmönche und Leutpriester, wie Luther und Zwingli. Das Bedürfniß der Wahrheit in der Welt ist so schreiend, daß Christus einst zu den jüdischen Hierarchen sagen konnte, als sie ihn aufforderten, den Tempelknaben den Mund zu stopfen, da sie ihm Hosianna jauchzten: wenn diese schweigen (die Tempelknaben nämlich, welche die Tempelfürsten ersetzen), so werden die Steine schreien. Die Steine des jüdischen Tempels haben am Ende wirklich geschrieen, aber mit dem christlichen Tempel ist es Gottlob dahin nicht gekommen. Die namhaftesten Zeugen der Wahrheit waren immer noch Doctoren der Theologie. Aber der Pädagoge, der auch sie gelehrt hatte, war der Geist Christi in der inneren Kirchlichkeit des Mittelalters. Die äußeren Pädagogen, wie sie heißen mochten, Hierarchen, Päpste, Fürsten, Kaiser, Doctoren und Mönche, so bedeutend in bedingtem Sinne ihr pädagogisches Amt war, waren doch selbst im Ganzen der großen Schulzucht des Mittelalters verfallen. Es war eine Schule des wechselseitigen Unterrichts.

Ist dieß der Grundgedanke des Mittelalters, so haben wir zugleich Anfang und Ende desselben gefunden. Zuvörderst noch wird sich uns die Bemerkung aufgedrängt haben, daß der Name Mittelalter, obschon im äußerlichsten Sinne richtig, doch nach seinem schillernden Charakter sehr beirrend wirken kann, und in der That gewirkt hat. Das Mittelalter will eigentlich nur die Mittelperiode zwischen der Geschichte des Alterthums und der neueren Zeit bezeichnen. Allein wie leicht mischt sie da der Gedanke ein an seine mittlere Lebenszeit, an das geistige Mannesalter, an die Manneszeit in der kirchlichen Entwickelung, an die Zeit des vollen Blüthenlebens der christlichen Menschheit, mindestens an das Jünglingsalter der Menschheit, wie das Conversationslexikon meint! Um so mehr, wenn die Vorstellung der mittelalterlichen Gestalten hinzutritt: ein männlicher ehrenvester Ritter in seinem Stahlharnisch, ein donnernder Kirchenfürst mit der dreifachen Krone, ein hoher, hagerer Mönch, von der Verehrung der Zeit wie von Heiligenschein umflossen. Es kostet allerdings eine Ueberwindung, wenn man sich sagen muß: diese Alle sind, unter dem nächsten Gesichtspunkt betrachtet, Elementarpädagogen der Christenheit, unter dem

höchsten aber selbst noch Schulknaben. Wir müssen uns freilich dabei wohl erinnern, daß der bessere Schüler, von der Macht des idealen Corporationsgeistes und eigener Ideale getragen, schon vielfach einen frischeren Schwung, eine höhere Haltung gewinnt, unter welche er später als vereinzelter mündiger Bürger, vielleicht selbst als Amtmann und Lehrer tief hinabsinken kann. Gleichwohl bleibt der scholastische Grundzug des Mittelalters eben damit festgestellt, und wir haben nun eine feste Gränze für den Anfang und für das Ende desselben. Der Anfang liegt am Ende der großen Völkerwanderung; das Ende liegt am Anfang der großen religiösen, wissenschaftlichen und bürgerlichen Geisterwanderung, oder der Wanderjahre, welche die christliche Menschheit am Abschlusse ihrer eigentlichen Lehrjahre antritt.

Ueber den Beginn dieser geistigen Wanderjahre der christlichen Menschheit will ich nur Weniges bemerken. Die geistige Auswanderung eines großen Theils der Christenheit aus dem mittelalterlichen Seminar ist nur die negative Seite der religiösen Wanderung, welche nach ihrer positiven Seite in's Reich des Unsichtbaren geht. Von diesen unzähligen Erhebungen gläubiger Gemüther nach dem ewigen Christus, nach der ewigen Gottesstadt gibt die Geschichte nur eine mangelhafte Kunde durch die Hinweisung auf die evangelischen Bekenntnisse und auf die Seligkeiten eines großen neuen Martyrleidens mitten in der Christenheit selbst. Aus der verweltlichten Kirche wandert aus die kirchliche Welt, das kirchlich freie Individuum, die kirchlich freie Familie, der kirchlichfreie Staat, die kirchlich freie Wissenschaft, und allmählich auch im Gefolge der kirchlich freien Beredsamkeit und Dichtung, die doch auch Künste sind, und zwar die edelsten, obschon man sie gewöhnlich bei dieser Frage übersieht, die niederen Künste nach einander, wenn auch mit zögerndem Fuß. Die entfesselten wissenschaftlichen Forschungen, welche nun beginnen, sind auch von Alexander von Humboldt als eigentliche Geisteswanderungen bezeichnet worden. Die Schriftzüge fangen an zu wandern in der Buchdruckerkunst; die katholischen Völker selbst, von dem magischen Zuge mit ergriffen, wandern in die Ferne: die Spanier entdecken Amerika, die Portugiesen den Seeweg nach Ostindien, und protestantische Niederländer und Engländer folgen ihnen auf dem Fuße nach; die mittelalterlichen convexen Gläser und Brillen verwandeln sich nun allmählich in Teleskope und Mikroskope, und während der menschliche Geist sich mit Hülfe der ersteren in die unermeßlichen Weiten der Sternenwelt emporschwingt, versenkt er sich mit Hülfe der letzteren in die Region des kleinsten Lebens, wie sie Ehrenberg nennt; die Mährchenwelt von Liliput wird in der Wirklichkeit früher aufgefunden

als sie Swift in der Poesie sinnbildlich beschrieben hat. Ja, die alte Erde selbst rührt sich nun auch; da alle ihre mündigen Söhne auf die Wanderschaft ziehen, fängt sie auch an, mit dem Copernikanischen System (1553 **de orbium coelestium revolutionibus**) ihren alten Wanderzug um die Sonne offenbar werden zu lassen vor aller Welt. Und so sicher die Mutter ihren Wanderzug um die Sonne begonnen hat, so sicher steht der Wanderzug ihrer Kinder, der mündigen Christenheit, unter der Leitung Gottes.

Darum dürfen wir getrost erwarten: auf die christlichen Lehrjahre und Wanderjahre werden auch noch christliche Meisterjahre folgen.

Wenn jedoch auf diese Weise der Charakter der neueren Zeit als die Zeit der freien, mündigen Geistesbewegung der Christenheit, wie sie allerdings einerseits durch die Absolutismen des Mittelalters, andererseits durch die Anarchismen desselben, neue Petrobrusianer, Geschwister des freien Geistes und Adamiten noch vielfach gehemmt ist, geschildert wird, so ist der Streitpunkt noch nicht erledigt, ob es das Wiedererwachen der klassischen Bildung und das Erwachen des Geistes der Nationalliteratur oder die Reformation ist, welche dem Mittelalter ein Ziel setzt. Bei diesem Streite werde ich mich nicht aufhalten. Ich könnte sogar mit dem Spruch darüber hingehen: Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. In der vorchristlichen Weltgeschichte tritt uns der merkwürdige Gegensatz der materialen religiös-sittlichen Geisteszucht der Hebräer, durch göttliche Offenbarung geleitet, und der formalen logisch-ästhetischen Geisteszucht der Griechen, durch menschliche Idealität vermittelt, wie ein paralleler Höhenzug entgegen, der sich durch viele Jahrhunderte hindurchzieht. Die Nationalitäten, welche diese höhere, innerlichere Vorbildung auf das christliche Geistesleben tragen, gehen zu Grunde, der geistige Reinertrag ihrer Geschichte aber fließt in der christlichen Kirche zusammen: schon mit der Entstehung des N. Testamentes in griechischer Sprache. Das Heil kommt von den Juden, die Offenbarung der materialen Charis, der Gnade; allein die Grazie der wesensgemäßen Erscheinung nimmt die erste christliche Kirche gern von dem christlich geheiligten Hellenismus an. In Alexandrien findet die vollendetste Verbindung des hellenischen Gymnasiums und der hebräischen Prophetenschule, wie sie beide christlich vollendet sind, statt. Am Anfange des Mittelalters jedoch muß diese zwiefache höhere Bildungsschule einer rauheren, äußerlicheren Elementarzucht Raum machen; sie scheint wie begraben; nur einzelne Elemente derselben sind in der Schule des Mittelalters wirksam. Gegen das Ende der Periode aber kommen sie fast gleichzeitig beide zur Auferstehung. Die formale höhere Geistesbildung hat sich unter dem Druck des byzantinischen Cäsaropapismus erhalten und

verjüngt; die Schule der materialen Geistesprophetie ist als Reformation unter dem abendländischen Papalcäsarismus zur Auferstehung erstarkt. Die formale Bildung kann nun allerdings eine kirchliche Reformation nicht bewirken; das beweist einer ihrer edelsten Träger, Erasmus, das beweist ihre vielfache Hinneigung zu freigeistischem Unglauben und schmiegsamen Servilismus. Allein eben so wenig kann nach göttlicher Ordnung das materiale Glaubensprincip für sich allein fertig werden, und so sehen wir auch von vorne herein die besten Humanisten mit den Reformatoren im Bunde, und innerhalb des reformatorischen Kreises sehen wir den klassisch gebildeten Melanchthon mit dem prophetisch zeugenden Luther, welcher den Melanchthon sogar sein Organon nannte, im Verein, wie denn auch in der reformirten Kirche der klassische Zug bei Zwingli, der kirchliche bei Calvin stärker hervortritt. Nur da, wo diese beiden Geistesrichtungen ihr eigenes inneres Wesen verkennen, können sie sich einander entfremden. Schließt die materiale Reformation eine Mesalliance mit der Scholastik, so darf sie sich nicht allzu sehr wundern, wenn die klassische Bildung eine gleiche Mesalliance mit dem Sensualismus eingeht. In ihrer wahren Selbstentwickelung aber werden sie sich immer einander wieder erkennen.

Damit wäre denn der geschichtliche Charakter des Mittelalters, wie seine Begränzung festgestellt. Nur einige Einzelzüge mögen das Bild noch veranschaulichen.

Daß der Charakterzug des Mittelalters der einer elementar-pädagogischen Völkererziehung ist, dieß beweisen namentlich die scholastischen Unterrichtsmethoden, welche alle Gebiete des Lebens umfassen. Die innerlichen, geistgemäßern freien Bildungsmethoden sind bekanntlich erst eine Frucht gereifter Einsicht; das unentwickelte, selber noch schülerhafte Lehramt fängt mit blindem Autoritätszwang und einem ungeheuren Apparat von äußerlichen Regeln an. Nach diesem Regelnzwang bildet der mittelalterliche Scholastiker oder Klosterlehrer die Stufenfolge seiner Schulen, das Trivium und Quadrivium aus, die Dreiwege und Vierwege, worin die sogenannten sieben freien Künste gelehrt werden. Nach diesem Regelnzwang bildet sich die mittelalterliche Frömmigkeit selbst, indem sie im Mönchsthum den Geist der wahren religiösen Weltentsagung veräußerlicht in mönchischen Büßungen darstellt. Jeder Mönchsorden hat sein ausführliches Regelnverzeichniß, aber immer wieder sucht ein Mönchsorden den andern mit seiner Regel zu übertreffen, von der Regel des heil. Benedict (um 529) bis zur Bildung der großen Bettelorden zur Zeit Innocenz III. (um 1215); endlich nach der Reformation fügt der Jesuitenorden noch zu den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams das vierte

hinzu, willenlos in die Welt hinaus zu gehen, wohin der Papst ihn sendet. In der Stufenfolge der kirchlichen Weihen und der damit verbundenen Pflichten sucht wenigstens das geistliche Amt sich zu reguliren, bestimmter noch in dem Kanonikat, dem regulirten Leben der Chorherren. Dieselbe Scholastik geht durch das bürgerliche Leben hindurch. Selbst der mächtige Feudalfürst läßt sich tägliche Lectionen in der Staatsweisheit geben von seinem Hofnarren; der Ritter übt sich auf das Gesetz der Manneshre ein durch die Methoden des Duells, des Turniers, des Abentheuers und andere; der Meistersänger hat seine Tabulatur, sein Regelnbuch, worin allein 32 Fehler gegen Reim und Silbenzahl verzeichnet stehen; Aehnliches gilt von allen Künsten. Die Handwerkerzunft erzieht nach strengen Regeln und Symbolen den Lehrling zum Gesellen, und dieser wird endlich erst mit einem Meisterstück zum Meister. Besonders ausgebildet ward bekanntlich dieses Regelnwesen in den Bauhütten der Maurer, deren Gesetze, eine höhere christliche Humanität anstrebend, als sie sie bei den meisten Priestern fanden, mit der reichsten Symbolik geschmückt waren. Auch die Liebe selbst wird an den sogenannten Liebeshöfen (cours d'amour) einem scholastischen Rechtsverfahren unterworfen; der Präsident dieser Gerichtshöfe, wo die Liebesprozesse verhandelt werden, trägt den hochtrabenden Namen: Fürst der Liebe. Interessant wäre es, die Schulmethode und Schulsprache der mittelalterlichen Räuber, Diebe und Bettler, ihre Scholastik also kennen zu lernen. Dem Raubritter wurde sogar in der sogenannten treuga dei oder dem Gottesfrieden ein Schulzwang auferlegt, nach welchem er nur an bestimmten Wochentagen plündern durfte. Selbst das Essen finden wir bei den Mönchen zumal unter eine strenge Methodik gestellt. Wenn der Mönch nach der Regel des heil. Columban von 590 im Convict es vergißt, über seinen Löffel das Zeichen des Kreuzes zu schlagen, und wenn er über Tisch ohne Noth redet, so bekommt er allemal sechs Peitschenhiebe; wenn er aber ißt, ohne den Segen gesprochen zu haben, so bekommt er die Doppelzahl, zwölf. Wenn aber die Mönche nach einer solchen Methodik aßen, so ist es kein Wunder, daß auch die Burschenschaften das Trinken einübten nach einem gewissen scholastischen Comment. Sogar diejenige Richtung, welche den stärksten Gegensatz zu der Scholastik im engeren Sinne bildete, die Mystik, stellte das Allerfreiste, was es geben kann, die religiöse Anschauung, die Ekstase des Gemüthes, in einem bald so, bald so, doch immer streng geregelten Stufengange dar.

Ueber die Elementarmethodik der mittelalterlichen Lebensbildung kann also kein Zweifel sein, gewiß noch weniger aber über den elementaren Charakter seiner pädagogischen Zucht. Auch darin freilich erweist sich die

Bildungsstätte des Mittelalters als eine Schule der Unmündigen, daß die Zöglinge zuerst mit Bilderbogen, Bilderbüchern und Geschenken gelockt werden, mit Prozessionen, kirchlichem Schaugepränge, Reliquien und wunderthätigen Amuletten. Sind sie aber einmal der Schule einverleibt, so gibt es schwere Schläge und große Straflectionen aller Art. Das üblichste Strafinstrument ist die Büßergeißel; die Straflectionen bestehen besonders in dem Hersingen von Psalmen und dem Hersagen von kirchlichen Litaneien. Auch die Zuchtmeister selbst werden in diesen Kreis der äußerlichen Pönitenzen hereingezogen. Derselbe Mönch, der wie ein Heiliger, mitunter wie ein Halbgott vor den Augen des Laien dasteht, wird im Kloster wie ein Schulknabe wegen der geringsten Versehen gezüchtigt. Nach der genannten Regel des Columban bekommt er wieder sechs Peitschenhiebe, wenn er auf den Segen des Abtes nicht Amen sagt, oder gar wenn er bei dem Anstimmen eines Psalms hustet; untersteht er sich, mit einem Weibe allein zu reden, so bekommt er 200 Peitschenhiebe, doch nicht auf einmal, sondern in acht Trachten zu je 25. Mit vierzigtägigem Fasten bei Wasser und Brod wird derjenige gezüchtigt, der auf einen Verweis des Probstes sich untersteht zu antworten, er wolle die Sache vor den Abt bringen, d. h. einfach an den höheren Vorgesetzten appelliren. Und wie der Abt den Mönch zuchtmeistert, der Priester den Laien, so werden beide wieder mit den mannigfachsten Strafen, namentlich empfindlichen Geldbußen, gezüchtigt vom Bischof. Ueber diese alle aber, wie über die ganze Christenheit kommt mit den gewaltigen Bußverhängnissen der Papst. Mit Bannflüchen, Interdicten und Kreuzzügen schlägt er Kaiser, Fürsten, Städte und Völker. Bisweilen wurden die päpstlichen Bannbullen fast im buchstäblichen Sinne als Kriegsmittel gebraucht. Allein auch die Päpste gingen nicht leer aus. Wie sie die Kaiser züchtigten, so wurden hinwiederum sie von den Kaisern gezüchtigt. Nach der Theorie Innocenz III. sollten der Papst und der Kaiser wie Sonne und Mond in friedlicher Eintracht am Himmel der Christenheit walten. Aber wie oft hat diese Sonne diesen Mond mit ihren Bannstrahlen schwarz gebrannt! Dann aber fielen auch Mondstich und Mondsteine auf die tonsura Petri, das geweihte Haupt des Kirchenfürsten, und der rothe Bart Kaiser Friedrich's hat auch nicht immer wie der milde Mondschein über dem Vatican geleuchtet. In der späteren Zeit übernahmen die fränkischen Fürsten dieses Strafamt. Philipp der Schöne ging in der Mißhandlung Bonifaz VIII. über alles pädagogische Maß hinaus. Die mit ihm beginnende Entwürdigung des Papstthums durch französische Fürstenmacht hat sich in der neueren Zeit bedeutsam wiederholt, und ist wohl ein Zeichen, das seine letzte Erfüllung

noch nicht gefunden hat. Am Ende wurden die Päpste sogar von den Concilien und auf den Concilien besonders von Theologen und Juristen in die Zucht genommen. Man weiß freilich, wie furchtbar roh und elementarisch zuletzt die Zucht des Mittelalters waltete: das Schwert tritt an die Stelle der Ruthe, selbst der Belehrung, die Tortur an die Stelle des geistigen Examens, die Brandfackel ersetzt die bildliche Illustration, der Scheiterhaufen die Strafecke, und gräßliche Verwünschungen bis auf Kinder und Kindeskinder den Verweis. Es war aber eine harte Zeit, worin Viele sogar das Bedürfniß zu fühlen glaubten, sich selber zu geißeln, nachdem besonders Damiani († 1072) die herrlichen Wirkungen der Büßergeißel mit Begeisterung gepriesen hatte. Furchtbar über alle Maßen war es, wenn zuletzt eine Strafe auf die andere schlug; die letzten Geißler wurden im 15. Jahrh. auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

Offenbar ist die pädagogische Zucht des Mittelalters im Einzelnen tausendfach zur gräßlichen Caricatur geworden; im Ganzen aber hat sie trotz alle dem aus den Barbaren des sechsten Jahrhunderts ein Christengeschlecht herangebildet, welches für die freie Selbstzucht des christlichen Geistes gereift war.

Will man aber die Schul-Licenzen kennen lernen, welche den Gegensatz zu diesen Strafen bilden, so muß man die Geschichte des römischen Jubeljahrs und des Ablaßhandels in's Auge fassen; und dann erst wird man den Geist der Reformation in seiner sittlichen Größe erkennen. Nicht an jener grauenvollen Strenge, an den Scheiterhaufen, sondern an der allersüßesten, aber giftigen Milde, dem Ablaßhandel, hat er sich entzündet.

Trotz aller Pädagogik also endigt die Zeit des Mittelalters mit einem großen historischen Bruch, und auch damit dürfte sie sich als die wahre Schulzeit der Christenheit charakterisiren. In der Schule fällt das geistige Leben der jungen Menschennatur in den größten Gegensätzen auseinander; so im Mittelalter. Die Schule ist das geistige Heimathland des Fleißes, wie der Faulheit, und zwar ebensowohl in sittlicher, wie in intellectueller Beziehung. Daran müssen wir uns erinnern, um es ganz zu verstehen, daß das Mittelalter einerseits so vielfach den Eindruck der geistigen Verdumpfung und der moralischen Versumpfung macht, und dann auch wieder in den unfäglichsten Anstrengungen und Erfolgen edlerer Geister das Sprüchwort bestätigt: Morgenstunde hat Gold im Munde. Mit welcher Anstrengung haben die Benedictiner die europäischen Urwälder aufgerissen, die Scholastiker ihre Folianten aufgethürmt, und, man muß es gestehen, auch die Päpste zum guten Theil in den besseren Tagen ihres Zeitalters in ihrem Berufe geschwitzt! Es ist eine gewöhnliche Neigung der altprotestan-

tischen Ansicht, die Päpste fast durchweg als heuchlerische Hierarchen zu betrachten. Dieser Ansicht widerspricht schon die ungeheuere Todtenliste des mittelalterlichen Papstthums, die sich bei weitem nicht bloß daraus erklärt, daß die Päpste meist erst im spätern Alter zu ihrer Würde befördert wurden, um so weniger, da diese Sitte erst spät zur Regel wurde. Man zählt etwa von dem Amtsantritte Gregor's des Großen (590) bis zum Ableben Hadrian's VI. (1523), also zu Anfang der Reformationszeit, 169 Namen. Vertheilen wir diese auf den betreffenden Zeitraum von 933 Jahren, so kommt eine durchschnittliche Amtsdauer von ungefähr 5½ Jahren heraus. Demnach wird man gewiß nicht behaupten können, daß die Luft auf jener fast übermenschlichen Höhe eine makrobiotische Wirkung habe. Wenn auch selten in dem höheren alttestamentlichen Sinne, so ging doch der alttestamentliche Spruch oft in Erfüllung: ‚der Eifer um dein Haus hat mich gefressen; der neutestamentlichen Losung aber: es ist meine Speise, den Willen des Vaters zu thun! werden wir kaum begegnen. Dieser verzehrende Eifer eines fanatischen Amtsgefühls erklärt sich einmal daraus, daß der gesetzliche Geist den evangelischen Geist, welcher innerhalb seiner Institution erwuchs, nicht verstand, daß er von ihm fortwährend mit tausend Aengsten erfüllt wurde, sodann daraus, daß ohnehin schon der römische Genius dem germanischen Genius, dessen Pflege er übernommen hatte, nicht gewachsen war und seinen Flügen nicht folgen konnte. Als der römische Cardinal Cajetan das bekannte Zwiegespräch mit Luther in Augsburg gehalten hatte, erklärte er, er habe sich vor den tiefen Augen dieser deutschen Bestie entsetzt. Und nun denke man sich die traurige Lage einer Gluckhenne, die immer wieder die Erfahrung macht, daß ein guter Theil ihrer Brut mit Adlerflügeln sich in die Höhe schwingt, oder in gackernden Gänsen und weißen Schwänen zum Vorschein kommt, die mit langgestreckten Hälsen sich kopfüber in die blaue Fluth stürzen. Ohne Zweifel muß dieser Anblick ihrer Gesundheit schaden. Genug; die Hierarchen haben theilweise gewaltig gearbeitet. Man wird aber nicht nur zwischen dem mechanischen Fleiß des Ceremoniendienstes und Traditionsdienstes und dem innerlichen Fleiß des geistigen Erwachens, nicht nur zwischen dem intellectuellen und moralischen Fleiß, sondern auch zwischen dem moralischen und religiösen Fleiß unterscheiden müssen: in allen Beziehungen stellt sich das Mittelalter an dem Gegensatz unerhörter Fahrlässigkeit und unerhörten Strebens dar, und das welthistorische Examen, welches die Resultate dieses Gegensatzes constatirt, ist noch nicht zu Ende.

Dieser allgemeine Widerspruch zwischen Schatten und Licht vereinzelt sich in eine Menge von Widersprüchen. Ich habe schon angedeutet, wie sich dem

furchtbarsten Mechanismus des geistlichen Amtslebens und der Laienandacht die tiefsten Innerlichkeiten religiöser Andacht gegenüberstellen; bei einzelnen Mystikern des Mittelalters, wie z. B. dem Dominikaner Suso († 1365), wird diese Innerlichkeit zu einer schönen, gesangartigen Lyrik des Gemüthslebens, bei anderen, z. B. dem niederländischen Mystiker Ruysbroeck († 1381), zu einer tiefen, feststehenden Ekstase. Ebenso stellt sich dem hierarchischen Gewissenszwang, der furchtbaren Geisteslast der Autorität ein frischer Protestantismus in einer neuen Gestalt gegenüber; im 9. Jahrh. vertritt ihn Claudius von Turin († 839) mit vielen Andern; im 11., freilich in stürmischer Weise, Arnold von Brescia; im 12. bricht er hervor in der Gemeine der Waldenser (um 1171), im 14. in den Wicliffiten (Wicliff † 1384), im 15. in den Hussiten; durch das ganze Mittelalter hindurch lebt er bruchweise in allen edleren Katholiken, in dem späteren Mittelalter in den sogenannten Gottesfreunden, die von Mailand bis Cöln reisen konnten und sicher waren, unterwegs immer eine Herberge von Gleichgesinnten zu finden.

Sodann aber bemerken wir eine Reihe von Gegensätzen, in denen Schatten und Licht auf die seltsamste Weise gemischt sind. Dem strengen, unfreien Orthodoxismus der Kirche, welcher aus jeder Formel in den äußersten Nebensachen ein unverbrüchliches Glaubensgesetz macht, gegenüber bildet sich eine unabsehbare Reihe von Häretikern, welche wissentlich die Elemente einer dem Christenthum widerstehenden Weltansicht, bald Dualismus, bald Pantheismus, bald Judenthum, mit dem Glauben vermengen: Bogomilen im Morgenlande, Katharer im Abendlande, Pateriner und Albigenser, Pasagier, schwärmerische Franziskaner, und eine große Reihe anderer Namen und Schwärme, deren Aufzählung schon allein uns zu lange aufhalten würde. Die Meisten aber zeichnen sich darin aus, bei aller Verirrung, daß sie inneres Leben wollen, lebendige Erkenntniß. — Die gewaltige, eiserne Ausschließlichkeit des geistlichen Amtslebens aber wird ebenso ergänzt durch das Ansehen, zu welchem das träumerische, selbst religiös-somnambule Ahnungsleben im Volke, namentlich bei frommen Frauen gelangt. Die heil. Hildegard, Aebtissin in dem Kloster des heil. Ruprecht bei Bingen seit 1141, belehrte mit ihren Visionen selbst den Papst Eugenius III., Kaiser Conrad III., Friedrich I. und viele Bischöfe und Aebte. Nach der katholischen Tradition ging selbst das höchste Fest der mittelalterlichen Kirche, das Frohnleichnamsfest, aus den Träumen einer Nonne zu Lüttich um das Jahr 1230 hervor; ja die Vorstellungen der visionären heil. Katharina von Siena konnten sogar den Papst Gregor XI. (1377) mit bewegen, seinen Sitz von Avignon nach Rom zurück

zu verlegen. An der Entstehung der römischen Jubeljahre aber war die prophetische Sage des Volks wesentlich betheiligt.

Ein Gegensatz vor andern aber tritt besonders merkwürdig und großartig in den Vordergrund; es ist das Auseinandergehen des Katholicismus und des Separatismus. Das Mittelalter ist in gewissem Sinne allerdings die Blüthezeit des Katholicismus: das heißt, es ist die Zeit des christlichen Gemeingefühls; es hat zuerst aus den verschiedensten Völkern ein Volk gemacht. In einem fast magisch wirkenden Gemeingefühl sehen sich alle diese vielfach so heterogenen Nationalitäten wie das neue Volk Israel an; die einzelnen Völker erscheinen in diesem Lichte fast wie die zwölf Stämme desselben Volkes. Das haben vor Allem die sieben großen Kreuzzüge seit 1095 nach dem heil. Grabe bewiesen. „Wenn die Reben wieder blühen, rühret sich der Wein im Faß", sagt Goethe: als die Christenheit sich wieder wie ein neues Israel fühlte, wollte sie auch das gelobte Land wieder besitzen mit dem heil. Grabe. Allein es macht sich bald bemerkbar, daß dieses Gemeingefühl noch kein geistig freies war, worin der christliche Geist den christlichen Geist erkennt. Dafür zeugt schon die Thatsache, daß der Krieg zwischen den christlichen Völkern durch dieses katholische Gemeingefühl ungehemmt hin und her fahren konnte. Es war zunächst nur noch ein psychisch oder seelisch unfreies Gemeingefühl, das sich vielfach in die dunkelsten Zerrbilder verkehren konnte. Diese Erscheinung zeigt sich uns schon in dem Vortrab der eigentlichen kreuzfahrenden Ritter, Könige und Kaiser, wie er sich aus wilden, schwärmerischen Abentheurern bildete; später, zur Zeit Innocenz III. um 1212, in den zwei Kreuzzügen der Kinder, deren einer wie ein Wirbelwind der Sympathie, von Cöln ausgehend, 7000 Knaben und Mädchen über die Alpen dahinführte, von denen nur Wenige heimkehrten, während der größere französische Kreuzzug wie eine Wasserhose 20,000 französische Kinder in Marseille zusammentrieb, welche zum großen Theil von verrätherischen Seefahrern an die Saracenen in Afrika verkauft wurden. Aus trüberen Elementen gebildet war das Kreuzheer, welches Innocenz III. zur Vertilgung der Albigenser im südlichen Frankreich mit Hülfe dieses sympathetischen Zauberklangs des katholischen Namens zusammenbrachte. Fast unwiderstehlich aber, wie von einer fremden Gewalt wurden die Bewohner der Städte des obern Italiens fortgerissen, als die sogenannten Geißler, zuerst 1260 von Perugia ausgehend, in ihnen umherzogen, Bußlieder sangen und die Bußgeißel über ihre halbentblößten Körper schwangen. Allmählich setzten diese Geißlersympathieen einen großen Theil der Christenheit wiederholt in Flammen, besonders damals, als der schwarze Tod Europa verheerte. In vollendet

krankhaften Formen, theilweise dämonisch düstern Gestalten, äußert sich dann endlich das überreizte Gemeingefühl in den vielen Tänzern, die seit dem Jahre 1374 am Rhein, besonders wieder in Cöln, in den Niederlanden und in Straßburg ihr Wesen treiben, in den Epidemieen des Zauber- oder Herenbewußtseins, welche vor und besonders nach der Reformation das Volksleben erschüttern, und die höchste Spitze erreicht dieser kranke Gemeinschaftshang in dem sogenannten Vampyrismus, in dem gemeinsamen Grauen ganzer Dörfer, namentlich in Ungarn und Serbien, vor blutsaugenden Leichen von solchen Personen, die im Kirchenbann gestorben, welches ganz wahrscheinlich ein vielfaches tödtliches Erstarren aus Todtenfurcht und ein häufiges Lebendigbegrabenwerden zur Folge hatte. Eine schönere, reinere Gestalt nimmt das gesteigerte Gemeingefühl an, wenn auch die vernunftlose Natur unmittelbar als katholisch in Anspruch genommen wird, wenn der heil. Franziskus das Feuer mit den Worten begrüßt: mein Bruder, Feuer! (mi frater ignis), oder wenn sein Schüler, der heil. Antonius von Padua (1231), nach der Legende den Fischen predigt.

So übermäßig aber auf der einen Seite das kirchliche Gemeingefühl hervortritt, so stark macht sich auf der andern ein krankhafter Separationstrieb geltend. Man lobt die unendliche Einheit und Harmonie des katholischen Mittelalters. Die Wirklichkeit gibt ein anderes Bild. Von dem dreifachen tiefen Riß zwischen dem mechanischen und innerlichen, dem orthodoristischen und häretischen, dem hierarchischen und protestantischen Mittelalter war schon die Rede. Aber auch das orthodox-hierarchische Mittelalter spaltete sich immer wieder in vollem Widerspruch mit seinem Namen. Im Jahre 1054 schieden sich die morgenländische und abendländische Kirche unter wechselseitigen Bannflüchen; seitdem wurde der christliche Orient von einem päpstlich waltenden Kaiser (Cäsaropapismus), der christliche Occident von einem Papste mit kaiserlichen Ansprüchen beherrscht. Manchmal wurden zwar Vereinigungsversuche gemacht, sie endigten aber immer mit einer neuen Spaltung. Der letzte auf der Synode zu Florenz (1439) ging dem Falle von Constantinopel voran. Sehr merkwürdig war der Unionsversuch zwischen Johann V. Paläologus (1355) und dem Papst Innocenz VI. Hier tritt der Kaiser in der Stellung eines Papstes auf, der Papst in der Stellung eines Kaisers. Der Kaiser nämlich will dem Papste die Seelen seiner Unterthanen ausliefern, unterwürfig machen, der Papst dagegen soll ihm 15 Transportschiffe besorgen, 5 Galeeren, 500 Reiter, 1000 Mann Fußvolk. Daher ein neuer ewiger Zwiespalt zwischen dem Papst und dem Kaiser im Abendlande selbst, trotz dem friedensreichen

Lichtbilde des Innocenz von Sonne und Mond. Als der Morgenstern der neuen Zeit aufging, fand er Sonne und Mond noch in schwerer Verwickelung, indem 1527 die Truppen Karl's V. Rom erstürmten und plünderten. Es wäre interessant, all die Jahre des Mittelalters zu berechnen, in denen der gute katholische Christ und Unterthan, wenn er nach den Höhen der Erde blickte, einen geächteten Papst über sich sah und einen verfluchten Kaiser, während doch dem einen seine Seele gehören sollte, dem andern sein Leib. Auch zwischen Rom und dem Papstthum kam es zu einer länger andauernden Scheidung in der Auswanderung des letztern nach Avignon. Aber die Geschichte wurde dann erst vollends grauenhaft, als das Papstthum sich in sich selber spaltete. Vom Jahre 1378 bis 1409 hatte die Christenheit zwei Päpste, den einen in Rom, den andern in Avignon, und da jeder mit seinem Gegenpapst auch seinen Anhang verfluchte, so ging fast eine ganze Generation der Kirche unter dem Bannfluch zu Grabe. Vom Jahr 1409 aber, da die Synode zu Pisa den Schaden zu heilen suchte, schien das Uebel der Selbstvernichtung in der Hierarchie heillos werden zu wollen. Bis in das Jahr 1415, da die Synode von Constanz nach langer Noth größtentheils Rath schaffte, hatte die Christenheit jetzt drei Päpste und stand so unter dem Kreuzfeuer einer sechsfachen Verfluchung, indem jeder Papst seine beiden Nebenpäpste mit ihrem Anhang bannte. Jeder einzelne Christ aber war während dieses starken halben Jahrzehends zweimal verflucht und einmal gesegnet. Man wird sich vergebens im Gebiete der tragischen Dichtung nach Scenen umsehen, welche diesen furchtbaren Zustand von Weitem erreichen. Es ist also ein Trost, daß wir uns hier im Schulalter der christlichen Völker befinden. Später noch einmal, zur Zeit des Baseler Concils (1439), war die abendländische Christenheit nicht nur in zwei Päpste, sondern auch in zwei Concilien zerfallen. Der Schade wurde dann äußerlich geheilt (1443), aber in dem Gegensatz zwischen dem sogenannten Curial- und dem Episkopalsystem trägt die römische Kirche noch die Narben von jener Wunde. Allein der Geist des Separatismus ging noch weiter. Abgesehen davon, daß die Mönchsorden vielfach einander anfeindeten, so zerfiel einer der heiligsten Orden, der Franziskanerorden, in sich selbst. Die strenge Parthei nämlich, die Spiritualen, wollte keinerlei Eigenthum, auch kein gemeinsames; und da die Päpste auf die Seite der milderen traten, so fingen die Spiritualen an, den Papst selbst als den Antichrist der Apokalypse darzustellen und ein neues Zeitalter der Kirche zu verkündigen. Von allen Mönchsorden aber riß sich der einsame Waldbruder wieder los und vergrub sich oft nur unter einer losen Verbindung mit der Kirche in die tiefste

Einsamkeit. Mit dem vollendeten Separatismus dieser geistlichen Waldbrüder correspondirt der weltliche Separatismus der Raubritter, welcher ebenfalls nur als Ausläufer einer ähnlichen Gallerie politischer Separationen zwischen den Nationen, Stämmen, Städten und Ständen zu betrachten ist. Ob freilich jener Ritter, welcher auf sein Brustschild soll geschrieben haben: ein Freund Gottes und ein Feind aller Menschen! ein Raubritter war, weiß ich nicht; jedenfalls stellte er den Separatismus des Mittelalters in seiner Vollendung dar. Allein diesem unedlen Separatismus stellt sich eine edlere Separation gegenüber. Die Völker fingen an, sich zu fühlen in ihrer Nationalität. Sie wickeln sich aus den Schulfesseln des mittelalterlichen Latein heraus, und fangen an, ihr Geistesleben in den Anfängen der Nationalliteraturen zu gestalten. Auch hier fehlt es allerdings nicht an großen schülerhaften Ueberspannungen der neuen Richtung, die sich in großen Sprüngen kund geben zwischen dem Deutschen und Welschen, dem Schweizer und Schwaben, dem Engländer und Franzosen; allein der Kern der Richtung ist über diese Verdunkelungen hinaus. Die nationalen, die volksthümlichen, die individuellen Charaktere fangen an, sich bei dem Ausgange des großen Schullebens zu bilden und zu sondern; der junge Flaum fängt an, die Gesichter zu schmücken, der Schultraum will sich im Leben erproben.

Der Schultraum, die Ideale der Schulzeit sind es nun aber, welche dem Mittelalter seinen höchsten Reiz geben. Diese große Geisterdämmerung der Völker ist einzig in der Geschichte. Die kühnsten Ideale scheinen dem jugendlichen Geiste noch leicht erreichbar; die gewöhnlichste Wirklichkeit ist ihm noch von einem idealen Schimmer umschwebt; selbst in dem Verwerflichen sieht er mehr noch ein dunkles Räthsel des Lebens, als ein Princip des Todes. Licht und Schatten spielen in den buntesten Farben durcheinander, und wie ihm Alles, was ihn umgibt, zum Symbole des Unendlichen wird, so stellt er sich selber in der träumenden Vorausbildung seiner Zukunft als Symbol in diese Wunderwelt hinein. Das ist es, was dem Mittelalter den Charakter des romantischen Zeitalters gibt, das Unbegränzte, das verschwimmende Zusammenfließen aller endlichen Gestalten in dem aufdämmernden Lichte des Unendlichen, das Vorwalten eines halb nächtlichen, hellseherischen Ahnungslebens über das klare, scharfe, ethische Bewußtsein des Tages, und es klingt wie ein Gruß an das frühere Mittelalter, wenn der romantische Poet in unseren Tagen die Mondnacht begrüßt als „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", während vor Allem die rosige Morgendämmerung des spätesten Mittelalters auch für den strengeren, bewußteren, christlichen Geist, der die Tages-

begränzungen zu würdigen gelernt hat, ihren eigenthümlichen Reiz behält. Es ist daher leicht zu erklären, daß alle diejenigen, welche nicht die gereifte Frucht des Mittelalters, das Princip der neueren Zeit, ein von der Autorität des höchsten Throns erfülltes, freies Geistesleben, in sich tragen, sich nach dem Mittelalter zurücksehnen müssen, nach seinen steinernen, aber symbolischen Satzungen, oder nach seinen inhaltlosen, aber abentheuerlichen Anarchismen und Ungebundenheiten.

Allein während die neuere Zeit eine kranke Sehnsucht nach dem Mittelalter empfinden kann, ist das Herz des Mittelalters selbst von einer gesunden Sehnsucht nach der neueren Zeit geschwellt gewesen. Wie die besten Schüler bei allem Fleiß ihren Zukunftstraum über ihre gesetzlichen Aufgaben hinwegschweben lassen, ja selbst in ihre Arbeiten als Vorbereitungen auf den höheren Lebensberuf hineinbilden, so hat die mittelalterliche Zeit die Sehnsucht ihres inneren Lebens in Symbolen voraus dargestellt.

Man würde freilich dem Mittelalter entschieden Unrecht thun, wenn man denken wollte, es habe der Nachwelt nur eine Welt symbolischer Figuren hinterlassen, und zwar noch mit der schweren Last des Mißverständnisses behaftet, daß diese Gestalten das wirkliche, gereifte, christliche Geistesleben selber ersetzen sollen. Der wirkliche Schatz seiner Culturbestrebungen kann als ein rein unermeßlicher betrachtet werden. Frage man sich nur: welche Gestalt hatte Europa am Anfang des siebenten und dann wieder am Anfang des 16. Jahrhunderts? Der Benedictiner ist dagewesen und hat den unermeßlichen Schwarzwald gelichtet, auch am Zürichersee; der Priester ist dagewesen und hat den wilden Heiden zu christlicher Zucht und Sitte herangebildet; der Bischof ist dagewesen und hat die edle Saat eines welthistorischen Bewußtseins gepflegt; der Patriarch von Rom ist dagewesen und hat dem Staat die Unterscheidung zwischen dem weltlichen Gebiete und dem Königreich des Gewissens beigebracht; der Kaiser ist dagewesen und hat die hierarchische Mißachtung der Nationalgeister gebrochen. Welche Anfänge zeigen sich am Ende des Mittelalters auf allen Gebieten christlicher Cultur, welche Erfindungen vom Schießpulver, welches die Kugel, bis zur Buchdruckerkunst, die den Gedanken in die Weite trägt!

Ich will nur noch Eins sagen über das Vermächtniß dieser Periode. Dasselbe Mittelalter, welches in seiner äußeren Erscheinung die Reformation zu ersticken drohte, hat sie nach seinem innersten Kernleben zur Welt geboren (ich sage geboren, nicht erzeugt), und so hat uns das gleiche Zeitalter mit seinen einzelnen Nachwehen die edelsten christlichen Culturstif-

tungen aller Art hinterlassen. Wie es den harten Klapper-Hammer zur Glocke gemacht, die wilde Sackpfeife zur Orgel, so hat es in allseitiger Beziehung umbildend, veredelnd gewirkt. Freilich bedurften seine Glocken noch der rechten Feste, seine Orgeln noch der rechten Spieler, seine Universitäten seit Anfang des 12. Jahrhunderts selbst noch des rechten Geistes, und so sein ganzes Culturvermächtniß einer Erneuerung aus dem Geiste des ursprünglichen Christenthums.

Allein in prophetischer Weise, wie gesagt, hat das Mittelalter selber auf diese neue Zeit hingewiesen, indem es sie in unbewußtem plastischen Bildungsdrang symbolisch voraus dargestellt hat, namentlich ihre kirchliche Gestaltung; darüber noch das zweite Wort.

Ich fasse dieses Wort zunächst in den folgenden Satz: die in der äußeren Erscheinung hervortretende Kirche des Mittelalters ist nicht eine wirkliche Kirche, sondern nur das prophetische Symbol oder Sinnbild einer künftigen realen Kirche, die zwar nach ihren organischen Lebenspunkten in der Reformation zum Vorschein gekommen, aber noch lange nicht zur vollen, organischen Erscheinung gekommen ist.

Da ich diese Ansicht, die ich als einen geistigen Lebenserwerb nicht so leicht fahren lasse, auch schon in anderer Gestalt geltend gemacht habe, so will ich mich hier vorzugsweise auf eine weitere Begründung beschränken.

Vor allen Dingen wäre also der Gegensatz des Symbolischen und des Realen darzustellen. Wir haben in dem vorigen Wintercursus hier eine gehaltreiche, philosophische Darstellung der aufsteigenden Stufen des Naturlebens erhalten. Auf diese Stufenfolge muß die Betrachtung des Lebens immer wieder zurückkommen; sie führt in ihrem vollendeten wissenschaftlichen Ausbau zu einem eben so geistesklaren, als heiligen Tempel. Am deutlichsten tritt die Stufenfolge zwischen Pflanze, Thier und Mensch hervor, obschon bekanntlich die französischen Encyklopädisten auch hier noch bei dem Schritt von der Thierstufe auf die Menschenstufe auf den Kopf gefallen sind, indem sie den Unterschied zwischen dem vierhändigen Spieler, dem Affen und dem Menschen nicht zu finden wußten. Wir haben es nun besonders von unsern Naturphilosophen, namentlich auch von dem verewigten Oken gelernt, daß sich die niederen Naturstufen zu den höheren prophetisch-symbolisch verhalten, d. h. daß sie die kommende Stufe in sinnbildlichen Formen schon zum voraus darstellen. Die Naturphilosophie ist nun besonders darin des Irrthums überführt worden, daß sie die untergeordnete Lebensstufe eine höhere nicht nur prophetisch verkündigen, sondern auch principiell erzeugen ließ, indem sie nicht erkannte, wie jede neue Lebensstufe mit einem neuen höheren Princip beginnt, welches

die frühere Stufe wohl vermittelt hat, aber nicht erzeugt. Jede Naturstufe wird man nun in Beziehung auf ihre eigne Aufgabe als ein reales Gebilde betrachten können, in Beziehung auf die künftige Stufe dagegen als ein symbolisches. Das Thier ist als Thier real, d. h. es entspricht seinem Zweck; in seinen menschenähnlichen Zügen aber ist es Symbol, es verspricht etwas, was es selber nicht erfüllen kann, im Scheinbilde. Selbst die vielgepriesene Treue des Hundes ist nur eine hündische Treue, d. h. ein symbolisches Scheinbild, und wer sie recht versteht, der wird sie als ein Zeichen ansehen, daß es wirklich oberhalb des Hundes treue Menschen geben muß. Man könnte mich da freilich mit der Hinweisung auf die Falschheit des Fuchses in die Enge treiben wollen; allein eine solche Hinweisung würde uns nicht aufhalten, sondern nur fördern auf unserm Wege. Wenn nämlich der Mensch das sittliche Uebel der Falschheit auf die Gewandtheit des Fuchses überträgt, so ist das ein allegorisches Vergleichen, nicht ein symbolisches. In der Natur der Dinge aber sind diese Begriffe: allegorisch, symbolisch, zu dem Typisch strenger unterschieden, als in unsern Wörterbüchern; da ist der Typus ein Werdebild, ein Bild des wirklich Werdenden im ersten Umriß oder Entwurf, auf dem Felde der Kunst im Modell, welches ja wirklich als Urtrieb in die künstlerische Ausführung eingeht. Das Symbol dagegen als Bild ist ein aufwärtsweisendes Verwandtschaftsbild, wie denn auch das Symbolon wirklich das Vorzeichen mit bedeutet; die Allegorie endlich ist (entsprechend dem Ursprung des Wortes) das bloße Erscheinungsbild und insofern das willkürliche Scheinbild. So wäre z. B. die Blume als Typus der Entwurf des künftigen Blumenstrauchs, der wieder aus ihrer Frucht hervorgeht, als Symbol das Vorzeichen des thierischen Gattungslebens, selbst mittelbar der bräutlichen Liebe, als Allegorie aber alles Mögliche, was einer Blume ähnlich sieht, bald ein Schmetterling und bald ein Stern.

Man muß jedoch die Bemerkung machen, daß in der religiös-sittlichen Welt die aufsteigenden Entwickelungsstufen nicht in so ungestörter Einheit auf einander folgen, wie in der physischen Welt. Hier gibt es der Möglichkeit der Selbstbeirrung der menschlichen Freiheit gemäß sittliche Krankheitsfälle, welche in bedingter Weise als Rückfälle auf eine frühere Stufe betrachtet werden können. Ich will mich hier nicht mit den medicinischen Autoritäten verwickeln. Hat man jenseits in der Lehre vom physischen Rückfalle (nach welcher die Krankheit als Rückfall auf eine untergeordnete Lebensstufe betrachtet wird) mitunter die Saiten überspannt, bis sie gesprungen sind, so werden wir gleichwohl auf dem sittlichen Gebiete die Ansicht festhalten dürfen, daß hier Fälle eintreten, die dem Rückfall äußer-

lich sehr ähnlich sehen, die aber durch die Alles überwaltende Regierung Gottes äußerlich in Rückbildungsgestalten, innerlichst in Fortbildungsprozesse verwandelt werden. Dieser Fall tritt nun wohl dreimal in der Menschengeschichte im Großen ein: zuerst in Beziehung auf die höhere, ideale Menschenbestimmung im Heidenthum; sodann in Beziehung auf die Zukunft des Gottmenschen im Mosaismus; in Beziehung endlich auf die Kirche, oder die wesensgemäße Organisation des Christenthums in der Erscheinungskirche des Mittelalters.

Mit denen, welche sagen: der Mensch hat ursprünglich am Boden gelegen, will ich hier nicht streiten. Ich bekenne mich zu dem Glauben, daß er gefallen ist, und vermuthe, der Ansicht von dem ethischen Emporklettern des Menschen von der Stufe der Thierheit auf die Stufe der Menschheit wird es eben so gehen, wie der Ansicht von der physiologischen Entwickelung der menschlichen Natur aus der thierischen, die bekanntlich gefallen ist. Der äußerliche Rückfall hinter die reine Menschenidee in eine thierähnliche und dämonische Gestalt in vielen Erscheinungen des Heidenthums drängt sich Jedem auf. Die kirchliche Schultheologie hat nun das Heidenthum vorzugsweise, oft fast ausschließlich von dieser Nachtseite in's Auge gefaßt, die Bibel aber kennt auch eine Lichtseite desselben und hat sie im A. und N. Testamente mehrfach stark betont. Nach dieser Lichtseite erscheint denn auch die Mythologie oder der Jugendtraum der Völker als die Symbolik oder symbolische Vorausdarstellung ihrer höheren menschlichen Zukunft, namentlich ihres Glaubenslebens. So wurde die äußere Rückbildung unter Gottes Leitung zum ersten Mal zu einem inneren Entwickelungsprozeß.

Die patriarchalischen Väter des israelitischen Glaubens erlangten nun mit ihrem lebendigen Glauben an das göttliche Offenbarungswort zugleich den Inhalt desselben: die Verheißung des *zukünftigen gottmenschlichen Segens*. Als dann aber Moses im Begriff stand, diesen freien, nur an eine geringe Symbolik geknüpften Verheißungsglauben zum Gemeingut seines ganzen, in der langen Knechtschaft geistig tief gesunkenen Volkes zu machen, da stellte sich die Kluft zwischen dem geistigen Bildungsstande dieses Volkes und der großen Glaubensverheißung heraus, und das Geisteserbe des Volkes mußte ihm in einer gesetzlich symbolischen Fassung mitgetheilt werden. Die äußere Rückbildung der Verheißung in die Symbolik des Gottmenschen wurde aber zu der inneren Vermittelung der künftigen Erfüllung in dem Gottmenschen gemacht. Das Gesetz ist zwischeneingedrungen um der Uebertretung willen, sagt Paulus.

In *ähnlicher* Weise (ich sage nicht: in der gleichen) verhielt es sich denn wohl zum dritten Mal mit der Kirche, oder mit der Organisation des

Christenthums. Die Kirche als Gemeine einzelner Gläubigen und Auserwählten war seit den Zeiten der Apostel vorhanden. Als aber diese Kirche mit ihrem Erbsegen der Erlösung und Wiedergeburt der Menschheit mit Einem Male zum Gemeingut großer Völkerschaaren gemacht werden sollte, die Christen hießen, aber eigentlich nur Katechumenen waren, da bildete sich die äußere Erscheinung derselben zu einem Seminar der Kirche, zu einem symbolischen Zukunftsbilde der realen Kirche um. Als plastischer Bildungstrieb war die reale Kirche im innersten Leben dieser theokratischen Institution immer noch gegenwärtig; daher verkündigte auch Huß mit anderen Wahrheitszügen: die wahre Kirche ist die Gemeine der Auserwählten. Daß aber dieser innerste Bildungstrieb der mittelalterlichen Gemeinschaft den ganzen widerstrebenden Stoff derselben ergriffen hatte, daß er ihn überall durchleuchtete, ohne ihn irgendwie vorzeitig zu durchbrechen, daß er ihn nach seiner Erscheinung in lauter Figuren einer großen realen kirchlichen und staatlichen Zukunft der Völker verwandelte, dieser Gesichtspunkt mußte sich dem alten Protestantismus bei seiner polemischen Stellung eben so sehr entziehen, wie sich den christlichen Missionären vielfach die symbolische Seite der vorchristlichen Welt verhüllt hat.

Von den großen Natursymbolen unterscheiden sich also diese Geistessymbole einigermaßen darin, daß sie das Resultat eines großen geistigen Kampfes zwischen einem neuen Lebenstrieb und einem alten sittlich widerstrebenden Stoff sind, daß sie einen alten geistigen Ruin umkleiden und wieder zu einem neuen geistigen Ruin werden für alle diejenigen, welche das Symbolische für das Reale nehmen. So der Heide, wenn er in seiner Mythologie die verwirklichte lebendige Religion findet; so der Jude, wenn er in seinem Gesetzesdienste die lebendige Gerechtigkeit des Glaubens sieht; so der Hierarch, wenn er in seiner amtlichen Stellung das eigentliche Geisteswalten Christi auf Erden behaupten will.

Lassen Sie mich nun zuerst zu dem bestimmten Beweise übergehen, daß die Erscheinungskirche des Mittelalters dem Begriff der realen Kirche nicht entspricht. Darüber ist man leicht einverstanden, daß die Kirche nichts Anderes sein soll, als die Organisation des christlichen Lebens. Eben so leicht stellt sich der Grundsatz selber fest, daß jede Organisation und jede Gestaltung und Erhaltung eines bestimmten Lebens durch eine Wechselwirkung von Werkzeugen, die aus seinem Innern erwachsen, diesem Leben selber angehören und gemäß sein muß. Man kann das Thierleben nicht mit Pflanzenorganen, das Menschenleben nicht mit Thierorganen gestalten und erhalten.

Was aber ist Christenleben, reales, wirkliches Christenleben? Die le-

bendige Synthese oder Vereinigung der höchsten Autorität mit der vollsten Freiheit, oder die innige Wechselwirkung zwischen Christus, dessen Autorität ganz in Erlösung, in befreiendes Wirken aufgeht, und dem gläubigen Gemüth, das eben durch die Aufnahme des Wortes und Geistes Christi die erfüllte, concentrirte Freiheit der ganzen Menschheit in sich aufnimmt. So steht das Christenthum im schärfsten Widerspruch gegen eine bloße, leere, wie die Gelehrten sagen, abstracte Autorität, welche die Freiheit ausschließt und ausrottet, und ebenso gegen eine leere, abstracte Freiheit, die zur Scheinfreiheit wird, weil sie den Lebensgehalt der Menschheit ausschließt, ja sogar die selbstsüchtige Bestimmung (den Einzigen und sein Eigenthum) über die wahre gottinnige Selbstbestimmung erhebt.

Wie will man nun mit einer allmählich ganz abstract gewordenen Autorität das lebendige freie Geistesleben der Gläubigen in der Gemeinschaft Christi wirklich und wahrhaft organisiren? Man könnte ebensowohl bis zu dem Krystall hinuntersteigen, und von ihm das anorganische Gestaltungsprincip heraufholen, um einen durch das innerste Leben verbundenen Kreis von Engeln, oder auch von Elfen zu organisiren.

Ich darf den Einwurf nicht verschweigen, der uns hier vielleicht sogar mit Zuversicht entgegentritt. Eben die Hierarchie des Mittelalters, sagt man, ist die Synthese von Autorität und Freiheit; denn ihre Genossen unterwarfen sich ja in freier Selbstbestimmung der Autorität. Abgesehen aber von den Erscheinungen der Ketzerverfolgung, werden wir antworten: Freiwilligkeit und Freiheit sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch die absolutistische Autorität des chinesischen Reichs stützt sich auf die Freiwilligkeit der von ihr beherrschten Massen. So wie die wahre Autorität ein geschichtliches Centrum der Freiheit ist, so besteht die wahre Freiheit darin, daß sie das Leben der Autorität in sich aufnimmt und in eigener Erkenntniß, in eigener Wahl und Liebe reproducirt. Das ist das königliche Gesetz der Freiheit, wie es Jacobus nennt.

Allein, wenn denn die Organisation der mittelalterlichen Erscheinungskirche dem gereiften Christenthum so unangemessen wäre, wird man weiter entgegnen, wie kommt es denn, daß sie sich so stark erweist und auch den Gegnern die höchste Anerkennung abnöthigt? Darauf aber läßt sich zunächst bemerken, daß jene Organisation gar nicht so durchgreifend ist, wie sie den Anschein haben will. Der hierarchische Theil ist allerdings in seiner Art organisirt, die große Laienschaft aber fällt als die andere Hälfte größtentheils aus der Organisation im Grunde heraus. Denn nur da findet sich ein wirklich organisches Leben, wo die einzelnen Theile selber als Organe mitwirken mit dem Ganzen. Daß aber die hierarchische Institu-

tion sich, wenn sie wollte, bewähren könnte, doch ich sage lieber: konnte, als Erziehung unmündiger Volksmassen oder Katechumenen zum gereiften, mündigen Glaubensleben, das ist eine Anerkennung, welche sich durch unsere ganze Betrachtung hindurchzieht.

Wie aber, könnte man endlich noch sagen, wäre es möglich, daß sich die symbolischen Gebilde einer bestimmten Lebensstufe ihrer eigenen Erfüllung in der folgenden Lebensstufe widersetzen sollten? Gewiß hat sich auch der Kern des Mittelalters den neuen Bildungen der neuen Zeit nicht widersetzt. Will man aber sehen, wie sich bei jeder symbolischen Stufe feindliche Niederschläge bilden, so muß man nur die Erscheinung beachten, wie die Pflanze von manchen Mineralien feindlich bedroht ist, und wieder das animalische Princip von den Giftpflanzen. Diese Erscheinung geht durch alle Stufenfolgen der physischen und sittlichen Welt fort. Das Judenthum war die Symbolik Christi und hat gleichwohl Christum gekreuzigt.

Sie werden aus dem Gesagten entnehmen, daß sich die Streitfrage über den Gegensatz zwischen Romanismus und evangelischem Kirchenthum nach dieser Ansicht bestimmter zur Kirchenfrage gestaltet. Es handelt sich bei dieser Stellung zunächst nicht mehr von der Christlichkeit der Christen innerhalb der Institution, sondern von der Kirchlichkeit derselben, oder von der Christlichkeit der Institution selbst.

Es würde nun noch unsere Aufgabe sein, die Beweisführung für die symbolische Ansicht von der mittelalterlichen Kirche durch eine Uebersetzung ihrer sinnbildlichen Figuren in die Grundzüge der erst allmählich sich entfaltenden Realkirche zu beschließen. Hier aber werden einige entscheidende Proben die Stelle einer Ausführung, welche weit über unser Zeitmaß hinausgehen würde, vertreten müssen.

Fassen wir zuerst den eigentlichen Mittelpunkt der mittelalterlichen Kirchlichkeit in's Auge, den Altardienst, so zeigt sich die Hierarchie hier ihres symbolischen Thuns sogar selber dunkel bewußt. Der ganze Altardienst nämlich ist eine mimische, sinnbildliche Darstellung des Opfertodes Christi und seiner Bedeutung für die Kirche, und so denn auch der täglichen Hingebung der Kirche an Gott in Kraft dieses Opfers. In der Unterscheidung aber zwischen der Priester- und Laiencommunion und in der Verringerung der letzteren, in der Beseitigung des Kelches, hat der plastische Geist der Kirche mit wunderbarer Strenge das Zeichen gegeben, daß die unmündige Laienwelt im Sinne der vollen Kirchlichkeit noch nicht communionsfähig sei. Der Priester selber aber ist um und um in symbolische Attribute gehüllt; er trägt das symbolische Abzeichen sogar beständig an seinem Leibe; die Tonsur soll die Dornenkrone Christi bezeichnen. Fassen

Sie aber nun den Tempel in's Auge, wie er über diesem Cultus sich wölbt, nach seiner erhabensten Gestalt in dem gothischen Dome. Aus dem zermalmten Felsen gebildet, in seinem schweren Erdstoff durch und durch bearbeitet und zierlich geformt, scheinbar vergeistigt, scheint er sich wie mit Flügeln zum Himmel zu erheben. Seitwärts, in die Runde und aufwärts folgt ein Spitzbogen ohne Ende dem anderen, eine unendliche Folge geistiger Aufschwünge. Noch über das Gewölbe der Kirche aber erheben sich die Thürme, wie die Hierarchie über die Gemeine. Alle diese Aufschwünge aber gründen sich auf das Kreuz, die horizontale Grundform der Kirche. Und wie an den Pfeilern und Bogen in den reichsten Figuren aus dem Pflanzen= und Thierleben der Gedanke hervortritt, daß alle Reiche der Natur dem Geistesreich der Kirche zur Zierde gereichen, so müssen die wild= und drachenartigen Ungeheuer, welche hin und wieder verdrückt erscheinen, oder die Wasserleitungen bilden, den Triumph versinnlichen, daß selbst die Bestien und Dämonen diesem Reiche gewaltsam unterworfen und dienstbar gemacht sind. So hebt sich die Erde dem Himmel entgegen, während das Licht des Himmels, durch die gemalten Fensterbilder gebrochen, wie eine ahnungsvolle Morgendämmerung mit bunten, rothen Morgenlichtern und blauen Halbschatten durch den Tempel spielt. Alles ist Symbol; das Symbol aber deutet nicht auf den vollen Sieg des Geistes, sondern auf das gewaltigste Ringen des Geistes mit den widerstrebenden Massen, nicht auf den vollen Tag, sondern auf die Dämmerung des Morgens.

In der strengen Scheidung zwischen dem Chor der Priester und dem Kirchenschiff der Laien finden wir dann wieder ein zweites Symbol angedeutet: den Gegensatz nämlich zwischen dem Priester und dem Laien. Denn in der Kirche der Erfüllung erst kommt dieses Symbol zu seiner Verwirklichung, in dem Unterschied zwischen dem gereiften, mündigen Christen, der mit wahrhaft priesterlichem Geiste Christenthum verbreiten, der mit dem Geiste Christi christliches Leben erzeugen kann, und dem unmündigen Christen, dem Katechumenen, wie er, erwachsen oder unerwachsen, seiner Mündigkeit im höchsten Sinne noch entgegenharrt.

Die Laienkirche hängt mit der Priesterkirche vor Allem durch den Beichtstuhl zusammen, und wenn man mich fragen wollte, worauf sich auch in unserer Zeit noch die hierarchische Autorität mehr stütze, ob auf die Felsenquadern der Engelsburg, oder auf die kleine geweihte hölzerne Hütte, Beichtstuhl genannt, so würde ich unbedenklich antworten: auf diese kleine geweihte hölzerne Hütte. Das ewige Gegenbild dieses Symbols ist das unvergängliche Bedürfniß des Christen, sein Gewissen ganz frei zu entlasten in den Schooß des geweihten vertrauten christlichen Freundes. Vier

Punkte sind es nun, in denen der Laie mit diesem mysteriösen Hause, worin er seinen speziellsten kirchlichen Freund sucht — ich sage: sucht — zusammenhängt: die Beichte, die Absolution, die Satisfaction, der Ablaß. Ich übergehe die beiden ersten Punkte an dieser Stelle, um die beiden letzten nur zu berühren.

Die symbolische Satisfaction besteht darin, daß der Priester die Absolution dem Beichtenden nur ertheilt unter der Bedingung, daß er noch gewisse positive kirchliche Leistungen als Büßungen übernehme. Allein damit kann er ihn der realen Satisfaction nicht entheben. Wenn der versöhnte Gläubige auch Vergebung hat, so sind damit doch die natürlichen Nachwehen seiner Uebertretungen nicht aufgehoben, wie sie heißen mögen: Armuth, Krankheit, übler Ruf, bürgerliches Mißtrauen und dergleichen. Wenn er sie sich aber frei auferlegen läßt von dem Geiste der Kirche und geduldig trägt, bis ein neues Leben und Gesundheit, Güterfülle und Ehre erblüht ist aus dem Kranz seines erneuten Lebens, dann leistet er die Genugthuung im realen Sinne. Und das ist dann ein realer Ablaß, der wirklich von dem Vater der Kirche kommt, wenn eine große glückliche Gottesschickung die natürlichen Nachwirkungen früherer Verschuldungen in dem Leben des Gläubigen plötzlich aufhebt. Ja auf diese Weise werden auch der Christenheit oder einzelnen Theilen derselben mitunter reale Jubeljahre bereitet. Es möchte aber auch die Thatsache etwas mehr als ein bloß allegorischer Zug sein, daß Ablaß und Jubeljahr leicht zu neuen Vergehen mißbraucht und dadurch in Fluch verkehrt werden können.

Wenden wir nun unser Auge nach dem Höhepunkte der mittelalterlichen Hierarchie, so bedarf es keiner sonderlichen Mühe, zu zeigen, wie transparent diese ganze Region ist, um so transparenter im symbolischen Sinne, je undurchsichtiger im realen sie sich immer mehr darstellt. Der urkräftige Auferstehungsglaube hat die alte Kluft zwischen dem Diesseits und Jenseits unbeschadet des Gegensatzes in eine höhere Einheit aufgehoben; Christus als das Haupt der Kirche ist eben so diesseitig und jenseitig. Nur bei dem neuen großen Hervorbrechen dieser Kluft zwischen dem Diesseits und Jenseits in der Christenheit des Elementarglaubens konnte es geschehen, daß sich dem himmlischen Urbilde der Kirche wieder ein irdisches Gegenbild substituirte. Für das vollkräftige mündige religiöse Bewußtsein aber ist die Schranke gefallen: das Haupt der Kirche ist der verherrlichte Christus, das geistig-kirchlich-religiöse Rom das Reich der Herrlichkeit droben, und wie jeder Sonntag und jeder Tag der realen Kirche ein Ostertag geworden, so ist in diesem Auferstehungsgebiete denn auch die Kuppel der Peterskirche erleuchtet in jeder sternhellen Nacht.

Das eigentliche Centrum des religiösen Lebens besteht überall in der geistigen Weltentsagung, d. h. in der Aufgebung des Eigenwillens, der am Endlichen hängt, an den ewigen Gott, um in ihm für den frei königlichen Willen der Liebe eine verklärte Welt wieder zu gewinnen. Das Mittelalter nun hat auch die christliche Weltentsagung symbolisch dargestellt im Mönchsthum, wie es sich constituirt mit den drei Gelübden der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams. Auch diese Symbolik des Mönchsthums, welche ich schon bei einem neueren Schriftsteller fand *), wird nur durch die Entwickelung ihres realen Gegenbildes wahrhaft zu Grabe getragen, durch die Ausbildung eines Standes der Besitzenden, die ihre Güter wirklich als anvertrautes Gut im Namen des Herrn verwalten, zum Wohle der Brüder, durch die Ausbildung eines ehelichen Lebens, welches eben so sehr die ideale Bräutlichkeit, wie den gesellschaftlichen Ordnungssegen zu seiner Bedingung hat, und durch die Ausbildung einer Pflichttreue endlich, welche sich wahrhaft individualisirt hat. Wer dem Menschen des realen Gehorsams in irgend einem Falle das Rechte zeigt, vor dem wird er sich in freiem Gehorsam verneigen; er ist sein Abt geworden für den Moment, und wäre der Abt zufällig auch nur ein Kind.

Fassen wir nun zum Schluß kühn das dunkelste, spätgeborene Erzeugniß des mönchischen Geistes in's Auge: mit seinem Gelübde nach der Weisung der höchsten Autorität hinauszugehen in alle Welt. Unter dem realen Gesichtspunkte aufgefaßt, ist diese Institution, die Gesellschaft Jesu, wieder zu einem Schreckbilde für die Gegenwart geworden. Machen wir es uns aber klar, daß jeder unfreie Schauder etwas Fesselndes hat, eine Art von Magie ausübt, die durch Erklärung gelöst sein will. Sehen wir nun die Erscheinung unter dem symbolischen Gesichtspunkte an, so offenbart sich an ihr die Ironie der Gerechtigkeit: wir erblicken wandelnde Schatten der Vergangenheit, die sich für reale ichtträger der Zukunft halten, und finden in ihnen bloß die Forderung eines realen kirchlichen Gegenbildes. Ich weiß nicht, ob Goethe eine Ahnung davon hatte, als er die geheimnißvolle Genossenschaft der Wandernden und Entsagenden schilderte; auch diese Gestalten aber scheinen sich in ihrer edlen Schwebe ihres Princips und Zwecks nicht klar bewußt. Daran aber ist kein Zweifel, daß es im Kernleben der neuen Zeit schon eine reiche Gruppe von Individuen gibt, die ihr persönliches Leben als eine individuelle Mission von oben her den höchsten Zwecken der Menschheit im freien Glaubensgehorsam geweiht haben. Und je größer die Wirren der Gegenwart und Zukunft werden, desto

*) Gelzer: „Religion im Leben."

reichlicher wird der Geist der Kirche sich seine freien Sendboten bilden, die wie rettende Engel hineintreten in den Sturm der Zeit. Sind aber erst die rechten, vollen Lebensgestalten da, die mit heldenmüthiger Aufopferung der Menschheit dienen nach der Sendung Christi: so haben die symbolischen Schatten ihre Macht verloren. Und so lassen Sie mich schließen mit dem sinnreichen Wort eines der ersten deutschen Theologen: wer wird sich denn vor seinem eigenen Schatten fürchten!

Christliche Reden an die Gebildeten unsrer Zeit.

Zweite Rede:

Schmach und Ehre des evangelischen Namens.

(Römer 1, 16.)

Heute richtet sich unsre Betrachtung auf jene feierliche Erklärung des Apostels Paulus in seinem Briefe an die Römer:

„Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben.“ —

I.

Welch ein schmerzlicher, beschämender Hintergrund liegt hinter diesen Worten! welche schwere Anklage des Weltsinns, welcher stille Vorwurf gegen den Zeitgeist, wenn der Apostel zu der Erklärung genöthigt ist, er schäme sich des Evangeliums nicht! Indem er der christlichen Gemeinde zu Rom seine Bereitwilligkeit ausdrückt, bald auch in dem glänzenden Mittelpunkte des römischen Reichs das Evangelium zu predigen, hält er die Versicherung nicht für überflüssig, daß keine Menschenfurcht, keine falsche Schaam ihn abhalten werde, in der stolzen Hauptstadt der Welt die frohe Botschaft des Gekreuzigten zu verkündigen. Er verbirgt es sich also nicht, daß in den Augen der Welt eine Schmach auf dem Bekenntnisse des Evangeliums liege, daß die große Mehrzahl der Römer, die den Ton angebenden Kreise der Bevölkerung sich schämen würden, den Namen des verachteten Nazareners zu tragen

den Namen dessen, der später für Millionen der Ausdruck ihrer höchsten und seligsten Hoffnungen werden sollte.

Gegen diese einschüchternde Schmach, die auf dem Namen Christi lag, fühlten sich damals nur zwei Klassen von Menschen gewaffnet: die Gedrückten und Verlassenen, die Armen und Trostbedürftigen, die kindlich schlichten, lautern, einfältigen Herzen auf der einen Seite, und auf der andern die wahrhaft großen, tiefsinnigen, unabhängigen Geister, in der Art unsers Apostels, die durch keinerlei Schein und Schimmer sich das wahre Wesen der Dinge, die innere lebendige Wahrheit verhüllen ließen. Also nur der herbste Erdendruck, der auf den Einen lastete, und nur die höchste Seelenstärke, der erhabenste Geistesschwung, zu dem die Andern sich erhoben, waren damals im Stande, das Joch einer knechtischen Menschenfurcht zu brechen und die Schmach des Evangeliums auf sich zu nehmen.

Auch heut zu Tage wiederholt sich im Grunde dieselbe Erscheinung noch vielfach; Jeder von uns, der die Welt kennt, wie sie ist, weiß es, daß in ihrer Mitte auf dem ernsten und lebendigen Geltendmachen der christlichen Wahrheit noch immer eine gewisse Schmach liege. Man mag es sich in jenen Kreisen gestehen oder nicht, die innerste Herzensmeinung bleibt doch immer, daß man dort nichts so sehr fürchtet, als durch die starke Betonung christlicher Ueberzeugung den Schein geistiger Beschränktheit oder innerer Unselbständigkeit auf sich zu ziehen. Denn nur zu sehr hat man sich auf jener Seite gewöhnt, die fest in sich abgeschlossene Zuversicht des zum Glauben erstarkten Geistes dem Mangel an geistiger Vielseitigkeit und Unbefangenheit zuzuschreiben und die reinigende Zucht des nicht mehr da- und dorthin ausschweifenden Herzens als eine sittliche Sclaverei anzusehen. — Ja, gestehen wir uns die volle Wahrheit: nicht bloß jener frivole Weltsinn führt diese Sprache, sondern in den Untiefen eines jeglichen Herzens will sich die Versuchung immer wieder von Zeit zu Zeit jener Schlangensprache bedienen, ob sich nicht doch die Fülle der Wahrheit und des Lebens anderswo besser finden lasse, als im Reiche dessen, der sich den Weg zur Wahrheit und zum Leben nennen durfte.

Wir Alle wissen es, wie gerade in unsrer deutschen Heimath, das heißt überall, so weit deutsche Bildung und deutsche Sprache reicht, seit einer Reihe von Jahren in allen Kreisen der Gesellschaft, ganz vorzüglich aber unter dem jüngern Geschlechte, eine Gesinnung sich Bahn zu machen strebt, die, mit wachsender Entschiedenheit sich mehr und mehr von fast allen Grundgedanken des Christenthums lossagend, entweder mit dem kalten Wahnsinn einer gespensterhaften Selbstvergötterung endet, oder bei der

Ekel erregenden Entfesselung der thierischen Natur im Menschen ankommt. Also nach trunkenen Irrfahrten des Geistes steht sie auf demselben Puncte, wo die materialistische Bildung Frankreichs im vorigen Jahrhundert sich durch ein furchtbares geschichtliches Gottesgericht am Ende selbst vernichtete! Und als ob der Zersplitterung, Entzweiung, Verschleuderung und Selbstvernichtung so vieler edeln Kräfte bei uns noch nicht genug wäre, als ob wir etwas Großes vollbrächten, wenn wir nach dem Scheitern so mancher andern Hoffnung auch noch unsre heiligsten, überirdischen Hoffnungen leichtfertig den Winden preisgäben — fordern sie in den verschiedensten Wendungen unablässig ihr Volk zu der fürchterlichsten Selbstverstümmelung auf, die noch je über eine gesunkene Nation verhängt war: zum Abfall von Dem, ohne welchen wir Alle zum elenden Schattenbilde zerfließen, fordern uns auf zur Vergeudung des köstlichen Erbes tiefsinniger und erhabener Ueberzeugungen, an denen die Einzelnen und ganze Völker nach allen Verirrungen und Verdunkelungen sich wieder emporrichteten!

Darum im Angesichte aller dieser Regungen und Zerrüttungen einer bis in die Tiefe erkrankten Bildung und Gesellschaft vernehmen wir die ernsteste Aufforderung, das glaubensmüthige Wort des Apostels uns vor die Seele zu rufen: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht, und zwar schäme ich mich desselben nicht, weder im Blicke auf die Gegner, noch auf die Freunde desselben!" —

Ich schäme mich des Evangeliums nicht, im Angesichte seiner Gegner und Verächter! — So leicht sich dieß im Kreise der Gleichgesinnten und inmitten der christlichen Gemeine aussprechen läßt, so schwer kann es oft in Umgebungen von entgegengesetzter Natur werden. Einem Gegner gegenüber, der mit vornehmen Lächeln oder mit mitleidiger Duldung auf euch herabsieht, der euch vielleicht mit dem feinsten und spitzigsten Witze und mit richtiger Erkenntniß eurer schwachen Seite bespöttelt, oder mit stolzem Achselzucken seine Ueberlegenheit auszudrücken sucht: in solchen Feuerproben innerer Treue und Kraft haben schon oft Gemüther Schiffbruch gelitten an Zuversicht und Entschiedenheit, die doch vorher in Todesgefahren sich kühn erwiesen. Das sind die Stunden, in denen der verleugnende Petrus noch immer Tausende von Nachfolgern zählt, die mit ihm sprechen: „Ich kenne diesen Menschen nicht." —

Und doch wie viel getroster und zuversichtlicher würden wir in das Wort des großen Heiden-Apostels einstimmen, wenn wir in die innerste Seele der angeblichen Verächter des Evangeliums hineinblicken könnten! Da würde jene angemaßte Ueberlegenheit sich dem schärfer eindringenden

Auge als beklagenswerthe Beschränktheit, als innere Erstorbenheit, als eitler, verblendeter Trotz darstellen; der glänzendste Witz würde die schändende Unwissenheit über alle höheren Vorgänge der Seele nicht länger verdecken, und statt der zur Schau getragenen geistigen Sicherheit käme die kläglichste innere Haltlosigkeit und Zerrissenheit zum Vorschein.

Unter denen, die dem Evangelium öffentlich oder insgeheim widersprechen und es verwerfen, unterscheiden wir auf den ersten Blick zwei Hauptklassen, Solche, die es aus Unkenntniß, und Andere, die es trotz näherer Bekanntschaft verwerfen. Hüten wir uns, diese beiden Reihen zu vermengen und gegen beide dieselbe Sprache zu führen.

Viele nämlich haben zu allen Zeiten und auch in unsern Tagen sich der christlichen Wahrheit entfremdet, ohne je ihren wahren Geist und ihr inneres Leben erkannt zu haben. Vorurtheile, die sie vielleicht schon in früher Kindheit eingesogen, oder die sie mit den Elementen ihrer Bildung und Entwickelung arglos und ehrlich in sich aufgenommen, konnten ihr Auge für geraume Zeit gegen die tiefere Wahrheit bestechen; die Einschüchterung durch gewisse, in die öffentliche Meinung übergegangene Schreckbilder, die Herrschaft gewisser Parteiworte, deren despotischer Gewalt sich nicht Jeder zu entziehen wagt, mochte sie von den Schwellen des wahren Heiligthums fern halten; oder auch (warum sollten wir es verhehlen) die vielen leider nur zu vielen vorhandenen Zerrbilder des Christenthums konnten ihnen die heilige Gestalt der ächten innern Religion des Gekreuzigten und ewig Lebenden abstoßend verhüllen und entstellen. Unter diesen sind Manche, von denen vielleicht der Erlöser sagen würde: „sie sind nicht ferne vom Reiche Gottes". — Laßt sie nur erst in einer stillen, ernsten Stunde in ihr Inneres einkehren; laßt irgend ein großes, hohes Wort, das uns aus dem Munde des Heilandes überliefert ist, in seiner unermeßlichen Tiefe vor ihre Seele treten; laßt sie in der verschwiegenen Kammer oder im vertrauten Zwiegespräche, auf dem eigenen oder an fremdem Krankenbette, in innern oder äußern Stürmen — laßt sie da mit einem vorher nie gekannten Nachdrucke die riesengroße Frage ermessen: was verhüllt die Ewigkeit in ihrem geheimnißvollen Schooße? was liegt hinter jenem tiefen Schlummer, in welchem ein Jeder von uns dereinst für immer verstummt und aus welchem Keiner zu uns Lebenden zurückkehrt? und wenn es ein Erwachen giebt drüben im stillen, fernen, unbekannten Geister=Ocean, wenn ein Erwachen uns dort erwartet, vor wessen Angesicht werden wir erwachen? welcher richtende Blick wird wie ein durchdringender Strahl uns durchleuchten bis in die verborgensten Falten unseres Wesens, und welche Erinnerungen, welche Ergebnisse unseres Lebens, welche Gestalt unseres in=

nern wahren Menschen wird uns hinüberbegleiten? wie ist sie denn denkbar, jene innige, fortschreitende Vereinigung zwischen dem Heiligen und Unheiligen, zwischen dem Schöpfer und den Geschöpfen? — — Ich wiederhole es: laßt nur einen von diesen Gedanken mit all den unendlichen Keimen der Wahrheit, die in jedem von ihnen liegen, einmal mit vollem Ernste sich in der Seele eines solchen Gegners festsetzen, in ihm gähren, an ihm arbeiten, und ihr werdet ihn vielleicht über kurz oder lang in eueren Reihen erblicken, wo er durch die Innigkeit seiner heiß errungenen Ueberzeugung nicht selten euern lauen Gewohnheits-Glauben tief beschämen wird.— Diesen Allen, wenn sie uns auch jetzt noch widersprechen, dürfen wir mit liebevoller Hoffnung zurufen: Ihr wißt nicht, was ihr thut; ihr verkennt euer höchstes Glück und euern besten Freund; wenn einst die Schuppen von euern Augen fallen, dann begrüßt ihr uns als eure Brüder, und es erfüllt sich an uns, was einst der Dichter als innere Gemeinschaft gottbegeisterter Herzen verkündete:

„Ein Tempel, wo wir knieen,
Ein Ort, wohin wir ziehen;
Ein Glück, für das wir glühen,
Ein Himmel mir und dir!" —

Anders verhält es sich mit jener zweiten Klasse von Gegnern, deren wir vorher erwähnten, die nicht, wie die vorigen, aus Unkenntniß, sondern ungeachtet einer nähern Kenntniß des Evangeliums dennoch demselben fremd, ja feindlich bleiben. Um diese Erscheinung zu erklären, müßte uns ein Blick vergönnt sein in all die dunkeln und räthselhaften Tiefen der menschlichen Seele, die zum Theil jedem sterblichen Auge unzugänglich sind und nur vor dem Auge offen daliegen, das ins Verborgene sieht. Aber das Eine wissen wir aus täglicher Beobachtung und aus der Erfahrung von Jahrhunderten, daß zur Verwerfung des dornengekrönten Königs der Wahrheit kein anderer Beweggrund so viel vermag, als der Stolz unsers Geistes und Herzens, jener geistige Hochmuth, der kalt und hart sich selbst genügen, jener sittliche Hochmuth, der keiner höhern — wenn auch noch so sanften — Zucht und Gemeinschaft sich beugen will. Aber auch unter ihnen, die diese harten, selbstgeschmiedeten Ketten noch der herrlichen Freiheit im Dienste des göttlichen Willens vorziehen, auch unter ihnen giebt es Manche, denen jeder wahre, lebendige Christ wie ein stiller Vorwurf erscheint, vor dem sie innerlich erröthen, während sie die Miene annehmen, auf ihn herabzusehen. — Auch ihre Stunde kann noch kommen; hüten wir uns nur vor allem Richten und Verurtheilen, eben so sehr, als vor jeder feigen Schaam in ihrer Gegenwart, und vor Allem sei unser Wan-

del, auch ohne Wort, eine eindringliche Predigt, die ihnen zuruft: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; ich weiß, an wen ich glaube!" —

Aber nicht bloß den Feinden, sondern auch den Freunden des Evangeliums gilt das Zeugniß: „ich schäme mich desselben nicht!" —

Ja, auch im Blicke auf die Freunde, die Vertheidiger, die Anhänger der Religion des Weltheilandes hat das Wort einen ernsten, schmerzlich strafenden Sinn: ich schäme mich meines Glaubens nicht. Hier giebt es Klippen, zuweilen gefährlicher, als die offenen Angriffe der Gegner: es ist das Aergerniß jenes christlichen Pharisäerthums, welches das sanfte Joch des Heilandes zu einer unerträglichen Geistes- und Seelen-Sclaverei verhärtet, und das Aergerniß jenes christlichen Sadducäerthums, das den Namen des Gekreuzigten für vereinbar hält mit genußsüchtiger Erschlaffung und Verdumpfung unsrer ewigen Natur und mit feiger Anklammerung an das vergängliche Leben. Wem der heilige Frieden und der selige Ernst des innern Christenthums sich auch nur einmal in seiner ganzen Herrlichkeit aufgeschlossen, den könnte ja wohl zuweilen eine heiße, schmerzliche Beschämung anwandeln, wenn er sieht, wie von jeher bis auf die Gegenwart herab so viel Glaubens-Streit und Zank, so viel kirchliche Verfolgungssucht, so viel enger Sectengeist, so viel priesterliche Herrschsucht, so viel todte Gewohnheits-Frömmigkeit, so viel Entstellung des Wortes und Werkes Christi — wie dieß Alles sich mit dem gemißbrauchten Namen des Heiligen aus Nazareth zu schmücken sucht. Wir blicken dann um uns und fragen: Wo sind die Jünger dessen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich rief, des Sanftmüthigen und von Herzen Demüthigen, dem nur Worte des ewigen Lebens von den Lippen flossen, dessen Wege für alle Heils- und Hülfsbedürftigen Wege des Segens waren, und der doch oft nicht eine Stelle hatte, da er sein Haupt hinlegte, der am Kreuz Vergebung für seine Peiniger erflehte und dann den seligen Geist in die Hände seines Vaters befahl? — Wenn die Antwort auf diese Frage etwas Beschämendes und Drückendes hat, ja wenn sie den schwächer Begründeten sogar irre machen könnte, so ist es Zeit, uns daran zu erinnern, daß der Meister dieß seinen Jüngern vorhergesagt: „Aergerniß müsse kommen, aber wehe dem, durch welchen es kommt!" — Es konnte ja nicht anders sein; da der Herr sein rettendes Gottesreich unter Menschen und mit Menschen erbauen wollte, so mußte auch von Anfang an die menschliche Verunstaltung sich geltend machen, welche das herrliche, reine Bild so mannigfach zu entstellen und zu verbergen suchte. Aber aus allen Verdunkelungen tritt jene ursprüngliche frohe Botschaft stets nur um so erhabener her-

vor und flößt Jedem, der sie einmal wahrhaft verstand, die stille innige Zuversicht ein, auch im Angesichte aller Unlauterkeit, aller Aergernisse, Schwäche und Untreue der unzähligen Namen- und Schein-Christen unerschüttert zu bekennen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht.“ —

II.

„Denn es ist eine Kraft Gottes zur Beseligung Aller, die daran glauben!“ —

Stehen wir still vor diesem Worte, das uns Aufschluß verspricht über die große, entscheidende Lebensfrage: was ist das Kennzeichen wahrer Religion und lebendigen Christenthums? „Eine göttliche Kraft der Beseligung.“ — In dieser Antwort aus dem Munde des Apostels liegt ein ernstes Gericht über alle Schattenbilder und Larven des Christenthums. — Also nicht herzloser Lippen- und Ceremonien-Dienst, nicht äußerlich auferlegte Selbstquälerei, nicht leere Verstandes-Aufklärung, wobei die edelsten Blüthen der Seele verwelken können, nicht ein schwelgerisches Gefühlsleben, das zu keiner nachhaltigen sittlichen Erhebung führt, nicht ein kaltes Gesetzbuch bürgerlicher Moralität, das nicht bis zu den tiefsten Quellen unsers Willens hinunter reicht, auch nicht bloß eine wohlthätige Beschwichtigung für hoffnungslos Leidende, wie weltmännische Sentimentalität es so gerne auffassen möchte — nein, das Alles ist noch lange nicht das Evangelium von Christo, dessen der Apostel sich nicht schämt.

Das Evangelium ist vielmehr das höchste Positive, das allein Unerschütterliche, das Einzige, was dem irdischen, verschwindenden Leben einen ewigen Gehalt giebt. Diese göttliche Kraft zur Beseligung, wie der Apostel sie bezeichnet, ist „das Reich Gottes in uns“, welches dem Worte des Herrn zufolge nicht „mit äußerlicher Geberde“ kommt, also nicht in der Form politischer und socialer Ereignisse, unmittelbar handgreiflicher Umgestaltungen und Kundgebungen, sondern als eine die Herzen umgestaltende Macht, die den Menschen in seiner geistigen Tiefe, in seiner sittlichen Wurzel umbildet und beseliget, als eine von innen das Leben reinigende und erneuernde Kraft Gottes. Denn in unserm Innern liegen die Quellen unseres höchsten Glücks und unsrer tiefsten Zerrüttung; dort in unserm Innern ist darum die heilige Stätte der unmittelbarsten und geheimsten Erweckung des göttlichen Geistes; dort ist noch heute, wie in den ersten Schöpfungs-Tagen, der beseelende Athem dessen fühlbar, der einst den Neugeschaffenen auf Erden sein Ebenbild ein-

hauchte. — Noch immer ist es das Werk der Gotteskraft und nicht das Ergebniß menschlichen Klügelns und Sinnens, wenn unser dunkles Innere von der zweifellosen Gewißheit durchstrahlt wird, daß unser Leben entsprungen sei aus dem ewigen Brunnquell alles Lebens, daß unsre Erlebnisse und Führungen in einem tiefen innern Zusammenhange stehen, daß sie alle auf einen großen, heiligen Sinn der Erlösung hinarbeiten und den Planen der höchsten, weltregierenden Liebe dienen sollen. Es ist eine Kraft Gottes und nicht eine schwächliche Geburt menschlicher Gedanken, wenn wir mit der stillen, heitern Zuversicht in unsre Zukunft blicken, daß die ganze Ewigkeit unser ist, und daß der gereinigte unsterbliche Geist, wenn er treu erfunden und aus den Windeln seiner Leiblichkeit entbunden ist, drüben auf unzähligen Stufen seligster Entfaltung unaufhaltsam seiner göttlichen Vollendung entgegenreift.

Wenn die göttliche Kraft des Evangeliums sich in nichts Anderm offenbarte, als in der Fortpflanzung und innern Versiegelung jener Ueberzeugungen, die einen himmlischen Lichtglanz über die Dämmerung der Zeitlichkeit verbreiten — so wäre schon dieß allein genügend, es Allem vorzuziehen, was je in Menschen-Herzen gekommen und von Menschen-Gedanken erreicht worden ist. Aber nicht nur in den Ueberzeugungen, die es ausstrahlt, bewährt es sich als eine göttliche Kraft der Beseligung, sondern eben so sehr durch die heiligen Kräfte der Selbstverleugnung, der hingebenden, aufopfernden Liebe, die es in unserm Willen, in unserm Herzen erweckt. Mit einem Worte: das Evangelium von Christo kündet sich gleichermaßen als eine Kraft des Glaubens und als eine Kraft des Lebens an, als die innigste Durchdringung reinster Gottes- und Menschen-Liebe, wie wir sie in urbildlicher Vollendung anschauen in Wort und That des Menschensohns, in dem „die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte". Das sind jene „Beweise des Geistes und der Kraft", auf die sich der Apostel so oft beruft und auf die sich auch in der Gegenwart das Evangelium von neuem stützen muß, wenn es seinen Beruf erfüllen will, das Verlorene aufzusuchen und das Gebrochene und Zerknickte aufzurichten. —

Denn das war sein Beruf von Anbeginn und ist es auch heute noch. Sollte ich die Blätter der Geschichte aufrollen, um darin zu zeigen, wie das Evangelium von Christo sich in vergangenen Jahrhunderten stets als eine göttliche Kraft der Beseligung erwies, so würde eine lange Reihe von Zeugen aus fast allen Völkern und Zeiten und Bildungsstufen für diese größte Thatsache der Geschichte mit Einem Munde (obwohl in den verschiedensten Sprachen) Zeugniß ablegen. Auch würde ich dann daran erinnern, wie das Christenthum allein noch das ge-

brochene Herz der untergehenden antiken Welt mit göttlichem Trost erfüllte und ihr trümmervolles Grab zu einem Friedhofe, zu einem Gottesacker weihte, wie es dann die ungebändigten Naturvölker, die siegreich über die Trümmer der alten Welt dahinschritten, in seine geistige Zucht nahm und sie der reichsten Entwickelung entgegenführte, einer Entwickelung, die in ihren reichsten und tiefsten Triebkräften vom Geiste des Evangeliums bedingt oder beherrscht war. Allein in dieser Stunde wollen wir uns nur der Einen oft vergessenen Wahrheit erinnern, daß es noch eine andere Geschichte giebt, als diejenige, welche wir in den historischen Jahrbüchern aufgezeichnet finden. Dort wird uns von Schlachten und Siegen, von emporstrebenden und untergehenden Völkern berichtet, von der Blüthe und dem Verfall der Staaten, der Künste und Wissenschaften; aber von so Vielem, wonach unser Herz verlangt, erfahren wir dort wenig oder nichts, und manche drückende Räthsel bleiben ungelöst. Von dem Jammer und von dem Entzücken Unzähliger, von den beglückenden Hoffnungen der Einen, von den vernichtenden Enttäuschungen der Andern, von den heiligsten Opfern und Selbstverleugnungen, von himmlischen Siegen der höhern Natur über die niedere schweigt die gewöhnliche Geschichte. Nur in jener verschleierten, allumfassenden Menschengeschichte, die vor Gottes Augen ewig aufgedeckt liegt, nur dort ist dieß Alles mit unauslöschlichen Zügen niedergeschrieben, und auch wir werden sie einst lesen, diese Geschichte unsers Brudergeschlechtes und unsere eigene, wenn unser Auge zum ewigen Licht genesen ist. In jener Geschichte, wo die Thränen der Unterdrückten gezählt, wo die Gebete und die Seufzer von ungekannten Millionen gekannt sind, wo jede That und jedes Opfer göttlicher Liebe, jedes stille, verborgene Werk himmlischer Gesinnung verherrlicht wird — dort erst vernehmen wir dereinst die tausendstimmige harmonische Fülle der Zeugnisse für die Wahrheit des apostolischen Worts: „Das Evangelium von Christo ist eine Kraft Gottes zur Beseligung aller Glaubenden!" —

Und was dieß Evangelium für die Vergangenheit gewesen, das wird es auch der Gegenwart und der Zukunft sein: eine göttliche Kraft der Erweckung des Erstorbenen, der rettenden Liebe des Verirrten und Verlorenen, der innigen Verbrüderung aller höher Gesinnten, die nach einer ewigen Heimath aufschauen. Das ist Kern und innerstes Wesen des Christenthums, das seine ewige, unüberwindliche Kraft, während alles Menschenwerk, womit es in Lehre und Verfassung von dem Bedürfnisse und der Berechnung zu verschiedenen Zeiten umgeben wurde, sich

wandeln und veralten kann, wie ein Kleid, und wohl auch verwehen mag, wie die erstorbenen Blätter des Herbstes.

Seit mehreren Jahrzehnten hat sich in verschiedenen unserer bedeutendsten Geister, sowie in vielen ernsten, vorschauenden Gemüthern die Ahnung ausgebildet, unser ganzes Zeitalter sei ein sinkendes, der Barbarei entgegengehendes, die gesammte heutige Civilisation nähere sich in ähnlicher Weise ihrem Untergange, wie einst die griechische und römische Cultur zur Zeit der Völkerwanderung in sich zusammengebrochen sei und von rohen, aber jugendfrischen Völkern zertreten wurde. Alle höhere Gesinnung und Bildung — so fahren sie in ihrer Weissagung fort — werde sich dann in die Verborgenheit oder in abgeschlossene, stille Kreise flüchten, wie einst in die Zufluchtstätte der Klöster, während die Geburtswehen einer neuen Gesellschaft, auf dem Grabe und in den Ruinen der alten, vielleicht Jahrhunderte hindurch Europa furchtbar zerrütten würden. Bekanntlich hat gerade diese Ahnung vor zwanzig Jahren einem edeln deutschen Geiste das Herz gebrochen; seitdem haben Viele, die damals darüber lächelten wie über Gespensterfurcht, unter dem Gewichte späterer und neuester Erlebnisse jenen düstern Gedanken ernster zu würdigen begonnen. Und schon dieß allein ist ein bemerkenswerthes Sympton für unsere räthselhafte und rathlose Zeit.

Uns aber geziemt es, diese feierliche Stunde mit einem andern, erhebenderen Gedanken zu schließen; denn wir leben der Zuversicht, daß gerade dann, wenn jenes trübe Vorgefühl sich theilweise verwirklichen sollte, der christliche Geist sich mächtiger und herrlicher denn je bewähren würde als die göttliche Kraft der Beseligung mitten in den stürmischen Fluthen der Zeit, ja im Zusammensturze alles dessen, was seine Lebensfähigkeit verloren hat. Dann würde das Wort des Apostels mit neuer Freudigkeit über manche reine, im Kampfe geprüfte Lippe strömen: „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht!“

Ein katholisches Zeugniß für die Reformation.

Zur Beleuchtung der Schrift „Onus ecclesiae."

Von Dr. Schwarz in Jena *).

Nach früher gewöhnlicher Auffassung tragen bekanntlich mehrere drohende alttestamentliche Weissagungen die Ueberschrift „Last über Babel" u. s. w. Dieser Ueberschrift ist der obige Titel nachgebildet, unter welchem zuerst im Jahre 1524 in Landshut ein Buch erschien, das katholischer wie protestantischer Seits viel Aufsehen erregte und mehrmals, zuletzt im J. 1620, wieder abgedruckt ward. Zufolge einer Notiz am Schluß ist es bereits im J. 1519 verfaßt, und mehrere ganz deutliche Anzeichen im Buche selbst führen darauf **). Zufolge einer andern Notiz, welche der Drucker Joh. Weyssenburger vorausschickt, wäre es zufällig in dessen Hände gekommen und auch ihm der Verfasser unbekannt geblieben. Dieser selbst giebt sich in der Vorrede als Geistlicher, als geringster Diener der Kirche, dem die Noth und das Verderben derselben tief zu Herzen gehe. Da ihm nun zu reden versagt sei, so dränge es ihn zum Schreiben. Er verschweige aber seinen Namen aus Besorgniß, weniger Glauben zu finden, wenn bekannt werde, daß ein so nichtsnutziges Männlein (futilis homuncio) der Verfasser sei. Ihm liege nur daran, den Gläubigen aus Liebeseifer von den ihnen drohenden Gefahren Kunde zu bringen.

Von älteren protestantischen Theologen wurde das Buch vielfach unter diejenigen gezählt, welche, obwohl von Katholiken geschrieben, oder vielmehr gerade deßwegen, nur um so lauteres Zeugniß ablegen für die Nothwendigkeit und Berechtigung der Reformation. So von Joh. Gerhard in seiner eben jetzt wieder recht zu beherzigenden Confessio catholica, Vorrede Cap. III. So noch von J. G. Schelhorn in der Histo-

*) Mit Vorbedacht wählten wir die Ueberschrift „Katholisches Zeugniß", weil die fragliche Schrift von einem Katholiken des Reformations-Zeitalters herrührt, der zwischen Luther und dem entarteten Papstthum eine Mittelstellung einzunehmen sucht und eine Reformation ohne Kirchentrennung verlangt. Die Redaction.

**) Vergl. Cap. 36. §. 5., Cap. 48. §. 7., Cap. 51. §. 5.

rischen Nachricht vom Ursprung, Fortgang und den Schicksalen der evangelischen Religion in den Salzburgischen Landen, Leipzig 1732. Seite 17 f. Ueber den Verfasser jedoch blieb man im Unklaren. Nur dahin ging die allgemeinere Ansicht, daß es ein Bischof von Chiemsee gewesen sei. Die Einen aber nannten ihn Ubertinus, Andere Johannes, noch Andere Berthold. Zu dieser Ansicht neigte Schelhorn, da er gefunden hatte, daß Keiner der Erstgenannten, wohl aber der Letztere um 1519 jenes Bisthum inne gehabt, und aus andern gleich zu erwähnenden Gründen.

Derselbe Berthold, mit dem Familiennamen Pirstinger, ist Verfasser einer deutschen Theologie, welche 1528 in München, 1531 in lateinischer Uebersetzung zu Augsburg herauskam und von ihm auf Wunsch seines Erzbischofs, des Cardinals Matthäus Lang, abgefaßt wurde, als er nach siebzehnjähriger Amtsführung 1525 resignirt und sich in die Stille zurückgezogen hatte. Auch diese Schrift war Schelhorn wohl bekannt. Er gründet hauptsächlich auf die zwischen ihr und der „Last der Kirche" in mehrfacher Hinsicht stattfindende Verwandtschaft die Vermuthung, der Verfasser der deutschen Theologie möge auch das Onus ecclesiae geschrieben haben. Eins nur machte ihn bedenklich: daß in der deutschen Theologie „die Aufrichtigkeit" nicht anzutreffen sei, die sich in der „Last der Kirche" bei Darstellung ihrer verderbten Zustände und sonst noch zeige. „Doch kann", meint er, „etwan Berchtold seinen Sinn wohl auch geändert haben. Da die deutsche Theologie herauskam, waren andere Zeiten; insonderheit hatte sich indeß Cardinal Lang vielfältig als ein offenbarer und grimmiger Feind Lutheri bezeiget, der sich doch vorher gestellt hatte, als wäre er von ihm und seiner Lehre nicht so sehr abgeneigt. Da nun B. diesem Cardinal zu gefallen seine deutsche Theologie geschrieben hatte, so ist es kein Wunder, daß er bei veränderter Aufführung des Erzbischofs auch seine Schreibart geändert hat. Die erste Schrift — das Onus ecclesiae — kam ohne Namen des Verfassers heraus und suchte also derselbe, wer er auch gewesen sein mag, verborgen zu sein, um mit mehr Aufrichtigkeit schreiben zu können. Doch finden sich auch noch in der deutschen Theologie einige Spuren der Aufrichtigkeit und Wahrheit, wenn sie gleich seltener als in jenem Werke sind" (a. a. O. S. 46).

Daraus wird nun jetzt dem armen Schelhorn ein bittrer Vorwurf, ja es wird den protestantischen Theologen aus der Art, wie sie das Onus ecclesiae anzusehen und zu benutzen pflegten, fast ein Verbrechen gemacht. Herr Dr. Reithmeier in München hat nämlich Berthold's deutsche Theologie neu herausgegeben und Hr. Dr. Windischmann dieselbe

mit einer Vorrede begleitet *), in welcher er dem rühmlichen Fleiße des Herausgebers die größte Anerkennung zollt, seiner einem würdigen Gegenstande zugewendeten Sorgfalt freundliche Aufnahme wünscht, daneben auch allerlei Hiebe auf die Reformation als Revolution und auf diejenigen fallen läßt, die da meinen, Luther habe zuerst das Wort Gottes in wahrhaft deutsches Gewand gekleidet und zuerst in geistlichen Dingen kräftig deutsch gesprochen. Wir lassen diese Hiebe fallen und fürchten nur, daß die zuletzt genannten Leute, von allem Andern abgesehen, schon deßhalb sich durch die Erscheinung Berthold's in ihrer Meinung nicht irre machen lassen, weil dessen deutsche Theologie gerade ein volles Jahrzehnd nach dem Beginn der Reformation geschrieben ward. Wir gehen jetzt auch auf Gehalt und Tendenz, auf sprachliche und sonstige Bearbeitung des Werkes nicht genauer ein, wozu sich wohl eine andere Gelegenheit bietet. Nur Hrn. Dr. Reithmeier's Ansicht vom Onus ecclesiae wollen wir darlegen und prüfen; wir wollen daran zeigen, was man in München jetzt unter „katholischem Geist und Standpunkt", unter „unerschütterlichem Festhalten an dem Mittelpunkt der Kirche" versteht und einen Beitrag liefern theils zur Charakteristik der Partei, welche sich nicht entblödet, „einen tiefdenkenden und in seiner amtlichen Stellung zum competentesten Urtheil befähigten Zeugen des Anfangs der sogen. Reformation heute, wo ihr Kreislauf vollendet ist" (Vorr.) vorzuführen und ihm dabei getrost das Onus ecclesiae zuzuschreiben, theils möchten wir eine etwas eingehendere Kenntniß von diesem unter uns so gut wie verschollenen Zeugen vermitteln und von der Art, wie ihm gerade zu Anfang „der sogen. Reformation" der Zustand der Kirche erschien. Das Uebrige wird sich ohne lange Nutzanwendung für jeden einigermaßen unbefangenen Leser von selbst ergeben.

In der Einleitung zur deutschen Theologie, wo Hr. Dr. R. von Berthold's Leben und Schriften handelt, legt er ihm das Onus bei aus Gründen, welche zum Theil mit denen Schelhorn's — denn so heißt der Mann und nicht Schellhorn, wie Dr. R. fortwährend schreibt — zusammenfallen. Den Einwand, daß B. sich zu seinen andern Werken bekannte, — außer der Deutschen Theologie hat er ein „tewtsch

*) Der volle Titel ist: Bertholds, Bischofs von Chiemsee tewtsche Theologey. Neu herausgegeben und mit Anmerkungen, einem Wörterbuche und einer Biographie versehen von Dr. Wolfg. Reithmeier. Mit einem einleitenden Vorworte von Dr. Fr. Windischmann, General-Vicar der Erzdiöcese München-Freysing, Mitglied der k. Akademie der Wissenschaften rc. München. Literarisch-artistische Anstalt. 1852. XXVI u. 723 S. gr. 8.

Rational über das Ambt heiliger Messe" und ein „Kelichpuchel" (Kelchbüchlein) verfaßt — zu dem Opus ecclesiae aber nicht, sucht R. durch die Rücksicht auf dessen damalige Stellung zu beseitigen. Als Bischof von Chiemsee und Mitglied des Domcapitels von Salzburg habe er genaue Kenntniß der kirchlichen Verhältnisse beider Diöcesen gehabt und in dem Opus Dinge berührt, die Manchen unter dem Klerus nicht angenehm waren. Wie leicht konnte er sich dadurch Unannehmlichkeiten zuziehen, die er vernünftiger Weise vermeiden wollte; wie leicht war es, einige Stellen seines Buches zu mißdeuten, ihn zu verdächtigen und ihm seine Stellung noch schwieriger zu machen; „ja vielleicht war gerade die Veröffentlichung des Opus im Jahr 1524 ein Grund mehr, daß er 1525 sein Bisthum freiwillig resignirte" (S. XXIV). Kurz „das Schlußresultat, daß er der Verfasser war, steht fest." Fest steht aber auch, daß, wenn er bei der Abfassung des Opus solche Rücksichten nehmen konnte, Schelhorn's Vermuthung, er habe nachher andere genommen, nichts weniger als unwahrscheinlich ist.

Sehen wir uns denn das Buch etwas näher an, zuerst überhaupt, dann specieller in Beziehung auf die Lehre vom Ablaß, mit welchem dasselbe es verhältnißmäßig ausführlicher zu thun hat. Wir benutzen dabei die erste, ziemlich seltne Ausgabe, vergleichen aber auch die letzte von 1620, die ohne Druckort erschienen und an einzelnen Stellen in katholischem Interesse corrigirt oder besser gefälscht ist.

Schon der recht gut ausgeführte Holzschnitt auf dem Titelblatt ist nicht uninteressant. In der Mitte eine Kirche mit zwei Thürmen; darunter Ezech. 9, 6. Rechts von der Kirche ein Engel, in der einen Hand eine Rolle mit dem Spruch Offenb. 14, 7., in der andern einen umgekehrten Becher als Zornschale. Ueber dem Engel der geöffnete Himmel, aus welchem ein Feuerregen, mit Heuschrecken vermischt, auf die Kirche herabfällt; droben in den Wolken die Sprüche Psalm 7, 13. u. Offenb. 4, 5. Mitten über der Kirche der Weltrichter, zwei Tafeln mit Sprüchen aus Offenb. 16. u. 22. in der Hand; zu seiner Linken sieben Engel, unter ihnen wieder Offenb. 16. Ueber die ganze Kirche zieht sich eine aufgerollte Fahne mit Schriftstellen aus Ps. 77. und nochmals Offenb. 16. Zur Linken steht Satan, ein scheußliches Ungethüm mit Klauen, langen Haaren und einem Eberkopf, in der einen Hand ein Schwert, womit er auf die Kirche ausschlägt, in der andern einen Feuerbrand, den er in das Schalloch des hintern Thurmes schieben will. Offenb. 20, 7. giebt dazu die Erläuterung. Gegenüber hängt die Kette, von welcher Satan losgebunden ist. So werden wir in die Schrift eingeführt, welche in siebzig Kapitel zerfällt und

von Citaten theils aus der Schrift, theils aus dem kanonischen Recht, theils aus andern Büchern im eigentlichsten Sinne strotzt.

Als Quelle der Offenbarungen über die Zustände der Kirche gelten dem Verf. in erster Reihe die Bücher A. und N. Testaments, besonders die Apokalypse. In der zweiten Reihe stehen die Offenbarungen, welche neueren Propheten, vor Allem frommen Frauen, einer Katharina von Siena, Hildegard und Brigitta, zu Theil geworden sind. Der letztern vorzüglich legt er große Autorität bei. Er widmet ihr ein besonderes Kapitel — das dritte — und kömmt ununterbrochen auf sie zurück. Nach diesen Offenbarungen nun steht das längst geweissagte völlige Verderben der Kirche demnächst bevor, ist zum Theil schon über sie hereingebrochen. Es lassen sich nämlich in ihr sieben Zeiten oder Zustände (status) unterscheiden, von denen der folgende immer schon beginnt, während der vorhergehende noch nicht abgelaufen ist. Vorgebildet durch die sieben Schöpfungstage und die sieben Weltalter, in deren letztes sie fallen, sind sie an Dauer sehr ungleich und folgendermaßen näher zu bezeichnen. Zuerst die Zeit der Aussaat, der Unschuld, das goldne Zeitalter, wo die Kirche recht eigentlich gepflanzt ward. Dann das zweite seit Stephanus, wo Gott sie bewässerte, immer noch golden; denn die Priester spendeten die Sacramente umsonst u. s. w. Das dritte, silberne, ist das der Erleuchtung. Sie ließ Gott den großen Lehrern der Kirche zu Theil werden, die Wahrheit derselben wider die hereinbrechende Häresie zu vertheidigen; aber die Freigebigkeit Constantin's trägt schon zur Verweltlichung der Kirche bei *). Im vierten Zeitalter, dem ehernen, zieht die Kirche in ihren Einsiedlern und Mönchen in die Wüsten und auf die Berge. Es ist der Zustand der Heuchelei, vorgebildet durch Jesabel und Thyatira (Offenb. 2, 18 f.), auch durch die vier Monate, auf welche die Ernte folgt (Joh. 4, 35.). Diese besteht in den Gnadenspendungen und Ablässen (remissiones), von denen das fünfte, mit dem Jahr 1000 n. Chr. beginnende eiserne Zeitalter seinen Namen (status remissivus) trägt. In ihm hat Bonifacius VIII. das große Jubeljahr ausgeschrieben; allmählich sind aller Orten die täglichen Ablässe gefolgt. In ihm begann der Klerus Reichthümer zu erwerben aus der verschwenderisch freigebigen Andacht der Gläubigen, wie dieß Alles im funfzehnten Kapitel ausführlicher dargelegt wird. Wir müssen unten darauf zurückkommen. Im Allgemeinen heißt es von dem

*) „Const. in tertio ordine, i. e. statu ecclesiam pacificavit et ampliavit eam argenteam et temporalem faciendo." Die Ausgabe von 1620 hat dafür: „eam denique, ne ob egestatem in contemtum veniret, argenteam et ditem reddidit."

fünften Zeitalter: Mit Vernachlässigung der vollkommen wirksamen und hinreichenden evangelischen Vorschriften und Lehren, in denen Jeder den Weg des Heils und Trostes finden könnte, beobachtet man menschliche Erfindungen und eingewurzelte Gewohnheiten und gebraucht sie mehr zum Verderben, als zum Heil der Seelen. Täglich werden zu den ältern Decretalen in Rom neue Aufsätze gemacht, welche streng befolgt werden sollen und nur dazu dienen, den einfachen Klerikern, die den Betrug jener Stadt nicht kennen, Schlingen zu legen, so daß kaum Einer ohne Chicane eine kirchliche Stelle erhalten oder sicher besitzen kann. Täglich kommen Bedrückungen, Ausschreitungen, ungesetzliche Dispensationen, unzählige andere Scandala vor, so daß die fast völlig hülflose, in ihren Gliedern vergiftete Kirche im Kampf mit den Babylonischen Fleischlichkeiten (carnalitates) gewissermaßen erstickt wird und ihrem Untergange entgegeneilt.

Er kann nur aufgehalten werden durch das sechste Zeitalter, durch das der Reformation (status reformativus), wie sie hinsichtlich der geistlichen Güter schon von verschiedenen Secten, u. A. den Wiklefiten, auch vom Abt Joachim verlangt wurde, auf den der Verf. wiederholt verweist. Aber diese Reformation muß die ganze Kirche an Haupt und Gliedern treffen. Denn gerade jetzt, beim Zusammenstoß des fünften und sechsten Zeitalters, ist der bis dahin durch die Gnade Gottes gebundene Teufel losgelassen, indem überall die Gottlosen, die bloßen Namen-Christen, obenauf sind. Dennoch und trotz der auftauchenden Sectirer, unter welchen wieder Wiklef hervorgehoben wird, während über Huß und Hieronymus von Prag das Urtheil in suspenso bleibt, ist Alles mit Blindheit geschlagen, ein Zustand, welcher Kap. 19—28. im Einzelnen weiter geschildert ist. „Denn über die Verworfenheit Babels darf nicht geschwiegen werden."

Voran steht die schlechte Verfassung (indispositio) der Curie. Allerdings ist Petrus der vornehmste unter den Aposteln. Sein Nachfolger erhielt den Primat durch die Beschlüsse mehrerer Kirchenversammlungen; die römische Kirche ist die erste an Ansehn und Würde. Was sie beschließt und ordnet, ist von Allen zu halten, und wer den apostolischen Verfügungen widerstrebt, wird excommunicirt. Aber wenn auch der Papst nach kanonischem Recht auf Erden einen Höhern nicht über sich erkennt und nicht gebunden ist an ein positives Gesetz, so ist er doch dem göttlichen und natürlichen Gesetz unterworfen; und wie Christus sein Gesetz nicht aufhob, so müssen die Päpste vor Allem die Canones befolgen. Hat ferner Christus einen Petrus den andern Aposteln, vielleicht seine Nachfolger den an-

dern Priestern vorgesetzt *), so that er dieß doch nur wegen seines besondern Glaubens, seiner Liebe und Demuth. Daher nicht angenommen werden darf, es müsse dieser Vorzug seinen Nachfolgern bleiben, auch wenn sie ihrem Vorgänger nicht gleichen. Eben so wenig ist anzunehmen, die allgemeine Kirche sei auf solche Päpste gebaut, da sie allein abhängt von Christus, der ihr Grund- und Eckstein ist **). Nun aber stolzirt der Papst einher in Gold und Edelsteinen, mit allerhand Schmuck geziert, von Soldaten umringt, auf weißem Roß oder hoch von Dienern getragen. Das ist mehr eine Weide für Teufel, als für Schafe; und wo nicht Weide der Schafe ist, sondern Stolz der Menschen (non pastus ovium, sed fastus hominum), da folgt man nicht Petrus nach, sondern Constantin.

Wohl wird die Kirche vom heil. Geist regiert; aber ihre Lenker werden als gebrechliche Menschen zu Zeiten auch von einem bösen Geist getrieben. So Liberius und die Päpstin Agnes ***). Folglich ist nicht jeder Papst heilig; denn nicht der Ort macht den Papst, sondern sein Leben und sein Wandel. Ein Verworfener wird mit Fug und Recht bestraft, wie Anastasius II.; ja ein schlechter Papst ist ohne Hoffnung auf Vergebung zu verdammen, wie der Teufel. Wären ferner alle päpstlichen Anordnungen heilig wie das Evangelium und unverletzlich, so würde der apostolische Stuhl nicht selbst dergleichen aufheben, wie oft geschieht; der folgende Papst würde seines rechtmäßigen Vorgängers Schlüsse und Vergünstigungen nicht widerrufen dürfen. Es würde ja sonst Christus getheilt, dessen Person doch beide Päpste nach einander darzustellen vorgeben. Auch zeigt die Schrift, daß Paulus dem ersten Papst, Petrus, in's Angesicht Widerstand geleistet hat, als er zu tadeln war (Gal. 2.). — So aber sehen die Päpste immer nur auf den schädlichen Spruch: eine Größe, auf einen Gipfel wie sie gehoben, pflege nicht in den Verdacht des Irrthums zu kommen. — Freilich kann der Papst, der von so viel teuflischen Ungeheuern und gottlosen Höflingen umlagert ist, nicht anders irren, als nur zum größten Verderben der Kirche. Ja, man verhätschelt ihn wohl mit der Schmeichelei, als lägen im Schrein seines Herzens alle Rechte. Oft quellen aber daraus Unrecht und Unbilligkeit. Er ist so gut ein Mensch wie die, für die er sorgen soll, und von Menschen erwählt. Und wenn er auch

*) „Si Christus super alios apostolos Petrum et forte eiusdem Petri successores super alios sacerdotes praeposuerit." Kap. 19, 3. Also bedingungsweise stellt der Verf. die Sache auf, was wohl zu beachten.

**) „Simpliciter pendet a Christo, qui est angularis lapis et fundamentum ecclesiae. Ib."

***) Offenbar Verwechselung mit der Päpstin Johanna, deren Geschichte der Verf. für baare Münze nimmt.

mit den Cardinälen für die ecclesia virtualis und repraesentativa gehalten wird, kann er doch irren. Nur die allgemeine, durch ein rechtmäßiges Concil vertretene Kirche ist untrüglich (Kap. 15.).

Fürwahr, die Herrlichkeit der Kirche ist vielfach zerrissen. Vor Allem aber ist der Sitz der Bestie, d. i. der schlechten Kirche, in der römischen Curie, deren Reich ein Reich der Finsterniß. In ihr ist wie einst im römischen Reiche der schmählichste Pfuhl (vorago) von zusammengescharrten Reichthümern und wachsendem Geiz. Das Gesetz ist vom Priester, die Gesichte von den Propheten, der Rath von den Aeltesten gewichen; die Schlüssel der Kirche werden gemißbraucht und dienen der Simonie und dem Ehrgeiz. Die Laster des päpstlichen Hofes lassen sich kaum noch verbergen und leugnen. Rom gleicht einem Strudel von Schandthaten, einem Haufen von Schlacken; seine Fürsten sind Mörder geworden.

Siehe, hier ist der Schlund der Hölle, wo der Teufel, der Herr alles Geizes, residirt, der das Erbtheil Christi verkauft, welches dieser mit seinem Leiden erworben. Daher das Sprüchwort: „Der römische Hof will das Schaf nicht ohne die Wolle. Denn die Gebenden erhört er, den Andern verschließt er die Thüre."

Mithin bedarf die Kirche höchst nöthig einer Reformation. Sie aber wird nur zu Stande kommen auf einem allgemeinen und freien Concil, wo man dem heiligen, nicht dem bösen Geiste Raum zu seinem Walten läßt. Leider aber fürchte ich, daß unser Jahrhundert nicht werth sei einer solchen Versammlung, in welcher das Laster gerügt, die Tugend gehoben und so die Kirche gebessert werde; in solch tiefen Irrthum und Selbstbetrug sind wir verfallen. Concilien werden überhaupt selten und nur mit Widerwillen gehalten, in Rom oder sonst vor den Großen der Erde. Da können demüthige und gläubige Männer sich nicht frei aussprechen. Was den Gottesdienst, den christlichen Glauben und deren Reformation betrifft, das geht da nur langsam von Statten. Die Laster, so lange ungerügt, sind so sehr angewachsen, daß viele Schändlichkeiten jetzt für erlaubt gehalten werden, unter dem Vorwand einer langen, festgewurzelten Gewöhnung. Insbesondere zeigt sich das Verderben bei den Cardinälen. Wozu nützt ihre große Menge, die das Gut der Kirche verschlingt, ihr fürstlicher Pomp, den schon Gerson gerügt?

„Auf also: laßt uns die Mauern Jerusalems bauen, und Du, Herr, blicke auf die Noth Deiner Kirche! Oeffne Deinem Statthalter auf Erden die Augen, daß er Dich nicht ehre um seinetwillen, sondern sich und Dich liebe um Deinetwillen; denn so lange er Dich und sich um seinetwillen liebt, gehen wir jämmerlich verloren." —

Mit gleich starken Farben wird (Kap. 20f.) das Verderben der Bischöfe gezeichnet. Sie verwenden das Kirchengut nicht auf fromme Zwecke, sondern auf ihre Verwandten, Schauspieler, Schmeichler, Jäger, Buhlerinnen und dergleichen Gelichter, halten keine Synoden, kommen zum großen Theil ungesetzlich in ihre Stellen u. s. w. Nicht besser steht es (Kap. 21.) um die Prälaten und anderen Geistlichen. Ja, nichts fordert so sehr Gott zum Zorn und die Menschen so sehr zur Sünde heraus, als ihr lascives Leben. Ihre Habsucht und Ungerechtigkeit, zumal gegen die Armen, kennt keine Grenzen. Die Mönche und Stifts-Geistlichen — von den Lastern der Nonnen scheut sich der Verf. zu reden — sind dermaßen ausgeartet, daß sie, in Selbstsucht versunken, unter der wollenen Capuze den Wolf umhertragen und in den Stiftern zahlloser Aergernisse sich schuldig machen. Hier werden meist die Hefen, welche die Welt sonst nicht brauchen kann, zu kirchlichen Vorgesetzten. Die Canonici, obschon so vom Singen (a canendo) benannt (!!), singen nur noch dem Namen nach in der Kirche. Der übrige niedere Klerus (Kap. 23.) befleckt sich häufig durch offenkundiges Concubinat und vernachlässigt die Seelsorge theils aus Unwissenheit, theils aus Trägheit. Gleich nachlässig werden die gottesdienstlichen Pflichten erfüllt und möglichst kurz abgemacht, daher der ganz passende Name „Brevier". Am leichtsinnigsten und unwürdigsten wird die Messe verwaltet und dadurch den Laien vielfaches Aergerniß gegeben. Pfründen werden gehäuft, und was nach Recht und Natur unvereinbar ist — die **Incompatibilia** — das verschlingt die Schlechtigkeit (malitia) des Klerus. Die Laster, von denen er beinahe ganz inficirt ist, die Possenreißerei (scurrilitas), Unwissenheit, Unzucht, Simonie u. s. w., sind männiglich bekannt.

Nachdem der Verf. ein nicht minder abschreckendes Bild von den Königen und Fürsten, dem Adel, dem Kriegerstande und dem gemeinen Volke entworfen und noch einmal die herrschenden Laster nach den sieben Cardinal-Sünden hervorgehoben und nachgewiesen hat, wie sie vornehmlich beim Klerus sich finden, frägt er: warum Gott die Strafe für das Alles so lange verschiebe? Nur seine Langmuth ist der Grund, welche noch in der letzten Stunde zur Buße ruft, aber auch um so mehr das nahe bevorstehende Verderben androht. Das sollten die Geistlichen predigen. Aber alle Gebote und Offenbarungen Gottes werden verachtet aus Unglauben und Herzenshärtigkeit. Dafür fordern die Unschuldigen Rechenschaft, und sie wird ohne Erbarmen kommen durch Gottes strenges Gericht. Schon beginnt die Strafe an seinem Hause, dem Klerus. Hat er den Sturm herbeigeführt, so muß ihn auch zuerst das Gericht treffen. Das Salz ist dumm geworden. Es wird hinausgeworfen und von den Säuen zertreten.

Dabei brechen denn zugleich allgemeine Strafen durch die Türken u. s. w. über die ganze lateinische Christenheit herein. Das nächste Haupt-Unheil aber kömmt von Mitternacht, ein Götzenbild, ein Pseudo-Prophet und Pseudo-Papst — der gemischte Antichrist (Antichristus mixtus). Und zwar, da die orientalische Kirche unter Muhammed bereits so gut wie zu Boden liegt, kömmt er zunächst über die lateinische Kirche, „die große Hure und Mördergrube". Da sie ihrer Reinheit auch durch die in ihr entstandenen Secten schon beraubt ist, so wird dieß nur ihr zweiter Ruin sein und die Kirche wird nach dem gänzlichen Verlust ihrer Würde übergehen an die Heiden. Auch die vierte Weltmonarchie, das römische Reich, wird von den Deutschen genommen und der Türke, Pest, Hunger und dergl. noch mächtiger werden. Die Zeit, wann dieß Alles eintritt, genau anzugeben, ist nicht möglich und jede Berechnung der Art Thorheit, wobei der Verfasser (Kap. 51 u. 52.) einen Excurs über wahre und falsche Astrologie einschaltet. Man muß sich an die Offenbarungen in der Schrift halten. Sie weissagen die Flucht der Menschen (Matth. 24.) und ein dreifaches Wehe (Offenb. 8.), von denen das eine schon in Erfüllung gegangen. Unter solchen Heimsuchungen ist vor Allem Noth Geduld und Gebet. — Nachdem sie mit deren Hülfe überstanden sind, wird eine Zeit der Ruhe eintreten unter vier guten Hirten. Dann, am Ende des sechsten Zeitalters, kömmt der große und einfache (simplex) Antichrist. Er versucht, mit seinen Trabanten Kirche und Christenthum mit der Wurzel auszurotten. Es gelingt ihm auch so weit, daß er für Gott gehalten wird; schon strebt er, in den Himmel zu steigen. Da aber wird er durch die Wiederkunft des verherrlichten Christus vernichtet. Nach den sibyllinischen Weissagungen folgt hierauf das siebente Zeitalter der Kirche, entsprechend dem dritten großen Weltalter, sofern die Weltentwickelung getheilt wird in die Zeit von der Schöpfung bis zur ersten Erscheinung Christi auf Erden — Zeit des Vaters —, von da bis zu jener seiner Wiederkunft — Zeit des Sohnes — und in die nun folgende Zeit des heil. Geistes. In ihr ist der Satan wieder gebunden und Friede in der Kirche, nur kurze Zeit durch Gog und Magog unterbrochen. Nach deren Besiegung tritt ein seliger Zustand ein. Die nun völlig gereinigte Kirche sieht das Wort Offenb. 14, 1 f. an sich erfüllt. Das „neue Lied", welches die Gläubigen anstimmen, heißt so wegen der neuen Belehrung des heil. Geistes, die ihnen Allen zu Theil werden soll. Endlich kömmt das jüngste Gericht mit der allgemeinen Auferstehung der Todten, mit ewiger Seligkeit und Verdammniß. —

Wir deuten diese apokalyptischen Partien des Buches nur an, da in ihnen der eigentliche Schwerpunkt desselben nicht liegt. Diesen finden wir

in den Anschauungen des Verf. vom Wesen und den Zuständen der Kirche und in der wiederholten Anerkennung von der Unerläßlichkeit einer durchgreifenden Reformation. An ihrer Beschleunigung hängt für ihn geradezu die Existenz wenigstens der lateinischen Kirche. Daß er deßhalb noch keineswegs ein Freund Luther's ist, ergiebt sich theils aus den schon angeführten, theils aus andern Stellen *). Luther steht ihm auf gleicher Linie mit Wicleff. Er ist ein Sectenhaupt, welches, von Leidenschaft und Ehrgeiz getrieben, die Schrift verdreht, die rohen Deutschen zu verderblichem Aufruhr erregt und eigenmächtig die Verbindung mit der Kirche löst. Denn allerdings soll man das Verderben derselben aufdecken, die Laster des Klerus hassen, das Gericht aber Gott anheim geben, der sich dasselbe allein vorbehalten hat — ein Standpunkt, den wir in jener Zeit mehrfach antreffen und den man jetzt wieder als den wahrhaft katholischen anpreist, auch wo man frei sein will von ultramontanen Tendenzen. Aber dem Ultramontanismus kömmt zunächst natürlich Alles an auf einfache Unterwerfung unter die Oberhoheit des Papstes. Das Uebrige, die Anerkennung der ganzen Lehre von der Kirche in ihrer von Grund aus verderbten römischen Fassung, die Unterwerfung unter die scheußlichsten Mißbräuche, unter jede Art von geistiger Knechtschaft in den heiligsten Angelegenheiten des christlichen Glaubens und Lebens findet sich dann schon wieder von selbst. Diese Consequenz hatten Männer wie der Verf. des Onus sich nicht klar gemacht. Ueber sie war auch Huß noch nicht klar in seinem Buche de ecclesia, an welches das Onus vielfach erinnert, und das hat ihn auf den Scheiterhaufen gebracht. Zu dieser Klarheit bringt selbst Luther erst hindurch bei der Leipziger Disputation und in der Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation; sie bricht im leuchtenden Glanze hervor, als er die päpstliche Bulle in's Feuer wirft und so seinerseits das letzte Band mit der Curie zerreißt, nachdem diese sich fortwährend in der alten Unverbesserlichkeit gezeigt und ihn für des Heils in Christo verlustig erklärt hatte, weil er nicht mehr ihr gehorsamer Sohn sein wollte. Wo aber die ächte Consequenz liegt, nicht bloß für den Verstand, sondern für den Besitz dieses Heils und für das ganze christliche Leben, bedarf keines langen Beweises. Alles Theoretisiren, alles Aufstellen von Principien, wie das von der Unterordnung des Papstes ist unter ein allgemeines Concil, von der Nothwendigkeit der Reformation durch gemeine Christenheit u. s. w., hilft nichts, wenn nicht Ernst gemacht wird durch die That. Der Katholik, der noch römisch und ein Papist bleiben will, giebt dabei immer

*) Kap. 9, 5; 12, 7; 39, 3; 41, 3; 42, 5; 57, 12; 64, 1. u. 5.

mit der einen Hand, was er mit der andern nimmt, und umgekehrt. Er dreht sich in einem Kreise, dessen Bann der in ihm noch so lebendig gewordene christliche Geist, die noch so weit gediehene Erkenntniß der evangelischen Wahrheit nicht durchbricht. Sie werden wieder abgeschwächt, bis sie in die Fesseln der hierarchischen Satzung sich fügen, ja oft wird der Rest dieser Erkenntniß noch gebraucht zur Vertheidigung oder doch Entschuldigung und Bemäntelung von Dingen, von denen man sich früher mit tiefem Abscheu weggewendet. So bei dem Verfasser des Onus, wenn er zugleich der der deutschen Theologie ist. Dort steht er mit einem Fuße bereits mitten im Protestantismus, wagt aber nicht, den andern nachzuziehen und sich unumwunden zu dessen Princip zu bekennen, noch weniger Andere dazu aufzufordern. Ein allgemeines Concil, gemeine Christenheit und — da er sieht, es wird zu jenem nicht kommen, und diese gar nicht zusammenzubringen ist — Christus, der heilige Geist, Gott selbst sollen helfen. Wie wenn Gott in der Kirche anders helfen wollte, als durch Menschen, getrieben von seinem Geist und zur rechten Stunde gesendet, durch Zeugen der Wahrheit, die, wenn Alles vergeblich ist, ihr durch Verkündigung des Evangeliums Eingang zu verschaffen, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern entschieden mit der hierarchischen Verblendung und Herzenshärtigkeit brechen und nun das Andere dem Herrn der Kirche anheim geben, überzeugt, er werde durch Wort und Geist mit der Gemeinde sein, die sich so um ihn sammelt und die dadurch die wahre Katholicität, in ihr die Verbindung mit der alten ungefälschten Kirche festhält. So Luther. Unser Verfasser dagegen hat in der deutschen Theologie den Fuß wieder zurückgezogen. Ohne ihn deßhalb bewußter Heuchelei beschuldigen zu wollen, was auch — Hr. Dr. R. sagt hier eine Unwahrheit — kein protestantischer Theolog gethan, ohne ihm bei Abfassung des Onus auch nur Rücksichten wie die oben namhaft gemachten unterzuschieben, finden wir die Erklärung dazu vollkommen eben in der Halbheit und Unsicherheit des früheren Standpunktes. Ueberdieß war er Bischof und in einem eigenthümlichen Abhängigkeits-Verhältniß von seinem nächsten geistlichen Obern. Das allein reicht zur Erklärung auch seiner Anonymität genügend aus, so wie zur richtigen Würdigung des Umstandes, daß er am Schluß den ganzen Inhalt des Onus dem Urtheil des Papstes und der kirchlichen Obern unterwirft. Aber einen Beweis für seinen völlig kirchlichen Standpunkt, für sein unerschütterliches Festhalten am Mittelpunkt der Kirche können wir mit Hrn. R. in diesem Umstande nicht finden. Bekanntlich war dieß eine obligate Formel, deren sich auch Huß und Luther bei ihren ersten Angriffen auf das Verderben der Kirche und Hierarchie bedienen, nur mit dem ächt re-

formatorischen und zugleich ehrlichen Zusatz, dadurch dem entscheidenden Ansehn der Schrift in keiner Weise etwas vergeben zu wollen *). Anonym, wie der Verf. des Onus schrieb, konnten ihm jedoch daraus auch keine weitere Verlegenheiten erwachsen; und wenn man sich nun erinnert, wie er über den Papst und die übrigen Repräsentanten der Kirche, über die Träger ihres Regimentes urtheilt, so klingt jene Formel bei ihm fast wie bittrer Hohn, ein Hohn, den er in vollem Maaße auch in dem Kapitel vom Ablaß ausschüttet, auf welches wir noch einen Blick werfen müssen.

Obwohl, heißt es hier, Luther in anderer Beziehung Vieles übereilt und gehässig (temerarie ac contumeliose) schreibt, hat er doch die zu erlassenden Strafen sehr scharfsinnig in fünf Arten eingetheilt: 1) die ewige Strafe; 2) die des Fegfeuers; 3) die Strafe der Zucht (castigatoria); 4) die freiwillige oder evangelische; 5) die kanonische Strafe. Alles kömmt nun darauf an, ob der Ablaß noch eine andere, als die kanonische Strafe aufhebt. Dieß wird entschieden verneint. Denn die ewige Strafe erläßt anerkanntermaßen Gott allein. Aus dem Fegfeuer kann der Papst die Seele nicht befreien, welche der Macht Gottes nicht entfliehen, die Speise des Ablasses bei den Todten nicht finden kann. Nicht für diese, nur für die Lebenden gelten die kirchlichen Vorschriften. Christus allein ist Richter über Lebendige und Todte. Die Schlüssel der streitenden Kirche reichen nicht bis in's Fegfeuer; und Luther urtheilt richtig, wenn er sagt, Christus habe absichtlich die Gewalt derselben auf die Erde beschränkt, weil er vorhersah, daß einst die Päpste in Himmel und Hölle würden bringen wollen. Was kann der Papst denn auch mit den Verstorbenen vornehmen, die seinem Forum entzogen und vor Gottes Richterstuhl gestellt sind? Und würde es nicht grausam sein, wenn er die Macht über das Fegfeuer hätte und er wollte nicht alle Seelen aus ihm befreien? Dennoch schreien die Ablaßprediger unter andern Lügen auch die ärgerliche und abgeschmackte Lüge aus: „Wenn das Geld im Kasten klingt" u. s. w., nur damit sie die Opfer für die Abgeschiedenen schlucken. Und dergleichen Menschen werden auch auf den Concilien gefunden u. s. w.

Auch die dritte Art des Ablasses liegt nicht in des Papstes Hand. Nicht einmal durch Gebet und Fürbitte bloß wird die Strafe der Zucht, welche Gott über den Sünder verhängt, aufgehoben, sondern vorzüglich durch Besserung. Die vierte Art, der Schrecken im schuldbewußten Gewissen, hängt ab von Gnade und Geist, nicht von menschlicher Willkühr. Diese Strafe sollte der Papst eher befördern, nicht hindern. Er hebt sonst

*) S. Luther's Thesen bei Löscher II, 183. und Walch XVIII, 290.

die Kraft des Kreuzes Christi auf. Mithin bleibt nur die fünfte übrig, die lediglich eine Strafe menschlicher Ordnung ist. Sie allein hängt vom Papste ab und auf sie hat auch Luther den Ablaß beschränkt. Aber die neumodischen Ablaßprediger zerstören die Wirkung dieses Ablasses, dienen den trägen, halsstarrigen Menschen und wollen bloß Geld zusammenraffen. Denn wenn auch das Ablaßgeld unter dem Vorwand der Frömmigkeit eingefordert wird, wie zum Feldzuge gegen die Ungläubigen, zu heiligen Gebäuden u. dergl., so ist doch der bei weitem größte Theil davon mehr dem päpstlichen Fiscus, als Christo zu Gute gekommen, mehr auf Eitelkeit, als auf fromme Zwecke verwandt worden. — Allein auch der Ablaß für kirchliche Gebäude u. dergl. ertheilt, kann wenig Verdienst erwerben; denn es ist viel besser, umsonst etwas beizutragen, als in der eigennützigen Absicht, Vergebung damit zu erlangen. Der Mensch soll ohne Rücksicht auf Lohn, um Gottes willen Gutes thun, der Papst den ihm zustehenden Erlaß der kanonischen Strafen umsonst austheilen. So hat er's empfangen, so soll er's auch geben. Statt dessen sucht man auf beiden Seiten den eigenen Vortheil, nicht aber Gottes wahre Ehre und den wahren Nutzen des Nächsten. Dabei begeht man die schändlichste Simonie und es wird der schmählichste Contract geschlossen, wenn diese Ablaßkrämer für das in die Büchse zu werfende Geld den Ablaß ausbieten und die Leute ihn reißend kaufen. Sie verehren so den Papst als einen Gott und seinen ausgeschickten Geldeintreiber als einen Götzen, der ihnen die Ablaßbriefe wie Kaufmannswaaren hingiebt und die der göttlichen Gerechtigkeit schuldigen Strafen nachlassen will. Daraus ist klar, daß unsre Mutter, die Kirche, in die äußerste Verwirrung gerathen und ganz zerrissen und zerfleischt ist. Sie jammert: „Die Wächter, die meine Mauern behüten sollten, haben mich verwundet." Damit also die Kirche wiederhergestellt und das christliche Volk gebessert werde, muß es zur sechsten, oben beschriebenen Reformations-Periode kommen. — Man muß des Papstes Aussprüche gelten lassen, wenn er redet, wie sich's für einen Papst geziemt, d. h. nach dem Kanon der Schrift, nicht wenn er nach seinem Gutdünken seine Aussprüche thut — „quando pro arbitrio capitis sui praefatur."

Man sollte doch meinen, dieß sei deutlich gesprochen. So weit, wie gesagt, der Verf. davon entfernt ist, sich im Allgemeinen auf Luther's Seite zu stellen — hier stimmt er ausgesprochenermaßen nicht bloß mit ihm zusammen, er beruft sich nicht nur ausdrücklich auf ihn, er stellt seine eigenen Behauptungen auch mit einer Schärfe auf und zieht, wenn wir die oben aus diesem Kapitel bereits angeführte Stelle von der Ecclesia repraesentativa hinzunehmen, Folgerungen, wie wir sie bis in die erste

Hälfte des Jahres 1519 bei Luther kaum antreffen. Dennoch hat Hr. Dr. R. die Naivetät oder die Effronterie, zu behaupten: „das ganze Kapitel mit seinen 47 §§. enthält die kirchliche Lehre vom Ablaß, wie sie im ius canonicum und in katholischen Schriftstellern sich findet" (S. XXV.). Vortrefflich! Dadurch wird also Luther mit seinen Angriffen auf den Ablaß für einen „katholischen Schriftsteller", und es wird für unkirchlich erklärt, wenn eine bekannte katholische Synode 1566 ausdrücklich feststellt: „den Seelen im Fegfeuer hilft das Meßopfer, das Gebet, Fasten und Almosengeben der Lebenden, wie auch der Ablaß, damit sie um so eher von der Strafe befreit werden" *). Und wenn nun Hr. Dr. R. hinzufügt: „Dieselbe Lehre trägt der Verf. des Onus in seiner Theologey wieder vor, ohne daß man ihn je auch nur einer Hinneigung zur Ansicht Luther's beschuldigen konnte", so ist zu bemerken, daß in dem „Vom Ablaß" überschriebenen Artikel der Theologie (Kap. 73. §. 15. u. 16.) eine solche Hinneigung allerdings nicht hervortritt, aus dem einfachen Grunde, weil der Verf. dort nur von der priesterlichen Absolution nach der Beichte handelt. Vergleicht man dagegen Kap. 83.: „Ob froembe Fädrung erspriess im Fegfewr", so heißt es §. 9. unter Verweisung auf Onus eccl. Kap. 15.: „Wenn gefragt wird, ob päpstliche oder andere Gnade die Seelen aus dem Fegfeuer erledige, so ist die Antwort: Menschlicher Geist ist nach seinem Abschied nimmer unter päpstlicher Gewalt noch unter dem Gesetz irdischer Kirche, sondern er ist nunmehr unmittelbar unter Gottes Gericht, wo mehr göttliche Gerechtigkeit als Barmherzigkeit gebraucht wird. Denn laut h. Schrift sind die abgeschiedenen Seelen in der Hand Gottes. — Darauf hat Christus Petro und seiner Priesterschaft allein die hiesige streitige Kirche befohlen und eigentlich gesprochen: „Was Ihr binden oder lösen werdet auf Erden." Er sprach nicht: „unter der Erden als im Fegfeuer" u. s. w. — Das ist nicht bloß Hinneigung zu Luther's Ansichten, es sind diese selbst, wie er sie zu Anfang der Reformation aussprach und durch Verweisung auf die alte, schmählich verdrehte, kirchliche Lehre und Praxis stützte. Und damit stimmt auch ganz Kap. 89. „Von gnadenreicher Indulgentz" §. 2., eine Stelle, welche schon Schelhorn S. 46. nebst andern ächt evangelischen Aussprüchen **)

---

*) Prof. fid. Trid. Add. 1, 34. in Danz Libri symbol. eccl. rom. cath. S. 321.

**) Der bedeutendste ist aus Kap. 11. §. 3.: „Die Wahrheit und Gottes Wort mag nimmer zergehen, wie Gott spricht im Psalm: „Was von meinen Lippen ausgeht, das mach' ich nicht untüchtig." Item „des Herrn Wort bleibt ewiglich." Darum hat Niemand, weder Papst noch Concil, weder die Kirche noch die ganze Welt, Fug oder Recht, in auswendiger göttlicher Wahrheit (dem äußern Worte Gottes) etwas zu mehren, zu min-

aus der deutschen Theologie anführt, wogegen Hr. Dr. R. in seiner Gedankenlosigkeit dieselben von ihm aus dem Onus angeführt sein läßt. Aber freilich: an beiden Stellen der Theologie wird hinzugefügt, es sei zu glauben und zu hoffen, daß gute Werke, welche päpstliche Bullen oder Gnadenbriefe anzeigen und den Schäflein zu vollbringen aufgeben, als Hülfe wider die Türken oder andere christliche und nöthige Sachen, wenn sie wegen einer oder mehrer Seelen im Fegfeuer vollbracht würden, denselben als Fürbitte und fremde Hülfe zur Abnahme oder Verringerung ihrer Strafe dienen. Da haben wir allerdings eine Restriction, bezüglich Retractation, von der das Onus nichts weiß. Das ist aber auch die Hinterthür, welche auf der einen Seite das Tridentinum noch in seiner letzten Sitzung schlauer Weise offen läßt, um sich nöthigenfalls durch eine für Manche unverfängliche Auslegung zu salviren, während von der andern Seite durch sie ein Wust der abscheulichsten Mißbräuche zugelassen und auf die „Wolle der Schäflein" immer noch vortrefflich speculirt werden kann. Nichtsdestoweniger sieht sich Hr. Dr. R. gemüßigt, zu Kap. 89, 2. der deutschen Theologie zu bemerken: „Nachdem nun die Lehre der katholischen Kirche offen vor Jedermanns Augen liegt und selbst protestantische Gelehrte den Ablaß als „Nachlaß der zeitigen Sündenstrafen" (Richter, Lehrbuch des Kirchenrechts, S. 473.) bezeichnen, so erscheint es um so auffallender, wie sich zwei Berliner Gelehrte (die Gebrüder Grimm im deutschen Wörterbuche) nicht schämten, den Ablaß also zu definiren: „Hauptsächlich aber steht es (das Wort Ablaß) für den kirchlichen Erlaß der Sünde um's Geld (die Indulgenz), wider welchen die Reformation siegreich eiferte." „Man sollte meinen, fährt Hr. R. fort, solche widersinnige Aufbürdungen und absurde Lügen wären in unsrer Zeit eine Unmöglichkeit, und noch dazu von Männern, die in der deutschen Literatur einen Namen haben. Jedes Schulkind könnte die Berliner Intelligenzen beschämen." — Wir müssen es diesen Intelligenzen überlassen, sich, wenn sie es für der Mühe werth halten, gegen die Münchner Intelligenz zu rechtfertigen. Sie dürften dabei aus dem durch und durch oberflächlichen und lüderlichen Wörterbuch des Hrn. R. leicht beweisen können, wie wenigstens dieser Intelligenz in sprachlichen Dingen kaum ein Urtheil zusteht. Zur Steuer der Wahrheit fügen wir hier nur hinzu, daß es bei Richter (Lehrbuch des Kirchenrechts, S. 487.

dern, etwas dazu oder davon zu setzen oder etwas wahr oder unwahr zu machen, anders denn es an ihm selbst und von Gott hier ist. Hierauf hat geistliche Obrigkeit weder Gewalt noch Macht, zu schöpfen oder zu gebieten neue Artikel des Glaubens, die nicht von Gott herfließen, noch an göttlicher Wahrheit hangen."

der dritten Ausgabe) in Uebereinstimmung mit der obigen Darlegung wörtlich heißt: „Die Absolution hob die ewigen Strafen der Sünde auf, nicht die persönliche Satisfaction als zeitliche Strafe. Aber schon seit dem 8. Jahrhundert gestattete man, daß diese durch Almosen oder Gebete ersetzt werden konnte; und dieser Thatsache bemächtigte sich die Hierarchie seit dem 11. Jahrhundert, indem sie für den Besuch neu gestifteter Kirchen, für die Theilnahme an Kreuzzügen und andern für verdienstlich gehaltenen Werken, ja zuletzt nur gegen eine an sich schon als verdienstlich betrachtete Zahlung an die mit der Predigt des Ablasses und der Einsammlung der Ablaßgelder beauftragten quaestores eleemosynarum den Nachlaß der kirchlichen Strafen gestattete, eine Einrichtung, welche durch die Lehre von dem dem Papste zur Disposition anvertrauten Schatze der überflüssigen Verdienste Christi und der Heiligen gerechtfertigt werden sollte. Das Concilium von Trient nahm den Ablaß, den die Päpste später auch, wiewohl nur per modum suffragii, für die im Fegfeuer befindlichen Seelen ausboten, in Schutz, indem es nur im Allgemeinen vor Mißbrauch, insbesondere zum Geldgewinne warnte." — Namentlich wurden die quaestores eleemosynarum abgeschafft. Im Wesentlichen aber ist, da dieser modus dem Volke viel zu subtil ist, im Glauben desselben der Unfug geblieben, wie Jeder weiß, der in einem katholischen Lande war. Italien gerade trägt hier den Preis davon.

Doch genug hiervon, da es uns, wie bemerkt, jetzt nicht weiter um die „deutsche Theologie" zu thun ist, für deren Veröffentlichung auch der Protestant dankbar sein könnte, wäre sie in geschicktere Hände gekommen. Das aber glauben wir nachgewiesen zu haben, daß der Herausgeber sich und seiner Partei keinen schlechteren Dienst thun konnte, als indem er den Verf. der Theologie mit dem des Onus identificirte und über das letztere in solcher Weise urtheilte, sei es, daß er dasselbe nicht schärfer angesehen, sei es, daß er geglaubt hat, durch dieß Urtheil und einige aus dem Zusammenhange gerissene Sätze seinen Lesern Sand in die Augen zu streuen, die fatalen Dinge, welche in dem Buche sonnenklar vorliegen, zu vertuschen und wo möglich dem Protestantismus für die Zukunft die Berufung auf diesen lästigen „Zeugen der Wahrheit" abzuschneiden. Und auch der Herr General-Vicar der Münchner Erzdiöcese hat dem Klerus derselben wenigstens kein sehr schmeichelhaftes Compliment gemacht, wenn er wünscht, es möge die deutsche Theologie bei ihm vorzügliche Theilnahme finden, da sie, von dem Oberhirten einer Diöces verfaßt, die jetzt großentheils zu jener Erzdiöcese gehöre, als ein besonderes Eigenthum und Vermächtniß dieses schönen Kirchensprengels angesehen werden müsse. Denn hat dieser Ober-

hirt zugleich das **Onus** geschrieben und dabei, wie Hr. Dr. R. meint, seine nächsten Verhältnisse und Umgebungen mit im Auge gehabt, so hat er in seinen Darstellungen jenem „schönen Kirchensprengel" noch ein anderes Vermächtniß hinterlassen, woran dieser immerhin etwas zu tragen haben dürfte. Fährt dann Hr. Dr. W. fort, Berthold von Chiemsee möge dem Unbefangenen zeigen, wieviel überlegenen Geist, theologischen Tiefsinn und wahrhafte Frömmigkeit der Oberhirt einer der kleinsten Diöcesen Deutschlands damals besessen, so kömmt dieß Urtheil, so weit es überhaupt hinsichtlich der „Theologie" gegründet ist, natürlich auch dem **Onus** mit zu Gute, da dieß Alles doch nicht mit einem Male über ihn gekommen sein kann durch die Wendung, welche er später nahm. Wenn der Herr General-Vicar aber noch hinzusetzt: „daß seine, daß des J o h a n n e s E c k und so vieler Andern Stimme in der Zeit des Sturmes verhallte, ist eben so wenig ein Beweis gegen die Geisteskraft dieser Männer und die Wahrheit ihrer Sache, als bei einem ansteckenden Miasma die aufopfernden Anstrengungen der Aerzte und die Wirksamkeit der erprobtesten Heilmittel verachtet werden dürfen, wenn trotz ihrer Tausende der Seuche erliegen": so wundern wir uns freilich nicht, daß er das Miasma nur im Protestantismus findet, ohne an die Seuche innerhalb der Kirche zu denken, welche das **Onus** in Grauen erregender Weise schildert. Darüber jedoch wundern wir uns, daß er einen Menschen wie J o h. E c k zu den Aerzten rechnet, deren aufopfernde Anstrengungen, ungeachtet ihrer Erfolglosigkeit, alle Anerkennung verdienen sollen. Es ist ja zur Genüge bekannt, worin dieser saubere Patron seine aufopfernden Anstrengungen am liebsten bewies, wie gern er sie dem Bacchus und der Venus gewidmet. Selbst bei der Leipziger Disputation beschäftigen ihn dergleichen Gedanken *). Jedenfalls müßte ein B e r t h o l d von Chiemsee sich's ernstlich verbitten, mit ihm in Eine Kategorie gesetzt zu werden. Als Verfasser des **Onus** thut er's ausdrücklich. Denn Kap. 15. §. 17. werden die Anhänger von E c k mit den Lutheranern zusammengestellt **), eine Parallele, die wir natürlich ganz ruhig auf sich beruhen lassen können, während Hr. Dr. W. zusehen mag, wie er mit ihr fertig wird. Seine und seines Schützlings Polemik gegen den Protestantismus, die ganze Art, wie hier wieder von München aus

*) S. den Anfang und Schluß seines Briefes an Haven und Burkard vom 1. Juli 1519 bei W a l c h XV, 1456 f.

) **„Lutherani et Ecciani temeraria et ambitiosa disputatiune mutuo altercantes pro sua audacia sacras literas torquent. Nihil charitative, sed omnia invective ad seditionem defenduntur, suum unusquisque adversarium unus ense, alius igne supprimere tentat." Die Ausgabe von 1620 schiebt für die **Ecciani** wieder perfider Weise **„et quidam alii"** ein.

mit der thatsächlichen Wahrheit umgegangen wird, erinnert nur zu sehr an das, was das schlimmste Onus ecclesiae ist in unsrer Zeit. Der Verfasser unsres Buches spricht es Kap. 15. zu Anfang in den Worten aus: „Infelicia redduntur tempora nostra, in quibus fugit a nobis veritas et abundat falsitas." — — Zu deutsch: „Es ist eine unselige Zeit, wo man die Wahrheit verläßt, und wo die Lüge herrscht!" —

Die evangelische Deputation nach Florenz in der Madiai'schen Angelegenheit.

Unter den Tausenden, die im Sommer 1851 nach der englischen Weltstadt strömten, um dort die Wunder der Industrie-Ausstellung aller civilisirten Nationen anzustaunen, gab es gewiß nicht Wenige, die mit stolzem Selbstgefühl sich des Gedankens freuten, in einer Zeit zu leben, die eine solche Höhe der Cultur erstiegen habe wie die unsrige. Nicht Wenige knüpften an jene Erscheinung zugleich die rosigsten Hoffnungen auf die unaufhaltsamen Fortschritte des Weltfriedens und der Weltbildung.

Aus dieser heitern Stimmung wären die Besucher des Glaspalastes unheimlich aufgeschreckt worden, wenn eine prophetische Stimme ihnen mitten im Beschauen jener Schätze des Kunstfleißes und des Luxus klagend zugerufen hätte: „Ihr, die ihr so laut die Fortschritte eurer Zeit preiset, ihr Alle sollt es von heute in einem Jahr erleben, daß in der Hauptstadt von Toscana, in der Stadt der Künste und des guten Geschmacks, zwei harmlose, unbescholtene Menschen zum Zuchthaus und zur Zwangsarbeit als Sträflinge verurtheilt werden — warum? — weil sie die Bibel lasen, weil sie zum evangelischen Christenthum sich bekannten, und weil sie auch gegen Andere den Grund ihres Glaubens, wenn befragt, nicht verschwiegen! — Ihr sollt es erleben, daß am 8. Juni 1852 ein solches Urtheil zu Florenz öffentlich verkündigt werde! Und ihr sollt es erleben, daß die klagende und bittende Stimme des evangelischen Europa vergeblich zu dem Throne eines Fürsten bringe, dessen Milde früher ganz Italien gepriesen — eines Fürsten, den selbst die warme Fürsprache des evangelischen Königs nicht umstimmt, dem Millionen von römisch-katholischen Unterthanen die freundlichste Berücksichtigung verdanken!" —

Vielleicht hätte eine solche Prophezeiung damals keinen Glauben gefunden; gegenwärtig aber ist eins der traurigsten und ernstesten Blätter der Zeitgeschichte mit dieser Kunde beschrieben.

Die Namen Franzesco und Rosa Madiai sind aus dem Dunkel eines beschränkten und schuldlosen Privatlebens plötzlich zu europäischer Berühmtheit emporgestiegen; denn diese Namen lauten von jetzt an als eine Kriegserklärung der römischen Kirche gegen die evangelische, als ein Zeichen, daß man den herbsten Geist religiöser Verfolgung wieder aus dem Grabe heraufbeschworen, wohin ein besseres Gefühl ihn eine Zeit lang verbannt hatte. — Zugleich aber haben diese Namen die wohlthätige Bedeutung, daß sie wie ein Weckruf durch die ganze evangelische Welt ertönen, und auch dem Kurzsichtigsten die Ueberzeugung aufdrängen: es gebe in der römisch-katholischen Welt also in der That noch eine Gesinnung, die das evangelische Bekenntniß als ein Verbrechen bestraft wissen wolle.

Eine derartige Thatsache spricht ohne allen Commentar laut genug; sie redet eine Sprache, die dem römischen System eine empfindlichere Wunde schlägt, als Hunderte von Streitschriften, Traktaten und Predigten. Auch dürfen wir nicht vergessen, daß es glücklicherweise unter den Gliedern der römisch-katholischen Kirche in Deutschland und der Schweiz nicht an Männern fehlt, deren besseres Gefühl sich gegen jene Maßregeln empört, obwohl allerdings die Zahl derer bis jetzt nicht bedeutend ist, die es wagen, laut ihre Stimme dagegen zu erheben. Höchst naiv ist der Kunstgriff der Münchener historisch-politischen Blätter, die so gerne die Miene annehmen möchten, als handle es sich um eine Kleinigkeit, welche so viel Redens und Aufhebens gar nicht werth sei; entweder reden sie gegen besseres Wissen und Gewissen, oder sie sind von einer Verblendung befangen, die ihre Widerlegung durch ernste Erfahrungen finden wird. Jeder edlere Katholik, dessen Rechtsgefühl und dessen Wahrheitssinn durch römische Sophismen und wälsche Beichtväter nicht verfälscht ist, müßte über die Ereignisse zu Florenz im Sack und in der Asche trauern; ja selbst die blos berechnende Klugheit müßte einsehen, daß nichts geeigneter sein konnte, alle schlummernden Antipathien der gesammten protestantischen Welt wieder aufzuwecken. Wen Gott züchtigen will, den verblendet er zuerst.

Wir theilen unsern Lesern nun zunächst die wichtigsten Aktenstücke mit, um sie in den Stand zu setzen, sich ein sicheres Urtheil über die Thatsachen zu bilden. Diese Aktenstücke entnehmen wir den „Mittheilungen über die Madiai'sche Angelegenheit, Nr. 1—4. Berlin 1852. Wilhelm Schultze", sowie dem **Rapport aux églises et corporations évangéliques**

de la Suisse, par le colonel Tronchin et le comte de Saint-George, leurs délégués à Florence.

An die Spitze dieser Dokumente stellen wir das am 8. Juni 1852 erlassene Erkenntniß des Florentinischen Gerichtshofes, nachdem die Eheleute Madiai im August 1851 verhaftet und durch ein Dekret der Anklage-Kammer vom 25. November 1851 wegen des Vergehens der „Gottlosigkeit" (impiété) in Anklagezustand versetzt worden waren.

I.

Erkenntniss des Gerichtshofes.

Daß Francesco und Rosa Madiai, miteinander verehlicht, und im katholischen Glauben geboren und auferzogen, während der letzten vier oder fünf Jahre veranlaßt worden sind, diesen zu verlassen, um eine Religion zu bekennen, die sie die Evangelische oder die der reinen Schrift nennen; daß von der Zeit an und ganz besonders im Laufe des Jahres 1851 sie ihr Haus zu Zusammenkünften und belehrenden Vorträgen über die besagte Religion hergegeben haben, welche Zusammenkünfte, nach der Aussage einer dort gewesenen Person, anfangs unter der Leitung eines fremden Predigers, aus mehr als 30 Personen, meistens Toskanern, gebildet wurden (von denen einige Katholiken, andere bereits gegen den Katholicismus waren und dem Handwerkerstande angehörten), welchen sie in's Italienische übersetzte, von der Kirche verbotene Bibeln und andere kleine Schriften religiösen Inhalts überlieferten, welche Irrlehren enthielten, die von der Kirche ausdrücklich verdammt sind, damit diese außerhalb der Versammlung an die Mitglieder, die in Gesellschaften von je Zehn eingetheilt waren und so eine Gesellschaft bildeten, welche sie eine Brüderschaft nannten, vertheilt würden.

Daß sie in diesen Versammlungen, durch Erforschung und Auslegung der heil. Schrift und durch Gegenüberstellung derselben mit den Gebräuchen der katholischen Kirche, die Absicht hatten darzuthun, daß diese (Gebräuche) der Schrift entgegenständen.

Daß, obgleich jener fremde Prediger aus Toskana vertrieben und auch der hauptsächlichste Bestand dieser anti-katholischen Sekte mit Hülfe der Polizei zur Flucht gebracht und die Besucher des Hauses Madiai somit an Zahl verringert wurden, diese Zusammenkünfte dennoch fortdauerten und eine derselben am Abende des 17. August 1851 abgehalten wurde, in welcher die polizeiliche Gewalt sich dreier Individuen bemächtigte, welche, nebst einem jungen Mädchen, welches die Madiai unlängst in ihrem Hause aufgenommen hatten, mit dem Lesen der von Diodati übersetzten Bibel beschäftigt waren, von welcher ein Jeder ein Exemplar vor sich gehabt.

Daß in dem Hause der besagten Eheleute Madiai nicht nur mehrere Exemplare der besagten Bibel und andere in englischer Sprache, so wie Gebetbücher zum Gebrauch der Nichtkatholiken niedergelegt waren, sondern auch verschiedene kleine Werke derselben Gattung, und zwar in bedeutender Anzahl.

Daß Francesco Madiai, gelegenheitlich der Uebungen in der französischen Sprache, welche er einen jungen Mann von sechszehn Jahren machen ließ, sich, obgleich erfolglos, bemüht, ihn vom katholischen Glauben abzuziehen, indem er denselben zu überreden suchte, daß dieser falsch wäre, ihm auch im Verein mit seiner Frau ein verbotenes Exemplar der Bibel in französischer und italienischer Sprache überreichte.

Daß der besagte Francesco Madiai gleicher Weise mit Anderen Gespräche geführt hat, welche darauf gerichtet waren, den Vorzug hervorzuheben, welchen die sogenannte evangelische über die katholische Religion verdiene, indem er den betreffenden Personen anrieth, den Instruktionen der Priester kein Gehör zu schenken, die Verehrung der heiligen Jungfrau und der Heiligen als götzendienerisch verwarf und namentlich den frommen Gebrauch, ein brennendes Licht vor dem geheiligten Bilde der ersteren zu halten, in's Lächerliche zog.

Daß in einem Falle mit zwei Frauenzimmern, welche sich bei den Madiai zu Privatdiensten zu vermiethen pflegten, und in dem Falle einer dritten, welche vom December 1850 an ungefähr acht Monate als Hausmädchen bei ihnen lebte, beide Madiai ihre Absicht klar zu erkennen gaben, dieselben zu bewegen, den katholischen Glauben abzuschwören und die Religion der wahren Schrift zu ergreifen, indem sie mit ihnen Gespräche führten und Leseübungen vornahmen, die insgesammt dahin gerichtet waren, die katholische Geistlichkeit nebst der von ihr gelehrten Glaubensform herabzusetzen, namentlich in Bezug auf das Fegefeuer, dessen Existenz sie leugnen. Was das heilige Opfer der Messe anbetrifft, so meinen sie, dasselbe sei eine Erfindung der Priester, und greifen sie zugleich die wahrhafte Gegenwart in der geweihten Hostie an; in Bezug auf die Fürbitte vermittelst der heiligen Jungfrau Maria und der Heiligen, stellen sie dieselbe als unmöglich und Gottes unwürdig dar; in Bezug auf die Autorität des allerhöchsten Statthalters Christi, so verwerfen sie dieselbe; in Bezug auf die Beobachtung heiliger Tage außer den Sonntagen und auf Bußwerke, wie die, sich gewisser Speisen zu enthalten, so nennen sie solche die Erfindungen sündiger Menschen; in Bezug auf das Sakrament der Kommunion und der Ohrenbeichte behaupten sie, daß erstere falsch verstanden und geübt werde, insofern als die Transsubstantiation des Brodes und des Weines nicht wahrhaft stattfinde, auch der Kelch den Laien nicht vorenthalten werden dürfe, und daß die letztere zu verwerfen sei, weil sie nicht Gott, sondern Menschen gemacht würde.

Daß in dem Falle eines dieser Frauenzimmer, die in vorgerückterem Alter war und die Streitfrage über besagten Gegenstand aushielt, ihr Einfluß keine Wirkung zeigte.

Daß sie aber auf eine jüngere, die sehr arm und fast wahnwitzig war und durch Geldunterstützungen und anhaltende Belehrungen angelockt wurde, die noch durch das Leihen von ihrem Zwecke entsprechenden Büchern begleitet wurden, ernste Zweifel in Betracht ihres Glaubens hervorriefen.

Daß sie in Betreff des dritten jungen Mädchens, die wenig mehr als zwanzig Jahre alt war und des religiösen Unterrichts ganz entbehrte, die Wirkung hervorbrachten, daß selbiges ihrer eigenen Religion entsagte und die ihrer Herrschaft annahm.

Daß die Eheleute Madiai sich bemühten, das junge Frauenzimmer zu belehren, und sie lesen lernen ließen, damit sie befähigt würde, die Bücher zu verstehen, mit welchen sie dieselbe später versorgten, wie die Bibel in Diodati's Uebersetzung und ein anderes, „das gewöhnliche Andachtsbuch" (Book of Common Prayer), gedruckt zu London im J. 1848 von der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß, in welchem gerade die von der katholischen Kirche verdammten Grundsätze und Lehren gefunden werden, welche ganz besonders und mit so vielen Worten darthun, daß die Existenz des Fegefeuers und die Verehrung der Bilder thörichte Erfindungen seien, daß in dem Sakramente des heiligen Abendmahles keine wirkliche Transsubstantiation stattfinde, und andere mehr, von gleicher offenkundiger ketzerischer Verderbniß, wie bereits erwähnt.

Daß das junge Frauenzimmer, nachdem sie dem gemeinsamen Lesen und auf vorerwähnte Art stattfindenden Erklären der Bibel beigetreten war, die Ausübung des katholischen Gottesdienstes unterließ; den Ermahnungen der Frau Madiai gehorchend, die sie wegen

ihrer Götzendienerei tadelte, ihr Skapulier und ihren Rosenkranz abnahm und bei zwei Gelegenheiten, von der Frau Madiai dahin geführt, an der Kommunion Theil nahm, die ihnen zum Gedächtnisse des heiligen Abendmahles ertheilt wurde; auch ihres Irrthums nicht eher inne ward, als bis sie auf einige Tage in das Haus ihres Vaters zurückkehrte, wohin sie ihre italienische Bibel mitnahm und woselbst ihre Verderbniß durch das Verzeigen derselben entdeckt wurde.

Daß der Eifer und die ernsten Bemühungen der Madiai, Andere ihrem religiösen Glauben zuzuführen, sei es durch religiöse Versammlungen in ihrem Hause, oder durch Verbreitung verderblicher Bücher und Traktate, sowohl in der Stadt, wie auf dem Lande, so allgemein bekannt wurde und so großen Anstoß erregte, daß der Priester der Gemeinde es für seine Pflicht hielt, der höheren geistlichen Obrigkeit davon Anzeige zu machen, und daß mehrere Personen, die früher einen gleichgültigen Umgang mit ihnen gepflogen, sich desselben nunmehr enthielten.

Daß die Eheleute Madiai in Abrede stellen, in ihrem Hause irgend welche Sekten-Versammlungen abgehalten zu haben, und nur zugeben, daß einige wenige Freunde daselbst mit ihnen zusammengekommen wären, um der Ausübung der von ihnen neu angenommenen Religion beizuwohnen; daß sie den Glaubensabfall des jungen Frauenzimmers zwar anerkennen, aber behaupten: sie habe dies ohne Weiteres und nicht auf ihre (Madiai's) Veranlassung ausgeführt.

Daß es ihnen demungeachtet, weder durch ihr Läugnen, noch durch die bei den öffentlichen Sitzungen vorgebrachten Beweise, gelungen ist, die in der Klage gegen sie erhobenen Thatsachen zu widerlegen.

Daß Francesco Madiai während der Dauer der gegenwärtigen Verhandlungen, namentlich vom 26. August 1851, und Rosa Madiai vom 27. desselben Monats und Jahres der Strafe des Gefängnisses unterlegen haben.

Und nachdem die Fragen nach den Ausdrücken des Art. 487 des D. D. und I. I. vom 9. November 1837 vorgelegt worden:

So ist, da nun, was die Madiais angeht, die der Gottlosigkeit vermittelst der Proselytenmacherei angeschuldigt sind, alles, was sie in Bezug auf Gewissensfreiheit und religiöse Duldsamkeit gesagt haben, als dieser Frage fremd angesehen werden muß, insofern als die erstere dadurch keine Beschränkung erleidet, wenn Bürger aufgefordert werden, von ihren äußeren Thaten Rechenschaft abzulegen, und die zweite beschützt, nicht beeinträchtigt ist, wenn verhindert wird, daß Jemand durch Verführung veranlaßt wird, die von ihm bekannte Religion zu verlassen;

Da nun aus diesem Grunde das Strafgesetzbuch in Uebereinstimmung mit den berühmtesten Schriftstellern in der Proselytenmacherei ein von Staatswegen zu belangendes Verbrechen erkennt;

Da nun in diesem besonderen Falle und aus den vorerwähnten thatsächlichen Resultaten es unläugbar klar ist, daß die Madiai bei vielfachen Gelegenheiten und mit verschiedenen Personen daran gearbeitet haben, Proselyten zu machen für die neuerdings von ihnen angenommene Religion, und wir nun zu fragen haben, ob in einem solchen Falle die im 60. Artikel des Gesetzes vom 30. November 1786 angedeuteten äußersten Extreme zur Anwendung dieses Gesetzes vorhanden sind;

Da nun nach den jetzigen Bestimmungen unserer Rechtspflege sowohl die wirkliche Ausübung, als auch die böse Absicht im vorliegenden Falle darauf gerichtet war, die Reihen der Andersgläubigen zum Nachtheil der Staatsreligion zu vermehren, und daß sie als verderblich anzusehen ist, wenn es bewiesen ist, daß Handlungen, obgleich nicht an einem

öffentlichen Orte verrichtet, doch im Beisein mehrerer Personen stattfanden, und mithin eine große Verbreitung fanden, auch großes Aergerniß erregten;

So erklärt der Gerichtshof hierdurch, daß es feststeht, daß das Verbrechen der Gottlosigkeit verübt worden ist von Francesco und Rosa Madiai, vermittelst der Proselytenmacherei zu der sogenannten evangelischen Konfession oder reinen Schrift, zum Leid und Schaden der katholischen Religion, die zur Zeit im Großherzogthume auf die angegebene Art und Weise die herrschende ist.

Da nun das Verbrechen der Gottlosigkeit in dem letzten Theile des 60. Artikels des National-Gesetzes vom 30. November 1786 offenkundig in Erwägung gezogen werden, und niemals minder als exemplarisch zu bestrafen ist, was mit Betrachtung aller Verhältnisse des vorliegenden Falles auf den zweiten (Straf-) Grad richtig angewandt werden zu können scheint, der kraft der nachträglichen National-Gesetze die bestimmte Art und Quantität der Strafe angiebt;

Da nun die Folgerungen der Vertheidigung durch die vorerwähnten Sätze und Rechtsbetrachtungen hinänglich beantwortet werden;

Und in Ansehung des 60. Art. des Gesetzes vom 30. November 1786, 1, 4, 9, 14 des Dekrets vom 4. März 1849, bestätigt von einem anderen vom 3. Mai des folgenden Jahres und 34 und 35 der Polizei-Verordnung vom 22. Oktober 1849 und Art. 51 der Verordnung vom 22. November 1848 und 55 des vorerwähnten Gesetzes vom 30. November 1786 u. s. w., verurtheilt der Gerichtshof die Eheleute Francesco, Sohn des verstorbenen Vincent Madiai, und Rosa, Tochter des verstorbenen Stephan Pulini, verehelichte Madiai, zur Strafe, den ersteren von 56monatlicher schwerer Zuchthausstrafe (**nella casa dei lavori forzati**) in Volterra, und die andere zur Strafe von 45monatlicher Kerkerstrafe (**ergastolo**), zu rechnen bei dem einen vom 26. August 1851, und bei der anderen vom 27. Tage desselben Monats und Jahres. Und er verurtheilt sie vereint zur Tragung der Kosten des Prozesses und des Urtheils, welches er auf 200 Lire feststellt.

Und nachdem sie die vorerwähnte Strafe abgesessen, unterwirft er sie außerdem einer dreijährigen polizeilichen Aufsicht.

Nach Publikation dieses Erkenntnisses schrieb Rosa an ihren Mann den folgenden Brief:

II.

Brief der Rosa Madiai.

Mein theurer Madiai! — Du weißt, daß ich dich immer geliebt habe: aber wie viel mehr muß ich dich jetzt lieben, da wir mit einander im Kampf des großen Königs gestanden haben, da wir geschlagen, aber nicht besiegt worden sind. Ich hoffe, daß Gott unser Vater um des Verdienstes Jesu Christi willen unser Zeugniß wird angenommen haben, und daß er uns Gnade verleihen wird, daß wir den bittern Kelch, der uns bereitet ist, bis auf den letzten Tropfen mit Danksagung trinken können. Mein theurer Madiai, das Leben ist nur ein Tag und ein Tag des Kummers. Gestern waren wir jung, heut' sind wir alt. Aber wir können mit dem alten Simeon sagen: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben Deinen Heiland gesehen.“ Muth, mein Theurer, da wir ja durch den heiligen Geist wissen, daß der Christus, der mit Schmach beladen, geschlagen und verleumdet wurde, unser Heiland ist, und daß wir durch sein heiliges Licht und durch seine Macht berufen sind, für das heilige Kreuz zu kämpfen und für Christum, der für uns starb und der die Schmach auf sich nahm, damit wir an seiner Herrlichkeit Theil hätten. Fürchte dich nicht, wenn die Strafe auch hart ist. Gott, der da machte,

daß die Ketten von Petrus Händen fielen und daß die Thüren seines Kerkers sich öffneten, wird auch uns nicht vergessen. Behalte guten Muth, laß uns ganz auf Gott vertrauen. Laß mich dich freudig sehen, wie ich hoffe, daß du durch dieselbe Gnade auch mich freudig sehen wirst. Ich umarme dich von ganzem Herzen,

Deine treue Gattin Rosa Madiai.

Der Cassationshof, an welchen sich die Verurtheilten wandten, hat den vorgedachten Spruch bestätigt; das an den Großherzog gerichtete Gesuch, die ausgesprochene Strafe auf dem Wege der Gnade wenigstens zu mildern, ist aber von ihm gänzlich verworfen worden. Es sei ihm, sagte er, eine Gewissenssache, die Gerechtigkeit müsse ihren Lauf haben.

III.

An den Grafen Shaftesbury.

— — Wir haben die Ehre, Ihnen von Seiten der Evangelischen Allianz in Genf die bevorstehende Ankunft des Herrn Grafen von Saint George in London anzuzeigen.

Er ist beauftragt, der Protestantischen Allianz, deren Präsident Sie sind, eine wichtige Bitte in der Angelegenheit der Eheleute Madiai vorzutragen.

— — Francesco und Rosa Madiai, im Alter von fünfzig Jahren, einzig um des Evangeliums willen zu vierjähriger Zwang-Arbeit verurtheilt, von ihrem Fürsten mit ihrem Gnadengesuch abgewiesen, die Haare von Henkershand abgeschnitten, in Sträflingskleidern — — erleiden jetzt in der Mitte von Verbrechern ihre Strafe. — Ist in unsern Kirchen auch nur Ein Christ, der sich des Morgens zu Tisch setzen oder des Abends sein Haupt zur Ruhe niederlegen kann, ohne bei dem Gedanken an diese zwei christliche Ehegatten, die von einander getrennt für unsern gemeinsamen Herrn Schmach tragen, — mit ihnen diese Schmach zu tragen, und ohne sich des Wortes zu erinnern: Gedenket der Gefangenen als ihre Mitgefangenen u. s. w.

Mylord, wir gedenken dieser beiden Gefangenen, wir gehören mit ihnen zu Einem Leib, wir fühlen ihre Mißhandlung als die unsrige, und wir empfinden das Bedürfniß, für ihre Erleichterung thätig zu sein.

Aber es handelt sich hier nicht blos um die Madiai; auch für viele Andre ist Alles zu befürchten. Stehen nicht hinter diesen zwei Märtyrern Hunderte von Christen, denen das gleiche Schicksal droht für das gleiche Vergehen, für ihre Anhänglichkeit an das Wort des Lebens? — Wer kann von jetzt an in Toscana unser heiliges Evangelium aufschlagen, und wie sie sein Leben darnach regeln, ohne die Galeeren und vielleicht den Tod vor sich zu haben? Denn die canonischen Gesetze, auf welche sich die Priester bei den Fürsten und Richtern Italiens berufen, verlangen mehr als die Galeerenstrafe; sie gehen bis zur Ausrottung und zum Scheiterhaufen. **Puniantur ad ignem**, heißt es dort (**Concil. Constant. Sess. 44. Art. 23.**).

Diese Verurtheilung der Madiai ist, wenn keine Abhülfe getroffen wird, von großem Belang. Ausgesprochen im Angesicht von Europa und bestätigt von dem Fürsten, der von seinem Begnadigungs-Rechte keinen Gebrauch machte, kann sie nicht als ein vereinzeltes und zufälliges Ereigniß betrachtet werden. Sie ist das Signal eines unseligen Ueberganges, einer Rückkehr in der Gesinnung der weltlichen Fürsten zu den schlimmsten Ver-

irrungen der Vergangenheit, das Signal eines Eingriffs des canonischen Rechts in die Gesetzgebung ihrer Staaten, das Signal einer blinden Knechtung ihres Gewissens unter das Gewissen der Priester, so blutdürstig dies sich auch zeigen mag.

Allerdings wußten wir wohl, daß ihre canonischen Verfolgungs-Gesetze in ihren Augen unveränderlich, weil göttlich, sind; wir wußten, daß die grauenhaften Bullen der Päpste über die Vertilgung der Ketzer noch keineswegs ihre Autorität für die Priester verloren haben, daß die Dekrete der Provinzialconcile von Toulouse, von Beziers, von Oxford, wie diejenigen der allgemeinen Concile vom Lateran und von Constanz für immer fordern, daß alle Christen der Art wie die Madiai lebendig verbrannt werden. Aber seit einem Jahrhundert waren diese Gesetze durch das entrüstete Gewissen der Menschheit zur Ohnmacht verurtheilt, und ihre Anwendung schien für immer der Vergangenheit anzugehören. Gegenwärtig nun bezeichnet uns der Prozeß Madiai die Rückkehr einer Epoche, wo das Gewissen der Fürsten und der Richter vor dem Gewissen der Priester verstummt, und wo ihr Arm wieder die Diener Gottes verfolgt.

Seit dem Prozeß des Grafen Guicciardini ist ein trauriger Fortschritt auf der neuen Bahn der Toscanischen Regierung wahrzunehmen. Die Madiai werden nicht mehr nur im Namen der Politik und aus Staatsrücksichten verbannt, als Personen, welche die öffentliche Ruhe oder den Landesfrieden stören könnten (ein solches Verfahren, so empörend es auch schon wäre, würde doch die Zukunft viel weniger bedrohen, als das Urtheil vom 8. Juni), — nein, sie werden durch das bürgerliche Gesetz als Verbrecher bestraft im Namen des göttlichen Gesetzes; sie haben Gott beleidigt — heißt es — also müssen sie bestraft werden; ja sie würden den Tod verdienen nach dem canonischen Recht, das die Priester anrufen, und dem sich das bürgerliche Recht unterwirft. Auch sehen wir, daß ihr Fürst im Glauben Gott zu gehorchen, das Urtheil bestätigt, ohne sich rühren zu lassen durch ihr Alter, durch ihr tadelloses Leben, durch ihre unveränderliche Sanftmuth.

Wenn wir uns daher für sie erheben, so haben Andere, die weiter blicken, Ursache genug, für Europa zu erschrecken; Andere mögen erwägen, ob die gleichen Grundsätze und die gleichen Gesetze, welche von den toscanischen Tribunalen die Bestrafung dieser zwei harmlosen Wesen verlangen, nicht gleicherweise von den katholischen Fürsten fordern, sich gegen die protestantischen Nationen zu bewaffnen, und auswärts die Ketzer an der Spitze ihrer Armeen zu vertilgen, wie sie dieselben im Innern durch ihre Gerichtshöfe ausrotten.

Was hindert Rom daran, daß wir nicht bald Europa in Feuer und Flammen sehen? Gewiß nicht die Mäßigung der Menschen, sondern bisher nur die Macht Gottes.

Mit der lebhaftesten Genugthuung haben wir daher den Entschluß der Protestantischen Allianz vernommen: so bald als möglich eine Deputation nach Toscana abzuordnen, die unsere Glaubensgenossen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit des Großherzogs empfehlen sollte. — So sehr wir nun aber Gott dafür danken, daß England hierin die Initiative ergriffen hat, ist es doch unser lebhafter Wunsch, daß dieser Schritt unter Ihrer Leitung einen mehr ökumenischen Charakter annehme, und daß die Christen des Continents sich daran betheiligen. Wir wünschen, daß Ihren Abgeordneten sich noch drei oder vier andere anschlössen, als Vertreter der Schweiz, Hollands, Frankreichs und Deutschlands, die mit ihnen in Marseille zusammentreffen würden. — Die christliche Gemeinschaft, die uns Alle in Jesus Christus zu Einem einzigen Leibe verbindet, würde sich dann zur Ehre Gottes besser offenbaren; jeder Verdacht einer politischen Absicht würde besser entfernt, und allen Freunden des Evangeliums in Italien, ebenso wie den Madiai, brächte ein solches europäisches Zeugniß größeren Trost.

Wir sind überzeugt, dieser im Namen des protestantischen Europa unternommene

Schritt wird seine Frucht bringen, möge sein Erfolg bei der toscanischen Regierung auch ausfallen, wie er wolle. — Wird unsre Bitte von dem Großherzog erhört, so danken wir Gott für den Fürsten wie für die Gefangenen, und alle unsere Kirchen werden sich freuen, durch diese Dazwischenkunft den Wagen der Verfolgung gleich beim ersten Anlauf zurückgehalten und die Gewaltthätigkeit der Priester entmuthigt zu haben. — Wird die Bitte dagegen zurückgewiesen, bleibt die Strenge und die Verfolgung unerbittlich, so wird die Kenntniß dieser Thatsachen den Kirchen Gottes nicht nutzlos sein, eben so wenig als den protestantischen Fürsten und ihren Räthen. England und Europa wissen es dann, daß die friedfertigsten Christen wie Verbrecher behandelt werden, und daß die Gebieter selbst des Landes, das bisher unter den römisch-katholischen das duldsamste war, gegen ihre Unterthanen strenge Verfolger werden, von dem Augenblicke an, wo sie sich dem Einflusse Roms unterwerfen — — u. s. w. u. s. w.

Genf, 17. Septbr. 1852.

Louis Gaussen, Dr. theol.
Vice-Präsident der Evangelischen Allianz.
Charles Barde,
Pfarrer der Nationalkirche, Mitglied und Interims-Sekretair
des Comité der Allianz.

IV.

Brief des Grafen Shaftesbury, des Präsidenten der Protestantischen Allianz, an den Grafen von Saint George.

Im Namen der Protestantischen Allianz, deren Präsident zu sein ich die Ehre habe, zeige ich Ihnen mit Freude und Dank den Empfang der Briefe und der Eröffnungen an, die Sie uns von Seiten einer so großen Zahl unsrer Brüder in der Schweiz mitgetheilt. Die grausame und ungerechte Behandlung, deren Opfer die Madiai geworden, und die an ihnen begangene Verletzung der Grundsätze bürgerlicher und religiöser Freiheit werden von dem ganzen protestantischen Europa mit empfunden. Von Herzen pflichten wir daher dem Vorschlage bei, der Deputation einen ökumenischen Charakter zu geben, und die Mitglieder derselben aus allen Ländern zu ernennen, wo sich evangelisch-protestantische Kirchen finden.

Wir versprechen unsre herzliche Mitwirkung zu diesem Unternehmen, und indem wir den Segen des Herrn erflehen, bitten wir ihn inbrünstig, uns Allen seinen Geist der Weisheit, der Einsicht und des Rathes zu verleihen, für den Dienst unsers gemeinschaftlichen Meisters.

London, 23. Septbr. 1852.

V.

Nachdem auf dem diesjährigen Bremer Kirchentage die Angelegenheit der Ehegatten Madiai zur Verhandlung gebracht worden, und die Versammlung unter Bezeugung ihrer Theilnahme und unter Fürbitte für die Gefangenen den Ausschuß des Kirchentages zur Vornahme aller zu deren Gunsten förderſamen Schritte ermächtigt hatte, erhielten wir durch den Herrn Grafen von Saint George in Genf die Aufforderung, uns bei der Deputation zu betheiligen, welche in der zweiten Hälfte des Monats Oktober von den evangelischen

Christen in England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz nach Florenz abzusenden beschlossen worden war.

Auf Grund dieser Aufforderung richteten wir an den zur Zeit abwesenden ersten Präsidenten des Kirchentages, Herrn von Bethmann-Hollweg, und für den Fall, daß unser Schreiben denselben nicht rechtzeitig erreichen sollte, an den Geh. Legationsrath a. D. Herrn Grafen Albert von Pourtales in Greng bei Morat, desgleichen an den Königl. Hauptmann Herrn Albert von Bonin hierselbst, das Ersuchen, sich der Deputation im Namen des Kirchentages anzuschließen. Die Herren Graf von Pourtales und von Bonin haben mit einer Bereitwilligkeit, die wir nicht hoch genug anerkennen können, sich diesem Auftrage unterzogen.

Ueber den Verlauf der Sendung ist uns zunächst ein Bericht des Herrn Hauptmann von Bonin zugegangen, und bringen wir denselben mit den dazu gehörigen Actenstücken, letztere in deutscher Uebersetzung, unter Beifügung eines Verzeichnisses sämmtlicher Deputations-Mitglieder, hierdurch zur öffentlichen Kenntniß.

Berlin, 20. November 1852.

Der engere Ausschuß des deutschen evangelischen Kirchentages.

(gez.) Stahl. Nitzsch. v. Mühler. Snethlage. Hengstenberg. Krummacher. Lehnerdt. Jordan.

Verzeichnis der Mitglieder der Deputation,

welche sich im Interesse der Madiai'schen Eheleute zu Florenz versammelt hatte, unter Angabe der den einzelnen Mitgliedern übertragenen Mandate.

Protestant Alliance:

Earl of Reden, P. C. K. P. Peer of England.

Earl of Cavan, Peer of Irelande.

Capt. Trotter, late 2. Life-guards.

Engerer Ausschuß des deutschen evangelischen Kirchentages:

Graf Albert Pourtales, Königl. Preuß. Geh. Leg.-Rath a. D.

Albert von Bonin, Königl. Preuß. Hauptmann im 2. Garde-Regiment zu Fuß.

Alliance Evangélique de France:

Le Comte Agéner de Gasparin, ancien député.

F. de Mimont, excapitaine d'état major en France.

De chrétiens des différentes provinces des Pays-bas:

Mr. Eleut de Soeterweude, conseiller à la cour d'appel de la Hellande.

Alliance Evangélique de Genève:

Le Comte Alex. H. de St. George.

Le Colonel Tronchin. (Der Letztere hatte außerdem Mandate von fast allen protestantischen Kirchen und Verbindungen der ganzen Schweiz.)

VI.

Bericht des Deputirten von Bonin.

Nach einer möglichst schnell zurückgelegten Reise langte ich unter dem Schutze und der Leitung des Herrn, in dessen Namen diese Reise unternommen war, am Sonntage den

24. Oktober c. gegen Abend in Florenz an. Ich kehrte durch Gottes Fügung gerade in den Gasthof (hôtel de la Grande-Bretagne) ein, in welchem sämmtliche bis dahin anwesende Mitglieder der Deputation wohnten. Diese waren Lord Roden, Lord Cavan, Capt. Trotter, Graf Gasparin und Herr v. Mimeul.

Gleich am anderen Morgen früh wurde ich von einem der Herren aufgesucht und mit der Lage der Sache bekannt gemacht. — Die Herren hatten sich bereits, nachdem sie mehrere Tage vergeblich auf das Eintreffen anderer Deputirten gewartet, in einem Schreiben an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Duca di Casigliano, gewandt, und ihn gebeten, ihnen eine Audienz bei Sr. K. K. H. dem Großherzoge auszuwirken. Dies Schreiben (VII.) wurde mir im Concepte vorgelegt, und ich konnte nur meine Bereitwilligkeit erklären, mich nachträglich dem geschehenen ersten Schritte der Deputation anzuschließen. Ich wurde darauf in der um 11 Uhr stattfindenden Sitzung bei der Deputation eingeführt und von dieser als Abgeordneter des Ausschusses des deutschen evangelischen Kirchentages und als Mitglied der Deputation anerkannt.

Nachdem, wie dies bei allen Sitzungen geschah, ein Gebet verrichtet worden war, das einer der Anwesenden laut sprach, wurde die eigentliche Sitzung begonnen. Der Gegenstand derselben war die Berathung der Adresse, welche, für den Fall uns die erbetene Audienz gewährt würde, Sr. K. K. H. dem Großherzoge übergeben werden sollte. Da wir diese Berathung in Einer Sitzung nicht beendigten, so wurde noch eine zweite für denselben Tag anberaumt. Die Zeit, welche mir zwischen beiden Sitzungen blieb, benutzte ich, um einen Brief an den Duca di Casigliano (VIII.) zu richten, in welchem ich meine Beitritts-Erklärung zu dem Inhalte des oben erwähnten Schreibens der Deputation abgab. — Es war gut, daß ich mit der Uebergabe meines Briefes nicht lange gesäumt hatte, denn schon am Schlusse unserer zweiten Sitzung, als wir eben die Berathung der Adresse vollendet hatten, traf die Antwort des Duca di Casigliano (IX.) auf das Schreiben der Deputation ein.

Am andern Tage, den 26. Oktober, wurde beschlossen, unsere Adresse nun dem Duca di Casigliano zu übersenden, und ihn mittelst eines Anschreibens zu bitten, sie Sr. K. K. H. dem Großherzoge vorzulegen.

Inzwischen war die Nachricht eingegangen, daß die Herren Colonel Trenchin, Graf St. George, Mr. Cieut de Ceeterwoude und Graf Albert Pourtales, welchen durch ein Versehen Genua als der Ort der ersten Vereinigung der Deputation bezeichnet worden war, ihre Reise von Genua nach Florenz bereits angetreten hätten, und wahrscheinlich noch im Laufe des Tages eintreffen würden. Wir warteten daher noch mit der Absendung der Adresse bis zu der Ankunft des Eisenbahnzuges, mit welchem jene Herren anzukommen gedachten. Da der Bote, den wir zu ihrem Empfange nach der Eisenbahn geschickt, die Nachricht brachte, sie seien nicht angekommen, so wurde die Adresse und das dazu gehörige Anschreiben von uns unterzeichnet und an den Duca di Casigliano befördert (X. u. XI.).

Wir glaubten, den Minister nicht mehrere Tage auf unsere Antwort warten lassen zu dürfen, und wir hielten unsere Eile um so mehr für gerechtfertigt, als wir bei der Wendung, welche unsere Sache genommen, wünschen mußten, dieselbe zu einem gewissen Abschlusse gebracht zu sehen, bevor von anderen Seiten bald zu erwartende Schritte wirklich geschähen, von denen wir eine für unsere Sendung nachtheilige Verwickelung besorgten.

Am folgenden Tage, den 27. Oktober, reiste der Graf Gasparin ab, und zwar begab er sich zunächst nach Lucca zu der armen Rosa Madiai. Wir waren nemlich in unserer Deputation übereingekommen, daß wir nicht Alle die unglücklichen Gefangenen sehen wollten, sondern daß dies nur einzelne von uns thun sollten. Zunächst hatte es Graf Gas-

parin übernommen, die Frau Rosa Madiai in unser Aller Namen zu besuchen und ihr unsere gemeinsame aufrichtige Theilnahme auszudrücken. Ueber diesen Besuch spricht sich der Graf Gasparin in einem Briefe an Herrn v. Mimont (XII.) aus.

Noch im Laufe dieses Tages ging eine Antwort des Duca di Casigliano (XIII.) ein, und am Abend desselben Tages langten die oben näher bezeichneten neuen Mitglieder der Deputation an. Sie waren natürlich nicht wenig überrascht, als sie erfuhren, was bereits ohne ihre Mitwirkung geschehen war. Die Art aber, wie sie die Sache aufnahmen, und wie sie sich gegen die älteren Mitglieder der Deputation darüber äußerten, können als ein Zeugniß des christlichen Sinnes dienen, mit welchem sie nach Florenz gekommen waren.

In der Morgensitzung des 28. vereinigte man sich daher sehr bald in dem, was nun zu thun sei. Es wurde beschlossen, die Adresse, welche die neuen Mitglieder in der Meinung in Genua entworfen hatten, sie der ganzen Deputation zur Annahme vorzulegen, mit den Unterschriften der vier neuen Deputirten versehen, ebenfalls an den Minister einzuschicken, und mit einem von uns Allen unterzeichneten Schreiben zu begleiten, in welchem wir uns Alle auch zu dem Inhalte dieser Adresse bekannten. Mit Ausnahme einiger kleinen Veränderungen in den Ausdrücken über die wichtige Frage der religiösen Freiheit und Duldung war die Adresse ganz so geblieben, wie sie unsere Freunde verfaßt hatten (XIV. u. XV.).

Mit diesem letzten Schritte sahen wir unsere Aufgabe in Bezug auf die Toscanische Regierung für gelöst an. Es erfolgte auch nur noch eine kurze Antwort des Duca di Casigliano (XVI.), auf welche die Deputation ihrerseits nichts weiter erwiederte.

Die übrigen Tage unseres Zusammenseins wurden dazu verwendet:

1) einen allgemeinen Bericht über unsere Sendung abzustatten, der im Original in englischer Sprache abgefaßt ist (XVII.);
2) einen Brief an unseren verehrten Vorsitzenden, Lord Roden, zu richten (XVIII.), den er mit einigen sehr freundlichen und herzlichen Zeilen (XIX.) beantwortet hat, und
3) uns mit der Berathung von Vorschlägen zu einer näheren Verbindung der evangelischen Kirchen verschiedener Länder zu beschäftigen, worüber ich besonderen Bericht erstatte, indem ich mir auch wegen des Dankes, den wir von florentinischen Glaubens-Genossen empfingen, weiteren Bericht vorbehalte.

Zum Schlusse muß ich noch hinzufügen, daß Lord Roden, nachdem ihm zuerst die Erlaubniß zum Besuche der Madiai's verweigert worden war, diese in den letzten Tagen seiner Anwesenheit in Florenz erhalten hat. Als wir uns von ihm trennten, war er bereits in Lucca gewesen. Er war sichtlich ergriffen von dem, was er gesehen, und von der Unterredung, welche er in Gegenwart des Oberaufsehers des Gefängnisses und einer Aufseherin desselben mit der leidenden und schwer geprüften Frau Rosa Madiai geführt. Ueber seinen Besuch in Volterra haben wir nichts gehört, da er von dort nicht mehr nach Florenz zurückkehrte.

Berlin, 20. November 1852.

von Bonin,
Hauptmann im 2. Garde-Reg. zu Fuß.

VII.

Florenz, den 24. Oktober 1852.

An Se. Excellenz, den Herrn Minister der auswärtigen Angelegenheiten Sr. Kaiserlich-königlichen Hoheit des Großherzogs von Toscana, Herzog von Casigliano.

Wir wenden uns an Ew. Excellenz mit der Bitte, uns von Sr. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit die Bewilligung einer Audienz erwirken zu wollen, damit wir die Ehre haben können, Höchstdenenselben vorzustellen, welche Theilnahme Herr und Frau Madiai bei unseren Glaubensgenossen erregen.

Wir erscheinen nur als einfache Abgeordnete der evangelischen Christen verschiedener Länder, indem wir uns zwar nicht verhehlen, daß wir in dieser Eigenschaft durchaus kein Recht haben, von Sr. K. und K. Hoheit empfangen zu werden, zugleich aber auch überzeugt sind, daß es von Wichtigkeit ist, eine rein religiöse Angelegenheit nicht durch irgendwelche politische Einmischungen oder Einflüsse zu verwickeln. Dies ist der Grund, weshalb wir die Dazwischenkunft keines der bei dem Großherzoglichen Gouvernement accreditirten Minister in Anspruch genommen haben. Wir hoffen, daß unser Gesuch, eben weil es allein in unserm Namen geschieht, mit Wohlwollen werde aufgenommen werden.

Se. K. und K. Hoheit wird die Gesinnungen zu würdigen wissen, welche uns bestimmt haben, diesen Weg einzuschlagen, und Höchstdenenselben die Lage der beiden Madiais ehrfurchtvollst zu empfehlen.

Genehmigen Sie, Herr Herzog, die Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung.

(gez.) Lord **Roden.** Graf **Gasparin.** Lord **Cavan.** **F. de Mimont.** Capt. **Trotter.**

VIII.

Florenz, den 25. Oktober 1852.

An den Herzog von Casigliano &c.

Gestern Abend hier angekommen, erfahre ich, daß die aus Lord Roden, Graf Gasparin und mehreren anderen Herren bestehende Deputation sich an Ew. Excellenz gewandt hat, um durch Ihre Vermittelung von Sr. kaiserlichen Hoheit die Bewilligung einer Audienz zu erbitten. Da ich als Abgesandter des leitenden Comités der deutschen evangelischen Kirchenverbindung ebenfalls zu jener Deputation gehöre, so bitte ich Ew. Excellenz, meinen Namen den Unterschriften der Herren, welche gestern die Ehre gehabt haben, Ihnen zu schreiben, gütigst beifügen zu wollen.

Genehmigen Sie, Herr Herzog, die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

(gez.) **von Bonin,**
Hauptmann in der Garde Sr. Majestät
des Königs von Preußen.

IX.

Florenz, den 25. Oktober 1852.

Mylord!

Ich habe das an mich gerichtete Schreiben vom 24. d. Mts., unter dessen Unterzeichnern Ihr Name sich an der Spitze befindet, meinem erhabenen Souverain vorgelegt.

Se. K. und K. Hoheit können die Form, welche Sie Ihrem Schritte gegeben haben, nur billigen, indem Höchstdieselben jeden Versuch der Ausübung politischer Einflüsse sicherlich zurückgewiesen haben würden; auch würden die ehrenwerthen diplomatischen Agenten, welche hier residiren, sich davor in Acht genommen haben.

Die genannten Madiais, Mann und Frau, sind als toskanische Unterthanen durch die gewöhnlichen Gerichte des Landes zu fünf Jahr Einsperrung verurtheilt worden, weil sie sich des Verbrechens protestantischer Propaganda schuldig gemacht haben, welches in unsern Gesetzen als ein Angriff auf die Staats-Religion bestraft wird. Ihre Strafe ist nur eine Anwendung dieser Gesetze und ihre Berufung auf eine Revision des Prozesses ist von dem Cassationshof verworfen worden.

Indem Se. K. und K. Hoheit Sich vorbehalten, von Ihrer hohen Prärogative in den Fällen und zu dem Zeitpunkte, wo Sie es angemessen finden werden, Gebrauch zu machen, können Höchstdieselben keine Einmischung in einer Angelegenheit zulassen, welche die Justizpflege in Ihren Landen und die Behandlung Ihrer eigenen Unterthanen betrifft.

Während daher mein erhabener Souverain die wohlmeinenden Gesinnungen, welche Sie zu Ihrem Auftreten veranlaßt haben, vollkommen anerkennt, glaubt er, keiner Art von Dazwischenkunft hierbei Gehör geben zu dürfen, und hat mir demgemäß befohlen, Mylord, Ihnen zu erkennen zu geben, daß er bedauere, die Audienz nicht bewilligen zu können, welche von Ihnen und den andern Unterzeichnern des an mich gerichteten Schreibens nachgesucht worden ist.

Genehmigen Sie, Mylord, und lassen Sie auch von diesen Herren genehmigen die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

(gez.) Herzog **von Casigliano.**

An den sehr ehrenwerthen Grafen von Roden,
Pair von England, in Florenz.

X.

Florenz, den 26. Oktober 1852.

An den Herzog von Casigliano.

Wir haben das Schreiben empfangen, wodurch Ew. Excellenz uns die Ehre erwiesen, uns zu benachrichtigen, daß Se. K. und K. Hoheit zwar die Form schätzten, in der wir unsern Schritt gethan, jedoch die nachgesuchte Audienz nicht bewilligen zu können geglaubt hätten, und daß Höchstdieselben Sich vorbehielten, von Ihrer hohen Prärogative Gebrauch zu machen in den Fällen und zu dem Zeitpunkt, die Ihnen angemessen scheinen würden.

Es bleibt uns hiernach als die einzig noch mögliche Art, uns des erhaltenen Auftrags zu entledigen, nur übrig, den Ausdruck der Gesinnungen, welche wir vor Se. K. und K. Hoheit zu bringen beauftragt waren, nunmehr Ew. Excellenz vorzulegen; wir haben sie in der beifolgenden Adresse formulirt.

Wir wagen zu hoffen, daß, wenn Se. K. und K. Hoheit einen Blick hineinwerfen

wollten, Sie nichts finden würden, was nicht mit dem religiösen Charakter unserer Mission und der tiefen Ehrfurcht, von der unsere Herzen erfüllt sind, im Einklang wäre.

Genehmigen Sie, Herr Herzog, die erneuerte Versicherung unserer ausgezeichneten Hochachtung.

(gez.) Lord **Roden**. Graf **Gasparin**. **von Bonin**. Lord **Cavan**. **F. de Mimont**. Capt. **Trotter**.

N. S. Um auf die Antwort nicht warten zu lassen, welche wir Ew. Excellenz schuldig sind, zeichnen wir diesen Brief noch vor der Ankunft der neuen Deputirten, welche nach Florenz unterwegs sind, und die wir als an unsern Schritten wirklich theilnehmend betrachten. Es sind dies die Herren:

Graf **von Pourtales**, von Berlin.
Oberst **Tronchin**, von Genf.
Graf **von St. George**, desgl.
Elout de Soeterwoude, von Amsterdam.

XI.

An des Großherzogs von Toskana Kaiserl. und
Königl. Hoheit.

Ew. K. und K. Hoheit wissen bereits, zu welchem Zweck und in welcher Eigenschaft wir die Ehre haben, vor Ihnen zu erscheinen. Wir haben nicht allein bisher vermieden, eine diplomatische Vermittelung in Anspruch zu nehmen, welche den ausschließlich religiösen Charakter unseres Schrittes beeinträchtigt haben würde, sondern bekennen hiermit auch noch ausdrücklich unsern Wunsch, daß dieser Schritt auch in der Folge nicht zum Ausgangspunkte für politische Maßnahmen gemacht werden möge.

Es sind hier nur einfache Christenleute, in Vertretung von Millionen andern Christen, welche keine andern Waffen haben wollen, als das Gebet, keine andere Kraft, als die ihres göttlichen Meisters. Es ist eine neue Art von Gesandtschaft, und wir dürfen glauben, daß sie unsere Ehrfurcht vor den Gesinnungen des Fürsten, an den sie geschickt ist, kund thut. Unsere Brüder sagten uns: „Geht nicht in dem Namen der oder jener protestantischen Macht, sondern in dem Namen des Herrn Jesu, und bringt dem Souverain von Toskana den Ausdruck der tiefen Sympathien, welche die Lage der Madiai's hervorruft; wir dürfen wohl hoffen, daß diese Sympathien, welche so allgemein sind, bei Sr. K. und K. Hoheit Berücksichtigung finden werden.“

Wir werden, gnädigster Herr, nicht die Unschicklichkeit begehen, über das zur Anwendung gekommene Gesetz und die Art und Weise seiner Anwendung eine Meinung zu äußern. Es kommt uns gewiß nicht zu, in die Gesetzgebung oder Justizpflege Ihrer Staaten uns einzumischen. Es verlangt uns nur ein Wort hinzuzufügen, um unser Benehmen zu rechtfertigen, indem es beweisen soll, daß, was wir für unsere Glaubensgenossen in Anspruch nehmen, wir auch umgekehrt denen nicht verweigern, welche unserem Glauben fremd sind.

Der römische Katholicismus ist in den von uns vertretenen protestantischen Ländern freigegeben!

Ew. K. und K. Hoheit werden begreifen, weshalb wir an diese Thatsache erinnern. Wie hätten wir es wagen können, Höchstdenenselben ein Bittgesuch zu Gunsten unserer Brü-

der, der Eheleute Madiai, einzureichen, wenn wir selbst nicht die Freiheit des römischen Katholicismus gelten zu lassen verständen?

Wir würden, gnädigster Herr, gegen die tiefe Ehrfurcht, welche wir Ew. K. und K. Hoheit schuldig sind, verstoßen haben, wenn wir hätten anstehen wollen, diese Sprache zu führen.

Die Ehrfurcht ist uns nicht allein auf den Lippen, sondern auch im Herzen. Die evangelischen Christen, von welchen wir hierher geschickt sind, haben alle aus dem Studium der heiligen Schrift gelernt, die eingesetzten Gewalten zu ehren; ihre Gebete für Ew. K. K. H. vereinigen sich mit den Gebeten, welche jetzt aus allen Theilen von Europa und Amerika für unsere Brüder Madiai emporsteigen.

Wir wagen zu hoffen, gnädigster Herr, daß Ihre Antwort eine volle Freude geben werde denen, die uns geschickt haben.

(gez.) Lord **Roden.** **von Bonin.** **von Mimont.** Graf **Gasparin.** Lord **Cavan.** Capt. **Trotter.**

XII.

Wir kommen so eben aus dem Gefängniß. . . Es giebt nichts Achtung gebietenderes, rührenderes, anziehenderes, als diese arme Frau, gefangen um des Herrn willen. Keine Affectation irgend einer Art, ein Schmerz, ich möchte fast sagen eine Scham über ihre Gefangenschaft, was sich beides schwer mit jenem vermeintlichen Durst nach Märtyrerthum verträgt, den man ihr zur Last legte. Sie ist besorgt um ihren Mann; selbst leidend, sehnt sie sich nach der Freiheit. Ich habe ihr mitgetheilt, welche Hoffnung uns in dieser Beziehung gemacht worden ist. Sie war darüber sehr erfreut, sie war es um so mehr, als man sie hatte fürchten lassen (was nicht unwahrscheinlich schien), unsere Sendung könnte ihr selbst Schaden bringen. Beide, Mann und Frau, sind krank. Obgleich die Letztere sich wohler befindet, als ihr Mann, so drücken dennoch ihre würdigen, schmerzerfüllten Züge das Vorhandensein eines Uebels aus, das sie hinwegraffen würde, wenn ihre Gefangenschaft noch lange dauerte. — Sie wird freundlich behandelt, allein sie trägt die Kleidung der Sträflinge; eine Kette hängt an der Wand ihrer Zelle. Diese Zelle erfüllt die Seele mit einem Todesschauer. Wie würde es aber um die Arme stehen, wenn sie nicht von ihrem kindlichen und wahren Glauben getragen würde? —

Sie hat mich beauftragt, Ihnen Allen ihren aufrichtigen Dank auszusprechen.

Graf **Gasparin.**

XIII.

Florenz, den 27. Oktober 1852.

Mylord!

Indem ich hierdurch den Empfang des gestern Abend an mich gelangten Schreibens bescheinige, bedauere ich, Ihnen bemerklich machen zu müssen, daß, ungeachtet der durchaus geziemenden Fassung der mit Ihrer Namensunterschrift zuerst versehenen Adresse, meine Instructionen es mir nicht gestatten, dieses dem oben erwähnten Schreiben beigefügte Schriftstück der hohen Erwägung meines erhabenen Souveraines zu unterbreiten. Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit haben Ihre schließliche Willensmeinung in Betreff dieses Gegenstandes in der Erwiederung ausgedrückt wissen wollen, welche ich auf Höchstderen Befehl unter dem 25. d. M. abgegeben, und auf welche ich lediglich Bezug zu nehmen die Ehre habe.

Genehmigen Mylord und die übrigen Herren Unterzeichner des Schreibens und der Adresse die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

(gez.) Herzog **von Castigliano.**

An den sehr ehrenwerthen Grafen Roden,
Pair von England.

XIV.

An Seine Kaiserliche und Königliche Hoheit
den Großherzog von Toskana.

Die unterzeichneten Abgeordneten ihrer evangelischen Brüder in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz haben die Ehre, Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit mit der Bitte zu nahen, den in Höchstihren Staaten in Gefangenschaft befindlichen Ehegatten Madiai die Freiheit huldreichst bewilligen zu wollen.

Durchdrungen von dem Glauben, daß Jesus Christus ihr Heiland, ihr Gott und ihr Herr in Allem, daß die Bibel das Wort Gottes selber, und demzufolge die alleinige Richtschnur ihres Verhaltens ist, sind die evangelischen Christen von lebhafter Bewegung ergriffen worden, als sie die Verurtheilung eines Bruders und einer Schwester vernahmen, mit denen sie sich durch diesen selbigen Glauben verbunden wissen, und, ihre Leiden als ein Allen gemeinsames Leid betrachtend, haben sie es für ihre Pflicht gehalten, zu ihren Gunsten mit einzutreten.

Die Gefühle, welche die Unterzeichneten beseelen, ihre Stellung, ihr Alter, die Eigenthümlichkeit selbst des von ihnen unternommenen Schrittes lassen sie hoffen, daß Ew. Kaiserliche und Königliche Hoheit geruhen wollen, ihr Bittschreiben mit ernster und wohlwollender Aufmerksamkeit entgegen zu nehmen. Ihre Sendung hat nichts gemein mit der Politik; sie stützen sich nicht auf die Mächte der Erde; sie weisen jede Anrufung der Leidenschaften von sich, welche in unseren Tagen die Gesellschaft bewegen; sie nahen sich Ew. Kaiserlichen und Königlichen Hoheit in dem Namen Jesu Christi, des Königs der Könige, des Herrn der Herren, dessen, der die Welt richten wird am jüngsten Tage; sie flehen Sie an in dem Namen dieses Heilandes, den die Christen aller Bekenntnisse anrufen, die Leiden zweier Wesen nicht zu verlängern, welche, gering und schwach in den Augen der Menschen, Seiner Stimme allein haben gehorchen wollen.

In einer Zeit, wo durch die stets mehr erleichterten und reichlicher benutzten Verbindungswege die Bevölkerungen sich unaufhörlich vermischen, wo die Menschen und die Gedanken vom Mittage gen Mitternacht und von Mitternacht gen Mittag getragen werden, und wo Katholiken und Protestanten sich daran gewöhnen, in demselben Lande zu leben, und sich durch gemeinsame Bande vereint zu fühlen: ist die Duldung eine Nothwendigkeit für die Völker geworden. Die Länder, welche die Unterzeichneten bei dem gegenwärtigen Anlaß vertreten, haben diese Duldung als ein Grundprinzip in ihre Gesetzgebungen aufgenommen, und den Römisch-Katholischen in ihrer Mitte nicht allein volle Gewissensfreiheit, sondern auch fast ohne Ausnahme eine unbedingte bürgerliche und politische Gleichberechtigung anerkannt.

Wenn das Gewissen der Römisch-Katholischen in den Ländern, welche die Unterzeichneten bewohnen, in Wirklichkeit bedrängt würde, so würden sie es als eine heilige Pflicht betrachten, ihre Stimme gegen eine solche Unduldsamkeit mit derselben Einmüthigkeit zu erheben, als sie es gegenwärtig thun.

Stark in dieser Gesinnung, fühlen die Unterzeichneten sich noch überdem in ihrer Hoffnung auf eine günstige Aufnahme ihrer Bittschrift dadurch ermuthigt, daß sie wissen, wie Toskana seit länger als einem Jahrhundert unter dem Scepter der Fürsten des regierenden Hauses die Segnungen einer väterlichen Regierung genossen hat, und daß Ew. K. K. Hoheit, indem Dieselben in diesem neuen Falle einen Beweis von Milde und Duldung geben, nur den Traditionen und Grundsätzen Ihrer erhabenen Vorfahren und dem Antriebe Ihres eigenen Herzens folgen werden.

Der Glaube, den die Unterzeichneten bekennen, hat nichts gemein mit den gefährlichen Lehren, unter deren Namen die Völker aufgewiegelt und zur Empörung getrieben werden. Es ist der Glaube an den gekreuzigten Jesum Christum, an den einzigen Namen, der den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden; es ist der Glaube der heiligen Apostel Petrus und Paulus, die da befehlen, nicht allein daß wir sollen unterthan sein der Obrigkeit, die über uns gesetzt ist, denn sie ist von Gott, sondern auch daß wir beten sollen aller Orten für die Könige und Fürsten, und für Alle, die in Aemter und Würden berufen sind. Das haben die evangelischen Christen für Ew. K. K. Hoheit bereits gethan und werden es ferner thun, auf daß der Gott Himmels und der Erden, der die Herzen nach Seinem Wohlgefallen lenkt, sie möge Gnade finden lassen vor Ihnen, und also die zahlreichen Freunde wahrer religiöser Duldung erquicke, welche in ganz Europa mit ängstlicher Spannung dem Erfolge dieses Schrittes entgegen harren.

(gez.) Graf **von Pourtales** (für Deutschland). **Elout de Soeterwoude** (für Holland).
Oberst **Tronchin.** Graf **von Saint George** (für die Schweiz).

XV.

An den Herzog von Casigliano.

Obschon Ew. Excellenz durch das Schreiben vom 27. October uns benachrichtigt haben, daß Ihre Instructionen es Ihnen nicht gestatten, Sr. K. K. Hoheit dem Großherzoge das von uns unter dem 26. überreichte Schriftstück vorzulegen, so glauben wir doch, zur Vervollständigung dieser Vorlage, und um gleichzeitig den Beitritt der gestern angelangten Mitglieder der Deputation zu den ohne ihre unmittelbare Mitwirkung von uns gethanen Schritten, sowie um das völlige Einverständniß darzuthun, welches in den Ansichten und Gefühlen aller Mitglieder der Deputation herrscht, anbei das von den Letzteren verfaßte Bittschreiben hier noch beifügen zu müssen.

In dem Augenblicke, wo die Deputation sich zu trennen im Begriff steht, welche durch eine Pflicht des Gewissens nach Toskana geführt worden ist, und welche in allen von ihr versuchten Schritten zu keiner Zeit von der Empfindung tiefer Ehrfurcht und Unterwerfung gewichen zu sein hofft, welche, wie sie weiß, die Christen der verordneten Obrigkeit schuldig sind, kann dieselbe nicht umhin, Ew. Excellenz ihren tiefen Schmerz auszudrücken, daß es ihr nicht einmal gelungen ist, ihre Bitten zu den Füßen des Thrones Ihrer K. K. Hoheit gelangen zu lassen. Wir hatten geglaubt, daß der Gegenstand unserer Bitte und die Formen, deren wir uns bedient, uns einen geneigten Zugang zu dem Herzen Ihres erhabenen Souverains geöffnet haben würden. Wir bitten Ew. Excellenz in dem Gefühle ehrfurchts-

vollster Unterwerfung, den Ausdruck dieses Schmerzes Sr. K. K. Hoheit darzubringen, und an Ihrem Theile die Versicherung unserer vollkommensten Hochachtung zu genehmigen.

Florenz, den 28. October 1852.

(gez.) Lord **Roden**. Lord **Cavan**. Graf **Alb. von Pourtales**. Oberst **Tronchin**. **von Bonin**. **Elout de Soeterwoude**. Kapitain **Trotter**. **de Mimont**. Graf **Saint George**.

XVI.

Mylord!

Ich habe mit dem vom 28. d. M. datirten und von Ihnen zuerst unterzeichneten Schreiben die neue Bittschrift empfangen, welche den Anschluß noch anderer Personen an die vorausgegangenen Schritte ausdrückt.

Sie werden leicht begreifen, Mylord, daß ich, bei aller Gerechtigkeit, welche ich der Form dieser neuen, der ersten gleich geziemenden Schrift widerfahren lasse, mich doch nur auf mein Schreiben vom 27. Oktober beziehen kann, indem ich wiederhole, daß meine Instructionen mich verhindern, meinem erhabenen Souverain ein auf den in Rede stehenden Schritt bezügliches Aktenstück vorzulegen.

Genehmigen Mylord und die übrigen Herren die Versicherung meiner vollkommenen Hochachtung.

(gez.) Herzog **von Casigliano**.

Florenz, den 30. Oktober 1852.

An den Grafen von Roden.

XVII.

Bericht an alle protestantische Kirchen,

erstattet

von der aus evangelischen Christen verschiedener Länder Europa's gebildeten Deputation in Toscana.

Indem wir uns anschicken, über das Ergebniß unsrer Sendung zu berichten, glauben wir zuvörderst feststellen zu müssen, daß in Folge der Art, wie wir die Absicht unsrer Committenten aufgefaßt, wir gleich in unsrer ersten Communication mit dem Toskanischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten gegen jede Idee eines politischen Zwecks und gegen jede Anlehnung an eine diplomatische Stütze protestirt haben. Wir haben uns dem Großherzog zu nähern gesucht einzig in unsrer Eigenschaft als protestantische Christen, welche aus Mitgefühl für das Schicksal der um des Evangeliums willen gefangenen Bruder und Schwester Madiai den Wunsch hegen, die gegenwärtige Lage derselben zu lindern. Wir müssen außerdem hinzufügen, daß, um unsern Zweck zu erreichen, der auf Erlangung einer Audienz bei dem Großherzog gerichtet war, wir gewissenhaft vermieden haben, unsere feste Ueberzeugung von der Ungerechtigkeit und Grausamkeit des Urtheilspruchs, durch welchen die Madiai's eingekerkert worden sind, voranzustellen. Unsere Aufgabe bestand nicht darin, zu verlangen, was wir für Recht halten, sondern nur das zu fordern, was in den Augen des Großherzogs als ein Act der Ausübung seines Begnadigungsrechts angesehen werden konnte.

Ungeachtet des versöhnlichen Geistes, welcher uns bei unserem Audienz-Gesuch leitete, und der Motive, welche wir in diesem Sinne geltend machten, können wir leider nur melden, daß dieses Gesuch zurückgewiesen worden ist. Um bei Schilderung der Thatsachen ebensowohl Genauigkeit als Mäßigkeit zu beobachten, müssen wir hinzufügen, daß diese Zurückweisung, wie aus der beifolgenden Correspondenz hervorgeht, in höflichen und angemessenen Ausdrücken abgefaßt war. Aber was den eigentlichen Endzweck unserer Mission betrifft, so ist es nur zu klar, daß, trotz der unbestimmten Hoffnung künftiger Begnadigung der Madiai's, welche man durchblicken läßt, derselbe nicht erreicht ist. Da indeß die Ausdrücke des erwähnten Schreibens eine solche Hoffnung gleichwohl zu rechtfertigen scheinen, so trösten wir uns ihrer mit dem Gedanken an eine baldige Erfüllung derselben.

Am Ziel unserer Mission halten wir es für unsere Pflicht, unsere Committenten und überhaupt das christliche Publikum auch von der gegenwärtigen Lage der Madiai's näher in Kenntniß zu setzen. Da uns noch nicht vergönnt gewesen, sie zu besuchen, so werden wir auf Grund von Erkundigungen, welche unser volles Vertrauen verdienen, genau die Verhältnisse schildern, mit Vermeidung von aller Uebertreibung, nicht allein um nicht die Wahrheit zu verletzen, sondern auch weil die Lage der Madiai's leider in der That hart genug ist, um bei der protestantischen Christenheit eine lebhafte Entrüstung und thätige Theilnahme zu erregen.

Es steht hiernach fest, daß die Madiai's nicht zu den eigentlichen sogenannten Galeeren verurtheilt sind, auch keine Ketten tragen und nicht mit andern Verbrechern zusammensitzen. Sie werden von den Gefängniß-Beamten selbst mit Milde behandelt; man hat ihnen auch, nachdem sie eine Zeit lang die grobe Gefängnißkost genossen, bessere Nahrung zukommen lassen können. Aber das ergangene Erkenntniß schließt nicht allein eine Haft von ungewöhnlicher Länge, sondern auch eine infamirende Ehreuentziehung in sich, welche durch Nichts gerechtfertigt ist. Ihre Haft ist das Zellengefängniß und mit Zwangsarbeit verbunden. Wenn man bedenkt, welches thätige Leben Franzesco Madiai früher als Reise-Courier geführt und von welcher schwachen Gesundheit seine Frau Rosa ist, welche an einer Rückenmarks-Krankheit leidet, so kann man sich nicht wundern, daß diese Haft für die Gesundheit beider bereits sehr traurige Folgen gehabt hat, die selbst das Schlimmste befürchten lassen könnten, wenn die Haft noch längere Zeit dauern sollte. Welchen Eindruck würde nicht in Europa ein so beklagenswerthes Ende ihrer gegenwärtigen Leiden hervorbringen!

Wir müssen hier noch bemerken, daß die Madiai's eines jeden Gottesdienstes beraubt sind und ihnen kein Trost von einem Diener ihres Glaubens zu Theil wird, worauf sie unendlichen Werth legen würden, und was doch allen anderen Gefangenen reichlich zugestanden ist, selbst den schlimmsten Verbrechern, welche in denselben Gefängnissen eingeschlossen sind. Die Madiai's sind nicht nur einer von dem andern in verschiedene Zellen getrennt, sie sitzen sogar in verschiedenen Anstalten, der eine auf den Höhen von Volterra, die andere 50 Meilen davon in Lucca, als wenn eine gegenseitige Mittheilung zwischen diesen Unglücklichen für den Staat gefährlich werden könnte, so daß also zu den schon angegebenen Leiden noch die schmerzliche Ungewißheit des einen über das Befinden des andern hinzukommt. Man verweigert ihnen den Gebrauch von Andachtsbüchern ihres eigenen Glaubens, und wenn man ihnen gestattet, sich Bewegung zu machen, so müssen sie es in einem verschlossenen Hofraume thun, von wo man kaum den Himmel sieht.

Was endlich noch das Gericht und den Urtheilsspruch betrifft, so können wir, obschon eine vollständige Veröffentlichung aller Prozeß-Aktenstücke nicht zugelassen wurde, doch nach dem Zeugniß von Personen, welche bei den Verhandlungen zugegen waren, als klar er-

wiesen versichern, daß das Leben der Rosa Madiai während vieler Jahre nur eine Reihe von Liebeswerken war, ohne Unterschied des Glaubens derer, an denen sie geübt wurden, und daß sie von der Gelegenheit keinen Gebrauch gemacht hat, welche ihr diese Wohlthaten so leicht hätten darbieten können, um entgegengesetzte Ansichten zu bekämpfen. Es ist bewiesen, daß in einer kleinen Anzahl von Fällen, wo allein die Controverse hervortrat, es nur geschah in Beantwortung oder Folge von Gesuchen oder Fragen, welche von Anderen gemacht wurden, die ihrerseits mit den Madiai's eine Discussion anknüpften. Es erhellt aus allen diesen Verhandlungen, daß die Oeffentlichkeit, welche nach den angerufenen Gesetzen ein wesentliches Moment des ihnen Schuld gegebenen Verbrechens bildet, so vollständig fehlte und auch in dem Erkenntniß so wenig als Motiv angeführt werden konnte, daß der Gerichtshof (welcher übrigens die Functionen von Jury und Richter in sich vereinigte) seinen Spruch nur auf die in früheren Fällen gewöhnlich angenommenen Rechtssätze zu gründen vermochte, obschon es unzweifelhaft war, daß dieselben bei den Madiai's entweder überhaupt keine Anwendung fanden, oder doch wenigstens in keiner Art die Strenge des Urtheils rechtfertigen konnten.

Es verdient ferner bemerkt zu werden, daß eben die irrige Anwendung des Gesetzes in Bezug auf Anklageacte und Sentenz, ganz unabhängig von den Thatsachen, die Grundlage des Cassationsgesuchs bildete, welches ihr Anwalt Maggiorani einbrachte. Wir können den Namen dieses Mannes nicht erwähnen, ohne unsere lebhafteste Dankbarkeit auszusprechen, sowohl für das Geschick und die Kenntnisse, welche von ihm bei dieser Gelegenheit entwickelt wurden, als auch für den Muth, womit er die ganze Angelegenheit geführt, so wie nicht minder für die zarte und verständige Sorgfalt, die er seinen Clienten gewidmet hat. Die Gründe, welche geltend gemacht wurden, um das Cassationsgesuch zu rechtfertigen, wurden öffentlich und in formeller Weise durch die Unterschriften der ausgezeichnetsten Mitglieder des Florentinischen Advokatenstandes unterstützt. Der Rekurs war auch von dem öffentlichen Ministerium nicht allein nicht bekämpft, sondern im Gegentheil unterstützt; er wurde gleichwohl verworfen.

Wir haben die einfache und treue Erzählung der Thatsachen der beredtesten Anrufung der Gefühle vorgezogen. Unsere eigenen Empfindungen können nicht zweifelhaft sein. Es genügt zu sagen, daß wir uns verpflichtet fühlen, auf einer Protestation zu beharren, die gegen eine Verurtheilung wiederholt erhoben worden ist, welche selbst die Existenz bedrohende körperliche Leiden verhängt und dazu alle religiöse Hilfe entzieht, welche doch in allen civilisirten Ländern den größten Verbrechern nicht vorenthalten wird.

Der Bericht, welchen wir darbieten, würde uns nicht genau erscheinen, wenn er den Eindruck hinterließe, daß der Fall, um den es sich handelt, ein einziger Fall des Leidens um Christi willen wäre. Die Geschichte der Madiai's ist im Gegentheil nur das Bild einer ansehnlichen Anzahl von Leidensfällen dieser Art; denn es ist eine sehr schmerzliche Thatsache, die wir zu konstatiren haben, daß die Verfolgung auf eine furchtbare Weise im Zunehmen begriffen ist. Es wäre daher zu wünschen, daß die Oeffentlichkeit, welche dem vorliegenden Fall durch ganz besondere Umstände zu Theil geworden ist, dazu diente, die Aufmerksamkeit auf so manche andere Fälle hinzuleiten, um auch diese zu einem Gegenstande des Gebets und der ernstlichsten Anstrengungen zu machen. Wir übertreiben nicht, wenn wir, in den Worten selbst, welche die Verfolgung der ersten Christen beschreiben (Ap.-Gesch. 8, 3.), sagen, daß jetzt das System herrsche „zu gehen hin und her in die Häuser", welche verdächtig sind nicht etwa eines politischen Vergehens, sondern, wie sie es nennen, eines religiösen Verbrechens, „hervorzuziehen Männer und Weiber", „sie ins Gefängniß zu überantworten," „sie hin und her zu zerstreuen"

und so Viele, welche das Verlangen darnach haben, zu hindern, sich zum Gebet und Studium von Gottes Wort zu vereinigen!

Indem wir zum Schluß Alles zusammen fassen, können wir nur sagen, wie es in der Schrift heißt, „daß es nicht also sein sollte." Möchten Andere, die mit mehr weltlicher Weisheit als wir begabt sind, den Mitteln nachdenken, wie diesem traurigen Zustande der Dinge abzuhelfen sei. Unterdessen wagen wir die Hoffnung zu nähren, daß, in so weit und in wie fern es dem Herrn gefallen wird, Er seine eigene Sache rächen und diejenigen befreien werde, welche um Seines Namens willen verfolgt sind.

Florenz, den 29. Oktober 1852.

(gez.) Lord **Roden**, Lord **Cavan**, Capt. **Trotter**, — Mitglieder der britischen Deputation.
Graf **Pourtales**, **von Bonin**, — Mitglieder der deutschen Deputation.
de Mimont, für Frankreich.
Elout de Soeterwoude, für Holland.
Oberst **Tronchin**, Graf **St. George**, — für die Schweiz.

XVIII.

Florenz, den 30. Oktober 1852.

Mylord!

Im Begriff auseinander zu gehen nach Erledigung des Auftrages, der ihnen von ihren evangelischen Brüdern in Großbritannien, Deutschland, Frankreich, Holland und der Schweiz anvertraut worden, würden die Mitglieder der Deputation eine Pflicht des Herzens versäumen, wenn sie nicht zuvor noch Ew. Herrlichkeit insgesammt ihren aufrichtigsten Dank darbrächten. Sie haben, Mylord, ungeachtet der Trübsal, von der Sie in Ihren theuersten Neigungen heimgesucht worden sind, Alles verlassen für den Dienst des Herrn, in dessen Namen und aus Liebe für den wir uns hier vereinigt gefunden haben. Er ist es, den Sie im Gefängnisse besucht haben, und der Ihnen dafür auch den Lohn wird zu Theil werden lassen. Uns aber gebührt es, Mylord, Ihnen die gleichsam kindliche Ehrfurcht zu bekennen, die wir Ihnen als dem Vorsitzenden unserer Versammlungen in Florenz und als dem ehrwürdigen Haupte unserer Deputation gewidmet haben. Was auch das sichtbare und unmittelbare Resultat unserer Schritte sein mag, wir tragen neben andern Segnungen eine kostbare Erinnerung an unsern hiesigen Aufenthalt davon, das Gedächtniß der brüderlichen Eintracht in Jesu Christo und des Geistes des Gebets, welcher unter uns geherrscht hat. Wir sind auch überzeugt, daß Zeit und Entfernung nichts ändern werden an der dauernden Zuneigung, die wir einer für den andern empfunden, obgleich die Meisten von uns sich hier zum ersten Male begegnet sind, so wie an der lebhaften und tiefen Erkenntlichkeit für den hervorragenden Antheil, welchen Sie, Mylord, an unseren Arbeiten genommen haben.

Möge der Herr, der Seine Hand Sie vor Kurzem in der Prüfung hat fühlen lassen, nach Seinem barmherzigen Willen ausgießen über Sie und Ihre Familie die kostbarsten Segnungen, und Sie begleiten in dem Kampfe, den Sie, wenn es Ihm so gefällt, auszuhalten berufen sein können für die Grundsätze, welche unsere Schritte geleitet haben.

Dies sind die Wünsche, welche wir einmüthig im Innersten unsers Herzens für Sie hegen, in dem Augenblick, wo wir selbst im Begriff sind, in den Kreis unserer Familien zurückzukehren. Wir werden die kostbare Erinnerung der hier verlebten Tage dort mit hinnehmen, und dabei fest die Gesinnungen der Ehrfurcht, christlichen Zuneigung und Dankbarkeit bewahren, mit der wir verharren, Mylord, Ew. Herrlichkeit erkenntliche Diener in Jesu Christo.

(Folgen die Unterschriften.)

An den Grafen von Roden.

XIX.

Florenz, den 30. Oktober 1852.

Meine theuern Brüder!

Ich weiß nicht, wie ich Ihnen für Ihr am heutigen Tage empfangenes, liebevolles Schreiben danken soll. — Es ist mir in Wahrheit eine Ehre gewesen, als Vorsitzender unter Ihnen an die Spitze einer aus verschiedenen Ländern zu einem so heiligen und so segensreichen Zwecke versammelten Deputation gestellt zu werden. Gott hat uns hoch begnadigt; unsere Berathungen waren oft schwierig und durchgehends von Wichtigkeit; aber Er hat sie uns leicht gemacht, und Er ist, deß bin ich gewiß, unser Leiter gewesen.

Nie werde ich die selige Zeit vergessen, die wir zusammen verlebt haben, eine Zeit, welche durch unseren wechselseitigen Glauben und durch das uns geschenkte Verlangen, in der Förderung der Sache unseres Herrn zusammenzugehen, für uns so segensreich geworden ist. — Mitgefühl für unsere im Gefängniß duldenden Brüder, für die Sache Christi, hat uns aus der Heimath geführt, und in Gesinnung und Vorhaben vereinigt, haben wir uns, als ein Bruderbund, in Florenz zusammen gefunden, wenn gleich manche von uns die Anderen nie zuvor gesehen hatten.

Das ist eine große Gnade, wie sie nur Christen zu würdigen vermögen, wenn wir bedenken, daß geschrieben steht: „Alles, was ihr einem dieser meiner geringsten Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan." — Leben Sie wohl, liebe Brüder; möge der Herr Jesus Christus stets Ihnen sein „das Eine, was Noth thut", und wenn wir uns auf Erden nie wiedersehen sollten, so lassen Sie uns vorwärts blicken auf den großen Ort der Wiedervereinigung vor dem Throne Gottes, und mit den Tausenden, die vor uns dahingegangen sind, miteinstimmen in den Triumphgesang: „Würdig, würdig ist das Lamm!"

Halten Sie Sich, meine theuern Freunde, meiner aufrichtigsten Freundschaft versichert.

Ihr Bruder in Christo

(gez.) **Roden.**

XX.

Bericht des Grafen von Roden an den Präsidenten der Protestantischen Allianz über seinen Besuch bei Rosa Madiai.

Den 31. Oktober um 1 Uhr Nachmittags ging ich in das Gefängniß von Lucca, Ergastolo genannt, dessen Direktor, nachdem er mich gefragt, ob ich Lord Roden sei, mir anzeigte, daß er Tags zuvor den Befehl erhalten habe, mir den Zutritt bei Rosa Madiai

zu gestatten. Er ließ mich eine Treppe hinaufsteigen, führte mich zu einer kleinen Thür und zog eine Klingel. Eine Frau im Gewande der barmherzigen Schwestern öffnete die Thür. Es war die Oberin des Gefängnisses, die sehr gut französisch sprach. Sie führte uns in einen langen, reinlichen und wohldurchlüfteten Corridor, auf dessen beiden Seiten sich die Zellen befanden. Während wir uns nach der Zelle von Rosa Madiai verfügten, frug ich den Direktor, ob sie von meiner Ankunft benachrichtigt sei. Er antwortete, daß er es nicht wisse. Ich sagte ihm, daß ich beauftragt sei, ihr einige Briefe zu übergeben, und frug ihn, ob ich sie ihr wohl einhändigen könne. „Nicht eher, als bis ich davon Kenntniß genommen", war seine Antwort. Auf dieß hin legte ich die Briefe in seine Hände; alle Briefe, welche Rosa Madiai schreibt oder bekömmt, müssen von der Oberin oder dem Direktor gelesen werden.

Als man mir die Thüre der Zelle öffnete, sah ich eine Frau von ungefähr fünfzig Jahren und von mehr als mittlerer Größe vor mir. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge ist sehr anziehend, das Aussehen aber blaß und leidend. Sie trug das gestreifte Kleid der Gefangenen und eine Haube von demselben Stoff. Ungeachtet dieser groben Kleidung fühlte man an der Feinheit ihrer Manieren und ihrer Sprache, daß sie weit über dem Rang steht, den sie sonst in der Gesellschaft eingenommen hatte.

Der Direktor frug sie, ob sie mich kenne. Sie antwortete mit nein, und daß sie keinen Besuch erwarte. Er sagte ihr, ich sei Lord Roden. Von Dank überströmend, ergriff sie meine Hand und sagte, sie könne ihren Wohlthätern nur dadurch ihren Dank beweisen, daß sie für sie bete. Ich sagte ihr, ich sei gekommen, ihr das innigste Mitgefühl auszusprechen von Seiten der Christen in England und Frankreich, in Deutschland, Holland und der Schweiz, und sie sowohl als ihren Mann ihrer christlichen Theilnahme zu versichern, einer Theilnahme, welche sie bewogen habe, ihre Heimath zu verlassen, um mit demüthiger Bitte sich für sie bei dem Großherzog zu verwenden. Ich fügte bei, daß er es abgelehnt habe, uns zu empfangen, daß er aber in der Antwort auf unser Ansuchen von seinem Begnadigungsrechte gesprochen habe, sich selbst die Wahl des richtigen Moments vorbehaltend. Dieß Letztere scheine uns darauf hinzudeuten, daß er beabsichtige, früher oder später von diesem seinem Rechte zu ihren Gunsten Gebrauch zu machen, so daß wir hofften, er werde damit nicht zu sehr zögern.

Ich brachte ihr dann in Erinnerung, daß sie nicht die Erste sei, welche für Jesus Christus zu leiden habe. In ihrer Antwort nannte sie Joseph, der auch wie sie unschuldig und wie sie ins Gefängniß geworfen worden sei. Diesem Beispiele fügte ich diejenigen von Paulus und Petrus bei, welche gleich Joseph in den Ketten geschmachtet, deren Bande aber sowohl zu ihrem Wohl als zur Ehre Gottes dienen mußten. Es war eine Ehre für sie wie für Euch, fuhr ich fort, und wir, die wir nach Toskana kamen mit der Absicht, Euch zu dienen, wir betrachten uns auch als theilhaftig dieser Ehre, durch das lebendige Mitgefühl, mit welchem wir Euere Leiden theilen; denn es steht geschrieben: „Wenn Ein Glied leidet, so leiden alle mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit." Sie sprach mir dann von dem Betragen derjenigen, welchen sie nur Gutes gethan, und die dessenungeachtet sie fälschlich angeklagt hatten. „Denket nur an sie", antwortete ich, „um für sie zu beten." Sie sagte, daß sie das schon thue. Nun fuhr ich mit diesen Worten fort: „Erinnert Euch der Anklagen, welche gegen unsern Herrn und Meister erhoben wurden, und wie Er dessenungeachtet selbst für seine Mörder betete. Ist Er es, unser Herr Jesus, welcher Eure Kraft und Euer Trost ist?" — „Ach, wie hätte ich", erwiederte sie, „während der fünfzehn langen Monate meiner einsamen Haft Alles,

was ich zu leiden hatte, ertragen können, wie ich es gethan, wenn nicht seine Hülfe gewesen wäre?" — Auf meine Frage, ob sie religiöse Bücher habe, zeigte sie mir einige, unter andern eine katholische Uebersetzung der Bibel.

Ich befrug sie über ihre Nahrung. Sie sagte mir, man gebe ihr täglich Brot und Fleischbrühe, zweimal in der Woche Fleisch, und die andern Tage zwei Eier. Ohne eine einzige Klage laut werden zu lassen, sagte sie, daß der Unterschied zwischen ihrer gewöhnlichen Nahrung und derjenigen, mit der sie sich jetzt begnügen müsse, einen nachtheiligen Einfluß auf ihre Gesundheit ausübe. Ich war erstaunt, daß sie mit keinem Worte weder der ungesunden Nahrung noch der schlechten Behandlung erwähnte, welche sie etliche Monate lang während ihrer Einkerkerung im Bargello (dem gewöhnlichen Gefängniß von Florenz) zu ertragen hatte, ehe sie nach dem Ergastolo von Lucca versetzt werden war. Da es in meinen Wünschen lag, der Rosa auch fernerhin die wohlwollende Aufmerksamkeit der Oberin und des Direktors, welche beide unserer Unterhaltung von Anfang bis zu Ende beiwohnten, zu sichern, so schien es mir passend, vor ihnen beiden von dem lebhaften Interesse zu sprechen, welches das ganze Europa an dem traurigen Loos der Madiai nehme, und ganz besonders von der Theilnahme, die der König von Preußen bewiesen, indem er einen seiner hohen Beamten, den Grafen Arnim, mit dem besondern Auftrage an den Großherzog gesandt habe, um sich zu ihren Gunsten zu verwenden. Man hatte der Rosa gesagt, dieser Herr und etliche andere Mitglieder der Deputation hätten bei ihrer Ankunft in Genua, nachdem sie gehört, daß der Großherzog sich weigere, sie zu empfangen, darauf verzichtet, nach Florenz zu kommen. Ich versicherte, daß dem nicht so sei, daß alle Mitglieder der Deputation nach der Hauptstadt Toskana's gekommen, daß alle eine Audienz verlangt hätten, daß aber der Großherzog es nicht für schicklich erachtet, dieselbe zu gewähren.

Unsere Unterhaltung hatte in französischer Sprache stattgefunden, und Frau Madial selbst schien es zu wünschen. Mehrmals redete ich sie englisch an, da sie diese Sprache gut versteht — aber immer antwortete sie mir französisch. Die beständige Gegenwart der beiden Personen hinderte mich nicht, den ganzen Rath Gottes darzulegen, wie er sich im Evangelium kund giebt. Rosa stimmte mir hierin völlig bei; sie bewies mir die Festigkeit ihres Glaubens, wie sie mir auch versicherte, daß das Heil in Christo der Grund ihrer ganzen Hoffnung sei. Nachdem der Direktor mit dem Durchlesen der an Rosa gerichteten Briefe fertig war, frug ich ihn, ob sie dieselben lesen könne. Er willigte ein und legte sie auf den Tisch.

Es schien mir, unsere Unterredung dürfe nicht enden, ohne daß ich ihr einen Wink gäbe über die Gefahren, denen sie nach ihrer Befreiung ausgesetzt sein könnte, wenn sie nach England käme. Dort würde ihr wahrscheinlich alle die Liebe und das Mitgefühl entgegenkommen, die durch ihre Leiden bei ihren Mitchristen für sie erweckt würden; es könnte dies ein Fallstrick für sie werden, eine Quelle von geistlichem Stolz und eine Versuchung zur Eigenliebe. Um diese Prüfung zu bestehen, würde sie nicht minder des göttlichen Beistandes bedürfen, als in der jetzigen Trübsal. Wir sind von Natur geneigt, im Glücke Gott zu vergessen; Gebet und Wachsamkeit sind daher unentbehrlich. Sie antwortete, daß sie alle ihre Hoffnung auf Den setze, der schon so Vieles für sie gethan, und der sich gegen sie als den Allmächtigen erwiesen.

Nie habe ich etwas Betrübenderes gesehen, nie ein schlagenderes Beispiel der traurigen Folgen des Fanatismus, der Tyrannei und der Grausamkeit, als diese theure Dienerin Jesu Christi, eine Frau von hoher Gesinnung, aber durch eine fünfzehnmonatliche Gefangenschaft auf das äußerste daniedergedrückt, weil sie das Wort Gottes gelesen und ein frei-

müthiges Bekenntniß ihres Glaubens abgelegt hatte. — Auf meine Frage, ob sie einen Auftrag an ihren Mann habe, den ich übermorgen zu sehen hoffe, erwiederte sie: Ich habe ihm gestern geschrieben; aber sagen Sie ihm, daß ich mich wohl befinde. — „Wie könnte ich ihm das melden, da ich doch sehe, wie schwach und leidend Sie sind?" — O, im Vergleich mit der letzten Zeit geht es mir jetzt gut; aber ich habe eine Rückenmark-Krankheit, die mir oft große Schmerzen verursacht.

Ihre reinliche Zelle erhält das Licht durch ein hohes vergittertes Fenster. Da ich mich erkundigte, ob sie sich im Freien Bewegung geben könne, sagte sie mir, es gebe wohl einen für diesen Zweck bestimmten Ort, aber sie gehe nicht gern dorthin; die Oberin erlaube ihr von Zeit zu Zeit, mit ihr in den Hof zu gehen, wo man die Wäsche des Gefängnisses trockne; aber sie fühle sich so schwach, daß sie es in der Regel vorziehe, sich im Innern der Zelle einige Bewegung zu geben. Zu ihrem Troste erinnerte ich sie an die Stelle: „Selig seid ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen, und reden allerlei Uebels wider euch, so sie daran lügen." — — —

Endlich mußte ich Abschied von ihr nehmen und drückte ihr die Hand. „Sagen Sie denen" (das waren ihre Worte), „die an unserm Schicksale so viel Antheil genommen, wie sehr ich von ihrer Güte gerührt bin, weit mehr, als ich es ausdrücken kann. Ich kann nur beten für sie; bitten Sie dieselben, auch unser in ihrem Gebete nicht zu vergessen." — Ich gab ihr die Versicherung, daß Tausende voll Mitleid täglich zum Herrn für sie und für ihren Mann beteten; dann sagte ich ihr Lebewohl, indem ich mit lauter Stimme Gott anrief, er möge in seiner großen Erbarmung auf sie blicken, sie unterstützen und stärken bis an das Ende. Tief bewegt drückte sie mir noch einmal die Hand. Ich verließ sie; aber es war ein Augenblick, den ich nie vergessen werde. Hinter mir hörte ich die schweren Riegel knarren, die eine Gefangene Jesu Christi einschließen, welche um seines Namens willen leidet, und ich stieg mit Empfindungen in meinen Wagen, die man leichter verstehen als aussprechen kann.

Im Angesichte dieser Aktenstücke möchten wir fragen, ob Graf Montalembert jetzt ohne Schaamröthe die Worte lesen kann, die er in seiner neuesten Schrift „die katholischen Interessen im neunzehnten Jahrhundert" niederzuschreiben wagte:

> „Gewiß heut zu Tage sind es nicht die Katholiken, die proscribiren, die in die Verbannung schicken, die der Predigt sich widersetzen, die ihre Gegner vor Gericht schleppen; sie sind es im Gegentheil, gegen die man in Stockholm, in London, in Schwerin und Genf diese Mittel anwendet, um die triumphirende Ausbreitung ihres Glaubens zu hemmen." —

Und gleichzeitig erläßt der Großherzog von Toscana den 16. November 1852 ein Gesetz, worin er die Todesstrafe in seinen Staaten wiederherstellt, und zwar ausdrücklich nicht blos für politische Verbrechen, sondern für Angriffe gegen die Staats-Religion. (**La pena di morte ... è ripristinata sino a nuovi diversi ordini,.. per quei**

delitti di pubblica violenza contro il governo è contro la religione.)

So widerlegt die Zeitgeschichte mit dem stillen Ernste düstrer Thatsachen die sophistischen Wendungen französischer Rhetorik. — Für uns aber ist schon jetzt das Wort in Erfüllung gegangen: „Die Menschen dachten es böse zu machen, Gott aber hat es gut gemacht" — denn die Madiai'sche Verfolgung hat auf Unzählige wie ein elektrischer Schlag gewirkt; in Italien selbst spornt sie Tausende zur Erforschung der Schrift an, und in der evangelischen Welt ist sie ein Losungswort geworden, das nicht so bald verhallen wird.

Meditationen über die religiöse Signatur der Gegenwart.

Man fängt in unsern Tagen allmählich an, sich von vielen Lieblingsirrthümern der vorhergehenden Generation in Ansehung des Christenthums frei zu machen. Erklärte Gegner wie Bekenner des Christenthums haben dazu beigetragen. Man erkennt mehr und mehr an, daß der Begriff des Christenthums nicht rein apriorisch auf dem Wege abstrakten Denkens, sondern historisch zu ermitteln sei. Man vernimmt das Zugeständniß, daß das Christenthum nicht ein unbestimmtes Etwas ist, das von dem schöpferisch angeregten menschlichen Geistesleben etwa jeweilen erst zu schaffen und aus sich heraus zu construiren wäre, sondern eine bestimmte geschichtliche Thatsache, und daß es eben darum nicht erlaubt sein könne, von der bestimmten geschichtlichen Erscheinungsform derselben abzusehen, oder ihrer geschichtlichen Wirklichkeit beliebige menschliche Gedankengebilde, seien sie, welcher Art sie wollen, unterzuschieben. Mit dieser Anerkennung der thatsächlichen Natur des Christenthums, zu welcher sich die neuesten Gegner desselben hingedrängt sehen, um für ihre Angriffe feste Zielpunkte, die Bekenner, um für ihre Vertheidigung feste Positionen zu gewinnen, ist zwar, wie aus dieser Lage der Sachen hervorgeht, nicht schon ein praktischer Fortschritt im Christenthum von selbst gesetzt, jedenfalls aber ist es doch als ein bedeutender Schritt vorwärts anzusehn, daß das vage, aller festen Anhaltpunkte entbehrende Hin- und Herdiscutiren über Christenthum, Nichtchristenthum, Unchristenthum, Antichristenthum und dergl. in den für das geistige Leben maßgebenden Regionen seiner Endschaft mit raschen Schritten entgegengeht. In dem nämlichen Verhältniß aber, in welchem die erneuerte Erörterung der Hauptfrage an Klarheit gewinnt, ist auch der Erörterung aller Nebenfragen, besonders derjenigen über die Natur der confessionellen Gegensätze innerhalb der Christenheit, eine gegen früher unvergleichbar größere Bestimmtheit zugewachsen.

Indessen lag doch der Gewöhnung der ältern Generation, das Christenthum mit Absehn von seinem geschichtlichen Charakter in allgemeine

und nur zu oft ziemlich vage Abstraktionen zu verflüchtigen, ihrem Ansinnen, daß es sich gefallen lassen müsse, für jedes beliebige Produkt irgend einer Wendung, welche der Zeitgeist unter den christlichen Völkern in Beziehung auf das Religiöse genommen haben möge, noch den Namen herzugeben, immerhin eine, wenn auch sich selbst mißverstehende Wahrheit zu Grund. Zunächst wurde jenes Ansinnen im Durchschnitt wirklich in gutem Glauben gestellt. Auch trat wenigstens im protestantischen Europa die Lossagung vom geschichtlichen und allem positiven Christenthum bis auf die neuere Zeit nur ausnahmsweise als eigentlicher Antichristianismus, d. h. als selbstbewußte, entschiedene, erklärte, prinzipielle Feindschaft gegen das Christenthum, auf. Beides darf nie übersehn werden, obschon es hier nicht die Hauptsache ist; das den Ausschlag Gebende ist vielmehr das, daß wir im Christenthum als Thatsache eine Thatsächlichkeit von wirklich durchgreifend ideeller Natur vor uns haben, den festen Kern einer unendlichen Reihe von ideellen Gedankenbestimmungen, die Krystallisation eines mächtigen Stromes von flüssigen Ideen, welche sich seit der Erscheinung Christi in die Menschheit ergossen haben, und von welchen dieselbe nach Gruppen und Individuen faktisch zwar nur in sehr verschiedenem Grade sich durchdrungen zeigt, aber nichtsdestoweniger alle getauften Völker wenigstens bis auf einen gewissen Grad dermaßen christlich imprägnirt worden sind, daß dieselben, ohne ihr ganzes geistiges Sosein aufzugeben und selbst wider Willen, sich von den christlichen Einflüssen nicht los zu machen vermögen, dieselben, ohne davon zu wissen und sich darüber Rechenschaft geben zu können, festhalten. Und das ist es, wovon auch jene Generation, welche der unsrigen vorhergegangen ist und welche sich so gern die kritische nennt, eine Ahnung besaß und eine Regung empfand, wenn sie ohngeachtet ihrer Lossagung vom geschichtlichen Christenthum sich den Christennamen nicht wollte rauben lassen, wenn sie das Prädikat der Unchristlichkeit als eine Beleidigung entrüstet zurückwies, wenn sie die Behauptung wunderlich fand, daß „Deist und Christ" widersprechende Begriffe sein sollten, wenn sie zu diesem Ende einen Unterschied aufstellte zwischen „Gesinnung und Charakter" einerseits u d andererseits „allen den Armseligkeiten, die zum Handwerksgebrauch gehören", und dabei im Ton des Mitleids hinzusetzte: „als ob ein Christ alle die Armseligkeiten glauben müßte!"

Wir finden nun zwar nicht, daß man Ursache habe, dieser Unterscheidung weitgehende Concessionen zu machen. Allein, wie schon bemerkt, liegt in ihr eine Wahrheit, und man würde weit besser thun, die noch immer sehr erheblichen und persönlich meist sehr achtungswerthen Reste jener kritischen Generation bei jener Wahrheit festzuhalten und ihr ächt kritisch die

mißverstandene Wahrheit zum lebendigen, vollen Verständniß bringen zu helfen, als sie mit polterndem Eifern in Eine Klasse mit jenen Modernen zusammenzuwerfen, welche die entschiedenste Kriegserklärung gegen die christliche Sache und den christlichen Namen auf ihre Fahne geschrieben haben.

Bruno Bauer pflegte zu den Zeiten der Ruge'schen Jahrbücher gern und oft von den „dicken, harten Dogmen" des Christenthums zu reden. Er hatte damit ganz Recht. Die kirchlichen Formulirungen des Christenthums sind Zusammenfassungen des spezifisch und substantiell Christlichen von sehr concentrirter Beschaffenheit, von großer Dichtheit, von geringer Elasticität und Porosität; und zu diesen Eigenschaften ihrer Natur kommt hinzu die Reihe der Jahrhunderte, welche sie durchdauert haben und von denen sie gehärtet sind, der Rost der Geschichte. Sie sind hiernach so wenig zur unmittelbaren Befriedigung eines heißhungrigen Appetits gemacht, als etwa die Gallerte, welche der Seefahrer auf die Reise mitnimmt. Ja sie sind zum Theil so metallischer Natur, daß man vorkommenden Falles in ihrer unmittelbaren Gestalt weit leichter einen dem Gegner höchst empfindlichen kriegerischen Gebrauch von denselben zu machen vermöchte, als einen ungläubigen Menschen unter Zuziehung bloß ihrer allein zu bewegen, sich in seinem Herzen zu Christo zu bekehren. Nur liegt nicht in dieser ihrer Natur und geschichtlichen Beschaffenheit, sondern nur in solchem Gebrauch der Dogmen läge der Fehler. Denn diese Natur haben sie mit jeder Art von begrifflich strenger und scharfer Formulirung von Erkenntnißwahrheiten in jedem Gebiet der Wissenschaft gemein. Auch dergleichen wird nicht für den dilettantischen Nisus, für den Ersten den Besten aufgestellt, dem es etwa gefällt, an einem Erkenntnißgebäude umherzuspielen, sondern für den Menschen des ernsten Bemühens, den tüchtigen Arbeiter im Felde der Wissenschaft im Schweiße seines Angesichts. Ein jeder wird zuerst an der Milch der Wissenschaft aufgenährt und lernt erst allmählich die feste Speise, zuletzt die schwerern Substanzen verdauen. Und wenn ein Mensch die Zeichen der Buchstabenrechenkunst, die algebraischen Formeln für todten Zeichen= und Zahlenkram erklären wollte, weil er nichts damit anzufangen weiß, so würde man ihn schwerlich zu den luminösen Geistern des Jahrhunderts rechnen, welche sich über die Vorurtheile der Menge erheben, sondern man würde ihn einfach in die Schule, und zwar in die rechte Schule, schicken. Nicht anders verhält es sich mit den meisten jener Dinge, denen Bruno Bauer die Prädikate der Dicke und Härte beilegt, und dieselben sind es wohl, welche von der ihm vorhergegangenen, wie sie wenigstens dafür hält, so sehr kritischen Generation gemeint worden

sind, wenn sie von „Armseligkeiten" redete, welche in Sachen des Christenthums lediglich „zum Handwerksgebrauch gehören."

Aber freilich, hätte man dieser, wie jenem leider nur nicht allzu viel Anlaß zu einer so despektirlichen Behandlung des kirchlichen Dogma's wirklich gegeben!

Wer mit den festen, harten Dogmenkörpern nichts Anderes anzufangen wüßte, als sie zu zersägen, zu zerhacken, an ihnen zu schneiden, zu schnitzeln und zu drechseln, der wäre doch gewiß nur ein Handwerker am Dogma. Denn alle diese Handthierung, so ehrsam und gemeinnützlich sie an sich ist, hat doch nur an dem, was seiner Natur nach von Holz, Leder, Stein und dergl. ist, ihre Bestimmung und ihren güldenen Boden. Aber hat es etwa solcher Leute, die so äußerlich an dem werth gehaltenen Stoff handthierten, nicht übergenug gegeben?

Aber noch Andere hat es gegeben und giebt es leider noch, oder giebt es vielmehr von Neuem wieder. Wer am Dogmenstoff in obiger Weise handthiert, ist möglicher Weise wenigstens in seiner Art ein Meister, in der Regel wenigstens ein nicht ungeschickter Geselle. Wer aber die harten, festen Dogmen nimmt und damit nichts Anderes anzufangen weiß, als sie in hastigem, übereiltem Bekehrungseifer den Leuten an die Köpfe zu werfen, oder an die Brust, von dem wird gewiß auch nicht eine einzige Seele wahrhaft bekehrt, sondern er bringt den Leuten nur Beulen und blaue Mäler bei, und gilt darum vielleicht bei den Meisten von ihnen mit Unrecht für etwas weit weniger Ehrenvolles, ist aber in Wahrheit und Wirklichkeit eigentlich nur ein noch ungeschlachter, plumper Lehrjunge. Freilich aber dürfte man immerhin mit ihm Geduld haben. Denn es wäre nicht der erste Fall, daß aus solchem Neophytismus noch etwas, sogar etwas Rechtes, Gesundes und höchst Tüchtiges hervorgegangen ist.

Ueberhaupt möchte von dieser ganzen Klasse zu sagen sein: es ist nur Handthierung, aber eine ehrsame, weil in gutem Glauben betriebene, Handthierung. Das Gleiche läßt sich nicht behaupten von einer andern Art von Handthierung mit dem Dogma, die es lediglich als ein schätzbares Material, als eine Art von Kalk betrachtet, aus dem sich ein nützlicher Mörtel brennen läßt. Man hat es Semler schwer verargt, daß er dem Christenthum keine höhere Bestimmung anzuweisen wußte, als die zur „Ausbesserung des Herzens." Gewiß mit Recht. Denn nicht ein ausgebessertes, sondern ein neues Herz ist es, was wir bedürfen, und ein neuer Mensch ist es, den wir nach Ablegung des alten anziehn sollen, „verneuert nach dem Ebenbild deß, der ihn geschaffen hat" (Col. 3, 9. 10.). Aber wie hoch steht doch die Semler'sche Schätzung des Christenthums

zur Herzensausbesserung über derjenigen, welche das Dogma nur benutzen möchte, um damit schadhaft gewordene Staats- und Privatgebäude neu zu verkitten. Diese Art von dogmatischer Freimaurerei ist sehr alt; sie datirt sich in gewissem Sinn schon auf den gelehrten Römer Terentius Varro zurück und seinen Zeitgenossen Q. Mucius Scävola, den Pontifex, der von den Anhängern des Marius im Tempel der Vesta ermordet wurde. Während der christlichen Zeiten war sie in der andern Kirche längst ebenso beliebt, als die antidogmatische Freimaurerei dort unbeliebt ist und einen schlechten Namen trägt. Bei uns ist sie erst ziemlich neuen Datums, die Handthierung einer kleinen, aber mächtigen Partei, welche — um mit Augustin zu reden — eigentlich nicht in, sondern nur an unserer Kirche ist, und selbst an unserer Kirche auf die Dauer nicht bleiben wird. Denn das protestantische Dogma ist in keiner einzigen seiner urkundlichen Ausprägungen einer solch' rohen Verwendung fähig, zu solch' industriellem Betrieb geeignet, auch nicht in der lutherischen, selbst nicht in der pietistischen, wie Jedermann vor Allem aus Luther's, dann aus Seckendorf's und der beiden Moser Leben und Büchern lernen kann und auch jene Freimaurer bald praktisch erfahren werden. Denn es fordert für Alles, was an menschlichen Dingen von der Sünde ist, eine „Verneuerung nach dem Ebenbilde deß, der ihn geschaffen hat".

Immerhin aber gewährt jede dieser Arten von bloß äußerlicher, stofflicher, handwerkernder Manipulation des Dogma's nicht nur dem Antichristianismus stets neue Angriffspunkte und leiht demselben Vorwände, sondern sie macht auch den Fortgang der vorhin bezeichneten Verständigung mit der abstrakten Generation über die „Armseligkeiten", die nicht bloß zum Handwerksgebrauch, sondern die unabtrennbar zum Christenthum selbst gehören, ja mit denen die christliche Predigt begann (Matth. 5, 3.) und für alle Zeiten zu beginnen haben wird, geradezu unmöglich.

Die Thatsache aller Thatsachen des geschichtlichen Christenthums, der Mittelpunkt seines Gegensatzes zu der Art von Abstraktion, welche sich gleichwohl den von den Vätern ererbten Christennamen nicht rauben lassen will, das eigentlich Metallische in dem gediegenen Metallstoff des christlichen Dogma's ist jene Thatsache, welche der Evangelist Johannes bezeichnet in dem Wort: „also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben" (3, 16.); welche Simon Petrus bekennt in seinem: „Herr, wohin sollen wir gehn? Du hast Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der

Sohn des lebendigen Gottes! (Joh. 6, 68. 69.), welche der Herr selbst bestätigt in seinem: „selig bist du, Simon, Jona's Sohn; denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel" (Matth. 16, 17.); welche der Apostel Paulus gepredigt hat, indem er sagt: „denn ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte unter euch, ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten" (1 Cor. 2, 2.). Alles Uebrige im Christenthum, Lehren und Thatsachen, stehen zu dieser Hauptthatsache, der Thatsache der Menschenerlösung durch den Gottmenschen, nur im Verhältniß der Unterordnung. Ist sie lebendig in ihr Recht eingesetzt, so ist alles Andere mit in sein Recht eingesetzt.

Aber ist diese Thatsache wohl von dem natürlichen Menschen im Sturm zu erobern? Schwerlich; denn der Herr selbst sieht dieß Bekenntniß für nichts Geringes und Leichtes an, wenn er sagt: „denn Fleisch und Blut hat dir das nicht offenbart, sondern mein Vater im Himmel." Und das Wort Pauli, daß der gekreuzigte Christus „den Juden ein Aergerniß und den Griechen eine Thorheit ist" (1 Cor. 1, 23.), ist — dünkt uns — nicht nur der Ausdruck einer Erfahrungsthatsache, sondern es enthält auch für den vorchristlichen Menschen nach seiner geschichtlichen Bedingtheit in gewissem Sinn ebenso eine Entschuldigung, als für den nachchristlichen Menschen, der doch auch nicht geschichtlos ist, wenn auch besonders für den letztern, eine ernste Mahnung. Jedenfalls ist es ebenso wenig leicht gethan und Jeglichem gegeben, „denen, die berufen sind, beides, Juden und Griechen, zu predigen Christum, göttliche Kraft und göttliche Weisheit" (ebendas. V. 24.), als es leicht gethan ist, der Predigt sein Herz aufzuthun und vollends ohne Weiteres gründlich zu verstehen jene „heimliche, verborgene Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unsrer Herrlichkeit" (1 Cor. 2, 7.). Denn „das Glauben ist nicht Jedermanns Ding" (2 Theff. 2, 3.), sondern unser „Glaube stehet nicht auf Menschenweisheit, sondern auf Gottes Kraft" (1 Cor. 2, 5.) und auf dem Ziehen des Vaters zum Sohne (Joh. 6, 44.). Es ist darum mit Fleisch und Blut nichts gethan, sondern des Vaters im Himmel ist es, sein Werk zu vollbringen, nämlich zum Sohne zu ziehen, beides, die Juden und die Griechen. Fleisch und Blut aber sollten es nicht gering achten, dem Vater zu lassen, was des Vaters ist, und für sich das getreulich auszurichten, was der Prophet thun heißt: bereitet dem Herrn seinen Weg und machet richtig seine Steige! (Jes. 40, 3.)

Es hat uns längst bedünken wollen, als ob die Bestrebungen zu Erneuerung des christlichen Lebens im evangelischen Deutschland vielfach an dem Fehler gelitten hätten, daß Fleisch und Blut, wiewohl in bester Meinung, dem Herrn im Sturmanlauf seine Gemeinde wieder erobern wollten, anstatt den Herrn selbst walten zu lassen und nur emsig Ihm den Weg zu bereiten. Besonders will es uns gemahnen, als ob in unsern Tagen, anstatt solche Treue im Kleinen zu üben, die Sucht um sich greife, mittelst eines „von oben" aus Fleisch und Blut Kirchenthümer zu formiren und jenes „von oben", das gleichbedeutend ist mit „Gottes Kraft" und mit dem Vater, der zum Sohne ziehet, mit der Offenbarung des Vaters im Himmel, als ob Er zu saumselig wäre, fleischlich zu suppliren. Und recht widrig ist uns die schnöde Verachtung entgegengetreten, welche unter Anderen neulich ein berühmter Jurist, ohne Zweifel auch im Namen von Andern Seinesgleichen, gegen eine emsige, treue Arbeiterin für die Wege des Herrn recht offen zur Schau gestellt hat *), wir meinen gegen die auf dem Boden des Consensus der beiden protestantischen Schwesterkirchen stehende neuere wissenschaftliche Theologie. Solch' freimaurerischer Hochmuth kommt, wie aller Hochmuth, vor dem Fall und wird seiner Strafe nicht entrinnen. Denn er hört nicht auf „die Rede des Herrn", und wer ihn hegt, ist nicht zu vergleichen einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen bauete. Er soll wohl zusehn, daß es nicht eines Tages heiße: „da nun ein Platzregen fiel, und kam ein Gewässer, und weheten die Winde, und stießen an das Haus, da fiel es, und that einen großen Fall" (Matth. 7, 27.).

Um so mehr wird aber die verachtete Magd, die zu ihrer Hinausstoßung aus den so formirten Kirchenthümern schon offene Anstalten treffen sieht, im Hause des Herrn, aus welchem man sie nicht hinausstoßen kann, sich heimisch und wohl fühlen, für dessen Ausbau mit Kelle und Schwert thätig sein und emsig fortfahren, dem Herrn seinen Weg zu bereiten, auf daß der Herr auf ebener Bahn wieder einziehe in sein Gefilde und wieder ein Volk gewinne aus denen, die nicht Fleisch und Blut, sondern die Er selbst zum Sohne gezogen hat, und die, wenn der Platzregen gefallen und die Freimaurerhütte durch ihn ihren großen Fall gethan hat, mehr und mehr erwachsen seien zu einem „heiligen Tempel im Herrn", einer „Behausung Gottes im Geist", als in welcher „nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen" Wohnung

*) Evangelische Kirchenzeitung. 1852. Novemberheft.

nehmen, „erbauet auf den Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist“ (Eph. 2, 19 ff.).

Eben darum wird aber gerade die Wissenschaft stets ganz vorzüglich auf alles das zu achten haben, was sich in der Zeit irgendwie als zum Zuge des Vaters zum Sohne gehörig legitimirt, als zu dem göttlichen Trieb im menschlichen Geiste, der von der ersten Schöpfung her in demselben vorhanden ist, auf dem jedes tiefere sittliche und religiöse Streben desselben beruht, und dessen Wirksamkeit vom fleischlichen Sinne nicht ganz unterdrückt sein darf, wenn der Mensch für die Erlösung empfänglich sein soll, den aber auch Gott wieder zu wecken weiß, selbst wenn er dem menschlichen Blicke in einer Zeit als völlig untergegangen erscheint. Ja, das gerade ist das Werk der vorbereitenden Gnadenwirkung Gottes, daß es diesen Trieb wieder belebt. Und uns scheint nicht Weniges in unsrer Zeit jene Legitimation an sich zu tragen.

Wenn es zu jener vorbereitenden Gnadenwirksamkeit Gottes gehört, daß Er die äußern Lebensschicksale des Menschen und seine Verhältnisse so leitet, daß die höchsten Potenzen seines Geistes, Gottesbewußtsein und Gewissen, zur Wirksamkeit kräftig angeregt werden, so haben wohl die Schicksale und Verhältnisse von vielen Millionen Mitlebender in den letzten Jahren eine Lenkung erfahren, welche in ihrem Herzen jene Anregung nachhaltig zurückgelassen hat. Wir sind sehr weit davon entfernt, der conservativen Stimmung der gegenwärtigen Zeit in allen und besonders in religiösen Dingen einen übertrieben hohen Werth beizumessen. Im Gegentheil: sie könnte uns ihrem Durchschnittscharakter nach eher bange machen. Wir kennen keine Gefahr für eine gesunde Entwicklung christlicher Gläubigkeit, welche wir der gleich achten würden, die ihr erwachsen müßte, wenn es dem vulgären Antirevolutionarismus, welcher so plötzlich der revolutionären Strömung gefolgt ist und jetzt in so hohen Wogen geht, gelänge, dieselbe in sein oft so schmutziges Bette fortzureißen. Denn nicht bloß in Frankreich läßt sich die merkwürdige Beobachtung anstellen, daß aus Angst vor dem Socialismus die Voltairianer der haute bourgeoisie Arm in Arm mit den Männern im schwarzen Talar die Nothwendigkeit des Katholicismus predigen *), sondern auch in Deutschland, im evangelischen Deutschland **). Ein heuchlerischer, ein unbekehrter, ein lediglich von der Traurigkeit der Welt ergriffener, ein nichts weiter als die bloße Negation der Revolution in sich enthaltender Conservatismus wird nie der Sauer-

*) Evangelische Kirchenzeitung. 1852. Nr. 54.

**) Ebendas. Nr. 56.

teig für eine religiöse Erneuerung des gegenwärtigen Geschlechtes, darf nie der Schwerpunkt unseres evangelisch-kirchlichen Lebens werden. Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket nichts als den Tod (2 Cor. 7, 10.). Und nicht die Höllenflammen, welche durch die jesuitischen Missionspredigten angezündet werden, treiben auf den schmalen Weg und in die enge Pforte, die zum Leben führen (Matth. 7, 13 ff.), sondern sie beleuchten nur mit ihrem grellen Licht einen breiten Weg und eine weite Pforte, und die Vielen, welche in unsern Tagen von Neuem auf diesem wandeln, um sorgenfreier Gott und dem Mammon zugleich, d. h. eigentlich nur letzterem, dienen zu können, gehen in jene ein, weil zum Eingehen nicht der Geist der Buße, sondern höchstens der äußerlichen Büßung erfordert wird. Ein deutscher Fürst hat über den papierenen Conservatismus, über diesen Mammonsdienst vor zwei Jahren ein strenges Wort gesprochen *); ein noch strengeres Gericht aber wird seiner Zeit eine noch größere Majestät über denselben halten. Denn er höret nicht auf die Rede des Herrn, und namentlich nicht auf die Antwort, welche der Herr dem Versucher gab: der Mensch lebet nicht vom Brode allein, sondern von jeglichem Worte, das durch den Mund Gottes gehet (Matth. 4, 4.).

Dagegen wird Keiner, dem nicht das grelle Licht jener unheiligen Lohe die Augen verblendet hat, ohne sichtbare Erfahrungen von dem Werk geblieben sein, das die vorbereitende Gnade Gottes unter immer Mehrern begonnen hat, welche die vulgären Parteinamen ebenso verschmähen, als für dieselben verschmäht werden. Nicht als ob sie quietistisch-contemplativ oder in scheuer Zurückgezogenheit in das Erasmische otium cum dignitate ein Parteileben überhaupt verschmähten, sondern weil sie die noch vor nicht langer Zeit gäng und gebe gewesenen Parteikategorieen als gänzlich verbraucht erkennen, weil die gegenwärtig herrschenden für sie nicht die ganze Tiefe und Schroffheit der wirklichen Gegensätze erschöpfen. Es sind diejenigen, die sich stets ernst und ehrlich in den Kampf der Zeit mit hinein-

---

*) „Ein solches moralisches Band für ganz Deutschland kann aber zeitgemäß nur ein allgemein parlamentarisches sein. Ganz vergeblich würden wir einen Ersatz für dasselbe in einer allgemeinen Zoll- und Handelsverbindung suchen. Die materiellen Interessen fördern weit mehr die gesellschaftliche Umwälzung, als daß sie dieselbe verhindern; diese Interessen schlagen sich nicht, sie ziehen sich zurück und unterwerfen sich schnell in der Stunde der Gefahr, und sie sind so veränderlich wie das Vermögen, auf welches sie sich stützen; ihre ausschließliche Förderung hat in Frankreich weder den Sturz der Restauration, noch die Staatsumwälzung von 1848 verhindert.“ Schreiben des Königs Wilhelm von Würtemberg an den Fürsten Schwarzenberg vom 18. Jan. 1851.

gestellt und uneigennützig und mit warmer Hingebung nach idealen Zielen gerungen haben, dieselben, die, eben weil sie selbst sich stets lebendig in die Zeit eingerechnet, auch die göttliche Lenkung der Zeitgeschicke als ihre eigene Lenkung lebendig erfahren haben; nur sie, nicht die Weltklugen, die sich stets fern vom Streit gehalten, nicht die Vorsichtigen, die stets alle Wechselfälle sorgfältig zu berechnen gewohnt waren, nicht die immer gar Gemäßigten, welche nie eine edle Wallung über die Linie correcten Verhaltens hinausgetrieben hat, nicht die matten, geknickten Seelen haben, wie der Apostel Paulus, aus dem, was heller als je an den Tag gekommen ist, „dem Zwiespalt in den Trieben der menschlichen Natur und in den großen Aufgaben unseres Geschlechts, dem offenen Widerstand, den die irdischen Naturgesetze den idealen Forderungen des Geistes entgegenstellen, der maßlosen Unzulänglichkeit unsrer Kräfte" *), eine Frucht für Zeit und Ewigkeit zu gewinnen vermocht; nur ihnen, denen es stets Ernst gewesen ist, in ihrer Art den Willen Gottes zu thun (Joh. 7, 17.), hat in tiefern Anregungen vor Gottesbewußtsein und Gewissen die vorbereitende Gnade nahe treten, nur an ihnen der beginnende Zug des Vaters zum Sohne spürbar werden können.

Wir wissen recht gut, wieviel dazu gehört, einen in Theorieen festgefahrenen deutschen Menschen von dem selbstgeschaffenen Bann zu emancipiren. Es wird daher für mehr als Einen die Stunde der Befreiung schwerlich jemals schlagen. Auch ist die Zeit noch nicht gekommen, daß sich solche Wahrnehmungen von dem Ersten dem Besten mit Händen greifen lassen, der Markt und das Treiben des Tages von ihnen wiedertönt. Es liegt überhaupt nicht in der Natur solcher Regungen, daß sie mit großem Geräusch auftreten, sich gerne sehr laut machen, sich mit Ostentation vor der Oeffentlichkeit ausbreiten. Aber ein lauschiges Ohr vermag sie zu vernehmen, einer sorgfältigen und umfassenden Beobachtung der tiefer gehenden Strömung unseres Lebens und unserer Literatur treten oft in überraschender Weise die Spuren einer beginnenden Umgestaltung unsrer Bildung entgegen. Es hat eine starke Aufarbeitung unsrer bisherigen Bildung im Sinne des Christenthums begonnen, und mögen sich immerhin erst die höchsten Berggipfel wieder röthen, — Geduld! auch in der physischen Welt dringt das Licht erst nach und nach in die tiefen, schattigen Thäler hinab. Darum

„Harre doch, sei nicht angstbeklommen;
Der Lenz wird kommen,
Aber im Stillen, über Nacht" **).

*) Januarheft, S. 104., vergl. Röm. 7. — **) E. Geibel: Das Erwachen Barbarossa's.

Es ist wahr: jene Momente tieferer religiöser Anregungen und die daraus entspringende Bereitwilligkeit zum Glauben werden öfters von denen, welche sie erfahren, schon für den lebendigen Glauben selbst gehalten und auch von dem oberflächlichen Beobachter dafür oft anerkannt. Es mag daher immer gut sein, fleißig daran zu erinnern, daß sie nur dem Zustande der Vorbereitung angehören und ihm so lange angehören, als sie nicht die Kraft haben, ein zusammenhängendes, sich aus sich selbst entwickelndes und in Beziehung auf menschliche Umgebungen selbstständiges christliches Leben im Innern des Menschen zu erzeugen, mit andern Worten, so lange aus ihnen nicht eine neue religiöse Persönlichkeit geboren worden ist. Aber es mag auch gut sein, daran zu erinnern, wie unmöglich die neue religiöse Persönlichkeit aus einer krankhaften Thätigkeit entspringt, welche an sich selbst herumexperimentirt, sich fromm machen will und sich hineinzuängstigen sucht in alle möglichen christlichen Bildungen, wenn sie dem Einzelnen auch an sich noch so fremd oder seiner dermaligen Stufe geistlicher Lebensentwicklung noch so wenig entsprechend sind. „Ein Beispiel der letztern Art", sagt Kliefoth *), „ist, wenn ein Neubekehrter binnen vier Wochen dahin gelangt, den ganzen Inhalt des Symbols zu glauben, obgleich er ihn unmöglich in sich durchlebt und durchdacht und in sich reproducirt haben kann." Hier heißt es: bereitet dem Herrn seinen Weg und überlasset dem Vater selbst das Ziehen zum Sohne. Er wird auch das „wohl machen" (Ps. 37, 5.).

Und die Stimme des Herrn in den Weltgeschicken und insbesondere in den Geschicken Deutschlands, welche so Vielen, die sie nicht bloß zu Ohren, sondern auch zu Herzen genommen, ein Zug des Vaters zum Sohne, wenigstens eine Wegbereitung für den Herrn durch den Herrn selbst geworden ist, welche aus der „göttlichen Traurigkeit", welche sie in die Herzen hineingepredigt, die ächt conservativen Stimmungen aller Art hervorgepredigt hat: so hoch wir es zu achten haben, daß wir gewürdigt worden sind, sie zu vernehmen — hat denn vorher der Herr nie vernehmlich zu uns geredet, hat Er sich vorher keine Wege bereitet, hat Er die Wege zu sich nicht offen gehalten, hat Er sie verschlossen?

Schon die älteste Christenheit, welche auf eine völlig heidnische Bildung zurückschaute, von ihr umgeben war, aus ihr mühsam erst sich losrang, war nicht so blind, daß sie nicht auf die Anfangsworte des Briefes an die Hebräer gemerkt und eine umfassendere Deutung derselben sich angeeignet hätte. Sie lauten so: „nachdem vor Zeiten Gott manch-

*) Einleitung in die Dogmengeschichte, S. 32.

mal und in mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am Letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat; welcher, sintemal er ist der Abglanz seiner Herrlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens, und trägt alle Dinge mit seinem kräftigen Wort, und hat gemacht die Reinigung unserer Sünden durch sich selbst, hat er sich gesetzt zu der Rechten der Majestät in der Höhe" (Hebr. 1, 1—3.). Daß in demjenigen, welcher hier „der Abglanz seiner Herrlichkeit" und „das Ebenbild seines Wesens" genannt wird, von der ältesten Christengemeinde auch die Vollendung der Prophetie, die Erscheinung des in der Prophetie Verheißenen erkannt worden sei, bezeugen eine Menge ihrer schriftlichen Denkmale. Aber dieselben, z. B. die Schriften des Märtyrers **Justin** im zweiten Jahrhundert, sind auch Zeugen dafür, daß schon jene Zeit einzelne Funken christlicher Wahrheit selbst aus der heidnischen Bildung hervorschimmern sah, schon in ihr einzelne Samenkörner der Wahrheit entdeckte, und auf den zurückführte, welcher allein **die Wahrheit** ist, wie **der Weg und das Leben** (Joh. 14, 6.) und „**alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort.**" Denn derselbe Logos, welcher in der Person Christi um der Christen willen in seiner ganzen Fülle erschien und unter diesen nach dem ganzen Reichthum seiner erleuchtenden und heiligenden Thätigkeit wirksam gewesen ist, hat auch schon in der vorchristlichen Zeit den Menschen einige Strahlen seiner Intelligenz mitgetheilt und die empfänglichen Gemüther zu einer theilweisen Erkenntniß der Wahrheit und einem heiligen Leben geführt. Was die Heiden auf dem Gebiete der Philosophie oder Gesetzgebung Wahres gefunden und ausgesprochen haben, ist der Wiederschein dieser ihnen durch den Logos gewordenen Erleuchtung. In Allen ist der Logos thätig gewesen, das gesammte Menschengeschlecht hat Theil an ihm gehabt. Jeder hat aus der samenkornartigen Offenbarung desselben in sich aufgenommen, was Anschließungspunkte in ihm fand. Von einer ganz ähnlichen Ansicht über die göttliche Menschenerziehung ging im folgenden Jahrhundert der christliche Philosoph **Clemens von Alexandrien** aus. Auch er erkennt eine die vorchristlichen Zeiten durchziehende sporadische Offenbarung des göttlichen Logos an und meint, daß die Wahrheit nothwendig nur Eine sein könne. Die Abwege von der Wahrheit aber und die Zerstückelungen der Wahrheit vergleicht er mit den Zerstückelungen der Glieder des Pentheus durch die Bacchantinnen im Mythus und meint, die heidnischen Philoso-

phenschulen und die christlichen Sekten rühmten sich stets dessen, was ihnen von der Wahrheit zu Theil geworden, als wenn es die ganze Wahrheit wäre. „Aber", fügt er hinzu, „durch den Anbruch des Lichtes wird Alles in's Licht gesetzt. Wie das ewige Sein in Einem Momente dasjenige darstellt, was durch die Zeit in Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft auseinandergerissen ist, so vermag die Wahrheit den ihr verwandten Samen, wenn er auch in einen fremden Boden gefallen ist, zusammenzubringen. Die hellenische und die barbarische Philosophie haben auf gewisse Weise die ewige Wahrheit, nicht wie in jenem Mythus den Dionysos, sondern die göttliche Offenbarung des ewigen Logos zerrissen. Wer aber das von ihnen Zerrissene wieder zusammensetzt und das Wort zu seiner Vollständigkeit und Einheit zurückführt, der wird ohne Gefahr die Wahrheit erkennen."

Sollte nun eine vortheilhafte Unterscheidung unsrer von jenen alten Zeugen der christlichen Wahrheit darin bestehn, daß wir uns der Anerkennung der Richtigkeit dieser Betrachtung der Vorgeschichte verschließen, oder sollten wir nicht vielmehr ebenso die heilige Pflicht, als das unbestreitbare Recht haben, auf unsere Vorgeschichte, auf die Bildung, aus der wir hervorgegangen sind, von der wir umgeben sind, aus der unsre Zeit schrittweise mühsam sich losringt, mit solchen, gerade mit solchen Augen zurückzuschauen? Gewiß ein Recht! Denn jene Alten pflegten die Verwandtschaft z. B. zwischen christlichen und platonischen Ideen regelmäßig daher zu erklären, daß Plato auf seinen Reisen im Orient das alte Testament kennen gelernt, gelesen und also die Ideen des Phädon, des Timäus, der Republik aus Mose und den Propheten sich angeeignet habe. Sie glaubten also buchstäblich, daß Gott „durch die Propheten" zur Heidenwelt „geredet" und den samenkornartigen Logos unter sie ausgestreut habe. Das war ein geschichtlicher Irrthum, aber eine ideelle Wahrheit, oder: es war eine Wahrheit, aber nicht eine Wirklichkeit. Eine Wirklichkeit der vollgültigsten Währung ist es aber, daß seitdem volle anderthalb Jahrtausende das Christenthum gewirkt, in der Welt als Sauerteig gearbeitet und dieselbe durch- und umgearbeitet hat. Oder hätte es etwa darum, weil es noch nicht Alles gewirkt hat, was es wirken kann und soll, nichts gewirkt, nichts, was der Rede werth wäre? Nein, wir haben zu solcher justinisch-clementinischen Betrachtung ein Recht, und weil wir ein Recht haben, auch eine Pflicht, eine heilige Pflicht, namentlich in Beziehung auf unsere deutsche Bildung. Die bewegenden Gedanken der gegenwärtigen europäischen Gesellschaft, jene schwirrenden Ideen von Menschenrechten, von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, der ganze socialistische Gedanken-

apparat, ist das Alles etwa ein Erbtheil aus der heidnischen Vorperiode, ein Rest des noch nicht ausgefegten heidnischen Sauerteigs aus der Zeit, als Miltiades bei Marathon Griechenland von den Persern befreite, oder als Cicero seine Reden hielt, oder Herrmann den Varus schlug? Oder sind es nicht vielmehr christliche Ideen und Wahrheiten, die, weil sie nicht in christlicher Zucht und Ordnung gehalten worden, sondern frei auseinander geschwirrt sind, zu Halbwahrheiten, Unwahrheiten, Irrthümern, zu kräftigen und höchst gefährlichen Irrthümern geworden sind? Und wahrlich gerade die deutsche Bildung birgt unter der ungeheuern Masse ihres Schuttes manch' Stück, das von einer solchen Betrachtung als Glied nicht des zerstückten Dionysos, sondern des zerrissenen ewigen Logos anerkannt werden muß. Wir könnten den vollgültigsten Beweis liefern, daß wir unsrer deutschen Bildung übertriebene Concessionen auf Kosten des Christenthums zu machen nicht gewohnt sind. Aber eben darum glauben wir auch, um so entschiedener auf jene Pflicht aufmerksam machen zu dürfen, wie zu sollen. Der flatternde Idealismus zum Beispiel, welcher unsrer deutschen Bildung so charakteristisch ist, und von welchem wir die edlen, schöpferischen Geister der vorhergegangenen kritischen Generation beherrscht sehn, ist der in seinem tiefern Grund nicht ein ächt christliches Produkt? ist er nicht die Folge des Ferments, das in unsre Nation gekommen ist durch das Wort: „es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet, und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet" (Hebr. 11, 1.)? Nur daß dieser Glaube bei uns romantisch sorglos hinauf- und hinunter-, die Kreuz und die Quer geschwirrt ist, weil er vergaß jenes alttestamentliche: aber die Sünde ist der Leute Verderben (Sprüchw. 14, 34.), und jenes neutestamentliche: also ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte; aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Darum an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen (Matth. 7, 17. 20.), und: „das Auge ist des Leibes Licht. Wenn dein Auge einfältig ist, so wird dein ganzer Leib licht sein. Wenn aber dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein" (Matth. 6, 22. 23.).

O wie manchen giebt es unter diesen schwirrenden deutschen Gedanken, welcher ursprünglich der Gedankenwelt einer suchenden Seele angehörte und noch angehört! Der Metallstrom des christlichen Dogma's hat in seiner flüssigen Periode Körner und Goldsand da und dort ausgestreut und zurückgelassen, gediegen und in mannigfachen erdigen Verbindungen und von flüchtigen Metallgeistern ist unsere ganze Atmosphäre durchhaucht!

Wir gehen mit Männern wie Göschel nicht gerade in einem und demselben Geleise und verstehen, vielleicht aus Beschränktheit unseres ästhetischen und philosophischen Vermögens, uns in Goethe und Hegel nicht Alles, so wie er, christlich zurechtzulegen. Aber das behaupten wir mit Zuversicht, daß wir die Art, in der Gott zu der vorhergehenden Generation geredet, nicht verachten und verpoltern dürfen, sondern daß die schwirrenden Gedanken, die flüchtigen Geister, der schwärmende Idealismus eine nicht so schlechthin wegzuwerfende Errungenschaft unsrer Nation, daß in ihr uns eben so viele Wege zu Christo geöffnet sind, wenn wir diese Wege nur zu gehen wissen. Wie verständige Bienenväter sollten wir die Schwirrenden verständig im Stocke um die Königin wieder sammeln. Denn gar manche fleißige und geschickte Arbeitsbiene ist unter dem Schwarm. Wir sollten den schwärmenden Idealismus unter die Macht seines angestammten Schwerpunkts zurückzubringen, die flüchtigen Geister in ihrer naturgemäßen Basis wieder zu concentriren, Körner und Goldsand zu sammeln und in und mit der Gesammtmasse des Dogma's wieder in den rechten lebendigen Fluß zu bringen suchen. Das wäre die rechte Aufgabe für die im Geiste ihres Gemüths Erneuerten unsrer Zeit. Denn nicht der Arbeit des Handwerks in Holz, Stein und Leder, auch nicht dem groben Geschäft des Hammers an den unedlen Metallen ist die Arbeit in und an dem Dogma zu vergleichen, sondern der Kunst der Scheidung und Gestaltung der edeln Metalle. Das ist die hohe und feine Kunst des Dogma's, vollbracht vom Geist und Feuer, mit dem wir getauft sein sollen (Matth. 3, 11.), vom heiligen Geist und von dem Feuer, das anzuzünden, der Herr selbst gekommen und von dem er gewünscht hat, es brennete schon (Luc. 12, 49.).

Jene Rückbildung des deutschen Geistes längs der Linie, in welcher er sich in leicht nachweisbarer Continuität fortentwickelt hat, auf den Geist, aus dem er entsprungen, seine Wiedervertiefung und Concentration in die Substanz, aus der er verflüchtigend sich losgelöst, seine Läuterung in der Feuerstätte nicht der Höllenflammen, sondern des ächten Bußfeuers der göttlichen Traurigkeit, vom Herrn angezündet, — sie ist nicht so leicht, als Manche sich denken mögen, aber sie ist auch nicht so schwer, so unmöglich, als noch Mehrere wähnen. Selbst hinter manchem scheinbar noch ungebeugten Troß verbirgt sich ein tiefes Sehnen nach der Wahrheit, ein starkes Angefaßtsein vom Evangelium. Denn der Vater läßt nicht nach, zum Sohne zu ziehen, selbst die Widerstrebenden, die Schlafenden, die Träumenden, ja eben diese.

Der deutsche Idealismus ist ein Traumleben. Wer den Idealisten aus der süßen, freundlichen Gewohnheit träumenden Daseins und Lebens

zu wecken wagt durch Heranführung von so derben Realitäten, wie etwa die, daß der natürliche Mensch geneigt ist, Gott und seinen Nächsten zu hassen, den metallischen und biblisch correkten Ausdruck des Dogma's von der Erbsünde im Heidelbergischen Katechismus, der bekommt leicht harte Worte zu hören. Der Träumer fühlt sich so glücklich, der „Erbsünden-angst" entronnen zu sein. Beruft man sich gegen ihn auf die Bibel, so beruft er sich gegen die Bibel darauf, daß auch die Sonne sich nicht um die Erde drehe. Und wirklich, die Erde dreht sich um die Sonne, und was sie jetzt thut, das that sie sicherlich auch zu der Zeit, als Josua, der Sohn Nun, die Amoriter schlug, und nicht das Umgekehrte. Für die Bibel nur die kleine Permission, die Menschenkinder damaliger Zeit reden lassen zu dürfen (Jos. 10, 12—14.), wie die Menschenkinder, und nicht einmal die poetischen Menschenkinder allein, noch heutzutage reden, nach der Wahrheit der Erscheinung, wenn sie die Sonne nicht auf- und untergegangen werden, sondern auf- und untergehen lassen. Allen Respekt vor der göttlichen Construktion des Weltsystems und dem unverrückbaren Naturgesetz. Alle Anerkennung auch für die große Wahrheit, daß, wenn „nun ruhen alle Wälder, nun ruht die ganze Welt", dann nur im Abendlied die ganze, in Wirklichkeit dagegen nur die halbe Welt ruht und die Antipoden auf der westlichen Hemisphäre höchst munter und emsig zu sein pflegen. Auch dafür endlich alle Anerkennung, daß man eigentlich nicht singen sollte: „mich fliehen alle Freuden", weil wirklich die Freuden keine Beine haben und folglich nicht fliehen können. Wie gesagt: allen Respekt vor dem Naturgesetz und der Naturwahrheit. Wir wollen es nicht nur nicht umstürzen, oder ignoriren, sondern wir stehen so gut wie irgend Einer mit Gallilei gegen den Papst und rufen: e pur si muove! Ja noch mehr: nicht nur beweist angebrachtermaßen das Naturgesetz nichts gegen die Erbsünde, sondern gerade umgekehrt soll uns ein Naturgesetz ein Beweisthum liefern helfen für die Erbsünde. Ist es nicht dieselbe Erde, deren Drehung um die Sonne von der Bibel wirklich nirgends verpönt ist, die sich zugleich um ihre eigene Achse dreht. Wenn nun aber Jemand, weil er diese Drehung nicht verspürt, wegen ihrer ungeheuern Geschwindigkeit und Stetigkeit von Ur an und auch vom Anfang jedes einzelnen menschlichen Daseins an, sich gemüßigt fände, sie zu leugnen, würde diesem nicht vollkommen derjenige gleichen, der die Erbsünde nicht anerkennen will, weil er sie nicht in jedem Augenblick spürbar merkt, weil sie die Drehung ist, in der sein Ich von Jugend an mit blitzschneller Geschwindigkeit sich um seine Achse bewegt, sein Ich und das Ich Aller, die vom Weibe geboren sind? Das göttliche Naturgesetz kennt keinen Stillstand,

keine Unterbrechung. In letzter Instanz wird also von der Drehung der Erde Niemand höchst spürbar durch den gewaltigen Stoß überzeugt, den ein plötzlicher Stillstand in der Drehung der Erde im Gefolge haben müßte. Aber von der Drehung der menschlichen Ichheit um ihre Achse und nur um den Mittelpunkt der Ichheit, empfängt davon nicht der deutsche Idealismus mitunter höchst spürbare Belehrungen?

Ist es nicht auch ein aus der tiefsten, genauesten Beobachtung einer andern Natursphäre geschöpftes Naturgesetz, was in einem Hauptwerk der geschmähten Consensus-Theologie in folgenden Worten niedergelegt ist? „Daß aber jeglicher Mensch", sagt Julius Müller *), „nur durch immer neue Selbstüberwindung im Guten fortzuschreiten vermag, hat keinen Sinn, wenn nicht in der natürlichen Beschaffenheit des Menschen etwas liegt, was als dem Guten widerstreitend bekämpft werden muß, also ein Hang zum Bösen. Und wen hätte eine irgend aufmerksame Betrachtung der Geschichte aller Zeiten, auch der neuesten, nicht gelehrt, daß jede wahrhaft große Idee, jedes heilige Streben sich auf die entschiedene Abneigung und den plumpen Widerstand der großen Menge gefaßt machen oder, wenn es dieselbe ergreifen soll, sich gefallen lassen muß, von ihr schmählich gemißdeutet und entwürdigt zu werden? Das ist der tragische Charakter der Geschichte, den auch die Natur abspiegelt, daß alles wahrhaft Schöne und Herrliche nur für vorüberfliegende Momente da ist, während das Häßliche und Gemeine die zäheste Existenz hat. Darum muß, wer sich unbefleckt von dem Schmutz der Lüge und des niedern Treibens in dieser Welt erhalten will, jeden Augenblick bereit sein, mit allen seinen Wünschen, Zwecken, Hoffnungen in der Sphäre des irdischen Lebens zu brechen, sich selbst preis zu geben. Weil aber dieß das Schwerste ist, sehen wir auch die erhabensten Gestalten der Geschichte immer an irgend einem Punkte straucheln, von ihrer wahren Aufgabe abfallen."

Und so glauben wir uns in Betreff eines qualitativ höchst beträchtlichen Theils unserer Nation nicht zu täuschen, desjenigen nämlich, in welchem die Bedingungen geistiger Selbstständigkeit vorhanden und diejenigen für Empfindung, Erzeugung und Festhaltung höherer Lebensmomente und Lebensinteressen im Allgemeinen reichlich entwickelt sind, der es gewohnt ist, sich zu Standpunkten zu erheben, auf welche ihm die platte Lebensansicht der Menge nicht zu folgen vermag, wo der plumpe Egoismus der letztern wirklich Gelegenheit findet, edle Intentionen zu verunglimpfen, Pläne von idealem Zuschnitt zu durchkreuzen, wo dem Häßlichen

*) Lehre von der Sünde, Bd. 2. S. 258.

und Gemeinen der Spielraum sich bietet, in Leistung von Widerstand die Zähigkeit seiner Existenz zu bewähren. Denn hier konnten Erfahrungen am eigenen Ich und an der Wirklichkeit der Dinge außerhalb desselben die Wirkung eines tiefern Ernstes in den Gemüthern äußern, dem Idealismus den Mangel des sittlichen und realistischen Schwergewichts fühlbar machen. In diesen Regionen haben sich bereits Stimmungen entwickelt, die man vor wenigen Jahren noch nicht geahnet hätte, und aus den Stimmungen haben sich unwillkührlich Geständnisse hervorgedrängt, die der christlichen Wahrheit vom sündlichen Samen, aus dem wir erzeugt sind, und andern Wahrheiten die Ehre geben. O diese Geständnisse über „die angeborne Selbstsucht" des menschlichen Geschlechts und ähnliche, welche z. B. um die Zeit der Bestrebungen für eine ächte Nationaleinheit Deutschlands, der gescheiterten Kaiserpläne, der Erfurter Projekte aus deutschem Munde, in deutschen Büchern, selbst in deutschen Zeitungen laut wurden, — wenn man sie sammeln wollte, diese unwillkührlichen Zeugnisse dafür, daß die Seele selbst der vermeintlich der Erbsündenangst glücklich Entronnenen immer noch eine anima naturaliter christiana, eine geborne Christin geblieben ist!

Und wäre das nicht als einer der Punkte zu erkennen, an welchen der Vater gerade die deutsche Bildung anfaßt, um sie zum Sohne zu ziehen? gerade die brennende Wunde, die ihr geblieben, der Punkt zur Entzündung des Läuterungsfeuers, dessen jene bedarf? Denn gerade im tiefsten, edelsten Herzenskern der deutschen Bildung brennt diese Wunde und — wird aus der deutschen Bildung allein nie eine Heilung empfangen. Freilich aber noch weniger wird diese oder irgend eine andere Wunde, die des Arztes bedarf, den wir meinen, jemals Heilung empfangen durch die hämmernde, sägende, schnitzende und schneidende Handwerkerei am Dogma, durch die Ballistik der Lehrjungen, aus dem Kalkofen der Freimaurer. Durch dergleichen wird die Wunde nur größer, entzündlicher, gefährlicher, brandiger, d. h. der Widerwille gegen den, der als der wahre Arzt für die Kranken gekommen ist, immer leidenschaftlicher aufgeregt — eine Todeswunde am Leib unsrer Nation.

Schon vor sechs bis sieben Jahren, in den Tagen des blühenden Enthusiasmus für die Ronge und Dowiat, die Uhlich und Wislicenus, die Rupp und ihre Genossen, sagte Jemand wahr, schön und kräftig: „Ist denn Alles bloß Verderben, gar nichts von heilsamen, rettenden Elementen? Ich antworte: genug und übergenug; aber es ist keine Fähigkeit da, sie zu benutzen, kein kraftvoller Wille, daraus ein wohlgefügtes Ganze zu ordnen, kein Tastsinn auf Seite derer, welche die Zeit zu

beherrschen und zu leiten den Beruf haben, daß sie die Zeit verständen. Es ist, als ob das wüste Geschrei vom Zeitgeist ihnen die Ohren so verhallt habe, daß sie nichts wissen, als die Mütze über die Ohren zu ziehen. Jetzt aber heißt es mehr wie je: Ohren auf, Augen offen! Die Hand gehalten an den, wenn immer fieberkranken, doch lebendigen Puls der Zeit, in den Ofen aber mit den doctrinären Recepten, die man im Bureau und am Gelehrtentisch ausheckt! Warum begegnet man nicht all' den albernen und gottlosen Reformen, die aus der Tiefe auftauchen, mit heilsamen und weisen Reformen von oben? Warum führt man die Dämme nur quer gegen das Wasser, als ob diese das Wasser nicht stauten und doppelt gefährlich machten, statt dem Strom einen geordneten und segenbringenden Lauf durch wohlbemessene Brüstungen der Ufer zu geben? Die Heillosigkeit der sogenannten Staats- und Kirchenreformen liegt bereits ziemlich offen zu Tage; werden sie aber eine Macht, so mögen es jene bedenken, welche oben am Tische sitzen und das Nichtsthun der Rathlosigkeit und das Verdonnern der Unbotmäßigkeit einzig und allein für Weisheit halten. Ja, es kann geholfen werden, aber nur so, daß männiglich, oben und unten, an die Brust schlägt, und sich der Thorheit anklagt, oder wenn es die unten nicht thun, daß wenigstens die oben endlich einmal etwas thun und in Gottes Namen handeln, nicht sich abhudeln mit den schlechten Lehren der faits accomplis und der noch schlechtern Lehre von Vermeidung der démentis, und wie all' die rothwälschen Doctrinärtitel heißen, mit welchen dermalen die Köpfe der Weisen im Staat und in der Kirche berückt werden. Rücksichtslose Gottesfurcht, thatkräftige Wahrheit, Dienst der bedürftigen Gegenwart, Verachtung aller dummen oder geistreichen Ideologie, frisches und gestaltungskräftiges Leben muß die Losung sein. Meint nicht, ihr müßtet machen, was schon da ist, und wähnt nicht, was da ist, könnte helfen, ohne daß ihr dessen lebendige Kraft bethätiget. Stärkt euch an den alten Zeiten zu neuem Leben. Meinet nicht, das sei die neue Wahrheit, die das Alte mit Fußtritten hinausjagt. Aber beeilt euch, daß das Vorhandene Gestalt gewinne, ehe die gestaltlosen und zerstörenden Kräfte auch sammt eurer zögerlichen Weisheit in Trümmer brechen. Das sage ich nicht, als ob des Herrn Reich jemals in Trümmern gehen könnte. Je saurer sich der Feind stellt, um so besser kann es sein. Aber dermalen stellt er sich sauer und es steht in der lebenden Generation sehr schlecht. Wollt ihr also nicht eure und eurer Kinder Häupter durch eure Schuld dem Verderben weihen, auf! predigt, zeugt, warnt, schafft, handelt und weckt aus dem Schlaf all' die Harmlosen und die Faulen und die Selbstgerechten, die da jene Verheißung des Segens,

den Gott den Seinen im Schlafe schenkt, in einen Eroberungsplan umwandeln und meinen, des Herrn Güter mit der Schläfrigkeit ihrer gewissenlosen oder gewissensfaulen Indolenz zu erbeuten. Die Hand empor zum Gebet; die Hand gelegt an's Schwert und an die Kelle! So nur wurden Jerusalems Mauern gebaut" *).

Es sind, seitdem diese Worte erschallten, nun wieder sechs bis sieben verhängnißreiche Jahre verflossen. Haben die Worte Eingang gefunden, Frucht getragen?

Wohl! Denn wer möchte wohl mit dem Dichter bloß klagen:

Nicht rühmen will ich's, nicht verdammen,
Untröstlich ist's noch allerwärts,

und nicht auch den Trost hinzufügen:

Doch sah' ich manches Auge flammen,
Und klopfen hört' ich manches Herz **)!

Nein! dem Herrn sei Dank! nicht mehr allerwärts, lange nicht mehr so allerwärts, als vor sechs oder sieben Jahren. Wer fühlt sich nicht gedrungen, dieß freudig zu bekennen, wenn er z. B. das Inhaltsverzeichniß des Jahrgangs 1852 der „fliegenden Blätter aus dem rauhen Hause von Wichern" überschaut! Da sind nicht bloße Worte und Doctrinen, da sind Thaten, endlich einmal Reihen von Thaten verzeichnet in und an dem Gebiete der rauhen Wirklichkeit. Aber doch noch an vielen Punkten, an vielen wichtigen derselben gerade so, wie damals, vielleicht sogar noch schlimmer. Wir wollen nicht von allen reden, selbst von denen, von welchen wir hier reden dürfen, nur einen beispielsweise anführen.

Wir haben den Vorwurf gehört, den neulich der geistvolle Philosoph in diesen Blättern erhoben hat: „Wo ist auf unsern Hochschulen den künftigen Aerzten und Richtern und den Lehrern selbst eine Belehrung geboten, um das Verständniß des Lebens zu gewinnen, welches die Theologie als das einzig wahre zu besitzen behauptet? Vielmehr hat sich diese ganz und gar in sich selbst verschlossen, gleichgültig hat sie die Andern ihre Wege gehen lassen, und so ist es denn dahin gekommen, daß sie mit ihrer heiligen Weisheit, zart und kränklich, dem frischen Wind des allgemeinen wissenschaftlichen Lebens vielfach sich entfremdet und so die kalten mißtrauischen Blicke der Naturforschung, die sie selbst verschuldet, und die freie, strenge Denkart der Philosophen zu scheuen gelernt hat. Diese Isolirung nun, deren verderbliche Wirkung sie doch selbst im gesunden Gefühl ihres Werthes am höchsten anschlagen muß, in Zukunft noch zu steigern, sich

*) Harleß, Zeitschrift für Protestantismus und Kirche, XI, 5. S. 307 ff.
**) Uhland zum 18. Oktober 1813, einige Jahre nachher.

wohl gar aus den Kreisen der weltlichen Wissenschaft ganz zurückzuziehen, wie es in andern Ländern zum unberechenbaren Nachtheil geschehen ist, das wäre eine Cur der Verzweiflung, an die doch gewiß Manche, Geistliche und Andere, bei der großen Krisis unserer kirchlichen Verhältnisse zu Zeiten denken, wenn ihnen die Schriftgelehrsamkeit unserer Tage der ungeheuern Aufgabe nicht gewachsen scheint, und sie solche Schwäche, wie es wohl geschieht, aus übertriebener wissenschaftlicher Ausbildung unserer Pfarrer herleiten. Nie genug zu beklagen wäre es, wenn diese Meinung um sich griffe" *).

Es ist nicht Alles durchaus zutreffend, was in diesen Worten über den Zustand unserer Theologie gesagt wird **). Aber wem fällt nicht die Eingangsfrage schwer auf's Herz? wer würde nicht eine solche Isolirung eine Verzweiflungscur nennen müssen? wer dürfte wohl ernstlich wagen, die Unverhältnißmäßigkeit unserer heutigen Schriftgelehrsamkeit zu der ungeheuern Aufgabe aus der übertriebenen Wissenschaftlichkeit abzuleiten? Der Schaden liegt anderswo. Jedenfalls trägt die Sache damit nicht ihren rechten Namen.

Wir haben Vieles erforscht und wissen Vieles. Wir haben z. B. die Varianten im neutestamentlichen Text gesammelt und gezählt und wissen, daß es ihrer in runder Summe 40000 sind, und nicht Wenige wissen sie auswendig. Wir bringen auch noch Vieles heraus, was wir zur Zeit noch nicht wissen, z. B. von welchem Metall die Thürklinken an der Pforte der Kirche gefertigt waren, welche Kaiser Constantin zu Jerusalem bauen und 335 einweihen ließ. Und alles das ist in seiner Art sehr schön, nützlich und nothwendig. Auch diese Wege muß die kirchliche Wissenschaft weiter verfolgen. Sie lasse sich nicht beirren, am wenigsten wenn ein stolz sich spreizender Pfauhahn sein widerliches Gekreisch ausstößt gegen „Professoren" und ein seines Stolzes sich gar nicht bewußtes Schaaf blökt gegen „Professorenwerk." Aber es ist doch nicht Alles eigentliche Theologie, was unter dieser Firma aufgeführt wird, nicht Alles in gleichem Sinn Theologie, nicht Alles Theologie, die der ungeheuern Aufgabe der Zeit gewachsen, ihrer bewußt ist, von dieser Aufgabe eine Ahnung hat.

Das sollte man wohl erwägen. Und noch etwas. Die jetzt so viel beschrieene und angeblökte Wissenschaft wird und muß Vieles vollbringen, aber sie kann und wird nicht Alles allein vollbringen, so wenig, als die Wissen=

*) Januarheft, S. 115.

**) Jedenfalls wäre diese Entfremdung vom allgemein wissenschaftlichen Leben ein Phänomen, das sich nicht bloß auf theologischem Fach-Gebiet, ja nicht einmal am häufigsten auf diesem beobachten läßt.

schaft überhaupt. Sie kann ihre Aufgabe lösen nicht bloß in der bisherigen Art und Weise, nicht allein in der bisherigen Richtung und unter den bisherigen Antrieben. Die ächte Schriftgelehrsamkeit muß sich auch neue Wege suchen.

Es ist ein lauter Ruf in der Zeit, es erschallt eine starke Stimme. Sie ruft nicht: „Amt", nicht „kirchenregimentiren", nicht „von oben". Denn das „von oben" aus Fleisch und Blut ist nicht hoch genug, es ist in Wahrheit doch auch nur von unten, wie alles Uebrige. Das „Kirchenregimentiren" aber hat den Kirchenstaat nicht zu einer „Behausung Gottes im Geist" regimentirt. Das „Amt" ist nie etwas gewesen ohne den Beruf, das Chrisma nie etwas ohne das Charisma. Und Alles mit Verstand und Maßen! Wohl aber wird die Stimme sich nicht länger überhören lassen, welche der Wissenschaft, dem Amt, dem Kirchenregiment, dem Oben wie dem Unten das Wort des Herrn zuruft: *wahrlich, so ihr Glaube habt als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge: hebe dich von hinnen dorthin! so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein* (Matth. 17, 20.), und das Wort des Propheten: *bereitet dem Herrn seinen Weg!* Verachtet diese Stimme nicht, als die Stimme einer verachteten Magd. Es ist das Wort des Herrn und seines Propheten. Sondern die Hand empor zum Gebet; die Hand gelegt an's Schwert und an die Kelle! So nur wurden Jerusalems Mauern gebaut. *Bereitet dem Herrn seinen Weg.*

H.

Kirchliche Zustände im Waadtlande mit besonderer Rücksicht auf Alexander Vinet.

Von J. Schmid *).

Es giebt wohl kaum ein Land in Europa, welches nicht im Laufe der letzten sechzig Jahre in irgend einem Grade eine vorgebliche oder wirk-

*) Diese Mittheilung eines Schülers und Verehrers von Vinet wird manchem Leser die religiöse Bewegung der französischen Schweiz und die hervorragende Bedeutung jenes ausgezeichneten Lehrers und Schriftstellers näher bringen. — Die Arbeit macht keinen Anspruch darauf, die darin berührten Thatsachen und Principien erschöpfend zu behandeln; dies würde eine würdige Aufgabe für eine umfassendere Darstellung sein, die wir später von Herrn Schmid in einer Monographie über Vinet erwarten dürfen.

liche religiöse Bewegung gehabt hätte. Katholicismus und Protestantismus wurden, jeder in seiner Weise, von ihr ergriffen. Auf Seite des letztern war schon am Ende des vorigen Jahrhunderts, vornehmlich durch den mächtigen Eindruck angeregt, welchen die französische Revolution auf die Gemüther ausübte, eine christliche Erweckung in England und Schottland entstanden. Es war eine Rückkehr zu den Lehren der Reformation. Aus einem sehr verschiedenen Princip und von ganz andern Beweggründen getrieben, stellte Derjenige, welcher die Revolution überwand, am Anfange unseres Jahrhunderts in Frankreich den Katholicismus wieder her, worauf Chateaubriand den Abgrund, den das achtzehnte Jahrhundert geöffnet hatte, mit Blumen ausfüllte, indem er im Génie du christianisme an die Stelle der ewigen Wahrheit des Christenthums einige Schönheiten desselben setzte. Kräftiger und umfassender ward die religiöse Bewegung, seitdem der allmächtige Gott in dem nun folgenden großen Völkergerichte so gewaltig zu den Menschen geredet hatte. Die Politik benutzte zwar die von jener gebrochene Bahn, allein der neu erwachte christliche Geist trieb auch unter der ihn verhüllenden und hemmenden Form sein stilles Werk und entfaltete immer mehr seine belebende Wirksamkeit.

Auch die Schweiz blieb von jener europäischen Bewegung nicht unberührt. Gleich im Anfange der Restaurationsepoche war sie der Schauplatz mancher Aufregungen und Anzeichen einer religiösen Erweckung. Wir erinnern nur an den Aufenthalt der Frau v. Krüdener in verschiedenen Kantonen. Auf eine weit eingreifendere und nachhaltigere Weise aber sollte ein Theil der Schweiz von einer andern Seite her bearbeitet werden, und zwar eben von jener zu Anfang erwähnten englisch-schottischen Erweckung aus, die ihre Anhänger während der Restaurationsperiode auch auf dem Continente, zumal in Frankreich und der französischen Schweiz, auszubreiten bemüht waren. Besonders empfingen Genf und das Waadtland von dieser Seite her eine bedeutende Anregung, die, mit wie vielen Mängeln und Unvollkommenheiten sie auch behaftet war, dennoch den er-

Für den zeitgeschichtlichen Standpunkt unsrer Blätter haben die waadtländischen Zustände und Kämpfe der letzten acht oder zehn Jahre vorzugsweise die Bedeutung eines Vorposten-Gefechts. Was dort auf einem beschränkten Gebiete in engem Rahmen vorgegangen und vorgeht, das steht vielleicht in viel größerem Maßstabe der evangelischen Kirche früher oder später noch bevor. Aus dem Frühling 1848 sind uns die Worte eines berühmten deutschen Kirchenhistorikers in lebendiger Erinnerung: „Sie werden es erleben", rief er aus, „daß die deutsche evangelische Kirche durch waadtländische Krisen sich wird durchkämpfen müssen!" — Diese Prüfungszeit ist nicht eingetreten; es wurde eine Frist vergönnt, aber nur eine Frist, ein Waffenstillstand, keine Friedens-Sicherheit nach erkämpftem Siege. Die Redaction.

sten Keim legte zu dem vielen Großen und Schönen, was sich seit dreißig Jahren in jenem Theile der Schweiz auf dem religiösen Gebiete zeigt. Wenn man daher den Symptomen des wieder erwachenden christlichen Lebens und den Spuren der Verjüngung des evangelischen Protestantismus in den verschiedenen Ländern nachgehen will, um aus denselben theils Aufmunterung zu schöpfen durch Betrachtung der unserer evangelischen Kirche einwohnenden Lebenskräfte, theils Erkenntniß ihrer Gebrechen und der Mittel zu deren Heilung: so dürfte dieses dem äußern Umfange nach nicht bedeutende Gebiet manchen interessanten Stoff hierzu darbieten. Unser Zweck ist nun, den Charakter der Bewegung im Allgemeinen, besonders aber bei der sie am meisten befruchtenden und weiter fördernden Persönlichkeit zu zeichnen. Ohne eine nähere Kenntniß dieses bedeutenden Mannes, der seit bald dreißig Jahren durch seine Schriften, später auch durch seine unmittelbare persönliche Thätigkeit einen so großen Einfluß auf die Gestaltung des christlichen und kirchlichen Lebens im Waadtlande ausgeübt hat, ist ein volles Verständniß seiner religiösen Geschichte in letzterer Zeit nicht möglich. Da durch seinen Einfluß nicht nur die Zukunft der Kirche und des geistigen Lebens der Waadt, sondern auch des ganzen französischen Protestantismus wesentlich bedingt ist, so ist es nothwendig, bei dieser Erscheinung, einer der merkwürdigsten und anziehendsten, welche die evangelische Kirche der neuern Zeit aufzuweisen hat, länger zu verweilen. —

Wohl in keinem reformirten Lande gerieth im 18. Jahrhundert die Lehre der Reformatoren in größern Verfall, als in dem Mutterlande der Reformation selbst: in Genf und dem Waadtlande, und zwar hauptsächlich durch den Einfluß der französischen Philosophie, ein Verfall, der sich hier mehr als religiöser Indifferentismus und todte Orthodoxie, dort als immer entschiedenere Lossagung von den Lehren des Protestantismus und Hinneigung zum Socinianismus und Deismus kund gab. In der waadtländischen Geistlichkeit scheint die calvinische Orthodoxie überhaupt nie eine sehr strenge gewesen zu sein. Sie ward gegen den Anfang des vorigen Jahrhunderts immer milder und neigte sich bei einem großen Theile derselben allmählich dem Arminianismus zu. Die unter ihr damals beliebtesten Theologen, Turretin, Werenfels und Osterwald, trugen ebenfalls dazu bei, die Strenge der Orthodoxie zu vermindern. Diese beiden Richtungen hatten das Gemeinsame, daß sie theils das Dogma hinter der Moral zurücktreten ließen, theils das Band, welches dieselben verbindet, zu lockern anfingen, das dann von den Spätern immer mehr gelöst wurde. Die Folge davon war eine Herabstimmung der Gemüther und eine allmähliche Abwendung von der kirchlichen Lehre.

Diese das Positive im Christenthum verflachende Richtung war aber nur die Vorläuferin eines viel verderblicher und unmittelbarer wirkenden Geistes, desjenigen der französischen Aufklärung. Genf und das Waadtland standen in naher Berührung mit dem Haupte derselben. Von Ferney aus herrschte Voltaire, der Patriarch, wie man ihn nannte, wie über Frankreich, so über Genf, dieses protestantische Rom, dessen Eroberung er sich zum Zwecke gesetzt und welches verdorben zu haben, er sich schmeichelte. Die gebildete Gesellschaft, zumal der Städte Genf und Lausanne, damals Hauptsitze witziger und frivoler Pariser Geselligkeit, war von dem Geiste Voltaire's ganz durchdrungen. Dieser konnte sich rühmen, an den Ufern des Leman die Herrschaft der Philosophie gegründet zu haben. Geistliche lieferten ihm für die Encyklopädie Artikel, die er erst christlicher machen zu müssen behauptete. Um dem Spott der Philosophie zu entgehen, milderten sie in ihren Predigten ihre ernste Sprache und begnügten sich mitunter, die Süßigkeiten der Freundschaft zu schildern oder die Höflichkeit zu empfehlen. Selbst in die niedern Stände und in das Landvolk war der Voltaire'sche Einfluß sehr tief eingedrungen, besonders in der Gegend längs des Lemanersees. In der waadtländischen Geistlichkeit gab es zwar immer noch einzelne Vertreter der calvinischen Orthodoxie, allein die meisten waren kraftlos und schläfrig. Der weitaus größere Theil hielt sich zwischen gröberem oder feinerem Unglauben in einer ehrbaren Mitte. Die Grenze zwischen Welt und Reich Gottes wurde da nicht streng eingehalten. Man betrachtete die Pfarrstellen als Pfründen und führte ein behaglich idyllisches Leben. Es war der Glaube dieser Geistlichen so mit Herzlichkeit und Epikuräismus vermischt, daß die meisten mit Christo den Horaz zusammenstellten. Die Theologen, deren Werke man in ihren Bibliotheken fand, waren Grotius, Limborch, Clerikus. Ueberhaupt war die ganze Bildung ausschließlich französisch; von Deutschland wußte man bis in unser Jahrhundert hinein, wo bekanntlich Frau von Stael, Ancillon, Villers u. A. zuerst dem französischen Geiste jenes Land, ein Stapfer und Vincent insbesondere das Gebiet seiner Theologie eröffneten, nur Weniges, und was man von seiner Philosophie und dem Rationalismus etwa kannte, fand keinen Anklang. Der gesunde Menschenverstand versöhnte, so gut er konnte, die Vernunft mit dem Glauben. Als Symbol behielt man zwar die helvetische Confession bei, erlaubte sich aber, sie auf eine dem Zeitgeiste angemessene Weise zu deuten. Dagegen wurde der in den Schulen eingeführte Heidelberger Katechismus allmählich und ohne gesetzliche Entscheidung von dem Osterwaldischen verdrängt, in welchem die Verbindung von Dogma und

Moral schon eine sehr lose ist. In der Predigt herrschte dieselbe Trennung in zunehmendem Grade. Christi Name wurde selten ausgesprochen, seine Gottheit zwar weder geleugnet, noch angegriffen, sein Gesetz aber gewöhnlich nur in seiner praktischen Nutzbarkeit dargestellt. Natürlich lag auch die Seelsorge darnieder. Der Cultus, aus dessen ohnehin dürftigen Formen der Geist entschwunden war, war öde und leer. Die Kirchenzucht, schon unter Berns Herrschaft nur durch strenge Sittengerichte, sogenannte Consistorien, aufrecht erhalten, in denen sie zur bürgerlichen Strafanstalt wurde, war gänzlich erstorben. Das religiöse Leben der Bevölkerung stellte den Charakter der Einförmigkeit dar; mit einer gewissen Achtung vor dem Heiligen verband es eine ziemlich allgemeine Indifferenz. Wo noch innigeres religiöses Leben vorhanden war, da hatte es sich, unbefriedigt von der Nüchternheit und Lauheit des amtlichen Cultus, in die stillen, vom Zeitgeiste unberührten Kreise der Wiedertäufer, Herrnhuter, Pietisten und Mystiker zurückgezogen. — Als 1798 die Waadt ihre politische Selbstständigkeit errang und 1803 eine eigene Regierung erhielt, da zeigte sich nicht die Spur eines Gedankens an ein freieres Verhältniß zwischen Kirche und Staat. Zu diesem stand die waadtländische Kirche in einer Abhängigkeit, wie keine andere schweizer Kirche. Eine Synode hatte sie auch jetzt nicht, die Geistlichen keine Vereine zu gegenseitiger Belehrung und Erweckung. Auch in allem Uebrigen blieb es völlig beim Alten.

Das war im Allgemeinen der Zustand der waadtländischen Kirche bis etwa um das Jahr 1820.

Doch gab es schon um diese Zeit einige Männer, welche als theologische Lehrer oder als Prediger mit mehr oder weniger Kraft Christum als die alleinige Quelle des Heils verkündigten und daher gewöhnlich als Vorläufer der religiösen Erweckung betrachtet werden. Allein diese vereinzelten, streng in den festgesetzten Formen sich haltenden Bestrebungen waren nicht im Stande, eine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens zu bewirken. Wie die meisten christlichen Erweckungen der neuesten Zeit sollte auch diese, und zwar auf etwas stürmische Weise, von außerhalb der amtlichen Kirche thätigen Persönlichkeiten ausgehen.

Der erste Anstoß zu der Bewegung kam, wie bereits erwähnt, vom Auslande her. Englische und schottische Erweckte, welche in der französischen Schweiz verweilten, hielten religiöse Versammlungen. Einige Genfer der nämlichen Richtung traten bald in ihre Fußtapfen. Sie drangen alle bei ihren Zuhörern auf den Glauben an Jesum Christum, als die Quelle alles geistlichen Lebens, auf die Gnadenwahl und die Prädestination, als

rein göttliche Akte, sowie auf die Gewißheit der Auserwählung, aus der alle Heiligung von selbst komme, u. s. f. Im Grunde waren diese Lehren in der französischen Schweiz nicht neu, es waren ja die Lehren Calvin's, welche die Fremden nur wieder dahin zurückbrachten, von wo ihre Väter sie empfangen hatten. Dessenungeachtet war die durch die neue Erweckungspredigt hervorgebrachte Aufregung in diesem Lande weit größer als in jedem andern, obgleich der Ausgangspunkt beinahe überall derselbe, nämlich die Lehre der Reformatoren, war. Diese Erscheinung erklärt sich aber theils aus der Predigtweise und dem ganzen Verfahren der neuen Reformatoren, theils aus dem Charakter und den Sitten des waadtländischen Volkes. Das Auftreten der Fremden hatte etwas Schroffes und Engherziges, und dieser Fehler theilte sich denen mit, die, von ihnen angeregt, die alte zum Leben erwachte Lehre zuerst weiter über das Land verbreiteten. Diese waren größtentheils jüngere Männer. Meist noch mitten in der Krisis stehend, welche mit der Erweckung in der Seele des Menschen eintritt, besaßen sie keineswegs jene Besonnenheit des christlichen Charakters, welche allein die Reinheit der Erkenntniß und die Weisheit des Handelns verbürgt. Das göttliche Licht, welches sie verbreiteten, erregte, wie immer, den Widerspruch des natürlichen Menschen, aber der falsche Schein, den ihr eigener natürlicher Mensch dazu mischte, mußte ihn bisweilen erbittern. Man begnügte sich nicht immer, die Verschiedenheit zwischen Reich Gottes und Welt in dem Maaße zu betonen, wie es das Evangelium thut, sondern stellte sie wo möglich als noch größer dar, machte die Thorheit des Evangeliums noch thörichter, den schmalen Weg zur Seligkeit noch schmaler. Zwar gingen auch hier, wie immer, wo wahrhaft christliche Erweckung stattgefunden, die Erweckungsprediger von der Rechtfertigung durch den Glauben aus, zu deren Aneignung Alle aufgefordert wurden; allein mit derselben verband man, wie bereits bemerkt wurde, auf einseitige Weise die Erwählungslehre in der strengsten calvinischen Auffassung. Der Religionsunterricht und die Predigt, in denen das Volk vor der religiösen Bewegung aufgewachsen war, hatten die Moral vom Dogma abgetrennt; die neuen Prediger stießen nun Viele zurück, indem sie nur noch vom Glauben sprachen, und wenn auch nicht ausdrücklich eine Scheidung von Rechtfertigung und Heiligung aufstellten, doch manchmal auf unvorsichtige Weise gegen die Werke predigten. Man legte ferner ein großes Gewicht auf plötzliche Bekehrungen und hatte den Hergang derselben auf unveränderliche Weise festgesetzt. Diese Methode, welche das innere Leben nach einer allgemeinen dogmatischen Formel regeln möchte, statt die Gnade Gottes nach der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Individuen und

Lebensführungen frei walten zu lassen, hatte, wie überall, wo sie angewandt wird, manche künstliche Resultate zur Folge, wie jetzt gerade diejenigen zugeben, welche am bereitwilligsten sind, den wohlthätigen Anstoß, welcher durch jene Männer zu einer Erneuerung des religiös-sittlichen Lebens gegeben wurde, anzuerkennen. Bei Manchen äußerte sich die empfangene Anregung nicht sowohl in einem demüthigen und stillen Wandel, als in kleinlichem Dogmatisiren und unruhiger Polemik. Schnell nach ihrer Bekehrung trennten sie sich mit großem Geräusch von ihrer bisherigen Umgebung, griffen die Andern in ungeduldigem Bekehrungseifer an und forderten so mitunter ihren Unwillen heraus.

Sowohl an diesem Benehmen mancher Neubekehrten, als an der ungewöhnlichen Aufregung, welche wir in Folge der Erweckungspredigt in der Masse der Bevölkerung werden eintreten sehen, hat der gallische Volkscharakter, der auch die Grundlage des waadtländischen ausmacht, einen großen Antheil. Jene Völkerschaften — so schildern ihren Charakter die gründlichsten Kenner derselben — sind ebenso aufbrausend und ungeduldig als mittheilsam und gesellig; sie können nicht, wie diejenigen Deutschlands, ihre religiösen Gefühle in ihr Inneres verschließen, oder in der Poesie ergießen; was sie empfinden, müssen sie auch gleich in der Unterhaltung aussprechen. Der Waadtländer erscheint nach jener Darstellung als weichlicher und weniger regsam, denn seine Nachbarn jenseits des Jura, aber wie diese als leichtsinnig und genußsüchtig — wovon es freilich merkwürdige Ausnahmen giebt. Besonders aber hängt er fest an seinen Sitten und Gewohnheiten. In allem dem aber sah er sich durch die oft puritanische Strenge der neuen Apostel gestört. Es zeigten sich Erscheinungen wie in den ersten christlichen Zeiten. Schieden sich die Mitglieder der Conventikel von den Nichteingeweihten bisweilen mit ähnlicher Strenge wie die Urchristen von ihren heidnischen Feinden, so vergalten es ihnen jene, indem sie die religiösen Versammlungen derselben unnatürlicher Ausschweifungen beschuldigten, deren die Heiden die Christenversammlungen anklagten. Die Politiker äußerten ihren Widerwillen auf ihre eigene Weise. Sie suchten nämlich glauben zu machen, die umherwandernden Prediger seien von den Bernern gesandt, um die Rückkehr des Kantons unter ihre Herrschaft zu betreiben. Noch Andere stellten sie als Agenten einer fremden Politik dar. Die meisten Geistlichen, gegen welche sich die Erweckungsprediger allerdings oft eine gewisse Rücksichtslosigkeit hatten zu Schulden kommen lassen, gaben sich, theils aus böswilliger Absicht, weil sie sich aus dem bequemen Schlafe des Indifferentismus und der todten Orthodoxie unsanft aufgerüttelt fühlten, theils aus Unkenntniß der reformirten Kirchenlehre, ihrer-

seits Mühe, die neue Bewegung beim Volke zu verdächtigen. Sie verbreiteten die Meinung, als beabsichtigten die fremden Prediger, den Glauben der Väter zu zerstören und eine neue, aus England herstammende Religion an seine Stelle zu setzen. Einer derselben, der noch am meisten dazu beigetragen hatte, die Gemüther auf eine religiöse Erweckung vorzubereiten, rief sogar, als diese in nicht-amtlicher Form erschien, den weltlichen Arm gegen sie zu Hülfe.

Vom Volke wurde bald diese Sprache auf seine eigene Weise ausgelegt. Die Versammlungen der „Momiers" wurden von Banden angefallen und auseinandergejagt. Die Regierung verbot durch ein Gesetz (20. Mai 1824) die Conventikel bei harter Geldbuße, Gefangenschaft und Verbannung. Die Wirkung dieser Maßregel war, sowohl den Eifer der Erweckten, als den ihrer Verfolger zu steigern. Die Folge davon war, daß sich der Strom der christlichen Bewegung nun in zwei Arme sonderte. Die Einen nämlich traten aus der verfolgenden Nationalkirche, der sogenannten großen Babel, aus und constituirten sich in besondern Gemeinden: es entstand die Dissidenz. Die Andern blieben der Nationalkirche getreu und trachteten immer mehr, die Erweckung in den Schooß derselben zu verpflanzen. Gegen die erstern wurde nun das Gesetz vom 20. Mai mit der größten Strenge angewandt. Mehrere Prediger wurden auf längere Zeit aus dem Lande verbannt. Das Volk aber, welches die Regierung mit sich einverstanden wußte, fuhr fort, beide Richtungen mit gleicher Wuth zu verfolgen. Erst gegen das Jahr 1828 ermüdete es; auch das Gesetz wurde nicht mehr angewandt. Mächtige Stimmen hatten sich unterdessen für die religiöse Freiheit erhoben. Dennoch vermochten ihre Freunde nicht zu bewirken, daß jene im Jahr 1831 in der neuen Verfassung ausgesprochen wurde. Nicht einmal die Aufhebung jenes Gesetzes konnte man erlangen. Da indeß der an's Ruder gekommene Staatsrath der religiösen Freiheit geneigt war, so durften die religiösen Privatversammlungen hinfort offen gehalten werden und am 10. Mai 1834 wurde auch das Gesetz abgeschafft.

Von diesem Zeitpunkte an ließ denn auch die religiöse Bewegung das Fieberhafte fallen, welches ihr im Anfange angeklebt hatte; der Eifer entledigte sich seiner Bitterkeit und die Dissidenz machte keine weitern Fortschritte mehr. Dagegen erfreute sich die christliche Erweckung in der Nationalkirche einer wachsenden Ausbreitung. Binnen weniger als zwei Jahrzehenden hatte sie mehr als die Hälfte der Geistlichkeit für sich gewonnen, zumal sie auch bald an der Akademie Eingang gefunden hatte. Auf dieser Seite legten sich denn auch die Prediger vorzüglich auf die Verkün-

digung der großen Grundwahrheiten des Evangeliums, während die Dissidentengemeinden ihr einseitiges Dogma immer weiter ausbildeten und darob unter sich immer mehr in einzelne Partheien sich zersplitterten, in denen zum Theil die wunderlichsten Extravaganzen vorkamen. Die Aechtheit der Erweckung in der Nationalkirche erwies sich auch bald in manchen schönen Früchten, sowohl in dem Leben vieler von ihr ergriffener Mitglieder, als auf dem Gebiete der Thätigkeit für Zwecke des Reiches Gottes. Wir wollen hier die verschiedenen christlichen Vereine für innere und äußere Mission, welche sie, gleich jeder andern religiösen Erweckung, reichlich hervorbrachte, nicht namentlich aufzählen. Dieselben gingen wegen der mangelhaften kirchlichen Organisation, wie übrigens auch anderswo, zwar nicht unmittelbar von der Kirche, aber doch von Mitgliedern derselben, meistens unter Leitung von Geistlichen, aus. Nur der Erbauungsstunden sei noch erwähnt, welche die letztern im wohlverstandenen Interesse der Kirche, um den individuellern religiösen Bedürfnissen zu genügen und der Dissidenz entgegenzuwirken, besonders in den Städten neben dem amtlichen Gottesdienste, in eigens dazu bestimmten Betsälen (Oratorien), einführten. — Ueberhaupt ging die Geistlichkeit in allen löblichen Unternehmungen, zumal auch auf dem Gebiete des öffentlichen Unterrichts, voran. Auch auf dem literarischen Gebiete war eine rege Thätigkeit erwacht. Besonders fruchtbar war natürlich die religiöse Literatur. Wohl zu keiner frühern Zeit mochte die Geistlichkeit des Waadtlandes so viele treffliche Männer in ihrer Mitte gehabt haben, wie damals.

Vergleicht man diesen Zustand der waadtländischen Kirche mit demjenigen vor der religiösen Bewegung, so kann man nicht umhin, den Anstoß zu segnen, der durch diese ihr gegeben wurde, und anzuerkennen, daß sie trotz aller Mängel und Irrthümer, die die menschliche Schwachheit in sie mischte, ihrem Ursprunge nach ein göttliches Werk war. Sie hatte doch das Große bewirkt, daß die eigenthümlichen Lehren des Evangeliums wieder gepredigt wurden: damit war der Sauerteig in das Volksleben gelegt. Allein freilich fehlte viel, daß er dieses schon in dem Grade durchsäuert hätte, wie man es bei einer so großen Anzahl regsamer Arbeiter hätte erwarten können. Noch war er mehr hineingelegt, als schon hineingemengt. Noch immer stand die große Masse des Volkes der wieder erwachten Predigt des Evangeliums gleichgültig oder feindselig gegenüber. Aus dem über die ersten Anfänge der Bewegung Gesagten hat man ersehen können, daß die Ursache des Widerstandes nicht bloß darin lag, daß sie eine christliche war, sondern auch darin, daß sie es nicht immer in der rechten Weise und in vollem Maße war. So große Fortschritte die Erweckung nun auch in

der erstern Hinsicht in der Nationalkirche gemacht hatte, so Manches war noch, was sie an ihrer völligen Entfaltung hinderte. Der Grundfehler der religiösen Bewegung von Anfang an war ihr exklusiv dogmatischer Charakter gewesen. Der erste Impuls zu derselben war von Männern der englisch-schottischen Erweckung ausgegangen, die in Bezug auf die Lehrform sich eng an ein streng abgeschlossenes dogmatisches System ohne alle theologische Erneuerung und Weiterbildung derselben anschlossen. Es ist ja bekanntlich das Eigenthümliche mancher Erweckungen der neuern Zeit, namentlich der eben erwähnten, daß sie zwar auf die Lehre der Reformationszeit zurückgingen, allein diese nicht, wie die Reformatoren, unmittelbar in der heil. Schrift schöpften, sondern in den dogmatischen Formeln, in welche der Geist der Reformatoren später eingeschlossen wurde; oder wenn man sich, was allerdings reichlich geschah, an die heil. Schrift wandte, so brachte man mit und ohne Wissen formulirte Begriffe, die man aus dem Systeme sich angeeignet hatte, an dieselbe, und fand sie darum in ihr. So verband man auch in der in Rede stehenden Erweckung mit den dogmatischen Formeln des 17. Jahrhunderts die wahre religiöse Innigkeit, welche die Quelle aller Erweckungen ist; allein die Folge davon war, daß diese dadurch einen großen Theil ihrer erwärmenden und belebenden Kraft verlor. So kam es denn, daß die Predigtweise dieser Periode eine vorwiegend dogmatisirende war; man zeigte mit Vorliebe die logische Consequenz des Systems der evangelischen Wahrheiten, aber nicht genug den Zusammenhang der letztern mit dem Leben; oder wenn man auch darnach strebte, so fand man nicht immer den rechten Weg dazu. Die Dogmatik, auf der diese ganze Predigt fußte, war die calvinische, und zwar noch in der eigenthümlichen Gestalt, die sie im Laufe der Zeit in dem kirchlichen Leben Großbritanniens angenommen hatte. Diese suchte und fand man in der Schrift, denn man las hauptsächlich nur diejenigen Theile derselben, in denen man nach herkömmlicher Meinung sie zu finden glaubte, also die Briefe des Paulus, und wenn die andern, so suchte man auch bei ihnen wieder Paulus und deutete Alles nach der angelernten Dogmatik. So war man immer wieder in jene Theologie eingebannt, welche die göttliche Seite im Christenthum so ausschließlich gegen die menschliche betont, eine Ausschließlichkeit, welche in der Zeit, den Umständen und Verhältnissen der Reformation ihr Recht hatte und übrigens in der Einsicht und dem Takte der Reformatoren ihre Berichtigung fand, die aber in unserer Zeit (soll das Evangelium nicht in seinen Wirkungen gehemmt werden) einer harmonischeren Auffassung weichen muß. Jener Dogmatik zufolge betonte man in Predigten, im Religionsunterricht, in religiösen Schriften zu sehr

den Widerwillen des Menschen gegen das Evangelium, und nicht genug die Uebereinstimmung des letztern mit den tiefsten Bedürfnissen seiner Natur und allen menschlichen Verhältnissen. Ohne auf die aus der vorherrschend dogmatischen Auffassung des Christenthums hervorgehenden Einseitigkeiten zurückzukommen, kann man behaupten, daß — mit wenigen anerkennenswerthen Ausnahmen — das Christenthum sich in dem fraglichen Stadium der Bewegung noch nicht als sittliches Lebensprincip im umfassenden Sinne erwies.

Es war also nöthig, sollte sich die durch die religiöse Bewegung begonnene Entwickelung nicht allmählich in sich selber fixiren, und in einem neuen Formalismus erstarren, daß ihr das Princip, welches ihr zu Grunde lag, einmal deutlich zum Bewußtsein gebracht und ihr klar gemacht werde, was sie eigentlich gewollt hatte, nämlich nicht die Orthodoxie des 17. Jahrhunderts zu erneuern, sondern das alte Evangelium für die neuen Menschen und die neuen Verhältnisse wirksamer zu machen; daß zu diesem Ende die Predigt von den Fesseln einer angelernten Dogmatik sich frei machen, den Menschen nach seinem wahren Wesen erfassen, tiefer in sein Inneres und in die heilige Schrift hinabsteigen und da das Princip einer religiös-sittlichen Neubelebung des Volkes schöpfen müsse. Der Impuls zu dieser tiefern Erfassung ihres Princips sollte der religiösen Bewegung von einem Manne gegeben werden, den der Herr zu einem der gesegnetsten Organe seines Geistes in unserer Zeit erkoren hatte.

Im Jahr 1837 wurde der Lehrstuhl der praktischen Theologie an der Akademie Lausanne vakant. Die Regierung, die in der Mehrzahl ihrer Mitglieder dem christlichen Princip zugethan war, und dieß von Anfang (1831) an durch manche wichtige Maßregel an den Tag gelegt hatte, berief an diese Stelle ihren als christlicher Denker und Schriftsteller berühmten Mitbürger: Alexander Vinet, damals Professor der französischen Literatur und Beredtsamkeit an der Universität Basel. Indem wir nun bei diesem merkwürdigen Manne länger verweilen, beschränken wir uns, den Zweck dieser Arbeit im Auge behaltend, auf die Schilderung derjenigen Seite, nach welcher er auf die fragliche Bewegung am unmittelbarsten einwirkte, also seiner religiösen und theologischen Eigenthümlichkeit. Zu diesem Ende müssen wir etwas näher auf seine innere Entwickelung eingehen.

Alexander Rudolf Vinet wurde geboren den 17. Juni 1797 zu Ouchy bei Lausanne. Von seinem Vater früh zum geistlichen Stande bestimmt, besuchte er das Gymnasium und die Akademie in letzterer Stadt.

Durch sein Betragen, seinen Fleiß und seine glänzenden Talente zog er frühzeitig die Aufmerksamkeit seiner Professoren auf sich, und als diese 1817 von Basel aus um einen Professor der französischen Sprache und Literatur für das dortige Gymnasium und Pädagogium angegangen wurden, fiel ihre Wahl auf ihn. Vinet trat also erst zwanzig Jahre alt seine Stelle an. Zwei Jahre später kehrte er nach Lausanne zurück, um sein theologisches Examen abzulegen und die Ordination zu empfangen, verheirathete sich dann noch in demselben Jahre und begab sich wieder nach Basel. Wir übergehen, wiewohl ungern, Alles, was auf Vinet's zwanzigjährige Wirksamkeit als Lehrer der höhern Unterrichtsanstalten dieser Stadt, als Prediger u. s. f. Bezug hat, und wenden uns zu der kurzen Darstellung des Ganges, den seine geistige und religiöse Entwickelung in den ersten Jahren seines neuen Aufenthaltes nahm. Es war für dieselbe gewiß von der größten Bedeutung, daß er gerade in diesem Alter in eine auf dem Berührungspunkte Deutschlands und Frankreichs liegende und an den mannigfaltigsten Bildungselementen so reiche Stadt versetzt wurde. Vinet benutzte diese alle, indem er sie durch seine Individualität bestimmte und Alles in sein eigenes Wesen verwandelte. Damit ist bereits dasjenige bezeichnet, was Vinet von Haus aus charakterisirt und ihn zu einer so eigenthümlichen Erscheinung macht: es ist eben das entschiedene Streben nach geistiger und religiöser Unabhängigkeit und Selbstthätigkeit. Eigene Ansichten zu haben, das war es, worauf er schon frühe hinarbeitete. Einem Geiste, wie der seinige, konnte aber der religiöse Zweifel nicht erspart sein. Vinet war kein Skeptiker im Sinne der Schule, allein er trug große Gegensätze in sich, und dabei ein unersättliches Bedürfniß nach Einheit; er mußte demnach durch Zweifel und Kampf hindurch, um zum Frieden zu gelangen.

Die ersten Anfänge der religiösen Bewegung im Waadtlande hatten sich erst gezeigt, seitdem Vinet in Basel war. Obgleich schon damals von der Nothwendigkeit einer Erneuerung des christlichen Lebens überzeugt, fühlte er sich doch anfangs von derselben entschieden abgestoßen. Mit wahrer Entrüstung spricht er sich in einem Briefe (September 1820) über die Engherzigkeit, die ausschließlich dogmatische Predigtweise, die calvinische Gnadenlehre, plötzlichen Bekehrungen, Verachtung von Vernunft und Wissenschaft einiger auch nach Basel gekommener englischer Missionäre aus. Sein erstes gedrucktes Wort in dieser Sache war eine kurze Schutzrede zu Gunsten eines seiner frühern Lehrer, der die Conventikel angegriffen hatte, und den nun Vinet in Form einer öffentlich erschienenen Fürbitte auf eine für sein Herz verletzende Weise dargestellt fand. Er charakterisirte darin

die Lehre der neuen Prediger etwas scharf und vielleicht nicht ganz richtig. Es war freilich schwer, auch mit einer erleuchtetern Frömmigkeit, als die seinige damals war, das Wahre von dem Falschen und Uebertriebenen in den Schriften dieser Art aus jener Periode zu unterscheiden. Auch später, als Vinet zu einer tiefern Einsicht in die evangelische Wahrheit gelangt war, hegte er die gründlichste Abneigung gegen die in jenen sich aussprechende dogmatische Anschauungsweise, und hörte bis an sein Ende nicht auf, sie zu bekämpfen. Allein Vinet konnte nun doch seine Aufmerksamkeit den durch die religiöse Bewegung angeregten Fragen nicht länger entziehen; die Unmittelbarkeit seines Glaubens war dahin. Einige Aeußerungen in Briefen aus jener Zeit sind besonders darum merkwürdig, weil sie einerseits sein bisheriges, durch die elterliche Erziehung entwickeltes inneres Leben im schönsten Lichte erscheinen, andererseits aber in die Unruhe und den Kampf hineinblicken lassen, in den sein Inneres durch die religiösen Streitigkeiten in seinem Heimathkanton geworfen wurde. Besonders beklagt er sich bitterlich darüber, daß man ihm seine Gefühle streitig mache, seine Frömmigkeit regeln und ihm künstliche Rührungen vorschreiben wolle, wo er ehemals ohne Anstrengung empfunden hätte. Aber der Zwiespalt zwischen Vernunft und Glauben war einmal zu Tage getreten und irgend eine Versöhnung derselben mußte gesucht werden. Allein auf dem Gange, den er unternahm, fühlte er doppelt das Bedürfniß, seine völlige Unabhängigkeit zu bewahren. So ging er denn auch hier allein seinen eigenen Weg, keinen andern Führer wählend, als den himmlischen. Es ist ein Hauptstreben Vinet's, sowohl in seiner persönlichen Wirksamkeit, als in seinen Schriften das Recht der Eigenthümlichkeit in der religiösen Entwickelung der verschiedenen Individualitäten, zumal in den entscheidenden Momenten, geltend zu machen. — Langsam und nach schweren innern Kämpfen gelangte er zum Ziele, wobei das ruhigere, mehr praktische christliche Leben in Basel von der wohlthätigsten Wirkung auf ihn war. Man kann das Jahr 1823 als denjenigen Zeitabschnitt bezeichnen, in welchen der entscheidende Wendepunkt in seinem innern Leben fällt. Er selbst verbarg mit jener jungfräulichen Zartheit, die er immer in Betreff der heiligen Geheimnisse des innern Lebens bewies, die nähern Vorgänge in der Tiefe seiner Seele. Nur eine verschiedene Beurtheilung religiöser Fragen und Erscheinungen, ein unter seinen Papieren befindliches Gedicht u. s. f. geben Zeugniß von dem in seinem Innern erfolgten Umschwunge. Aber als er schon lange in den höchsten Angelegenheiten seines Herzens volle Gewißheit und Ruhe gefunden, bezeichnete er noch gleichsam den Weg, den er selbst gegangen, in Aussprüchen wie folgende: „Ueberzeugt sein heißt

überwunden worden sein." „Man glaubt nur dann recht, wenn man vorher gezweifelt hat; man ist nur Sieger, wenn man vorher besiegt war." Wir erkennen hier den innigen Zusammenhang zwischen der innern Entwickelungsgeschichte Vinet's mit seiner ganzen religiösen Anschauungsweise, wie wir diese später noch näher werden kennen lernen. Es zeichnet seine ganze Darstellungsart des Christenthums aus, daß er Christum immer als den Mittler auch auf dem Gebiete des Denkens darstellt, der der Welt sowohl den Frieden des Geistes, als des Herzens bringt. Wie Paskal beunruhigten auch ihn die großen Gegensätze, welche den Menschen von diesen beiden Seiten zerarbeiten, bis er, gleich jenem, die Lösung im Glauben an denjenigen fand, der selbst die persönliche Lösung aller Gegensätze ist. Nur in diesem Glauben schöpfte er die Kraft, den immer wieder erwachenden Zweifel, den Leben und Wissenschaft in seinem Geiste erregten, zu überwinden, weil, wie er sagt, nur er auf der Spitze, im Geheimniß, im Leben sich hält, während die Wissenschaft immer in etwelcher Entfernung von jener Spitze, auf einer der beiden Seiten bleibt. In diesem unmittelbaren Anschauen der persönlichen Lösung aller Probleme des Geistes und des Gewissens in dem Gottmenschen schöpfte er aber jenes Vertrauen auf die Macht der Wahrheit, welches seinem mündlichen und schriftlichen Wort eine so bedeutende Kraft verlieh und das von nun an einen eigenthümlichen Ausdruck findet in seinem Streben, das Christenthum von aller äußern Unterstützung unabhängig zu machen, überzeugt, daß es, mit der einzigen Freiheit, seine Wirkungen zu entfalten, sich selbst den Sieg in den Herzen und in der Menschheit erringen werde.

So eben ist Paskal genannt worden, und damit derjenige, aus welchem Vinet die meiste Anregung für sein Denken und nächst der Bibel die meiste Nahrung für sein inneres Leben zog. „Mit der heil. Schrift und mit Paskal", sagte er, „könnte ich es im Gefängnisse recht gut aushalten." Da er, wie dieser, ein angebornes Mißtrauen gegen allen theologischen und philosophischen Dogmatismus hegte und ihm seine ursprüngliche Eigenthümlichkeit nicht gestattete, sich einer Schule oder einem fertigen Systeme anzuschließen, so mochte gerade die Form, in der wir die religionsphilosophischen und apologetischen Grundanschauungen des genialen Verfassers der Pensées besitzen, ihm vorzüglich zusagen. In diesen entdeckte Vinet einen Geist, zu dem er sich durch innige Verwandtschaft hingezogen fühlte. Mittelst dieser Sympathie las er in der Seele dieses seines geistigen Bruders, verstand und fühlte Alles nach, was sich in ihr bewegt hatte, und selten ist es daher wohl einem Kritiker gelungen, dem unzugänglichen Geheimnisse der Individualität so nahe zu kommen, wie Vinet derjenigen

Paskal's *). Diese geistige Familienähnlichkeit zwischen Paskal und Vinet läßt sich bis in die einzelnen Züge ihres Wesens erkennen. Beiden ist gemeinsam die ausgeprägte Individualität, der Durst nach Wahrheit, das Mißtrauen in alle Versuche der natürlichen Vernunft, ihn zu befriedigen, das Bedürfniß des persönlichen Glaubens, die Stärke des sittlichen Gefühls, die Tiefe des Gemüths, der psychologische Scharfblick, die natürliche Melancholie und Neigung zu ernster Ironie, die Selbstverleugnung und Demuth. Wenn aber Paskal durch die Originalität des Denkens, die Kraft der Dialektik und die Vollkommenheit des Styls Vinet noch überlegen ist, so sind alle jene Züge bei diesem viel harmonischer ausgebildet, so ist er als Mensch, als Christ, als Denker weit vollständiger und vielseitiger. Hier darf aber, soll die Vergleichung nicht ungerecht werden, der den Bildungsgang bedingende Unterschied der Zeiten und der religiösen Umgebungen nicht übersehen werden. Paskal gehörte dem siebenzehnten Jahrhundert an, war Katholik, noch mehr, war Jansenist und wurde frühe durch den Tod in der innern Durchbildung seines christlichen Lebens unterbrochen. Vinet gehört dem neunzehnten Jahrhundert an, ist in der evangelischen Kirche aufgewachsen und hat längere Zeit im Genusse der christlichen Wahrheit gelebt. — Paskal hat Vinet ohne Zweifel in seiner vorherrschend ethischen Auffassung des Christenthums bestärkt und ihm besonders als Apologet zum Vorbilde gedient. Von ihm ließ er sich aber hauptsächlich auch in dem Grundsatze befestigen, daß man vor Allem seine Selbstständigkeit bewahren müsse, selbst einem so verwandten Geiste gegenüber, wie Paskal.

Und welches war denn, fragt man oft, der Einfluß, den deutscher Geist und deutsche Wissenschaft auf Vinet ausübten? Mit der ihm eigenen Fähigkeit, sich fremder Eigenthümlichkeit liebend hinzugeben und sie zu durchdringen, nahm er auch die deutschen Elemente auf und eignete sie seinem Wesen an, indem er sie durch eigene Kraft bestimmte und umbildete. Auch hier begünstigte ihn seine Natur, die eine innige Verschmelzung französischer und deutscher Eigenthümlichkeit genannt werden kann. Diejenigen Franzosen, welche mit Vinet's Geist und mit deutscher Anschauungsweise am vertrautesten sind, rühmen es an ihm, daß der deutsche Gedanke mit der französischen Form in ihm sich vereinige. Die Ver-

---

*) Mit Recht sagt der ausgezeichnete französische Kritiker Sainte-Beuve im Journal des Debats vom 17. Mai 1847: „Vinet's Artikel über Paskal, in einem kleinen Bande gesammelt, würden nach meiner Ansicht die genauesten Resultate darbieten, zu denen man über diese große, so bestrittene Persönlichkeit gelangen kann." Die Artikel, von denen hier die Rede ist, sind seither wirklich gesammelt und herausgegeben worden unter dem Titel: **Études sur Blaise Pascal, par A. Vinet. Paris 1848.** 1 Bd. 8. 351 S.

gleichung kann hier nicht im Einzelnen ausgeführt werden. Seine anerkannt speculative Gabe aber, sein tiefes Gemüth, seine evangelisch-freie Auffassung des Christenthums, seine Liebe für unsere biblischen Mystiker, für unsere Kirchenlieder, auch für unsern schalkhaft-treuherzigen Claudius u. A. m. lassen jene Verwandtschaft deutlich erkennen. — Dadurch werden denn auch Vinet's Schriften das wirksamste Mittel, das Verständniß der deutschen gläubigen Theologie dem französischen Protestantismus aufzuschließen, da diesem in ihnen die Anschauungsweise derselben im selbstständigen Gedanken in der eigensten klassischen Ausprägung entgegentritt. — Von deutschen Theologen, deren Geist Vinet besonders anziehen mußte, möge hier nur ein anderer innig geliebter Lehrer genannt werden: Neander, dessen Schriften er schon frühzeitig liebgewann. Bestand doch zwischen beiden Männern eine ganz eigenthümliche Verwandtschaft der Richtung und des Strebens; ist es doch nicht zufällig, daß beide die Bewunderung und Verehrung für Paskal theilten, wie denn auch beide über ihn geschrieben haben; und hat man ja endlich der gemeinsamen Grundrichtung wegen Vinet den französischen Neander genannt. — Einen andern berühmten Theologen, de Wette, der fünfzehn Jahre lang Vinet's College war, hatte dieser noch eine kurze Zeit selbst gehört, und wenn auch später die theologische Denkweise der beiden Männer bedeutend von einander abwich, so verminderte dieß doch keinesweges die Hochachtung und Liebe, welche beide für einander hegten. In der That waren zwei Geister wie Vinet und de Wette ganz geeignet, ungeachtet aller Verschiedenheit des theologischen Standpunktes, einander zu verstehen und zu würdigen. Vinet kannte zu sehr den Einfluß der Individualität und der Zeit auf den Bildungsgang des Menschen, war selbst zu sehr durch alle Schmerzen und Kämpfe des Zweifels hindurch gegangen, um dieß Alles nicht gerade bei dem Manne in Anschlag zu bringen, den er seines Charakters und seiner Gesinnung wegen hochachten mußte. Uebrigens hätte er sich nie angemaßt, vorzugsweise mit Literatur und praktischer Theologie beschäftigt, wie er war, die einzelnen Resultate der großen Theologen zu beurtheilen.

Fleißiger aber als zu den Füßen auch der besten Theologen, die er an ihrem Orte hoch hielt, setzte sich Vinet zu den Füßen des göttlichen Meisters selbst. Wenn von Einem Theologen, so kann von ihm gesagt werden, daß er in der heil. Schrift geboren worden sei. Sie war, wie sein erstes Erbauungsbuch, so sein vornehmstes Studium: das Wort Gottes war für ihn, um seine Ausdrücke zu gebrauchen, das Licht, neben welchem jede menschliche Klarheit nur ein zitternder Wiederschein ist, die erste und letzte Autorität, die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, die ganze

Wahrheit. Er liebte es daher, z. B. das N. Testament auch ohne Commentar, so frei als möglich von jeder herkömmlichen Meinung, nach einander zu studiren.

Von dem Augenblicke an, da Vinet zu tieferer Erkenntniß der christlichen Wahrheit gelangt war, machte er ihre Verbreitung zur Aufgabe seines Lebens. Auf alle Gegenstände seines Denkens wandte er sie an; das scheinbar Entfernteste mußte ihm Stoff und Anlaß zu der beredtesten Apologie des Christenthums geben. Damit ist die Art und Weise bezeichnet, wie Vinet seine Gaben und Kräfte als Schriftsteller dem Christenthume widmete. Vinet ist kein Gelehrter von Profession, sondern ein schöpferischer Geist und ein tiefer Denker, kein Theologe im strengen Sinne, aber ein ausgezeichneter religiöser Schriftsteller, kein Philosoph von Fach, aber ein großes philosophisches Talent. Zwar besaß er umfassende Kenntnisse und eine unglaubliche Belesenheit in mehreren Sprachen; allein seine Natur war in hohem Grade eine productive: was er sammelte, das verwandelte er in eigene Substanz und reproducirte es in freier Gedankenschöpfung und in der reinsten, durchsichtigsten Form. Zwar beweisen seine Werke über Theile der praktischen Theologie und über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat hinlänglich, wie fleißig er sich auch in der theologischen Wissenschaft umgesehen, besonders aber vermöge des solchen Geistern eigenen Tiefblickes ihre Resultate sich angeeignet hatte. Ueberhaupt gehört Vinet zu jenen Geistern, deren Bedeutung noch mehr in ihrer Persönlichkeit, in der Eigenthümlichkeit ihrer Ansichten, in der Kraft ihrer Ueberzeugungen, als in einzelnen schriftstellerischen Werken und Leistungen besteht, zu jenen Geistern, die, wie ein Paskal, ein Schleiermacher, eine große neue Anschauung aus der Tiefe ihres Geistes erzeugen und dadurch in irgend einer Richtung eine ganz neue Betrachtungsweise und eine gänzliche Umwandlung der Ansichten anbahnen.

Als Denker zeichnet sich Vinet nicht sowohl durch organisirendes Talent aus, weshalb seine größern Werke in systematischer Beziehung sehr mangelhaft sind, als durch die Fülle der tiefsten Ideen, die er in der reinsten, durchsichtigsten Form gleich Perlen nach allen Richtungen ausstreut. Damit verbindet er die Fähigkeit eines Herder, dessen Schriften er sehr liebte, die Theologie mit aller menschlichen Bildung in Beziehung zu setzen; ja es ist dieß das Eigenthümliche derselben, daß sie durch und durch eine humane ist: als Theologe ist Vinet vor Allem nicht sowohl Fachgelehrter, als Mensch; als solcher hat er seinen Geist allem Reinmenschlichen geöffnet, so daß von ihm im besten Sinne gesagt werden kann, nichts Menschliches sei ihm fremd; als solcher lebte er in seiner Zeit, nahm ihre

Schmerzen in sein Herz und Leben auf, und weihte ihrer Heilung, wie alle Gaben seines vielseitigen Geistes, so auch seine Theologie. Seine große Fähigkeit bestand darin, den Samen der christlichen Wahrheit befruchtend auf andere Gebiete des geistigen Lebens überzutragen, und so im weitesten Sinne der Religionslehrer seiner Nation zu werden. Daher ist denn in ihm der Moralist und der Apologet des Christenthums innig mit dem literarischen Kritiker verschmolzen. Das, was er auch in der Poesie und Literatur suchte, war die durch alle Zeitalter hindurch sich in ihr kundgebende Sehnsucht der Menschheit nach Gott, jenes Suchen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten. Dieser dunkeln Prophetie des Menschenherzens auf Christum zeigte er mit immer neuer Liebe in immer neuen Wendungen und Ausdrucksweisen ihre Erfüllung in dem Gekommenen, verkündigte aber auch mit ebenso unverrückter Wahrheit den strengen Ernst des Evangeliums einer in's Heidenthum zurücksinkenden Zeit und Schriftsteller-Welt. Wie Vielen hat er auf diese Weise das Wort vom Kreuze gepredigt, die es ohne ihn vielleicht niemals gehört hätten und die es nur auf diesem Wege erreichen kann *)!

Es kann hier nicht die Absicht sein, Vinet auf alle Gebiete seiner Thätigkeit zu folgen, oder seinen schriftstellerischen Charakter näher zu schildern. Er muß als Pädagog, Literator, Kritiker, Prediger, Theologe im Einzelnen gewürdigt werden. Nur bei dem letztern wollen wir noch etwas länger verweilen.

In Deutschland kannte man Vinet bisher fast nur als geistreichen Literator, als Repräsentanten der absoluten Trennung von Kirche und Staat und etwa als ausgezeichneten Kanzelredner. Erst neulich wurde man auch durch sein Buch über Pastoraltheologie auf ihn als Theologen aufmerksam. Es ist nun aber bereits angedeutet worden, daß er als solcher eine große und eigenthümliche Bedeutung zumal für den französischen Protestantismus hat. Er ist leider durch den Tod verhindert worden, seine in zahlreichen und verschiedenartigen Werken zerstreuten Ideen zu

*) Wie sehr wäre es zu wünschen, daß Vinet's dem Literaturunterrichte angehörige Werke den Schulmännern Deutschlands, wo man jetzt so ernstlich an christliche Gymnasialbildung denkt, recht bekannt würden! Manche kennen wohl seine **Chrestomathie française** in 3 Bden, 5. éd. **Bâle, chez J. G. Neukirch**, mit den trefflichen Einleitungen und Anmerkungen und einem literarhistorischen Abriß, den Sainte-Beuve ein literarisches Meisterwerk nennt. Weniger aber dürften die aus Vinet's Nachlasse herausgegebenen **Etudes sur la littérature française** bekannt sein, bisher 3 Bde. **Paris, chez les éditeurs, Rue Rumford.** 8. Die Herausgabe anderer steht noch bevor. Diese ästhetisch-psychologischen Studien enthalten zugleich die gediegenste christliche Moral, eine Moral, die nicht neben dem Gegenstande äußerlich hergeht, sondern ihn innerlich, dynamisch durchdringt.

concentriren, und in systematischer Form aus dem sie alle verbindenden Princip zu entwickeln. Er beabsichtigte, dieß in einem größern Werke unter dem Titel: „Praktische Philosophie des Christenthums", zu thun, wovon nur Bruchstücke unter seinem schriftlichen Nachlasse vorhanden sind. Seine große Ideensaat findet sich also zerstreut in religiösen Reden und Studien, der Pastoraltheologie, Werken über Kirche und Staat, französische Literatur u. s. f.

Es ist schon gleich zu Anfang dieser Charakteristik auf Vinet's entschiedenes Streben nach freier Entfaltung seiner Individualität, sowie auf seine zarte Achtung für die Individualität der Andern, besonders in Ansehung der religiösen Entwickelung, hingewiesen worden. Diese Achtung wurde durch seine eigene religiöse Erweckung nur noch gehoben und vermehrt, und je weiter er im christlichen Leben fortschritt, je tiefer er über das Wesen des Menschen und des Christenthums nachdachte, desto mehr überzeugte er sich von der ungeheuren Bedeutung jener Idee im Christenthum, so daß sie ihm bald Princip und Ausgangspunkt aller seiner Ansichten über die Aneignung des letztern durch den Menschen wurde. In dem außerordentlichen Gewicht, das Vinet auf die Idee der Individualität legt, ist der eigenthümliche Charakter seiner Theologie und seiner Auffassung der Kirche und ihres Verhältnisses zum Staate, überhaupt das Epochemachende seines Auftretens im französischen Protestantismus begründet. Weckung, Stärkung, Läuterung der Individualität, das war das Ziel, welches er als Lehrer und Schriftsteller unaufhörlich verfolgte. Davon allein erwartete er eine gründliche Wiedergeburt des religiösen Lebens, der Sittlichkeit, der geistigen Bildung, der Kirche und des Staates, weil er darin allein die Rettung von Pantheismus und Socialismus sah. Diese umfassende Bedeutung gewann für Vinet jene Idee der Individualität, die wie eine geniale Anschauung aus dem Innersten seines Wesens aufgestiegen war und die man das Centrum seiner sittlichen Weltansicht nennen kann. Vinet betont es, daß schon in der Idee der Religion das Princip der Individualität enthalten sei; Christus aber habe dasselbe geheiligt: das Christenthum sei wesentlich individueller Natur, es habe die Individualität geschaffen, d. h. in Freiheit gesetzt, und es sei die Bürgschaft derselben, wie hinwiederum sie der eigentliche Boden und die unerläßliche Bedingung des Christenthums sei.

Diese fundamentale Bedeutung, welche nach Vinet's Auffassung die Individualität im Christenthum hat, erklärt nun einerseits seine vorherrschende Tendenz als Prediger und Theolog auf freie subjective Aneignung des Christenthums, oder den ethischen Charakter seiner Theologie, anderer-

seits die wahre Eifersucht, mit welcher er alle Hindernisse zu beseitigen trachtet, welche dieser Aneignung entgegenstehen, also sein Streben nach religiöser Freiheit. Nun ist aber, nach seiner Ansicht, die Staatskirche das größte jener Hindernisse, das Staatskirchensystem die absoluteste Negation der religiösen Individualität; und so kommt er auf die Thesis der Trennung von Kirche und Staat. Man begreift hienach die ungeheuere Wichtigkeit, welche für Vinet diese Frage gewann, und warum er ihr so viel Zeit und Arbeit widmete. Auf seine Beweisführung kann hier nicht eingegangen werden. Es genüge, noch auf den Zusammenhang hinzuweisen, in welchem die Entstehung seiner dießfälligen Ansichten mit den oben erzählten Vorgängen in seinem Heimathkantone steht.

Gleich die ersten Verfolgungen, welche daselbst ausbrachen, lenkten Vinet's Geist auf die Frage über die religiöse Freiheit. Merkwürdig ist dabei, daß er zwar bei Erlaß des ersten Beschlusses der Regierung gegen die Erbauungsstunden (Januar 1824) diese Maßregel vor dem Gesetze und vom Standpunkte des Staatskirchensystems gerechtfertigt findet, zu gleicher Zeit aber, gestützt auf den ganz individuellen Charakter der Religion, mit dem entschiedensten Widerwillen von jenem Systeme sich abwendet. Nie hatte ihn, wie er selbst sich ausdrückt, eine Sache so stark ergriffen. Die Nothwendigkeit unbedingter religiöser Freiheit ist ihm von jetzt an entschieden, wenn er auch noch manchen Schritt zu thun hat, bis er bei der absoluten Trennung von Kirche und Staat angekommen ist. Allein die Ereignisse in seinem Kantone bestärkten ihn immer mehr in der Ueberzeugung von der Unmöglichkeit, die religiöse Freiheit bei der Verbindung beider Sphären zu retten. Nichts ist merkwürdiger, ja rührender, als zu beobachten, unter welchen schweren Kämpfen er sich langsam von einem Gedanken losmacht, an den die Pietät für alles Bestehende, für alles Alte und Ehrwürdige ihn unauflöslich fesselt. Dieß beweist auch der Umstand, daß er selbst dann, als er schon das Princip der absoluten Trennung von Kirche und Staat auf's entschiedenste ausgesprochen hatte, mit ganzem Herzen der Landeskirche treu blieb und nie anders als individuell, auf literarischem Wege, für die Verbreitung seiner Principien wirken wollte. Er wollte die Verwirklichung seines Ideals allein von der Macht der Umstände erwarten, und war im Innersten überzeugt, daß die ganze Weltgestaltung dahin führe.

Die zahlreichen Schriften, in welchen Vinet seit dem Jahre 1824 die Fragen über die religiöse Freiheit und das Verhältniß zwischen Kirche und Staat behandelte, müssen natürlich hier gänzlich übergangen werden. Die meisten stehen in directem Zusammenhang mit den Vorgängen im Hei-

mathlande des Verfassers. Die beiden Hauptwerke sind aber die von der Pariser Gesellschaft für christliche Moral veranlaßten und gekrönten Preisschriften: Mémoire en faveur de la liberté des cultes. Paris 1826, und Essai sur la manifestation des convictions religieuses et sur la séparation de l'église et de l'état etc. Paris 1842. Beide sind auch in's Deutsche übersetzt worden. Endlich im letzten Jahre seines Lebens stellte er seine Ansicht über diese Fragen noch einmal im Zusammenhang mit seinen philosophischen und religiösen Grundprincipien kurz dar in einer seiner ideenreichsten Schriften, betitelt: Du socialisme considéré dans son principe. Genève 1846. Den Gehalt und Charakter dieser nur wenige Bogen umfassenden Schrift können wir kurz mit einigen Worten Neander's geben, der sich in seinem Vorworte zur deutschen Uebersetzung (1849) unter Anderm so ausdrückt: „Betrachten wir die von Vinet geschriebenen Worte im Verhältniß zu dem, was nachher erfolgt ist, so enthalten sie fast etwas Prophetisches. Der tiefe Kenner des göttlichen Wortes, der Geschichte, des menschlichen Geistes und Herzens wird, wenn er die Zeichen der Zeit deutet, zum Weissagenden. Die große Bedeutung der Schrift Vinet's liegt darin, daß er mehr als irgend Einer durchdrungen ist von dem Bewußtsein des tiefen inneren Zusammenhanges, in welchem alle Erscheinungen unserer Zeit untereinander, in welchem die politischen und gesellschaftlichen Bewegungen mit den Grundrichtungen des geistigen, religiösen und sittlichen Lebens stehen. Er hat die Werkstätte des Geistes, in welcher sich Alles innerlich vorbereitet, was später in die Erscheinung tritt, in ihren Tiefen erforscht." Mag man also auch mit Vinet's Endresultat seiner Untersuchung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat nicht einverstanden sein und seine systematische Begründung bisweilen einseitig finden, so wird man doch den echt evangelischen und wahrhaft reformatorischen Grundgedanken, der ihn in dieser Frage überall leitet, nicht verkennen können: es ist eben jene Ansicht von der wesentlich individuellen Natur des Christenthums, der Grundsatz, daß Freiheit das Element und die Bedingung des Glaubens sei. Indem er das Princip der Individualität, der religiösen Freiheit so beharrlich und entschieden hervorhob, schwebte ihm nichts Anderes vor, als das Werk der Reformatoren selbst, und was er unbewußt anstrebte, war, dasselbe wieder aufzunehmen und das Princip, das jene beseelte, an dessen Verwirklichung sie aber verhindert worden waren, reiner durchzuführen. Um hiezu zu gelangen, ist nach ihm, wie oben gezeigt, die erste und unerläßliche Bedingung, daß die Religion aus ihrer unlautern Vermischung mit der Politik befreit werde. Seinen Widerwillen gegen jene Vermischung und die Art, wie er sich den wahren

Einfluß der Religion auf den Staat vorstellt, mögen einige Worte von ihm selbst bezeichnen: „Nichts", sagt er, „schüchtert das religiöse Gefühl mehr ein oder verändert die Natur desselben mehr, als die Berührung der bürgerlichen Gewalt. Unter ihren Händen wird die Religion unvermeidlich zur Polizei. Das scheu gemachte Gewissen zieht sich in sich selbst zurück, schafft sich im Geheimen eine Religion ausschließlich für sich und läßt die Religion der Form oder die Formen der Religion den Gemüthern ohne Tiefe. Frei dagegen von jeder unlautern Vermischung, ergießt sich das religiöse Gefühl reichlich in das Leben und in die Gesellschaft, durchdringt die Massen, sickert, so zu sagen, bis zu der bürgerlichen Gewalt hindurch, bildet ohne Uebereinkunft und ohne Vertrag eine christliche Nation, eine christliche Regierung; die bürgerliche Gewalt durchdringt sich und färbt sich mit den öffentlichen Ueberzeugungen; sie ist auch in dieser Beziehung, der kostbarsten von allen, der Ausdruck der Gesellschaft; ihre Moral ist christlich, ihre Politik ist christlich, weil die Sitten diese Nothwendigkeit in ihr Mandat eingeschrieben haben; man sieht sie in ihren Maßregeln, in ihren Beschlüssen von den öffentlichen Ueberzeugungen ausgehen; und darunter leidet keine Freiheit . . . Auf diese Weise hat sich die christliche Wärme nicht als eine künstliche und entlehnte, sondern als eine innere, natürliche und lebenerzeugende in die Adern des Staates verbreitet; und so kommen wir auf einem scheinbaren Umwege, der aber der wahre Weg ist, zum System der Staatsreligion, das wir in einem andern Sinne aus allen Kräften verworfen hatten, zurück." Was dann näher die Kirche betrifft, so will Vinet nichts weiter, als daß der evangelische und reformatorische Begriff derselben wieder als Princip der Organisation zu Grunde gelegt werde. „Eine Kirche", sagt er, „ist eine Gemeinschaft von Gläubigen; sie hat nur insoweit das Bewußtsein ihres Wesens und ihrer Wirklichkeit, als sie sich aus Gläubigen zusammengesetzt weiß. Sie vermag das Einschleichen von Heuchlern, falschen Brüdern und eingebildeten Gläubigen in ihren Schooß nicht gänzlich zu verhindern; sie kann keine untrüglichen Gewährleistungen für die Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit derer erlangen, noch auch fordern, die sich ihr anschließen; aber sie kann und soll sich jedes System, jedes Bündniß versagen, das ihr nicht, so weit dieß möglich ist, erlaubt, sich zu versichern, daß die Bestandtheile, aus denen sie zusammengesetzt ist, auch wirklich die Bestandtheile einer Kirche sind, und daß sie, um Alles in Einem Worte zu sagen, Kirche ist und nicht Volk." Dieß ist keineswegs gegen das Princip der Massenkirchen gerichtet, dem Vinet im Gegentheil entschieden anhing; was er verlangte, war einzig dieß, daß von denen, die in einer solchen Kirche

die Rechte thätiger Mitglieder ausüben wollen, eine offene Erklärung über den Beitritt zu den religiösen Principien, auf welchen dieselbe beruhe, gefordert werde. Vinet, der mehr als irgend Einer die gründlichste Abneigung gegen alles separatistische Wesen hegte, verwahrt sich bei jeder Gelegenheit auf's entschiedenste gegen die Anmaßung, in das Innere der Gewissen eindringen und ein Gericht üben zu wollen, das Gott allein zukommt.

Auch in der eigentlichen Theologie hat Vinet durch das Princip der Individualität, der Persönlichkeit, der Freiheit, den Grund zu einer völligen Umgestaltung und einer neuen Betrachtungsweise aller Fragen gelegt.

Es ist für Vinet's theologischen Standpunkt bezeichnend, daß er sein christliches System unter dem Titel „Praktische Philosophie des Christenthums" geben wollte. In der That ist seine Auffassung des Christenthums durch und durch praktisch, ethisch. Wie Paskal geht er vom Menschen aus. Er beweist die Göttlichkeit des Evangeliums durch seine Menschlichkeit, d. h. durch seine Harmonie mit den tiefsten Bedürfnissen der menschlichen Natur. Wie Paskal und später Schleiermacher gründet er die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit auf ein unmittelbares Bewußtsein und macht sie dadurch von Reflexion und Speculation unabhängig. Damit stürzt er zugleich jede Autorität, welche sich zwischen sie und das christliche Bewußtsein eindrängen möchte. „Es giebt", sagt er unter Anderm, „immer eine Autorität, nämlich die des geschriebenen Wortes oder des Buches Gottes, welches sich zum Geiste Gottes verhält wie der Organismus zum Leben; allein was für einen Nutzen, in einem allgemeinen Interesse, es auch haben möge, daß die Wissenschaft die Autorität des Buches beweise, so genügt es doch, daß das Buch oder das Wort da sei; es genügt, daß für eine Berührung zwischen der Wahrheit und dem Herzen der Menschen gesorgt worden sei." Uebrigens war ihm die heilige Schrift nicht ein todtes Gesetzbuch, sondern ein Buch des Lebens, zusammengesetzt aus vielen Büchern. Zwischen Vernunft und Glauben sah Vinet keinen eigentlichen Widerspruch; es sind dieß nach seiner Ansicht zwei in verschiedenen Gebieten herrschende Mächte. Die Vernunft kann die Wahrheit nicht erzeugen, sie ist aber das Kriterium derselben und der Stützpunkt des Glaubens; sie nimmt auf, was über ihr Vermögen geht, nämlich die geoffenbarten Thatsachen, und übergiebt sie dem Herzen. So tief verdorben der natürliche Zustand des Menschen sich seinem ernsten sittlichen Bewußtsein auch darstellte, so war er doch weit entfernt von der Ansicht, daß durch den Fall das göttliche Leben im Menschen völlig er-

loschen sei, so daß auch keine Empfänglichkeit für den Glauben in ihm übrig geblieben wäre. Vielmehr sagt er: „Das Evangelium liegt im Grunde eines jeden Gewissens verborgen, wir meinen jenes innere Evangelium, das ohne das äußere Evangelium nichts sein würde, ohne das aber auch das äußere Evangelium nichts sein würde. Denn das Wort hat immer geredet, das Wort hat zu Allen geredet, und da es Fleisch ward, geschah es, um „zu den Seinen" zu kommen. Es ist also in uns, in unserm innersten Grunde, wenn wir bis dahin hinabsteigen wollen, etwas, was Zeugniß ablegt für das Evangelium, und was, unfähig, es im Voraus anzukündigen, doch fähig ist, es bei seiner Erscheinung zu erkennen" ... Demnach nennt Vinet das Evangelium das Gewissen des Gewissens. Das ist es denn auch, was seine Auffassung der Religion überhaupt auszeichnet, daß ihm nämlich das Gewissen das Centrum derselben ist. Daher ist nach ihm die Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur in Christo der Würde Gottes nicht entgegen: die Lichtfunken, welche in unserer Dunkelheit leuchten, sind zu Gunsten der Menschwerdung. Diese ist übrigens, soll der Mensch eine Religion haben und anbeten und hoffen können, nothwendig: Menschwerdung und Religion ist ein und dasselbe. — In Beziehung auf Vinet's Auffassung der Erlösung mag nur soviel bemerkt werden, daß er, im Gegensatz zu der gewöhnlichen Auffassung, welche die versöhnende Thätigkeit ganz in das Leiden des Herrn setzt, und dieses erst mit dem Seelenkampfe in Gethsemane seinen Anfang nehmen läßt, oder gar auf das eigentliche Todesleiden beschränkt, ein großes Gewicht darauf legt, daß Christus uns durch alle Leiden seines Lebens, das Ein Todesleiden war, sodann aber nicht allein durch die Leiden seines ganzen Lebens, sondern durch sein ganzes Leben erlöst habe. „Sein Werk macht ein untheilbares Ganzes aus; er konnte uns nicht erlösen, ohne zu leiden und zu sterben, allein er hat dieses Werk nicht durch seine Leiden und seinen Tod allein vollbracht: er hat es vollbracht durch Alles, was er war, durch Alles, was er wirkte, durch seine Handlungen und durch seine Worte, durch sein Thun und durch sein Leiden, durch sein Leben wie durch seinen Tod. Aber dennoch waren seine Leiden und der schmerzenvolle Tod, der der Schluß und die Krone derselben war, die Bedingung, ohne welche er nach dem Ausdruck eines Propheten das Herz der Väter nicht zu den Kindern und das Herz der Kinder nicht zu ihren Vätern bekehren konnte." — Besonders aber hat Vinet einer Richtung gegenüber, welche die objective Seite im Heilswerke auf einseitige Weise betonte, sich dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er einestheils die Nothwendigkeit subjec-

tiver Aneignung der von Christo gestifteten Versöhnung kräftig hervorhob, anderntheils in dem Werke der Aneignung selbst das Moment der menschlichen Thätigkeit neben dem der göttlichen zur Anerkennung zu bringen suchte. Was das Letztere betrifft, so drückt er sich über die Art der Wirksamkeit des göttlichen Geistes und das Verhalten des Menschen im Momente der Bekehrung unter Anderm so aus: „Gott erzwingt nichts, er tastet unsere Freiheit niemals an, und seine Gnade ist nichts Anderes als eine ganz göttliche Beredtsamkeit, ein Geist, der zu einem Geiste, der Geist Gottes, der zu dem Geiste des Menschen spricht. Er klopft an die Thüre, aber er bricht sie nicht ein; er versteht die Kunst zu wohl, sie sich öffnen zu machen. Alles ist geheimnißvoll, nichts ist magisch im Werke der Bekehrung; die Gesetze unserer Natur werden in demselben beobachtet, und wir hören nicht einen Augenblick auf, Menschen zu sein." Demnach hat Vinet die Bedeutung der vermittelnden Bedingung des Heils, des Glaubens, gebührend hervorgehoben und für die tiefere Auffassung des letztern überhaupt viel geleistet. Der Glaube ist nach ihm keine Verstandesthätigkeit, sondern ein sittlicher Act, ein Werk (Joh. 6, 29.), keineswegs aber ein Verdienst, denn er ist selbst eine Wirkung der Gnade, aber doch auch eine Thätigkeit des Menschen: die göttliche Thätigkeit ist die bedingende, die menschliche die bedingte. Uebrigens ist der Glaube nichts Anderes als das sehnsuchts- und vertrauensvolle Anschauen Christi, und zwar auf seiner höchsten Stufe, am Kreuze. Ein solcher Glaube setzt in Lebensgemeinschaft mit ihm und ist schon „fast Liebe". Die einmalige Aneignung des Heils durch das gläubige Anschauen genügt aber nicht; das Wahrwerden der Wiedergeburt oder die Heiligung — das Ziel aller Vinet'schen Theologie — erfordert die Fortsetzung der Heilsaneignung durch immer erneutes Anschauen.

Erinnert man sich nun an das, was früher über die in der religiösen Erweckung des Waadtlandes vorherrschende dogmatische Betrachtungsweise gesagt wurde, so wird man aus den so eben mitgetheilten wenigen und abgerissenen Bemerkungen den wesentlichen Unterschied der Vinet'schen Anschauungsweise von der erstern leicht erkennen, und es kann dem in solchen Dingen geübten Blicke nicht entgehen, daß in letzterer die Keime zu einer völligen Umgestaltung der bisher im französischen Protestantismus vorherrschenden Theologie enthalten sind. Wir sehen hier mit Einem Worte eine Reaction gegen eine Richtung, welche die göttliche Seite im Christenthum ausschließlich, mit Unterdrückung der menschlichen, geltend macht, das Streben nach einer wahren, gottmenschlichen Vermittelung dieses Gegensatzes, dasselbe, welches unsere neuere gläubige Theologie in Deutschland

in ihren hauptsächlichsten Vertretern beseelt. Welchen umgestaltenden Einfluß das neue Princip auf alle einzelnen Fragen der Theologie und dadurch auf die Kirche und das christliche Leben ausüben muß, kann hier natürlich nur angedeutet werden. Vinet erlangt dadurch für die französisch-protestantische Theologie eine epochemachende Bedeutung, in vieler Hinsicht eine ähnliche, wie diejenige, welche Schleiermacher für die deutsche erlangte und welche ein Thomas Arnold für die englische bekommen könnte. Was aber Vinet noch besonders auszeichnet, das ist einerseits die Sicherheit und Entschiedenheit, andererseits die Ruhe und weise Mäßigung, womit er die einmal als wahr erkannte Richtung, die ja nur der Ausdruck seines harmonischen innern Lebens war, beharrlich verfolgte. In seiner ganzen Wirksamkeit und in allen seinen Schriften hält er sie mit der größten Folgerichtigkeit fest, doch überall weniger so, daß er die entgegenstehende Ansicht direct angreift, als indem er die seinige stillschweigend an deren Stelle setzt. Indem er eine Einseitigkeit bekämpfte, hütete er sich mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit vor der alsdann gewöhnlich so nahen Gefahr, in die entgegengesetzte zu fallen. Da er, der in so hohem Grade das Bedürfniß nach begrifflicher Einigung der Gegensätze hatte, die Schwierigkeit der Wissenschaft kannte, sie zu versöhnen und, mit dem Apostel zu reden, das Wort der Wahrheit richtig zu theilen (2 Tim. 2, 15.): so fühlte er immer wieder das Bedürfniß, die persönliche Lösung in dem Gottmenschen anzuschauen und mittelst der von ihm ausgehenden reinigenden und heilig machenden Wirkungen im Leben zu verwirklichen.

Nur in Kürze kann hier noch auf Vinet's Bedeutung als Homilet aufmerksam gemacht werden. Auch in dieser Beziehung hat er reformatorisch gewirkt, dadurch, daß er die alten Formen der Kanzelberedtsamkeit durchbrach und sie von den Fesseln einer unnatürlichen Einförmigkeit befreite, indem er der Individualität ihr gebührendes Recht vindicirte, und durch Theorie und Praxis zeigte, wie die ihrem Inhalte nach unveränderliche christliche Wahrheit den Bedürfnissen der Zeit näher gebracht werden könne. Vinet wollte, daß die Kirche auf diese Weise im weitesten und höchsten Sinne die Schule des Volkes, die Religion der Mittelpunkt aller culturbildenden Ideen werde, ohne daß die Predigt sich in Fragen einzulassen habe, die das Evangelium nicht berühren wollte. Vinet selbst verwirklichte diese Idee in einem anerkannt hohen Maße. Was auch seine Predigtweise so eigenthümlich und wirksam machte, das war noch weniger die äußere Rednergabe, obwohl diese bedeutend war, als daß sie der Ausdruck einer im Glauben erstarkten und geheiligten Persönlichkeit war. Von Rhetorik im gewöhnlichen Sinne war bei ihm keine Spur; seine Redekunst

lag ganz in der Kraft der Wahrheit, die er vortrug und von der er beseelt war: sie allein sollte reden und überzeugen, wie er denn selbst in Beziehung auf diesen Punkt sagt: „Die Wahrheit ist an sich beredt; wir fügen die Beredtsamkeit nicht zu ihr hinzu, sondern machen sie nur frei."

Die Wahrheit frei zu machen, sie hervortreten zu lassen, ihr den Sieg zu bereiten: das war denn auch das Ziel seines Denkens, Redens und Handelns. Er suchte die Wahrheit um ihrer selbst willen, ohne an irdischen Ruhm oder Vortheil dabei zu denken; in ihrem Dienste, bei ihrer Erforschung, Vertheidigung und Verbreitung hat er sich aufgeopfert; denn die Wahrheit, die er zu ergründen und zu verbreiten sich hingab, war nicht eine abstracte Verstandeserkenntniß, sondern die sittliche, jene, von der die Stimme des Gewissens zeugt und die durch Den ihre Verwirklichung fand, der dieser Stimme geantwortet hat. Wahrheit, Treue, Gewissenhaftigkeit charakterisiren das Wirken und Streben dieses edlen und großen Mannes. Von andern Zügen, die in der Seele derer, welche ihn persönlich zu kennen das Glück hatten, unverlöschlich eingegraben sind, können hier nur noch wenige zusammengefaßt werden. Was Vinet auszeichnete, das war die Vereinigung des kräftigsten Geistes mit dem tiefsten sittlichen Gefühl, eine Harmonie zwischen Geist und Herz, die allen seinen Reden und Handlungen einen eigenthümlichen Reiz und eine seltene Wirkung verlieh. Glich er Paskal durch die Schärfe und Tiefe des Denkens, so einem Fenelon durch die Einfalt und Kindlichkeit seines Glaubens. Ueberlegener Verstand und zarte Empfindung, starker Affect und weise Besonnenheit, Kraft und Milde vereinigten und durchdrangen sich innig in seinem Wesen. Mit einem entschiedenen Freiheitsgefühl verband Vinet eine Demuth, wie sie demjenigen fast unbegreiflich wäre, der ihn nicht persönlich gekannt. Er erfüllte wörtlich die apostolische Ermahnung: Einer achte den Andern höher denn sich selbst. Nichts mied er so sehr, als Ehre von den Menschen zu nehmen. Sich selber zu vergessen, dagegen die Vorzüge Anderer geltend zu machen, ihnen die eigenen zu leihen, sich zu den Armen und Kleinen zu halten, mit ihnen einfach und herzlich zu reden: das war bei Vinet unbezwingliches Bedürfniß. Vinet hatte einen wahren Hunger und Durst nach Vollkommenheit; wo er in den Schöpfungen der Kunst und Wissenschaft, wie in dem Leben des Menschen das Streben nach ihr fand, da entzückte es ihn; voll liebender Nachsicht gegen Andere, streng nur gegen sich selbst, war sie das Ziel, nach dem er mit Furcht und Zittern rang. Wer Vinet sah, der mußte sich sagen: Hier ist das Christenthum Wahrheit und Leben geworden; hier hat Christus eine Gestalt gewonnen. —

Das war der Mann, den die Regierung des Kantons Waadt auf den Lehrstuhl der praktischen Theologie an der Akademie berief. Man kann nach dem Gesagten den Einfluß berechnen, den er auf das religiöse und kirchliche Leben des Landes gerade an der Stelle ausüben mußte, wo er am eingreifendsten auf die künftigen Geistlichen einwirken konnte. Auch hatte ihm der Ruf seines Geistes, seiner vielseitigen Gelehrsamkeit, seiner glänzenden Lehrgabe, sowie seiner liebenswürdigen Eigenschaften im voraus die Herzen der Studirenden, seiner Collegen, der Regierung, aller Wohldenkenden geöffnet. Mit um so tieferm Bedauern sah ihn daher die Stadt von ihr scheiden, welche das Glück gehabt hatte, ihn zwanzig Jahre lang zu besitzen, und noch heute auf diesen ehemaligen Besitz stolz ist. Auch Vinet verließ sein Basel nur mit gebrochenem Herzen und leider auch mit einer längst gebrochenen Gesundheit. Basel war ihm eine zweite Heimath geworden, nach der er später nie ohne Sehnsucht zurückdachte. Was diese Stadt in geistiger und geistlicher Hinsicht für Vinet gewesen, und was er hinwiederum in dieser Beziehung als Mensch, Lehrer und Prediger für sie war, das kann in dieser kurzen Uebersicht nicht dargestellt werden. Nur soviel sei noch bemerkt, daß im Jahr 1835 die Regierung von Basel ihm, der bisher nur als außerordentlicher Professor an der Universität lehren konnte, einen glänzenden Beweis ihrer Hochachtung gab, indem sie für ihn einen Lehrstuhl der französischen Literatur und Beredtsamkeit errichtete. Auch beehrte ihn bei seinem Abgange die theologische Facultät mit dem Doctorgrade der Theologie *).

Vinet hatte von Basel aus die religiöse Bewegung in seinem Heimathlande sorgfältig beobachtet und sich thätig an ihr betheiligt. Er sah in ihr den Keim eines vielversprechenden christlichen Lebens, brachte aber zugleich die Ueberzeugung mit, daß dieser Keim noch nicht zu seiner vollen Entfaltung gelangt sei. Wie er an seinem Orte zu dieser beizutragen gedenke, zeigte er deutlich in seiner Antrittsrede (1. November 1837). Indem er in derselben die Frage behandelte: Was hat die Predigt von der religiösen Bewegung empfangen und was kann sie ihr hinwiederum geben? verband er in seiner zarten und scharfsichtigen Weise mit der reichsten positiven Anleitung freudige Anerkennung der Vorzüge der neuen Predigt und offene Rüge vorhandener oder drohender Mängel. Diese Rede vermag im Kleinen eine Vorstellung zu geben von dem, was Vinet acht Jahre lang der waadtländischen Kirche als Lehrer ihrer jüngern Diener

*) Da der bescheidene Mann von dieser Auszeichnung keinen öffentlichen Gebrauch machte, so wurde ihm dieselbe Ehre 1846 zum zweitenmale von der theologischen Facultät in Berlin zu Theil.

war. Sein immerwährendes Streben ging dahin, dem christlichen Lebensprincip eine mannigfaltigere und ausgedehntere Anwendung zu verschaffen und zu diesem Ende die religiöse Erweckung theoretisch und praktisch zu läutern. Mit wie großem Erfolg er dieses Werk betrieb, das bewies bald die ganze Richtung, welche das religiöse Leben des Waadtlandes mehr und mehr nahm. Und in der That, wie konnte diese Wirkung ausbleiben bei einem Theologen, der die göttliche Wahrheit wie Vinet durch Wort und Beispiel verklärte. In seinem Unterrichte fanden sich die umfassendsten Kenntnisse, die erhabensten Gedanken und Gefühle, die adäquateste und glänzendste Form in einer Vereinigung, die einzig genannt werden muß. Seine Worte wirkten lebenerzeugend und innerlich befreiend. Niemals waren die Studirenden von einer so gewaltigen und zugleich so milden Macht ergriffen und festgehalten worden. Auch auf die Empfänglichen unter der Geistlichkeit und allen Classen wirkte er durch seine Nähe, durch den Geist und das Leben, die seine Worte in Büchern und Zeitschriften, hin und wieder auch in Predigten, verbreiteten.

Im Jahr 1838 wurde zufolge einer Bestimmung in der Verfassung von 1831 die Akademie reorganisirt. Aus dieser Umgestaltung gingen drei selbstständige Facultäten hervor. An der theologischen wurde ein vierter Lehrstuhl errichtet. Neben Vinet und dem frühern Professor der Exegese wirkten als Professor der historischen Theologie Herzog aus Basel (seit 1847 Professor der Theologie an der Universität Halle), als Professor der systematischen Theologie Chappuis, ein Waadtländer, Schüler Neander's und mit der deutschen Theologie sehr vertraut. Zu diesen Männern gesellte sich an den übrigen Facultäten eine Reihe bedeutender Männer. Wir nennen nur die beiden Geschichtschreiber Monnard (seit 1846 Professor an der Universität Bonn) und Vulliemin, ferner den als Verfasser eines größern philosophischen Werkes bekannten Sécretan. Diese und andere von demselben Streben beseelte Männer arbeiteten mit Vinet, den sie als ihren geistigen Mittelpunkt betrachteten, an dem gemeinsamen Werke christlicher Bildung im Waadtlande. Der Zeitraum von 1838 bis 1845 ist wohl der glänzendste Punkt in der Culturgeschichte dieses Landes, und kaum dürfte ein anderes von so beschränktem Umfange ihm etwas Aehnliches an die Seite zu stellen haben.

Auf die Reorganisation der Akademie folgte, ebenfalls nach der Verfassung, die Umgestaltung der Kirche. Der Staatsrath zog die Geistlichkeit zu Rathe. In der Versammlung ihrer Abgeordneten standen sich die zwei grundverschiedenen Ansichten über das Wesen der Kirche gegenüber: diejenige nämlich, welche in der Kirche eine pädagogische Anstalt, eine

Schule, sieht und als Bedingung der Mitgliedschaft nur die Taufe verlangt, und die andere, welcher die Kirche eine Gesellschaft ist, bevor sie Schule wird, und daher von den Mitgliedern eine freie Beitrittserklärung fordert. Die erstere Ansicht war hauptsächlich von dem talentvollen Pfarrer Bauty vertreten, die letztere von Vinet, der übrigens auch jetzt keineswegs die Trennung der waadtländischen Kirche vom Staate verlangte. Jener wollte, daß die Kirche ohne Weiteres vom Staate regiert werde, Vinet dagegen, daß sie nicht durch die Geistlichkeit und nicht durch den Staat, noch durch beide vereinigt, sondern durch geistliche Körperschaften, in denen auch frei erwählte Laien sitzen sollten, regiert werde. Die in solchen Fragen noch unerfahrne Versammlung aber schlug einen Mittelweg ein. — Bei dieser Umgestaltung wurde auch die fernere Geltung des kirchlichen Symbols, der helvetischen Confession, in Frage gestellt. Die Gegner der religiösen Erweckung waren auch die Gegner dieses ihres Paniers. Fast einmüthig sprach sich die Geistlichkeit für Aufrechthaltung desselben aus. Allein die Gegner des Bekenntnisses brachten die Sache vor das Volk: in einer Bittschrift begehrten beinahe 9000 Bürger die Beibehaltung, 12000 die Abschaffung des Bekenntnisses. Der Große Rath beschloß (December 1839) mit 81 Stimmen gegen 45, es solle die waadtländische Kirche keine andere Glaubensregel mehr anerkennen, als die Bibel. Wer diese in letzter Instanz auszulegen habe, das wurde in dem Kirchengesetze nicht bestimmt ausgesprochen. Der Große Rath beschloß ferner die Ausschließung der Gemeinden von der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten. Nach dem neuen Gesetze kam die Kirche in eine fast noch größere Abhängigkeit vom Staate als bisher: das Ordinationsgelübde wird dem Statthalter abgelegt (§. 12.). Die vier Classen der Geistlichen werden außerordentlich versammelt, so oft der Staatsrath es nöthig findet (§. 61.). Die Synode wird vom Staatsrathe zusammenberufen, so oft er es für nöthig oder nützlich hält (§. 81.). Die Schlußnahmen der Synode sind bloße Gutachten, von denen der Staatsrath Gebrauch macht je nach der Natur des Gegenstandes (§. 87.). Die Glieder der Kirchencommission werden vom Staatsrathe ernannt, welcher aus ihrer Mitte einen Vicepräsidenten bezeichnet (§. 89.). Präsident ist ein Mitglied des Staatsrathes (§. 88.). Die beim h. Abendmahle Zudienenden werden vom Statthalter bezeichnet auf Vorschlag des Pfarrers und des Gemeinderathes (§. 109.). Der Gemeinderath wohnt der Kirchenvisitation bei (§. 118.).

Vier Geistliche, unter ihnen Vinet, begehrten ihre Entlassung aus der Landesgeistlichkeit. Die übrigen ließen sich durch das vom Staats-

rath gegebene Versprechen einer gelinden Handhabung des Gesetzes und durch das Vertrauen auf den der Kirche zugethanen Kirchenrath zurückhalten. Wirklich war das Verhältniß zwischen Geistlichkeit und Regierung fortwährend ein wohlwollendes, und es fanden keinerlei Reibungen statt. Die meisten Mitglieder der letztern waren freisinnige und zum Theil entschieden christlich gesinnte Männer. Sie that alles Mögliche, um die Mängel des Kirchengesetzes vergessen zu machen, indem sie die durch dieses ihr eingeräumte Gewalt mit großer Mäßigung gebrauchte. So konnte die Kirche auch in dieser untergeordneten Stellung ihre wohlthätigen Wirkungen entfalten.

Unter diesen Umständen brach die Revolution vom 14. Februar 1845 aus, in Folge deren an die Stelle der bisherigen, der kirchlichen Freiheit gewogenen Regierung eine ihr abgeneigte trat. Die Ursachen dieser Regierungsveränderung, die wieder ausbrechenden Verfolgungen, der Conflict zwischen Regierung und Geistlichkeit, in Folge dessen 185 Mitglieder der letztern (von denen bald darauf etwa 30 wieder zurücktraten) ihre Entlassung einreichten (12. November 1845): dieß Alles ist seiner Zeit so vielfach erzählt und besprochen worden, daß hier nur des Zusammenhanges wegen daran erinnert werden darf. Es ist ferner hinlänglich bekannt, daß um die ausgetretenen Geistlichen ein kleinerer Theil ihrer ehemaligen Gemeindeglieder sich sammelte, und daß sich so neben der Nationalkirche eine freie Kirche bildete.

Die Bildung einer freien Kirche war mehr das Werk der Noth und des augenblicklichen Bedürfnisses, als einer bestimmten Theorie oder längst vorbedachter Absicht. Bald nach der Secession standen dreißig und einige kleine Gemeinden, mit ausgetretenen Geistlichen an der Spitze, da. Das Bedürfniß, sich inniger zu verbinden und für die gemeinsamen Erfordernisse zu sorgen, regte sich und brachte sie auf den Gedanken, sich zu einem Ganzen zu constituiren. Eine Centralcommission bereitete einen Verfassungsentwurf vor, welcher einer am 10. November 1846 in Lausanne zusammentretenden Synode vorgelegt, von dieser aber an eine neue Commission gewiesen wurde.

Mitglied dieser Commission war auch Vinet. Der Leser hat sich vielleicht schon gefragt, welche Rolle denn dieser Repräsentant des Systems der absoluten Trennung von Kirche und Staat in dieser kirchlichen Krisis gespielt habe. Es ist aber bereits gemeldet worden, daß Vinet in Folge der Einführung des neuen Kirchengesetzes von 1839 aus der Nationalgeistlichkeit austrat. Als nach der Revolution die Bedrückung der religiö-

sen Freiheit von Seiten der Regierung immer stärker wurde, legte er (Mai 1845) auch sein Amt als Professor der Theologie nieder. Beiläufig sei bemerkt, daß wenige Wochen nachher der Staatsrath ihm den durch Ernennung seines Freundes Monnard zum Pfarrer von Montreux vacant gewordenen Lehrstuhl der französischen Literatur übertrug, den er ihm aber bei Anlaß der Reorganisation der Akademie (November 1846) wieder entzog. — Wir wissen ferner, daß Vinet durch seine neue Preisschrift „**sur la manifestation des convictions religieuses**" seinem Princip der Trennung die letzte, absolute Gestalt gegeben hatte. Dadurch aber hatte er die meisten seiner ehemaligen Amtsbrüder in kirchlicher Hinsicht eher von sich entfernt, als für sich gewonnen, obgleich seine Schriften über die religiöse Freiheit unmerklich dazu beitrugen, das Selbstbewußtsein der Kirche zu wecken und die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit ihrer Autonomie hervorzurufen. Die Versammlung, in welcher die Demission beschlossen wurde und in welcher Vinet, der ja nicht mehr Mitglied der Geistlichkeit war, nichts zu thun hatte, erklärte sich ausdrücklich gegen das Princip der Trennung von Kirche und Staat. Vinet hinwiederum hatte verschiedene Bedenken gegen den Schritt der Geistlichen. So z. B. hätte er gewünscht, daß derselbe schon bei einer frühern Veranlassung stattgefunden hätte, entweder schon 1839 bei Erlaß des die Kirche knechtenden Gesetzes, oder bei Gelegenheit anderer Maßregeln der neuen Regierung, wo der Grund zu einem solchen Schritte allgemeiner einleuchtend war. Vor Allem aber hielt er diesen ohne den entschiedenen Beitritt zum Princip der Trennung für ungenügend. Doch hielten ihn solche Betrachtungen nicht lange zurück. Als die den Geistlichen für den Wiedereintritt in die Staatskirche bewilligte Frist abgelaufen, die Demission somit unwiderruflich geworden war, suchte er in einer lichtvollen und beredten kleinen Schrift dieselben mit ihrer neuen Stellung zu versöhnen und ihnen das Princip, welches sie bei ihrem Schritte nach seiner Ansicht unbewußt geleitet, zum Bewußtsein zu bringen. Am Schlusse spricht sich auf die rührendste Weise sein Interesse für die in der Nationalkirche zurückgebliebenen Geistlichen aus. — Vinet schloß sich nun als einfaches Mitglied der sich bildenden freien Kirche an; er predigte oft in den verschiedenen Gemeinen derselben, überall den Geist der Sanftmuth und der Geduld pflanzend und der freien Kirche im eigentlichen Sinn das Gepräge der Demuth aufdrückend.

Die Commission nun, deren Mitglied Vinet war, begnügte sich nicht damit, den von der Synode ihr zur Prüfung aufgegebenen Entwurf zu berichtigen, sondern arbeitete einen neuen aus. Wir bedauern, aus dem

von den Professoren Vinet und Chappuis abgefaßten, die Darlegung der Gründe enthaltenden Bericht hier keinen umfassenden Auszug geben zu können. Dieser Bericht ist der nothwendige Commentar zu den später folgenden Bestimmungen der Verfassung der freien Kirche, und die darin enthaltenen kirchlichen Grundsätze und Ansichten gehören unstreitig zu dem Bedeutendsten, was in unserer von den kirchlichen Fragen so bewegten Zeit über dieselben gesprochen oder geschrieben wurde. Von ganz besonderem Interesse ist derjenige Punkt in dem Berichte, welcher die Bekenntnißfrage behandelt und der von Vinet herrührt. Wir deuten hier nur seinen Hauptgesichtspunkt an: Eine Kirche muß, gleich einem Christen, Freude daran finden, zu bekennen, was sie glaubt. Es ist natürlich, daß sie dieß im Begründungsmomente thue. Zu diesem Ende genügt es aber nicht, das Panier der älteren Kirche, die helvetische Confession, wieder aufzupflanzen. Die Bekenntnisse des sechszehnten Jahrhunderts sind theologisch, gelehrt, polemisch. Es war dieß in den Verhältnissen jener Zeit gegründet. Wir befinden uns in ganz andern. Das Wichtigste dabei ist, daß dießmal die Kirche, die Gemeinde spricht, nicht die Gelehrten. Dazu ist nöthig, daß die Formel dieses Bekenntnisses auch der niedrigsten Magd und dem unwissendsten Taglöhner zugänglich sei, wenn sie anders Christen sind. Die helvetische Confession wird beibehalten, aber nicht als Glaubensvorschrift, sondern als Denkmal. Uebrigens ist dieselbe bereits auf mannigfache Weise beschnitten worden. Soll aber ein Bekenntniß bindende Kraft haben, so darf es nur diejenigen Wahrheiten enthalten, vermöge deren man Christ ist, außerhalb deren man es nicht mehr ist. Christus der Gekreuzigte allein ist der Gegenstand unseres Symbols; auf Ihn muß sich Alles in demselben beziehen. So wird die Kirche als Erkennungszeichen nicht mehr ein Buch, sondern ein wirkliches Bekenntniß haben, das immer gegenwärtig, immer sichtbar ist, in dem Alles zum Herzen spricht und das sich leicht in einer christlichen Seele zum Hymnus und Lobgesang umwandelt, ein Symbol, das das Gedächtniß des Kindes ohne Mühe behalten, das sich von selbst dem Geiste des Gläubigen in den feierlichen Augenblicken des Lebens, wie dem Gedanken der Kirche an ihren Prüfungs- und Kampfestagen darstellen wird und das noch in der Todesstunde vollständig über die Lippen des sterbenden Christen gleiten kann. Die Kirche wird auch noch eine andere Freude haben, nämlich die, sich sagen zu dürfen: „Alles, was Christ ist, gehört mir an, und nichts scheidet mich von irgend einer Kirche, von irgend einer brüderlichen Vereinigung, für die Jesus Christus der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Mein Bekenntniß ist das der allgemeinen Kirche."

Folgendes war nun das von der Commission in Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen der Synode vorgeschlagene Bekenntniß:

„Die Freie Kirche gehört durch ihre Lehren den evangelischen Kirchen an, die im sechszehnten Jahrhundert ihren Glauben mit so bewunderungswürdigem Einklange in ihren symbolischen Büchern und insonderheit in der helvetischen Confession ausgedrückt haben. Sie bezeugt mit ihnen und mit ihren Vätern die Göttlichkeit und die vollkommene Genugsamkeit der heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes und erkennt an, daß es im Zustande des menschlichen Abfalls nur Ein Mittel des Heils für die reuigen Sünder giebt, nämlich den Glauben an Jesum Christum, Gott geoffenbaret im Fleisch, einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen und Hohenpriester des neuen Bundes, der da hingegeben ist um unserer Sünden willen und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, der den Gläubigen und der Kirche durch den heiligen Geist Gottes, den er vom Vater sendet, alle zur Heiligung und zum Heile nothwendigen Gnaden mittheilt, und endlich die Macht hat, alle diejenigen vollkommen zu erlösen, die sich Gotte nahen durch Ihn."

Die am 23. Februar 1847 zusammengetretene Synode nahm zwar die Principien des Entwurfes an, blieb ihnen aber bei der Ausführung nicht immer treu. Namentlich erhielt das Glaubensbekenntniß Veränderungen und Zusätze, welche beweisen, daß man die Absicht des Verfassers nicht ganz begriffen hatte. Endlich nahm die Synode am 12. März 1847 einmüthig die Verfassung der freien evangelischen Kirche des Kantons Waadt an.

Leider konnte Vinet der Versammlung nicht mehr beiwohnen. Seine Tage waren gezählt. Dieses Jahr, wo er an der Grundlage der freien Kirche arbeitete, war von Gott bestimmt, sein Leben zu beschließen, als er eben das Ziel zwanzigjähriger Kämpfe und Arbeiten sich verwirklichen sah. Von seinem Krankenlager erhob er sich noch, um den Studirenden der freien Kirche seine Vorlesungen zu halten. Die letzte gab er am 28. Januar. Er hatte zum Texte gewählt Joh. 17, 4.; er schloß: „Möchten wir Alle uns mit Recht diese Worte aneignen und am Ende unseres Lebens im tiefsten Gefühl unserer Abhängigkeit zu dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, der auch unser Vater ist, sagen dürfen: Ich habe dich verklärt auf Erden und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, daß ich es thun sollte." Er entschlief am Morgen des 4. Mai 1847 *).

Die allgemeine Kirche verlor in ihm einen ihrer edelsten Wahrheitszeugen, die Kirche seines Vaterlandes aber ihren treuesten Sohn und ein

*) Näheres über Vinet's letzte Tage und Stunden enthält des Verfassers Nekrolog in Prof. Dr. Ebrard's (in Frankfurt und Zürich erschienenen) Zeitschrift: „Die Zukunft der Kirche." 1847. 9. Heft. S. 275—292.

großes geistiges Einigungsband. Die junge freie Kirche fühlte sich einen Augenblick wie verwaist. Immer deutlicher wurde sie sich in ihren lebendigsten Mitgliedern und Führern bewußt, daß sie nur so ihres Daseins würdig ist, wenn sie in den Fußtapfen der Demuth und der Liebe fortwandelt, die ihr von ihrem großen Vorkämpfer vorgezeichnet worden, und die trotz der Mängel alles Menschenwerkes doch auch in der Kirchen-Verfassung zu entdecken sind, von deren Entstehung wir oben geredet, und deren wesentlichste Bestimmungen hier noch mitgetheilt werden sollen. Diese sind besonders in den sechs Artikeln des ersten Abschnittes, welcher das Wesen der freien Kirche charakterisirt, enthalten.

Die Verfassung beginnt:

Art. 1. Die Kirchen, welche sich seit dem Jahre des Heils 1845 in dem Kanton Waadt gebildet haben, um gemeinsam die Rechte Jesu Christi auf seine Kirche, die Reinheit des evangelischen Lehramtes, die religiöse Freiheit und die reine Lehre aufrecht zu erhalten, vereinigen sich durch gegenwärtigen Act zu Einem Körper unter dem Namen „freie evangelische Kirche."

Art. 2. Die freie Kirche schließt sich durch die Einheit des Glaubens an die apostolische Kirche, an die Kirchen aller Zeiten, welche die Lehre von dem durch das Blut Christi ohne unser Verdienst erworbenen Heil bekannt haben; sie schließt sich auf diese Weise an die evangelischen Kirchen an, welche im sechszehnten Jahrhundert ihren Glauben mit so bewunderungswürdigem Einklange in ihren symbolischen Büchern und insonderheit in der helvetischen Confession ausgedrückt haben.

Sie bezeugt mit ihnen die göttliche Eingebung, die Autorität und vollkommene Genugsamkeit der heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes.

Sie bekennt den Glauben an einen einigen Gott, Vater, Sohn und heiligen Geist, und erkennt, daß es im Zustande des Abfalls, der Sünde und Verdammniß des Menschen, für denselben nur Ein Mittel des Heils giebt, nämlich den lebendigen Glauben an Jesum Christum, Gott geoffenbaret im Fleische, wahren Gott und wahren Menschen, einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen und Hohenpriester des neuen Bundes, der dahingegeben ist um unserer Sünden willen und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, sitzet zur Rechten Gottes, von wo er alle Gewalt ausübet im Himmel und auf Erden, von wo er durch den heiligen Geist, den er vom Vater sendet, den Gläubigen und der Kirche alle zur Wiedergeburt und zur Vollbringung guter Werke nothwendigen Gnaden mittheilt, und von wannen er kommen wird, die Todten zu erwecken, den Erdkreis mit Gerechtigkeit zu richten und den Seinigen das ewige Leben zu geben; welcher, mit Einem Worte, mächtig ist, alle diejenigen vollkommen zu erlösen, die sich Gotte nahen durch Ihn.

Das ist in den Augen der Kirche Mittelpunkt und Grundlage der christlichen Wahrheit.

Art. 3. Die freie Kirche weiht sich ganz dem Dienste und der Ehre Jesu Christi, den sie als ihr einiges Haupt anerkennt und dem allein sie, in-

dem sie dem Kaiser giebt, was des Kaisers ist (Matth. 22, 21.), entschlossen ist, Gehorsam zu leisten, wie ein treues Weib ihrem Manne, und durch die Kraft, die sie nur von ihm erwartet.

Art. 4. Diesen Grundsätzen gemäß erklärt die freie Kirche ihre Absicht, brüderlichen Verkehr mit allen Kirchen zu unterhalten, welche desselben geistlichen Lebens leben und denselben Glauben bekennen, und sich allen diesen wo möglich immer inniger anzuschließen.

Art. 5. Die freie Kirche betrachtet sich wie als Theil der allgemeinen Kirche, so als eine heilige Berufung Gottes. Ohne zu vergessen, daß die Taufe, die uns selig macht, nicht ist ein Abthun des Unflaths am Fleisch, sondern der Bund eines guten Gewissens mit Gott durch die Auferstehung Jesu Christi (1 Petr. 3, 21.), erkennt sie an, daß die von getauften Eltern gebornen Kinder durch diese Thatsache in die äußere Kirche eingeführt sind und daß die Wassertaufe die Form für diese Einführung ist.

Demzufolge läßt sie zu allen ihren gottesdienstlichen Handlungen und insbesondere zu der Feier des heiligen Abendmahles die Glieder anderer Kirchen zu, die unter eigener Verantwortung vor Gott daran Theil nehmen wollen. Ebenso bietet sie die Gnadenmittel, deren Verwaltung ihr anvertraut ist, allen denjenigen dar, die sie benutzen wollen.

Was ihre innere Organisation betrifft, so erkennt sie als ihre Mitglieder und behandelt als solche alle diejenigen, welche getauft sind und ihr Taufgelübde bestätigt haben und dann ihren Willen kund geben, ihr anzugehören.

Die Kirche sorgt für den religiösen Unterricht und die geistliche Entwickelung der Kinder, ohne jedoch den den Eltern hiebei zustehenden wesentlichen Antheil vermindern zu wollen.

Art. 6. Die freie Kirche regiert sich durch stehende Körperschaften, deren jede in ihrem Bereich die Aufgabe hat, das geistliche Wohl der Kirche und ihrer Glieder zu schaffen, damit das Ganze, zusammengefüget und verbunden durch alle Gelenke der Handreichung, nach der Wirkung eines jeglichen Gliedes in seiner Maaße, des Leibes Wachsthum vollbringt, zu seiner selbst Erbauung in der Liebe (Eph. 4, 16.). Diese Körperschaften sind: die kirchlichen Gemeinversammlungen, die Kirchenräthe, die Synode und ihre Commissionen.

So weit der erste Abschnitt. Aus den übrigen mögen nur noch folgende Bestimmungen hervorgehoben werden: Die Gemeinversammlung jeder Kirche besteht aus allen zu dieser Kirche gehörigen Männern, die das 21. Jahr zurückgelegt haben und die, nachdem sie von ihren Lehren und Einrichtungen Kenntniß genommen haben, ausdrücklich ihre Beipflichtung erklären. — Jede Kirche hat ihren Rath, der aus dem Pfarrer oder den Pfarrern und einer Anzahl Aeltesten besteht. Die Synode besteht aus Pfarrern und Aeltesten. Sie ist unter Anderm mit der Abfassung der zum Gebrauch beim Gottesdienst und Religionsunterricht bestimmten Bücher beauftragt, aber sie darf sie den Kirchen nur empfehlen. Sie beschäftigt sich auch mit der Evangelisation und mit allen christlichen Werken, die die Förde-

rung des Reiches Gottes zum Zweck haben. Die Kirchenbeamten sind die Prediger, die Aeltesten, die Diakonen und Diakonissinnen, die Vorleser und Vorsänger. Die Aeltesten können auch im Verhinderungsfalle des Pfarrers und mit eigener Einwilligung zu geistlichen Amtsthätigkeiten berufen werden, die die Synode bestimmt. Endlich übt die freie Kirche eine im Geist der Liebe und wesentlich auf dem Wege der Ueberzeugung und des Wortes Gottes sich vollziehende Kirchenzucht.

Suchen wir nun noch den Zustand der freien Kirche, wie er sich dem unbefangenen Auge des fremden Beobachters darstellt, mit wenigen Zügen zu schildern, wobei das Statistische natürlich Nebensache bleiben muß.

Zuerst von ihrer Ausbreitung und ihrem äußern Bestande. Die freie Kirche zählt zwischen 30 und 40 Gemeinden, die über den ganzen Kanton zerstreut sind. Die meisten derselben befinden sich in den Städten und größern Dörfern. Für Entferntere werden von den Geistlichen noch besondere Zusammenkünfte gehalten. Die Zahl der Mitglieder dieser Gemeinden ist sehr verschieden. Die Gesammtzahl der effectiven Mitglieder aller Gemeinden oder Kirchen dürfte auf 5000—6000 angegeben werden, eine Summe, welche aber nicht den wirklichen Bestand der gewöhnlichen Theilnehmer an den gottesdienstlichen Handlungen der freien Kirche ausdrückt, da diese theils aus Anhänglichkeit für ihre ehemaligen Pfarrer, theils aus Vorliebe für die in der freien Kirche herrschende einfachere Predigtweise von Vielen besucht wird, die der Nationalkirche als Institution zugethan sind, und sich daher nicht in die Register der ersteren einschreiben lassen. Alle öffentlichen Beamten sind ohnedieß durch das Gesetz des Staates vom Besuch der freien Kirche abgehalten. Die meisten Mitglieder der letztern gehören den höhern Ständen oder der gebildetern Mittelklasse an. In dieser muß man sich freilich auch viele schlichte Landleute denken, die aber — eine Frucht der religiösen Bewegung — durch die Religion und das Interesse für christliche Fragen einen oft überraschenden Grad wahrer Geistes- und Herzensbildung erlangt haben. Für den Unterhalt ihrer Geistlichen sorgt die freie Kirche durch freiwillige Beiträge. An einigen Orten hat sie, ebenfalls aus freiwilligen Steuern, Kapellen für ihre Gottesdienste erbaut; in andern werden diese noch in für diese Stunden eingeräumten Zimmern gehalten.

Eine unter dem Druck entstehende, so ganz im Kleinen anfangende und auf enge Räume angewiesene Kirche sieht sich aber in Ansehung des Cultus unwillkürlich in eine einfache, den Urgemeinen ähnliche Form versetzt. So haben denn, beiläufig bemerkt, die Geistlichen der freien Kirche, indem sie aus den großen kirchlichen Räumen in die kleinen und bürger-

lichen der Zimmer übergingen, nach und nach alle auszeichnende Amtstracht abgelegt, wohl in dem Gefühle, daß der weite Talar mit den letztern so sehr im Mißverhältnisse als mit den erstern in Harmonie stehe. Einige mochten wohl auch durch diesen letzten Ueberrest nicht gern an die Staatskirche erinnern oder erinnert werden. Die Hauptsache ist, daß auch in diesen beschränkten Verhältnissen Alles in den Versammlungen der freien Kirche zur Erbauung, ehrbarlich und ordentlich geschieht, und daß die Hauptbestandtheile des evangelischen Gottesdienstes in ihnen vorhanden sind. Auch hier aber hat sie sich, wenigstens an den meisten Orten — denn die Verfassung läßt den einzelnen Kirchen große individuelle Freiheit — so ziemlich aller herkömmlichen Cultusformen entledigt und ist auf das Elementare zurückgegangen. So hat man z. B. das liturgische Formular fast gänzlich fallen lassen, obgleich die Verfassung die bisher gebräuchliche Liturgie den einzelnen Kirchen empfiehlt, bis die beschlossene neue ausgearbeitet sei. Nur hin und wieder tönt in dem freien Gebete die alte Liturgie der Nationalkirche, besonders das ergreifende Sündenbekenntniß, noch durch. Diese Abneigung der freien Kirche gegen das Formular erklärt sich leicht theils aus der Natur einer Hauskirche, theils aus dem Hervorgang derselben aus der Nationalkirche. Es findet eben in letzterer Hinsicht eine Reaction gegen das etwas werkmäßige Lesen und Beten der letztern statt. Die Prediger hatten das Formular so oft und lange ohne alle Freiheit, es nach den Umständen und Erfordernissen der Gemeinde zu verändern, abgelesen, die letztere es bis zum Ueberdrusse von oft nachlässigen Liturgen ablesen hören, daß beide Theile sich der Gelegenheit freuten, wo sie sich dieser Fessel der Andacht — was die Formel freilich nicht an sich ist, wozu man sie aber gemacht hatte — einmal entledigen konnten. Uebrigens ist ja der reformirten Kirche eine gewisse Abneigung gegen das Formular eigenthümlich, eine Abneigung, welche in manchen Geistlichen und Gemeindegliedern Frankreichs und der französischen Schweiz durch den Einfluß der Kirche Schottlands, wo jene Abneigung im höchsten Grade zu Hause ist, vielleicht noch gesteigert wurde. Endlich aber liebt ja eine in ursprünglichem Leben stehende engere Gemeinschaft jederzeit schon an sich freies Gebet. Dieß Alles muß in Betracht gezogen werden, um ein so völliges Aufgeben des Herkömmlichen zu begreifen. Wahrscheinlich muß es aus den nämlichen Ursachen erklärt werden, warum das an die Spitze der Verfassung gestellte Glaubensbekenntniß bisher unseres Wissens nirgends in der freien Kirche gesprochen wird, wie man doch, ohne Zweifel nach der ursprünglichen Absicht dessen, von dem der erste Gedanke eines solchen ausgegangen war, hätte erwarten sollen, und zwar um so mehr,

da mit der Liturgie wohl auch in den meisten Gemeinden das apostolische Symbolum außer Gebrauch gekommen ist. Dagegen hat auch sie löblicherweise die in der calvinischen Kirche übliche Schriftvorlesung in ihren Cultus eingeführt; leider aber scheint man, wie in den Nationalkirchen, mehr nach ganz allgemeinen Rücksichten, als nach einem geordneten Plane zu verfahren. Im Ganzen findet also auch hier die fortlaufende Lesung ganzer biblischer Bücher statt. Dieser Mangel an geordneter Schriftvorlesung hängt bekanntlich mit dem in der reformirten Kirche, besonders im calvinischen Typus, von jeher minder entwickelten Bewußtsein vom Kirchenjahre zusammen. — Was den Gesang betrifft, so brauchte die freie Kirche zuerst noch den Psalter, ergänzte ihn aber durch eine kleine Liedersammlung. Gegenwärtig wird den Kirchen aber ein eigentliches Gesangbuch, mit dessen Redaction Professor Chappuis beauftragt war, empfohlen.

Besonders aber hat sich mit dem Uebergang aus den Kirchen in die Kapellen und Säle die Form der Predigt verändert. Natürlich wurde sie einfacher, vertraulicher, freier von gewissen stehenden Formen; die eigentliche Predigt verschwand immer mehr und machte der Homilie oder auch ganz formloser Schrifterklärung und Anwendung Platz. Es ist der Individualität des Predigers mehr Spielraum gelassen, daher denn hier eine größere Mannigfaltigkeit herrscht, als in den Nationalkirchen. Der vorherrschende Charakter dieser Predigtweise ist eine große Entschiedenheit: es wird auf kräftige persönliche Bekehrung und Heiligung gedrungen, und dieß oft in einer Weise, wobei man die ruhige Versenkung in die objectiven Heilsthatsachen und in das Gefühl der Gnade etwas vermißt. Dem entsprechend geht das Streben hauptsächlich auf Erweckung, und so hört man da öfter als anderswo besondere Erweckungspredigten. Doch, wie gesagt, hier ist nur von dem vorherrschenden Charakter der Predigtweise die Rede. Bei Vielen jener Geistlichen findet sich eine echte Harmonie aller Seiten einer evangelischen Predigt und bei allen das sichtbare Streben, von allem Einseitigen sich frei zu machen. Uebrigens betrifft das hier Gesagte nicht ausschließlich die in der freien Kirche vorherrschende Predigtweise, sondern die der ganzen neuern französischen, ja mehr oder weniger aller neuern Erweckungen. Im Allgemeinen darf man gestehen, daß man selten eine lebendigere, innigere und den inwendigen Menschen ergreifendere Predigt hören wird, als in den Versammlungen der freien Kirche. Der ganze Gottesdienst in diesen bescheidenen Formen und Umgebungen macht den Eindruck würdevoller Einfachheit und großen Ernstes; vor Allem fühlt man wohlthätig den innigen Zusammenhang zwischen dem Geistlichen und

der Gemeine. Man wird in diesen Zusammenkünften, besonders bei der oft tief ergreifenden Feier des heil. Abendmahles, unwillkürlich an das erinnert, was Luther in bekannten Stellen seiner Schriften von der dritten Weise des Gottesdienstes sagt, „so die rechte Art der evangelischen Ordnung haben sollte" u. s. f., ein Ideal, dem freilich in der Wirklichkeit im Allgemeinen noch ähnliche Hindernisse entgegenstehen, wie zur Zeit des großen Reformators.

Erfreulich ist auch die Art, wie sich in der freien Kirche, kraft ihrer Organisation, die mancherlei Gaben hin und wieder äußern, besonders die des Gebetes. Man hört da Gebete von Aeltesten und einfachen Gemeindegliedern aussprechen, die durch das in ihnen athmende Glaubensleben tief erbauen und durch ihren biblischen und liturgischen Charakter der gottesdienstlichen Feier ganz angemessen sind. Bei vielen Mitgliedern findet sich eine große Vertrautheit mit dem Worte Gottes, das die Geistlichen auch noch in besondern Bibelstunden erklären und anwenden.

Von der christlichen Thätigkeit der freien Kirche überhaupt läßt sich sagen, daß sich in allen Theilen ihres Organismus Leben und Bewegung zeigt: so in ihren Presbyterien, in ihren Synoden, in Zusammenkünften zwischen Geistlichen und Laien und ganzen Gemeinden, Vereinen für innere und äußere Mission u. s. f. Die Gemeinden scheuten bisher kein Opfer, um ihre Geistlichen, die Armen, die zahlreichen gemeinsamen Werke zu unterhalten; jene aber liegen hinwiederum bei einem geringen Auskommen, dessen Vermehrung sie beharrlich verweigern, ihren Pflichten mit der freudigsten Aufopferung ob. Hervorgehoben kann noch werden, daß, was Vinet so sehr betonte und was auch die Kirchenverfassung nicht vergaß, von denselben das Band mit der allgemeinen Kirche fleißig gepflegt wird durch schriftlichen Verkehr mit andern Kirchen und Gemeinschaften, Besuch von großen christlichen Vereinigungen u. s. f., besonders auch durch das Streben, in Predigten und bei jeder Gelegenheit dem Geist der Ausschließlichkeit entgegenzuarbeiten und das Bewußtsein der allgemeinen Kirche zu wecken.

Endlich besitzt die freie Kirche eine theologische Facultät, welche, aus den augenblicklichen Bedürfnissen entstanden, seither im Segen wirkt. Die vier Professoren derselben sind sämmtlich der deutschen gläubigen Theologie mit Liebe zugewandte Männer. Der Geist, der hier waltet und von hier auf die künftigen Leiter der Kirche ausgeht, darf als ein Geist der Demuth und des Friedens bezeichnet werden. Man findet da eine klare Einsicht in die kirchlichen Verhältnisse der Gegenwart, eine unbefangene und bescheidene Würdigung der Stellung der freien Kirche und ihres Prin-

cips in unserer Zeit. Dafür bürgt schon der Name eines Bulliemin, des Lehrers der Kirchengeschichte an dieser Anstalt.

In der Verfassung der Staatskirche ist seit 1839 nichts geändert worden; dagegen hat ihr äußerer Bestand durch die Secession eine bedeutende Veränderung erlitten. Die dadurch in der Geistlichkeit entstandenen Lücken wurden allmählich ausgefüllt, und zwar nicht sowohl durch Waadtländer, da beinahe alle Studirenden der Akademie den Demissionärs nachfolgten, als durch Anstellung fremder Geistlicher. Aber nicht bloß den größten Theil ihrer treuesten Diener, sondern auch die große Mehrzahl ihrer lebendigsten Gemeindeglieder verlor die Landeskirche durch die Demission. Die Aufgabe der Treuesten und Würdigsten unter den in der Staatskirche gebliebenen Geistlichen ist dadurch um so schwieriger geworden. Durch eine Menge Geschäfte, zu denen sie als Staatsbeamte verbunden sind, wird ihnen ein großer Theil der Zeit und Kraft zu seelsorgerlicher Wirksamkeit entzogen. Die mangelhafte Organisation der Kirche verhindert jede freiere Bewegung. So stehen die lebendigen Elemente in ihr vereinzelt da. Die große Mehrzahl kommt nicht zu einem wirklichen kirchlichen Leben und folgt mehr gewohnheitsmäßig dem Zuge zur Kirche hin. Doch steht es in dieser Beziehung im Kanton Waadt nicht schlimmer, als in vielen andern Gegenden, wo die kirchliche Organisation an denselben Mängeln leidet. Uebrigens soll in letzterer Zeit durch den Wetteifer mit der freien Kirche auch die Nationalkirche gewonnen haben.

Der Cultus hat seit der Reformation fast keine Abänderung erlitten. Zwar ist gerade dieser calvinische Cultus etwas mannigfacher organisirt, als z. B. der in den zwingli'schen Kirchen, und die Liturgie sehr schön; nur ist diese durch beständig unverändertes und oft lebloses Vortragen und Anhören zur Gewohnheitssache geworden. Auch die Schriftvorlesung besteht noch, aber ohne alle Ordnung; es werden ganze Bücher, oder was dem Vorleser gerade beliebt, gelesen. Man singt noch Psalmen, der Gesang ist aber meistens sehr vernachlässigt. Das waadtländische Volk ist, mit Ausnahme der Gebirgsgegenden, wenig musikalisch.

Die theologischen Studien an der Akademie litten durch die Demission der meisten Professoren sehr. In letzter Zeit berief die Regierung auf den Lehrstuhl der praktischen Theologie einen talentvollen und evangelisch lebendigen Pfarrer, der auch mit der deutschen Theologie sehr vertraut sein und anregend auf die Studirenden wirken soll.

Was schließlich das Verhältniß der beiden Kirchen zu einander betrifft, so scheint dasselbe in letzterer Zeit immer mehr ein freundliches und gegenseitig anerkennendes zu werden. Die freie Kirche macht

natürlich keinen andern Anspruch, als den der religiösen Freiheit. Auf Seiten der Nationalkirche muß man unterscheiden zwischen der Regierung und ihrer Parthei im Volke einerseits und der Geistlichkeit und dem ernstern Theil der Gemeinde andererseits. Von jener Seite, auf welcher man nun einmal streng das Princip der Staatsreligion festhält und die freie Kirche zudem als politische Parthei betrachtet, kann diese natürlich höchstens Duldung erwarten, die denn auch in jüngster Zeit allmählich die Oberhand zu gewinnen anfängt. Dagegen nimmt man mit Freuden wahr, daß an vielen Orten zwischen den Besonnenen auf beiden Seiten und besonders auch zwischen den Geistlichen ein friedliches und brüderliches Vernehmen sich immer mehr festsetzt, was sich selbst in gegenseitiger Aushülfe auf dem Gebiete der speciellen Seelsorge erweist. Daraus darf man aber keineswegs den Schluß ziehen, es werde die freie Kirche nach und nach ihre Stellung aufgeben und sich wieder mit der Nationalkirche vereinigen. Manche Wohldenkende geben sich der Hoffnung hin, diese Vereinigung dürfte stattfinden, sobald etwa durch eine politische Veränderung auch eine freiere Gestaltung des Verhältnisses zwischen dem Staat und der Kirche herbeigeführt würde. Allerdings haben die Geistlichen der freien Kirche nicht in Kraft des Princips der Trennung von Kirche und Staat die Landeskirche verlassen, und diesen Standpunkt dürften wohl die meisten unterdessen nicht geändert haben; soviel aber scheint gewiß, daß sie während der sechs oder sieben Jahre des Bestehens der freien Kirche trotz aller Entbehrungen und Opfer ihre Stellung lieb gewonnen haben. Ob eine Zeit kommen, ob Verhältnisse und Umgestaltungen eintreten werden, wo die Geistlichen und Mitglieder der freien Kirche die Vorzüge jener Stellung auch in der Staatskirche wieder finden würden: diese Frage kann erst die Zukunft beantworten. Das aber hoffen wir zuversichtlich, daß auch diese Trennung trotz aller jetzigen scheinbaren Nachtheile zu einer höhern Läuterung und Befestigung des kirchlichen und christlichen Lebens im Waadtlande führen werde.

Asterisken zur innern Zeitgeschichte.

1.

Die „Oesterreichische Correspondenz" brachte in den ersten Tagen dieses Jahres einen Artikel, der fast in alle deutschen Blätter übergegangen ist, weil er überall als ein durch die vertrauten Beziehungen des genannten Organes höchst bedeutsamer Artikel betrachtet worden zu sein scheint. Es heißt darin unter Anderem über die im Jahr 1815 zu Stande gekommenen europäischen Verträge: „Durch die Heilighaltung dieses geschriebenen öffentlichen Rechtes der europäischen Staaten ist nicht nur ihr Bestand gesichert und für ihre Beziehungen eine feste, gesetzliche Unterlage gewonnen, sondern es hat sich auch das öffentliche Rechtsgefühl in einer Weise ausgebildet, daß es der Willkühr und der Leidenschaft einen Damm entgegensetzt und dadurch die wirksamste Bürgschaft des Friedens bildet. Unter der Herrschaft dieser Verträge hat die Welt große Segnungen genossen, Fortschritte gemacht, und alle Völker haben an Reichthum, Macht und innerer Wohlfahrt zugenommen. Wenn daher die Mächte in diesem Augenblicke auf diese Verträge zurückweisen, wenn sie vor jeder Verletzung derselben sich verwahren, so erfüllen sie nur eine heilige Pflicht. Man hat seit dem Jahre 1815 nicht mit Starrheit an einzelnen Bestimmungen gehalten. Man hat den Wortlaut von Verträgen, bestimmt, den allgemeinen Frieden zu wahren, nicht zur Kriegsfrage erhoben, wenn das allgemeine Interesse und die Besonnenheit der Cabinette andere Auswege erblicken ließen. Man hat deßhalb unter Wahrung des Bestandes der Tractate unabweisbare Thatsachen in das öffentliche Recht Europa's einregistrirt. Das Kaiserthum in Frankreich ist eine solche Thatsache."

Es kommt uns nicht in den Sinn, die Nothwendigkeit der Heilighaltung jener Verträge irgendwie in Zweifel zu ziehen, ebenso wenig als die mannigfachen Segnungen, welche die Welt unter ihrer Herrschaft genossen, die Fortschritte, welche die Völker an Macht und Reichthum unter derselben gemacht haben. Wir sind es sogar vollkommen zufrieden, daß man unter Wahrung jener Tractate „unabweisbare Thatsachen", welche mit dem Wortlaut jener Verträge im contradictorischen Widerspruch stehen, „nicht zur Kriegsfrage erhoben", sondern, wie z. B. das erneuerte Kaiserthum der Bonaparte's in Frankreich, „in das öffentliche Recht Europa's

einregistrirt" hat. Dagegen würden wir nicht mit der gleichen Zuversicht das zu unterschreiben vermögen, was die „Oesterreich. Correspondenz" der Herrschaft jener Verträge an Einfluß auf die „innere Wohlfahrt" aller Völker nachrühmt. Es scheint uns doch mit diesem Ausdruck Angesichts vieler laut genug redenden Thatsachen der Mund etwas zu voll genommen. Vollends aber, wenn nach der „Oesterreich. Correspondenz" unter die Güter, die wir der Herrschaft jener Verträge verdanken, auch das gerechnet wird, daß „das öffentliche Rechtsgefühl in einer Weise sich ausgebildet" haben soll, daß es der Willkür und der Leidenschaft einen Damm entgegensetzt und dadurch die wirksamste Bürgschaft des Friedens bildet, so wüßten wir ganze Reihen von Thatsachen aus der Geschichte, z. B. der letzten fünf Jahre, anzuführen, welche unabweisbar und absolut einer solch' optimistischen Betrachtungsweise widerstreben. Um anderer zu geschweigen, wollen wir nur einer einzigen gedenken, die man — wie es nicht bloß uns dünkt — gerade während dieser Zeit bis zur Bedeutung einer „Kriegsfrage" hat heranwachsen lassen und hinsichtlich deren das angeblich so sehr ausgebildete öffentliche Rechtsgefühl manchen Orts — selbst wo man es am wenigsten erwarten sollte — in sehr bedenklicher Weise sich verleugnet, ja welche den verhängnißvollsten Rückschritt eines einst dagewesenen öffentlichen Rechtsgefühles auf's unzweideutigste documentirt. Um das Jahr 1815, ja beinahe während aller Decennien zwischen 1773 und 1815 war im Durchschnitt in der katholischen Kirche des civilisirten Europa endlich ein Geist herrschend geworden, der es nicht zugelassen haben würde, was unlängst im Großherzogthum Toscana sich zugetragen hat, nämlich daß der Wirth Franzesco Madiai wegen Bekenntnisses zum evangelischen Glauben zu 56 Monaten Gefängniß in einem Zwangsarbeitshaus und seine Gattin Rosa Madiai zu 45 Monaten Gefängniß, beide aber in die Kosten, d. h. zu 200 Lire Geldbuße, und nach Verbüßung ihrer Strafe zu drei Jahren polizeilicher Beaufsichtigung verurtheilt worden sind. Wir wiederholen es: dergleichen wäre nicht möglich gewesen in dem Staate, den der ehemalige Großherzog, nachmalige Kaiser Leopold zu einer so hohen Blüthe erhoben, dem er eine berühmt gewordene Gesetzgebung verliehen. Es wäre nicht möglich gewesen, daß dieser schauerliche Richterspruch, wenn auch gefällt, die Bestätigung erlangt hätte, nachdem er im Schooße des Gerichtshofes nur durch die Majorität der einen Stimme des Präsidenten zu Stande gekommen war. Es wäre nicht möglich gewesen, daß man die beiden Eheleute fortwährend in schwerer Kerkerhaft behalten hätte, nachdem ein mächtiger Monarch durch einen Special-Gesandten seine Fürsprache für sie eingelegt, nachdem eine eigene Deputa-

tion aus den angesehensten Männern der evangelischen Kirche Englands, Deutschlands, Hollands, Frankreichs und der Schweiz fürbittend in gleicher Absicht vor dem Großherzog von Toscana erscheinen zu dürfen begehrt hatte. Es wäre nicht möglich gewesen, daß man allen Vorstellungen gegenüber sich hinter den nichtigen Vorwand verschanzt hätte, daß auch protestantische Regierungen in ihrem eigenen Lande in Religionssachen sich zu mischen pflegen, als ob protestantische Regierungen seit 150 Jahren dergleichen gethan, als ob, wenn von frühern wirklich je etwas Aehnliches geschehen, nicht der Protestantismus längst über dieselben gerichtet hätte. Es wäre unmöglich gewesen, daß man das unvergleichbar anders geartete Einschreiten protestantischer Regierungen gegen die sogenannten freien Gemeinden und ähnliche socialistische Secten zur Rechtfertigung des Verfahrens gegen die Madiai's angeführt hätte, nachdem das protestantische Europa sie wiederholt für seine Glaubensgenossen, für Angehörige einer der Confessionen, welche im Frieden von Osnabrück garantirt wurden, feierlich anerkannt hatte. Es wäre unmöglich gewesen, daß man die entehrende peinliche Strafe der evangelisch gewordenen Madiai's als gerechte Repressalie für die Landesverweisung des katholisch gewordenen Malers Nilson in Schweden, für die bloße Ausweisung des Jesuitenpaters Holzammer aus Mecklenburg zu erklären, daß man solche Ausweisungen und schwere Kerkerhaft als die gleiche Sache, daß man die Angehörigkeit zu einem sittlich und rechtlich unbescholtenen Religionsbekenntniß, welches der katholischen Kirche urkundlich nie die christliche Anerkennung verweigert hat, und die Zugehörigkeit zu einem sittlich und rechtlich höchst bescholtenen, sogar von einem Papst ob seiner Bescholtenheit einst aufgehobenen Orden, der den erklärten Zweck verfolgt, den Protestantismus durch Anwendung jedes Mittels auszurotten, als eine Personenfrage von gleicher Bedeutung zu bezeichnen gewagt hätte! Es wäre unmöglich gewesen, daß, wenn damals schon die Presse unter so strenger moralischer Controle einer conservativen Partei gestanden hätte wie heutzutage, Blätter wie die „deutsche Volkshalle" das, was in Toscana bestraft wurde, unter die „Vergehen, welche gewiß der Criminalcodex keines europäischen Staates ungeahndet lassen würde", hätten rechnen dürfen, ohne daß jene conservative Partei mit Indignation solche Helfershelfer von sich abgeschüttelt hätte. Es wäre unmöglich gewesen, daß, wenn man es gewagt hätte, auf die Humanität, die für die Madiai's Fürsprache einlegte, durch Coordination mit dem Strafcodex ein zweideutiges Licht fallen zu lassen, wie jene „Deutsche Volkshalle" oder wie ein „Deutsches Volksblatt" die christliche Humanitätsidee mit

dem wegwerfenden Prädicat einer „Freimaureridee" zu zeichnen, nicht etwa alle Freimaurer, sondern alle Menschen in der ganzen Nation diese Schmach für den deutschen Namen tief empfunden haben würden. Es wäre unmöglich gewesen, daß, wenn alle Organe der Presse dieses Schlages unisono die Madiai's als für englisches Geld, für die politischen Zwecke Englands erkaufte und denselben hochverrätherisch dienstbare Proselyten erklärt hätten, eine solche niederträchtige Verläumdung nicht allenthalben den Stab über die Denuncianten selbst gebrochen haben würde. Es wäre nicht möglich gewesen, daß, nachdem solche Anklagen schon dadurch, daß selbst der Staatsanwalt sie nicht zu erheben gewagt hatte, Lügen gestraft worden waren, nichtsdestoweniger eine „historisch-politische Zeitschrift für das katholische Deutschland" fortgefahren hätte, sie stets von Neuem zu erheben, ja ihre fanatische Wuth dadurch zu kühlen, daß sie nun satanischen Mord an dem sittlichen Ruf der Unglücklichen zu üben versuchte, wie es Bd. 30. Heft 12. S. 814. in den Worten geschehen ist: „Die evangelischen Sympathieen wurden einem italienischen Lohnlakai und — dessen Frau zu Theil, die sich gegen die Florentinischen Gesetze vergangen und die, einer Klasse von Leuten angehörig, denen Jedermann gerne aus dem Wege geht, da sie, wie Jedermann weiß, in der Regel von Betrug und Unzucht lebt, wenigstens für sich noch durch keinen Beweis der Welt dargethan, daß sie eine Ausnahme von der Regel sind."

Nicht bloß München unter dem König Max und dem Kronprinzen Ludwig, sondern Deutschland und Europa hätten an solcher historisch-politischen Weise, selbst wenn sie sich mit Bildern von Guido Görres und dem Grafen Pocci zu verzieren gewußt hätte, das Brandmal erkannt, das sie von Haus aus an sich trägt, das ihr nicht erst durch das glühende Eisen aufgedrückt zu werden braucht. Deutschland und Europa endlich würden sich überzeugt haben, wie elend es um das Recht zu einer Anklage stehen muß, die solche Partisanen zur Seite hat, die es bedarf, daß man sie der Reihe nach, wenn das eine gegen die Wahrheit nicht mehr Stich hält, durch ein anderes der genannten Mittelchen stütze. Man „hat unter Wahrung des Bestandes der Tractate unabweisbare Thatsachen in das öffentliche Recht Europa's einregistrirt." Wohl! Welcher Tractat hindert das Großherzogthum Toscana, die „unabweisbare Thatsache", daß das civilisirte Europa die Anwendung des Criminalcodex in Glaubenssachen seit Christian Thomasius verabscheuen gelernt hat, in sein öffentliches Recht einzuregistriren? Hat für eine österreichische

Secundogenitur, wenn auch in Italien, der europäische Tractat, welcher Westphälisches Friedensinstrument heißt, hat für dieselbe das heutige öffentliche Recht des Kaiserstaates nichts, gar nichts, nicht einmal etwas von moralischer Geltung? Was würde wohl, wenn Kaiser Joseph II. oder sein Bruder Leopold, was, wenn selbst Kaiser Franz I., der doch den Zillerthalern wenigstens das traurige Recht der Auswanderung ließ, etwa wie Kaiser Franz Joseph I. in Berlin einen Besuch gemacht hätten, die „Besonnenheit der Cabinette" über diese toscanische „Anerkennungsfrage" vereinbart, welche „Auswege" würde sie zur Erledigung derselben, damit sie nicht zu einer „Kriegsfrage" der schlimmsten Art heranwachse, etwa entdeckt haben? Wir möchten die „Oesterreichische Correspondenz", welche seiner Zeit den Eintritt von Gesammtösterreich in den deutschen Bund so außerordentlich warm befürwortet hat, dringend bitten, jene toscanische Frage auf's ernstlichste in „officielle" oder auch nicht officielle „Erwägung" zu ziehen, bevor sie, sei es das letztere, sei es das Thema von der „innern Wohlfahrt" und der „Ausbildung des öffentlichen Rechtsgefühles" in so zuversichtlichem Tone wieder aufnimmt. Wir wissen recht gut, daß manchen Ortes unsre Worte wirkungslos verhallen werden. Aber man möge nicht das Zeichen der Zeit mißachten, welches darin liegt, daß selbst ein Blatt, welches alle seine Worte so sehr in eine fast officielle Erwägung zu ziehen pflegt, daß selbst die „Allgemeine Zeitung" schon vor Monaten dem Publicum der „Deutschen Volkshalle" Folgendes zu bedenken zu geben sich gedrungen fühlte: „Sie mögen das Wort der heiligen Schrift nie vergessen: „„Was du nicht willst, daß dir geschehe, das thue auch Andern nicht."" Die Verurtheilung der Madiai in Florenz und die einstige gezwungene Auswanderung der „Inclinanten" in Tyrol nach Preußisch-Schlesien sollte von denen, welche im Namen der menschlichen und göttlichen Gesetze Billigkeit und Toleranz verlangen, mit demselben Maaße gemessen werden, das sie in ähnlichen Fällen für sich in Anspruch nehmen. Freilich sind solche Mahnungen zu gegenseitiger Billigkeit im Voraus gewiß, von beiden Extremen mit Hohn zurückgewiesen zu werden." Was sagt die „Oesterreichische Correspondenz" dazu? (Th. T.)

2.

Der „**Rambler**", eines der echauffirtesten Organe des Cardinalerzbischofs Wisemann in London, spricht mit der anerkennenswerthesten Offenheit Folgendes aus, wovon der Protestantismus und alle Staatsgewalten wohlthun werden Act zu nehmen: „Wir sind Kinder einer Kirche, welche

stets die tiefste Feindschaft gegen den Grundsatz der Religionsfreiheit ausgesprochen und nie auch nur den Schein einer Anerkennung der Lehre gegeben hat, daß bürgerliche Freiheit als solche überhaupt nothwendigerweise ein Segen sei. Wie unerträglich ist es doch, zu sehen, wie dieses erbärmliche Stichwort zur Täuschung der protestantischen Welt so volksthümlich unter uns ist. Wir sagen: zur Täuschung der protestantischen Welt, obschon wir damit durchaus nicht läugnen wollen, daß es viele Katholiken giebt, die sich wirklich einbilden, der Religionsfreiheit zugethan zu sein, und die nicht daran zweifeln, daß sie, wenn das Verhältniß umgekehrt und die Katholiken die Oberhand im Lande hätten, unter allen Umständen Andern dieselbe unbegränzte Duldung angedeihen lassen würden, die sie jetzt für sich verlangen. Mag aber ein duldsamer Katholik noch so aufrichtig sein, er ist es nur, weil er sich nicht die Mühe nimmt, seine eigenen Ueberzeugungen genau in's Auge zu fassen. Seine Absicht ist, die Protestanten zum Schweigen zu bringen, oder sie zu überreden, ihn unangefochten zu lassen, und da er in der That keine persönliche Feindschaft gegen sie fühlt und über ihren Glauben so herzlich lacht, als er denselben haßt, so überredet er sich, daß er wirklich die Wahrheit rede, wenn er sich für einen Vertheidiger der Religionsfreiheit ausgiebt und behauptet, daß Niemand wegen seiner religiösen Ueberzeugung belästigt werden sollte. Die Frucht davon ist, daß hie und da, aber sehr selten, Protestanten geblendet werden und bereit sind, ihren so unverhofft gefundenen Verbündeten als Bruder zu begrüßen. Nichtsdestoweniger sind sie betrogen; wir wiederholen es: Glaubet uns doch nimmermehr, Protestanten Englands und Irlands, wenn ihr uns unsere Freisinnigkeit ausposaunen höret. Wenn ihr einen katholischen Redner bei irgend einer öffentlichen Versammlung feierlich erklären höret, daß dieß der beschämendste Tag seines Lebens sei, wenn er aufgefordert wird, den glorreichen Grundsatz der Religionsfreiheit zu vertheidigen, so seid nicht so einfältig, dieß zu glauben. Das sind tapfere Worte, aber sie bedeuten nichts, nicht mehr als die Versprechungen eines Parlamentscandidaten an seine Wähler, wenn er auf der Rednerbühne steht. Er spricht nicht Katholicismus, sondern Protestantismus und Unsinn, und wird auch unter andern Umständen nicht mehr solchen Ansichten gemäß handeln, als ihr jetzt ihm gegenüber thut. Ihr fraget, wie er euch behandeln würde, wenn er Herr wäre im Land und ihr, wenn auch nicht der Zahl, so doch der Macht nach, in der Minderheit. Das, antworten wir, würde gänzlich von den Umständen abhängen. Wenn es der Sache des Katholicismus nützlich wäre, so würde er euch dulden, wenn

hinderlich, so würde er euch einkerkern, verbannen, an eurem Vermögen strafen, möglicherweise selbst hängen. Seid aber jedenfalls dessen versichert, daß er niemals um des „glorreichen Grundsatzes der bürgerlichen und religiösen Freiheit" willen euch Duldung gewähren würde. Religionsfreiheit in dem Sinn von Freiheit für Jedermann, seine Religion nach eigenem Belieben zu wählen, ist eine der gottlosesten Täuschungen, unserem Zeitalter aufgerückt von dem Vater der Lüge. Selbst der Name Freiheit, ausgenommen in dem Sinn von Erlaubniß, gewisse Handlungen zu vollbringen, sollte aus dem Gebiet der Religion verbannt werden. Er ist nichts mehr und nichts weniger als eine Lüge: Niemand hat das Recht, seine Religion zu wählen. Nur ein Atheist kann die Grundsätze der Religionsfreiheit aufrecht halten. Soll ich mich also an diesem abscheulichen Betrug betheiligen? Soll ich diese verdammungswürdige Lehre nähren, diesen Socinianismus und Calvinismus und Anglicanismus und Judaismus? Ist nicht jede derselben eine Todsünde, gleich Mord und Ehebruch? Soll ich meinem irrenden protestantischen Bruder die Hoffnung machen, daß ich mich nicht in die Angelegenheiten seines Glaubens mischen wolle, wenn er sich nicht in die meinigen mische? Soll ich ihn in die Versuchung führen, zu vergessen, daß er nicht mehr Recht zu seinen Religionsansichten hat, als zu meiner Börse, meinem Haus oder meinem Herzblut? Nein, der Katholicismus ist der unduldsamste Glaube, den es giebt. Er ist die Unduldsamkeit selbst, denn er ist die Wahrheit selbst. Wir könnten ebenso gut behaupten, daß ein Mann bei gesunden Sinnen zu glauben das Recht habe, daß zwei und zwei nicht vier sei, als diese Lehre von Religionsfreiheit zu glauben. Ihrer Gottlosigkeit kommt nur ihre Widersinnigkeit gleich."

(Th. T.)

3.

Die Weltgeschichte ist das Weltgericht und der Geschichtschreiber bekanntlich ein rückwärts gewendeter Prophet. Schlegel hat damit ganz recht. Wie würde es sich wohl sonst auch verlohnen, mühsam Geschichte zu studiren, wenn man nicht daraus lernen könnte, über dem Horizont der Vergangenheit zugleich, sei es die glücklichen Sterne, sei es die verhängnißvollen Constellationen der Zukunft, zu erschauen? Aber ob allen Geschichtschreibern auch diese Sehergabe verliehen ist? Viele sind berufen, aber immer nur Wenige auserwählt! Ob zu den Auserwählten auch jene deutschen Literarhistoriker gehören, die bereits vor mehrern Jahren mit Waffen und Gepäck, mit Fahnen und klingendem Spiel in's Lager der Demokraten übergegangen sind? Es ist schwer zu glauben; selbst die Polizei scheint es

nicht geglaubt zu haben; denn sie hat dem Lauf ihrer Bücher durch die Welt nichts in den Weg gelegt. Schon Horaz schrieb ja: pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas. Ob es aber glaublicher dadurch geworden ist, daß neuerdings den leichtbewaffneten und oft auch genugsam leichtfertigen Veliten ein schwerbewaffneter und ernsthafter Triarier nachgefolgt ist? Die badische Polizei und nach ihr die bayerische, die württembergische, die kurhessische scheinen es geglaubt zu haben. Ja in demselben Augenblick, wo wir diese Zeilen niederschreiben, vernehmen wir, daß auch in der Stadt der „reinen Vernunft" die Polizei sich an den Reigen angeschlossen habe. Ob darum aber wirklich der Moment gekommen wäre, von dem die Römer zu sagen pflegten: res ad triarios venit? Gewißlich für den Triarier selbst; denn er ist schon vor Gericht geladen und hat sich auch der Ladung gestellt. Und auch die ernst forschende, schwer bewaffnete und mit ihrer Wahrheit dem Irrthum, aber freilich auch hin und wieder mit ihrem Irrthum der Wahrheit und deren guter Sache schwere Wunden schlagende deutsche Wissenschaft steht „angebrachtermaßen" mit vor Gericht. Es gilt auch für sie: res ad triarios venit. Es naht, es droht ihr vielleicht ein entscheidender Ausgang. Das ist die höchst ernste Seite des fraglichen Handels. Aber ob, wie das Buch meint, wie die „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig 1853 bei Wilh. Engelmann", meint für die res der Monarchie der Moment gekommen ist, wo sie ad triarios venit? ob die große Götterdämmerung wirklich jemals eintreten wird, welche die rückwärts gewendeten Seher bereits geschaut haben wollen? Uns dünkt das eine Frage von ziemlich einfacher Beantwortung, vorausgesetzt, daß wir vorher ganz gewiß wüßten, an triarii ad rem venerint. Und dagegen steigen uns einige bescheidene Zweifel auf. Pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas, schreibt Horaz. Von dieser Licenz haben, dünkt uns, auch unsere demokratisch gewordenen Literarhistoriker und literarischen Kunsthistoriker in re, d. h. in der Sache, um die es sich hier handelt, einen ziemlich ausgedehnten Gebrauch gemacht. Die Sache, um die es sich hier handelt, ist die res publica. Die eigentlichen Erfinder der res publica aber waren höchst ernsthafte und mitnichten etwa besonders literarhistorische Männer. Sie hatten in foro und senatu, unter den Quiriten, coram, die Sache studirt. Sie waren so ernsthaft, daß sie für das ganze genus des infructuosum in negotiis keinen Sinn befaßen, dermaßen unliterarhistorisch, daß Saitenspiel und Dichtkunst unter ihnen für unwürdig galt des vir honestus. Ja sogar so weit gingen sie, viri honesti, daß im Jahre 162 v. Chr. das Senatusconsul-

tum de philosophis rhetoribusque ab urbe relegandis von ihnen erlassen würde. Hätte daher der alte Cato das politische Treiben und Prophezeien unserer literarhistorischen Veliten erlebt: gewiß, er hätte jede seiner Reden nicht mit der Carthago delenda, sondern mit einem gewichtigen: ceterum censeo non audiendos esse in re publica poetas, geschlossen. Und ob der alte Römer, der praktische Kopf unter dem alten so durch und durch praktischen Staats- und Rechtsvolk mit solchem ceterum censeo wohl so ganz unrecht gehabt, ob er unrecht gehabt, wenn er Bedenken getragen hätte, sich und den Staat der Sehergabe der literarhistorischen Veliten anzuvertrauen, die niemals in foro waren, die nie ad rem gekommen, sondern nur wissen, was von der res publica dicitur, traditur, fertur, fingitur, pingitur, poetae cecinerunt? Würde er sie nicht vorher ad rem, ad negotia sustinenda, auf's Forum geschickt und vor Allem ermahnt haben, ut de re publica honestius sentire, castius dicere edi-scerent? Aber die Triarier? Nun, — es dünkt uns — deren hätte es damals gar nicht gegeben, und zwar wegen des Senatusconsults de philosophis ab urbe relegandis. Quiriten von triarischem Zeug würden zu ihrer Ausbildung für die res publica überhaupt mehr nur in foro, coram, versirt, vielleicht sogar als Aedilen, Quästoren, Prätoren, Consuln es parum honeste erachtet haben, mit huiusce farinae hominibus, mendaciorum architectis, zu verkehren, sich durch sie **i n r e** die circulos turbiren zu lassen. Und es dünkt uns auch, sie hätten nicht so ganz Unrecht gehabt. Unser Triarier aber hätte wohl damals gar selbst die Catonische Motion aufgenommen, und wir hätten eine merkwürdig praktische lex des praktischen Volkes mehr zu registriren, die **l e x G e r v i n i a** de poetis ac philosophis in r e publica penitus non audiendis. Diese lex Gervinia hätte dann wahrscheinlich irgend ein neuerer Staatsschriftsteller etwa mit den Worten, die wir hier aus einem kürzlich erschienenen Buche*) ausnahmsweise excerpiren zu dürfen glauben, als ächte Quintessenz von Wahrheit in politischen Dingen commentirt: „Es ist das Erbübel der ... Gelehrten, daß sie mit der willkürlichen Bildung eines ganz allgemeinen Begriffs, ohne alle Rücksicht auf die Realität, beginnen und dann den Begriff nachträglich auf die Wirklichkeit anwenden. So haben namentlich die Philosophen den Begriff eines absoluten Staates erfunden, für den man in der ganzen weiten Welt vergebens nach irgend einer Analogie sucht und der, eben als ein rein willkürliches Schema, zur Erklärung keiner geschichtlichen Thatsache von Nutzen ist, um so mehr verwirrt und zu ganz

*) Deutschland und die abendländische Civilisation. Stuttgart 1852. S. 53.

falschen Theorieen verführt.“ In Summa: amicus Plato, amicus Aristoteles, sed magis amica veritas, d. h. res. Aristoteles hatte viel gelernt, und zwar foris und domi, d. h. im Leben, wie im Studirzimmer, und man kann aus Aristoteles viel lernen und hat zu allen Zeiten aus ihm viel gelernt. Aber Aristoteles hat nicht Alles gelernt und daher kann man auch nicht Alles aus ihm lernen. Denn es sind seitdem viele Ideen und Dinge in der Welt und auch in re publica als wirkende Potenzen aufgetreten, die sich nicht verleugnen und ignoriren lassen, von denen noch keine Ahnung in Aristoteles Seele war, und für die daher auch seine Kategorieen viel zu eng sind, um auf sie allein fortan die politische Divination zu bauen. Aristoteles hatte noch nicht die Stimme vernommen, welche zwar in der Wüste zuerst erschollen, aber nicht die Stimme des Predigers in der Wüste, auch nicht in der Wüste verhallt ist, sondern seitdem einen gewaltigen Wiederhall in allen Jahrhunderten der Weltgeschichte gefunden hat. Sie lautet: Der Mensch lebt nicht vom Brod allein, sondern von jeglichem Wort, das aus dem Munde Gottes hervorgeht. Er lebt von Plato und Aristoteles, von Dante und Shakespeare, von Lessing und Herder. Aber wer in unsern Tagen als ein Seher auftreten will in Staat und Kirche, der muß mehr als solches Brod gegessen haben. Er muß, auf daß er sich nicht abermals (!) über den Durchschnitt und die Weltbewegung des Durchschnitts täusche, reichlicher als der breite Durchschnitt von jenem Worte genossen habe, das nach den Auslegern = דָּבָר auch Sache, res ist, eine res publica im umfassendsten Sinn, eine res gerade so für die senatorischen Männer, wie für den populus Romanus, die höchste, die den tiefsten Lebensgrund, die Welt und ihre Völker beherrschende Realität. Schon vor Jahren ist der Verfasser des aus höchst ernsthaftem und redlichem Studium und nicht gemeiner Geschichtskenntniß hervorgegangenen Buches, von welchem wir hier nur vorläufig Act nehmen wollten, an diesen großen, verhängnißvollen Mangel seiner Weltbetrachtung durch einen ebenbürtigen und sonst gesinnungsverwandten Fachgenossen*) erinnert worden. Wir bedauern, daß: vergebens. Zum Glück hat jedenfalls keine Gefahr in Betreff seines Uebergangs zu den Demokraten. Er ist zu sehr Triarier, er hat selbst zu viel von einem Manne an sich, den er sonst nicht recht leiden mag, von Goethe, der wahrlich kein Demokrat war. Er wird es daher schwerlich je weiter bringen, als bis zur theoretischen Demokratie. Schon darum allein hätte eine

*) Waitz, Briefe über die deutschen Historiker, in Schmidt's Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. Jahrg. 1846. Juniheft.

Einmischung von Seiten der Staatsgewalt unbedenklich unterbleiben können. Aber freilich war — wenn man recht berichtet ist — eine ultramontane Intrigue, die nicht sowohl dem Buche, als dem Professorenthume galt, stark mit im Spiel. Und darum möge es vorerst mit dieser legitimatio ad causam in Sachen des Protestantismus contra einen Hausgenossen sein Bewenden haben. Erst post nubila, wenn die Sonne der Justiz hoffentlich als Sonne der Gerechtigkeit die ultramontanen Uebel in die finstern Schluchten, aus denen sie aufgestiegen, zurückgedrängt hat, erst alsdann wird unser, wie jeder andere wissenschaftliche Prozeß gegen den Triarier mit Ehren begonnen werden können. (Th. T.)

Miscellen.

Zur Enttäuschung der historisch-politischen Blätter.

Ein uns unbekannter Correspondent der Allgem. Augsb. Zeitung mag in München die Täuschung verantworten, die er noch vor Erscheinung der Protestantischen Monatsblätter durch die grundlose Behauptung veranlaßt hat: die neue Zeitschrift würde „*wesentlich polemisch*" sein, und solle den Münchener historisch-politischen Blättern „*Antwort geben.*" — Auf diese Angaben gestützt, freut sich die Redaction der hist.-pol. Bl., wie vorauszusehen war, nicht wenig über die ihr zu Theil gewordene Ehre: „*Das war ein freudenreicher Wunsch zum nenen Jahre*; es galt jedenfalls soviel als der Anschluß von ein paar tüchtigen stabilen Mitarbeitern, und *lautete um so ehrenvoller*, als hinter Dr. Gelzer die Blüthe protestantischer Ritterschaft Name für Name auf dem Titelblatte u. s. w. . . . Es fehlt ihnen im andern Lager an einer großen Zahl tüchtiger und thätiger Capacitäten nicht, so daß stets wenigstens zehn gegen Einen im Felde stehen. ———— *Ist die Sache nun einmal hauptsächlich uns vermeint*, so wünschen wir je einen ganzen Mann uns gegenüber *in den Schranken zu sehen*" —— u. s. w.

Diese Neujahrsfreude müssen wir nun freilich durch die Erklärung stören, daß bei der Gründung der Protestantischen Monatsblätter niemals von einem solchen „*wesentlich polemischen*" Zwecke die Rede war, und vollends nicht gegen die hist.-pol.-Bl., *deren Bedeutung wir nie in diesem Maße überschätzt haben.* — Es gehört in der That auf jener Seite ein starkes Maß von selbstgefälliger Naivetät dazu, sich alles Ernstes einzubilden, alle die auf dem Titelblatte genannten Männer, deren Namen das ganze gebildete Deutschland mit Achtung nennt, hätten sich zu dem Einen Zwecke vereinigt, jenem Münchener ultramontanen Blatte „Antwort zu geben." — Ein einziger Blick in das Programm unsrer Zeitschrift, wie es in jedem Hefte wiederholt wird, hätte jene Einbildung zerstören müssen, wenn die Tänschung nicht gar zu angenehm gewesen wäre, um sich noch einige Zeit darin zu wiegen. —

Wenn früher bei Besprechung des Planes unsrer Zeitschrift einmal die hist.-pol.-Bl. genannt wurden, so war dieß als eine rein *äußerliche* Parallele verstanden: wie jenes Blatt das *ganze katholische Dentschland* im Auge habe, so sei unsre Zeitschrift

für den gesammten evangelischen Protestantismus deutscher Zunge bestimmt, im Gegensatze gegen jeden territorialen Particularismus und mit steter Beziehung auf die Geschichte der Gegenwart. — Die Beleuchtung des Verhältnisses von Protestantismus und Katholicismus betrachten wir als eine unsrer Aufgaben, nicht als die einzige, ja nicht einmal als die erste, wenn auch die Stimmung und Lage der katholischen und protestantischen Welt in der nächsten Zukunft eine vorzugsweise Berücksichtigung erheischen. Diese Pflicht werden wir zu erfüllen wissen, ohne dabei auf das Niveau der hist.-pol. Bl. hinabzusteigen, und ohne uns auf eine Gesinnung und Sprache einzulassen, die eher in Bierstuben und Branntweinschenken paßt, als dahin, wo über die heiligsten Anliegen der Menschheit gesprochen wird. Wer diese Worte zu streng findet, der lese im zwölften Hefte des genannten Blattes, was dort über die in toscanischen Gefängnissen schmachtenden Madiai und über die evangelische Mission in Australien gesagt wird, und was jedem besser denkenden und reiner fühlenden Katholiken die Schaamröthe in's Gesicht treiben muß. — Während wir dieß niederschreiben, sendet uns eine befreundete Hand die „Asterisken zur innern Zeitgeschichte", in deren Nr. 1. die gerechte Entrüstung über jene Schmähschrift ihren vollen Ausdruck gefunden, so daß wir uns jeder ferneren Erörterung enthalten könnten. — „Wenn ich noch eines Beweises bedürfte" (äußerte ein jüngerer Freund nach Durchlesen dieser Schmähungen), „daß eine Fraction der ultramontanen Partei ein antichristliches Element in sich trage, so wäre dieser Beweis unzweideutig in jenem Blatte zu lesen." —

Unsern Lesern aber geben wir zum Schlusse die Versicherung, daß die Zurückweisung der Entstellungen und Unwahrheiten der gegnerischen Presse immer nur eine untergeordnete Stelle in unserm Blatte einnehmen, daß sie uns nie von unsrer Hauptaufgabe abziehen wird, die auf Vereinigung und Aufbauen hinzielt. Aber auch der Friedlichste kann in unsrer zerrissenen Zeit nur mit einer Hand bauen, während die andere nothgedrungen das Schwert führen muß zur Abwehr gegen den Lügengeist in allen seinen Verkleidungen. —

(4. Febr. 1853.)

Mazzini und die Londoner Bibelgesellschaft.

In Phillips und Görres historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland, redigirt von J. E. Jörg. Heft 9. S. 635. lese ich Folgendes:

„Professor Gelzer in Berlin gesteht auch in seinen protestantischen Briefen aus Südfrankreich und Italien nicht nur, daß Mazzini, der jetzt in London seinen Landsleuten sogar predigt, vor der italienischen Revolution schon mit der Londoner Bibelgesellschaft Hand in Hand gegangen, sondern er führt auch zur Charakteristik des Mazzini'schen Losungswortes „Protestantisirung Italiens" vertraute Aeußerungen des Erzrevolutionärs an, welche das ganze Christenthum als eine schurkische Erfindung gegen die persönliche Freiheit bezeichnen und der Polygamie das Wort reden. Im Grunde freilich auch eine Art von Protestantismus." —

Anfangs hielt ich eine Erwiederung auf obige Entstellung meiner Angaben für überflüssig, in der berechtigten Voraussetzung: wem es um die Wahrheit, um ruhige, treue Darstellung der ermittelten Thatsachen zu thun sei, der werde ja ohnehin die Angaben jenes Blattes durch Vergleichung mit der angeführten Schrift vorsichtig prüfen.

Seitdem haben sich die historisch-politischen Blätter nochmals auf jene Auslegung meiner „Protestantischen Briefe" berufen; ich ersuche daher Jeden, der sich über die Wahrheitsliebe jener Blätter erst ein Urtheil bilden möchte, S. 67—69. in den Protestantischen

Briefen nachzuschlagen. Dort wird aus dem Munde eines evangelischen Italieners D. eine Charakteristik Mazzini's gegeben, wobei der Gegensatz zwischen Reformation und Revolution, zwischen gläubigem Protestantismus und ungläubigem Radicalismus in das hellste Licht tritt. D. glaubte an eine innere Befreiung seines Volkes durch die Verbreitung evangelischer Erkenntniß, und arbeitete in diesem Geiste unter seinen Landsleuten in London. Mazzini dagegen verwarf damals diesen Weg, und zeigte sich von den rohesten Vorurtheilen gegen das Christenthum beherrscht. Beide Italiener gingen also völlig getrennte Wege; erst später kam wieder eine rein persönliche Annäherung zwischen ihnen zu Stande. Dieß ist in den Briefen mit den Worten ausgedrückt:

> „Als Mazzini den Fortgang seines (d. h. des D.) Werkes wahrnahm, näherte er sich ihm wieder, und suchte sich mit ihm zu befreunden."

Mit andern Worten: Mazzini sah, daß er es mit einem bedeutenden, thatkräftigen Manne zu thun habe, und wünschte daher persönlich wieder mit ihm auf gutem Fuße zu stehen. Ob er noch andere Absichten dabei hegte, darüber könnte nur er selber Auskunft geben. Gewiß aber ist das Eine, daß die Londoner Bibelgesellschaft damals nicht das Mindeste mit Mazzini zu schaffen hatte. D. wurde von der Londoner Missionsgesellschaft unterstützt; wenn er nun gleichzeitig den Mazzini, der seinen Umgang suchte, nicht von sich wies; wenn er mit dem Landsmann freundlich verkehrte, ohne sich die Kluft, die zwischen ihnen lag, zu verhehlen; wenn er ihn im Gegentheil geradezu als einen „Voltairianer" anredete und ansah — wer vermag in diesen Thatsachen das Geständniß zu lesen, „daß Mazzini mit der Londoner Bibelgesellschaft Hand in Hand gegangen?" —

Und doch erdreisten sich die „historisch"-politischen Blätter, frischweg sich auf meine Protestantischen Briefe zu berufen für die Erdichtung, „Mazzini sei mit der Londoner Bibelgesellschaft Hand in Hand gegangen." —

Ob sich Mazzini seit der Revolution, und seitdem er die „Protestantisirung" Italiens zu seinem Losungsworte gewählt, irgend einer christlichen Gesellschaft in England zu nähern versucht hat — darüber ist in den Protestantischen Briefen nichts gesagt; auch ist mir bis auf diesen Augenblick hierüber nichts bekannt geworden. —

Literatur.

Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. Unter Mitwirkung von Gieseler, Hagenbach, Höfling, Hundeshagen, Lücke, Jul. Müller, Nitzsch, Schenkel, Thilo, Tholuck, Twesten, Ullmann, Umbreit u. A. herausgegeben von Dr. Herzog, ord. Professor der Theologie zu Halle. Heft 1. Stuttgart, Scheitlin 1853.

Mit Freuden sehen wir hier ein Unternehmen in's Leben treten, das eine fühlbare Lücke in unserer evangelischen Literatur auszufüllen bestimmt ist. „Es sollen darin", sagt der Herausgeber, „in alphabetisch geordneten Artikeln die probehaltigen Resultate der wissenschaftlichen Forschung in allen Theilen der Theologie niedergelegt, und die bewährtesten Grundsätze und Erfahrungen in Beziehung auf alle Verhältnisse des Lebens der Kirche erörtert werden, wobei als Grundlage, worauf das Ganze ruht, der Glaube an die Heilsoffenbarung im Christenthum festgehalten werden wird. Das Werk ist nach seiner ganzen Anlage nicht bloß für Theologen, sondern überhaupt für Alle bestimmt, welche an theolo-

gischen Gegenständen und Fragen ein Interesse nehmen, und welche ein Herz haben für die Angelegenheiten der Kirche." —

Auch diese von ausgezeichneten Vertretern der theologischen Wissenschaft unternommene Arbeit verdankt ihre Entstehung großentheils jenem mächtigen Impulse, den die gesammte neuere Theologie in der Richtung auf das Leben, auf die lebendigen Bedürfnisse der Gegenwart hin, erfahren hat und hoffentlich immer mehr erfahren wird. Mit gutem Grunde spricht daher Dr. Herzog von der „dringenden Mahnung", die die evangelisch-protestantische Kirche in der Erhebung des Katholicismus sehen soll: „ihre Kräfte zusammenzunehmen, um allen gerechten Bedürfnissen, welche sich in ihrer Mitte kund geben, zu entsprechen." —

Als Probe theilen wir aus dem vorliegenden ersten Hefte zwei Stellen über einen der schwersten und schmerzlichsten confessionellen Streitpunkte der Gegenwart mit: „Abendmahl" und „Abendmahlsstreitigkeiten."

„Zunächst hat das heil. Abendmahl" — sagt Dr. Jul. Müller im ersten Artikel — „nach Sinn und Absicht des Erlösers eine unverkennbare Beziehung auf seinen versöhnenden Tod . . . sein Tod soll dabei oder . . . . dadurch verkündigt werden, bis er kommt; die immer neue Theilnahme an der Kraft dieses versöhnenden Todes wird dem recht Genießenden dadurch vermittelt."

„Dennoch ist es unendlich mehr als ein bloßes Mahl der Erinnerung an den Tod des Herrn, als an eine einmal geschehene Thatsache. Dieses Mehr . . . ist nur zu erkennen von dem Punkte aus, welcher das eigentliche Mysterium des christlichen Glaubens und der Mittelpunkt aller anderen Mysterien der Erlösung ist. Dieß ist die reale Selbstmittheilung des ewigen Mittlers zwischen Gottheit und Menschheit an unser Wesen, wodurch er dasselbe, ohne göttliche und menschliche Substanz zu vermischen und die heilige Grenze zwischen Schöpfer und Geschöpf aufzuheben, mit den Kräften seines göttlichen Wesens durchdringt und sich selbst aneignet."

— — „Dieses Mysterium unserer realen Gemeinschaft mit Christo ist das Mysterium des heil. Abendmahls. Dasselbe ist von Christo verordnet für seine Jünger, für die schon Gerechtfertigten, und ist dazu bestimmt, den Keim des göttlichen Lebens, dessen sie durch die einpflanzende That Christi theilhaftig worden sind, durch die sich stets erneuernde Selbstmittheilung Christi zu nähren und zu entwickeln." —

— — „Das Vermögen zu dieser realen Mittheilung seines Lebens an die Menschheit hat sich Christus dadurch errungen, daß er sich selbst in seinem Kreuzestode zum Opfer dargebracht hat für die Sünde der Welt (Joh. 12, 24.); er besitzt es als der durch den Versöhnungstod Hindurchgegangene oder diesem Opfer sich Weihende. Das Brot, das er geben will zur Speise der Seele, ist sein Fleisch, das er geben will für das Leben der Welt in seinem Opfertode. Wie er einst durch diese tiefste Hingebung die Macht erlangen konnte zu dieser höchsten Wirkung, so hat er auch erst dadurch die verschlossene Empfänglichkeit dafür in den Herzen der Menschen geöffnet. — Hierin haben wir den tieferen Grund der Beziehung auf den versöhnenden Tod des Herrn, welcher in allen biblischen Stellen vom heil. Abendmahl so bedeutsam hervortritt."

„Diese Vereinigung im heil. Abendmahl, in welcher Christus die Seinen durch das Medium seiner menschlichen Natur mit seiner Gottheit in reale Verbindung setzt, ist ganz geistiger Art; nur die Seele, welche auf das Wort und die Verheißung Christi baut und seiner Gnadenwirkung demüthig sich hingiebt, kann derselben theilhaftig werden; die Unwürdigen, d. h. die in stumpfer oder leichtsinniger Gleichgültigkeit oder in heuchlerischem Unglauben das Abendmahl Genießenden, empfangen nicht die göttliche Gabe des Sakraments, die, ganz wie das Wort von der Gnade in Christo, nie anders als zum Heil wirklich

empfangen, aufgenommen, angeeignet werden kann. Jene genießen nur die Elemente, aber sich selbst zum Gericht; denn sie verschulden sich durch ihre Verachtung dieser Gnadengabe an dem heiligen Opfertode des Herrn."

„Unbeschadet der geistigen Natur der Mittheilung vermögen wir nach der Andeutung Joh. 6, 44. zu ahnen, daß die mittheilende Kraft Christi in eigenthümlicher Weise auch auf die Leiblichkeit der Gläubigen geht, aber nicht, wie eine mechanische Auffassung sie sich denkt, neben der Wirkung auf den Geist, sondern von dem Centrum aus über den ganzen Lebenskreis sich dynamisch verbreitend. Indem diese Wirkung Christi die neue geistliche Lebenssubstanz nährt und entwickelt, bereitet sie die Verklärung des Leibes vor, wodurch derselbe zu einem diesem geistlichen Leben vollkommen angemessenen Organ erhoben werden soll" u. s. w.

Die dogmengeschichtliche Uebersicht in dem Artikel „Abendmahlsstreitigkeiten" schließt Dr. Schenkel mit dem versöhnenden Worte ächter evangelischer Friedens-Hoffnung:

— — „Kernpunkt der Abendmahlslehre ist und bleibt, daß eine wirkliche objectiv-reale Mittheilung Christi, des ganzen Christus, also nicht nur einseitig seiner Leiblichkeit, sondern seiner gottmenschlichen Persönlichkeit, im Abendmahle stattfindet, die unsern innern Menschen erneuert und heiligt. Die Art und Weise dieser Mittheilung ist freilich ein Geheimniß (Sacrament), wie im Grunde jede reale Lebensbezeugung und Mittheilung Gottes an die Menschen ein Geheimniß ist. Dieses Geheimniß aus der übermenschlichen Natur des Leibes Christi speculativ erklären zu wollen, führt zu widerwärtigen Subtilitäten, gewiß auch zu erneuerten Spaltungen, und giebt das Heilige selbst dem Spotte der Ungläubigen preis. Je mehr sowohl das lutherische Extrem (Vernichtung des Menschlichen im Göttlichen), als das reformirte Extrem (Entfremdung des Göttlichen von dem Menschlichen) durch eine lebendige, auf biblischer Basis erneuerte Christologie wissenschaftlich und kirchlich überwunden wird; je mehr der Gottmensch als das erhöhte und verklärte Haupt der Gemeinde wieder lebendig begriffen und ergriffen wird: desto näher wird auch die Zeit kommen, in der das Abendmahl wieder von den getrennten Glaubensbrüdern in der Einigkeit des Geistes, im Geiste objectiv-realer Aneignung des in Christo der gläubigen Menschheit mitgetheilten Heilslebens gefeiert werden wird. Dann werden auch die Stimmen verstummen müssen, welche, wie Kahnis, die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Lutheranern und Reformirten für unmöglich erklären, den alten Streit in alter Schroffheit erneuern und in offenem Selbstwiderspruche einerseits zugeben, daß „Christi Geist und Leib auch in der reformirten Kirche" sei, andererseits behaupten, wenn die lutherische Kirche von ihrem (Abendmahls-) Bekenntnisse ließe, „so würde Gott sie verlassen." Wir sind der getrosten Hoffnung, der künstlich wieder aufgewärmte Streit werde bald zu der allgemeinen Erkenntniß führen, daß nicht von dem wissenschaftlich-theologischen Begriffe, sondern nur von dem in Christo erschienenen und geglaubten Heilsleben und der Mittheilung desselben im Abendmahle Wasser des ewigen Lebens fließen." —

Umrisse zur neuern Geschichte des Protestantismus.

Von

Prof. Dr. Hundeshagen in Heidelberg.

„In Schule und Literatur mag man kirchliche und politische Geschichte von einander sondern: in dem lebendigen Dasein sind sie jeden Augenblick verbunden und durchdringen einander."

Leopold Ranke, deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.

I.

Das Katholische im Katholicismus.

Wenn an den Namen August Neander's nicht eine ganze Reihe der größten Verdienste um die Geschichte des Christenthums sich knüpfte, so würde dieser Name schon dadurch allein unsterblich sein in den Annalen jener Wissenschaft, weil Keiner vor Neander in dem Wort des Herrn, welches der nunmehr aus dem Glauben zum Schauen Hindurchgedrungene als Motto seiner Kirchengeschichte vorgesetzt: Das Reich Gottes ist einem Sauerteige gleich, welchen ein Weib nahm und verbarg ihn unter drei Scheffel Mehl, bis daß es gar sauer ward, so lebendig, wie er, als das ächte Princip der Kirchengeschichte aufgefaßt, Keiner seitdem so meisterhaft, wie er in seinem berühmten Werke, es durchgeführt hat. Denn es verhält sich wirklich so mit dem Evangelium, wie Neander es gemeint hat. Das Evangelium ist nicht gleich einem Sturmwind, der über die Felder braust und die Bäume aus dem Boden reißt und die Aehren niederwirft, nicht eine Wucht der Objectivität, welche auf die Subjectivitäten herabstürzt und sie knickt und zermalmt, sondern der Herr ist gekommen, um das zerstoßene Rohr wieder aufzurichten, und auf daß der noch glimmende Docht nicht verlösche. Nicht zermalmt am Boden liegende, sondern aufrecht stehende Aehren sind die Ernte, die in Garben gebunden und in die Scheunen des

ewigen Lebens gesammelt werden soll. Und das Reich Gottes ist nicht gleich einer Schablone, in welche durch ein Druckwerk der Menschheitsstoff hineingepreßt wird, und aus welcher die einzelnen Menschheitsexemplare, genau eines wie das andere, exact mit der gleichen äußern Signatur herauskommen, sondern es ist wirklich und wahrhaftig gleich einem Sauerteig, der in der Stille und nur allmählich, aber organisch die Menschheit durchdringt, und der dieselbe so erneuert, daß es „mit dem alten Menschen", aber nicht mit dem Menschen überhaupt, mit der Selbstsucht des Menschen, aber nicht mit seiner Selbstheit, mit dem egoistischen, aber nicht mit dem individuellen Menschen — wie Luther sagt — „zu einem Untergang kommt".

Wenn wir daher den nachfolgenden Versuchen ein anderes Motto vorgesetzt haben, so soll durch dasselbe nicht die fortdauernde Gültigkeit des Neander'schen bestritten, sie soll vielmehr erhärtet und erfüllt werden. Wir möchten dadurch an eine Forderung erinnern, welche die Gegenwart weit dringender als die Zeit vor zwanzig und dreißig Jahren an die kirchliche Geschichtschreibung stellt, und sie in das Neander'sche Princip, in dessen Durchführung sie nicht hinreichend zu ihrem Rechte gekommen, aufgenommen wissen. Die Zeit, als Neander auftrat, war die Zeit, als an die Wissenschaft des Christenthums die Forderung gestellt ward, dasselbe nicht bloß als ein Wissen anzuerkennen, sondern auch als ein Leben, und Neander war der Erste, der durch sein Werk jener Forderung in der Kirchengeschichte Bahn brach. Die heutige Gegenwart scheint uns die Anerkennung zu fordern, daß zu jenem Leben auch die peripherischen Gebiete um die Kirche her, in ihrem weitesten Umfang unter dem Begriff Staat zusammengefaßt, gehören, wie auch die weitere Forderung zu stellen, die Lebensgesetze der Kirche, als in ihrer Art auch eines Staates, nach ihrer Eigenthümlichkeit und ihren Wechselbeziehungen mit dem Staat zu begreifen. — Neander, der nicht bloß im monographischen und biographischen Genrefach Meister und venerabilis inceptor, sondern dem auch in so hohem Grade der Sinn für das Große und Epische in der Geschichte des Evangeliums eigen war, würde jenen Forderungen sich nicht entgegengesetzt haben. Im Gegentheil: wir haben es noch aus Neander's Munde selbst vernommen, daß er das im obigen Motto ausgesprochene Dafürhalten theilte. Was aber die Gegensätze von Katholicismus und Protestantismus betrifft, so hätte er nicht ein im Christenthum so tief erfahrener Mann und mit der Geschichte so gründlich und vielseitig vertrauter Gelehrter sein müssen, um zu verkennen, daß diese Gegensätze über den Umfang des bloßen Dogma's und des Kirchenthums

im engern Sinne sich beträchtlich hinaus erstrecken, und folglich die Geschichtschreibung der Entwicklung derselben auch über jene Grenzen hinaus zu folgen hat. Niemand wird leugnen, daß Protestantismus und Katholicismus zunächst differente religiöse Principien innerhalb des Christenthums, individuelle religiöse Grundtöne sind, welche sich in einem bestimmten Dogma und Kirchenthum ausgestaltet haben und ausklingen. Katholicismus und Protestantismus sind ohne Dogma und Kirchenthum als beharrende Grundlage und feste kirchliche Ausgestaltung nicht denkbar. Dogma und Kirchenthum bilden auf beiden Seiten die Hauptfactoren, und es ist nur ein überlebter Standpunkt, welcher zur Zeit noch die Forderung stellen zu dürfen glaubt, daß der Protestantismus es sich gefallen lassen müsse, für Alles, auch das Verschiedenartigste und innerlich Entgegengesetzteste, was außerhalb der katholischen Kirche vorkommt, den Namen herzuleihen. Nur in der Lebenskraft des principiellen Hasses gegen den Protestantismus in jeder und besonders seiner ursprünglichsten Form ist dieser Standpunkt von dem Jesuitenorden heutzutage noch lebenskräftig vertreten. Allein gleichwie ein religiöses Princip, welches im Unterschied von einem andern wirklich eine kräftige individuelle Ausgestaltung des religiösen Lebenstriebes in sich enthält, nicht bloß eine bestimmte Art ist, das Göttliche zu erfassen und das Ich und die Welt auf das Göttliche zu beziehen, sondern ebenso auch eine bestimmte Art, das Göttliche auf das Ich und die Welt zu beziehen, und eine bestimmte Art, das Göttliche in dem Ich und der Welt zur Ausgestaltung zu führen: so sind solche unterschiedene Ausgestaltungen unterschiedener religiöser Principien auch die beiden großen confessionellen Gegensätze der Christenheit, und es erhärtet der ihnen beiden inwohnende Trieb, sich in der umfassendsten Weise auszugestalten, unsre obige Behauptung von dem nicht Gegeneinander, sondern dem Ineinander der beiden so namhaft vertretenen Principien der Geschichtschreibung.

Und jedenfalls scheint es uns nachgerade an der Zeit zu sein, neben der Geschichte der protestantischen Kirche mehr, als es bisher in einzelnen dankenswerthen Versuchen geschehen ist, auch der Geschichte des Protestantismus seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Von diesem Gesichtspunkte möchten wir auch unsern Versuch in den nachfolgenden Umrissen angesehen wissen.

Es kommt aber in der Geschichte vorzüglich immer auf klare, bestimmte Bilder von den Erscheinungen an, von denen sie zu berichten hat. Wir fragen daher zuerst: was ist protestantisch? und sind damit nothwendig auch auf die Frage hingewiesen: was ist katholisch? Im Katho-

licismus ist Vieles, was auch protestantisch ist, wie umgekehrt im Protestantismus Vieles, was zugleich dem Katholicismus eignet. Deßhalb müssen wir unsre erste Frage dahin stellen: was ist das specifisch Unterscheidende, gewissermaßen das Katholische im Katholicismus?

Der wahre Begriff des Katholicismus aber kann nur auf dem historischen Wege gewonnen werden, auf welchem der Katholicismus selbst sich gebildet hat.

Es ist keine kleine Aufgabe für die beiden Confessionen gewesen, sich wie in Kirchenthum, so in weltbestimmender Weise auszugestalten. Aber noch größer, schwieriger, von wahrhaft heroischer Natur war die Aufgabe derjenigen Zeit, in welcher die Christenheit die ersten Grundlagen und Formen für ein christliches Kirchenthum zu schaffen und, um weltbestimmend zu werden, zu allererst den Kampf mit der Welt aufzunehmen hatte. Ein vieltausendjähriges Sosein und Sogewordensein in unzähligen Verschlingungen, in Religion, Sitte, Familie, Staat, Kunst, Wissenschaft, Bildung und Unbildung, dehnte sich vor ihr aus und bot dem armen Schifflein der Kirche Christi, das auf den brandenden Wogen des Weltmeeres ohnehin gefährlich hin- und hergeschleudert wurde, bald genug drohend die ungeheure Breitseite. Da war keine Rede von einem die Spitze-Bieten, das etwa in raschem, kühnem Sturmlauf sich die Welt hätte unterthan machen wollen. Da galt es, jenen Glauben zu bewähren, dem verheißen ist, Berge zu versetzen; da galt jenes: das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn, und jenes: das Reich Gottes ist gleich einem Sauerteige!

Die Christenheit der ersten Jahrhunderte hat ihre Glaubensprobe siegreich bestanden. Nicht Schwert und Scheiterhaufen, nicht Kerker und Bergwerke vermochten die Standhaftigkeit ihrer Bekenner zu erschüttern, den Heldenmuth ihrer Blutzeugen zu brechen. Aber dem Trotz, der Feindschaft des natürlichen Menschenherzens gegen die Wahrheit, welche sich in den Verfolgungsedicten der römischen Staatsgewalt, in den Tumulten des heidnischen Pöbels, in den Schriften der Celsus, Lucian, Porphyrius gegen sie erhoben, unerschrocken Stand zu halten, — das alles, so viel dazu gehörte, war nicht die einzige, war, näher betrachtet, vielleicht nicht einmal die schwierigste der vielen schwierigen Aufgaben, welchen die junge Christenheit sich zu unterziehen hatte. Die schwierigste Aufgabe bestand darin, ihre eigene Vernunft dem Gehorsam des Glaubens zu unterwerfen, sich selbst nach allen Seiten hin vom Sauerteig des Evangeliums wahrhaft durchdringen zu lassen.

Die menschliche Natur hat ihre Grenzen. Niemand vermag daher

ein neues Princip sogleich nach allen Seiten zu durchdringen, noch weniger, auch beim besten Willen, bei der aufrichtigsten Hingabe, sich von demselben sogleich vollständig durchdringen zu lassen. Das Christenthum aber war nicht bloß ein Princip, das die bisherige Welt umgestalten sollte, sondern auch ein solches, das eine ganz neue Welt aufschloß, die Welt des inwendigen Menschen. Sie ließ sich vom Boden selbst des erkannten Princips aus nur schrittweise erobern. Nur die gemeinsame Arbeit Vieler konnte Schritt für Schritt weiter fördern. Die Anfänge waren daher schon bei den Aposteln, dann auch unter der nachfolgenden Christenheit noch unvollkommener Art. Der Einfluß der vorgefundenen Bildung und Begriffswelt machte sich immer noch in der neuen und gegen die neue unwillkürlich geltend. Denn Jedermann schaut das Neue immer zuerst durch das trübende Medium des Alten an. Endlich fehlt es auch nie an eigentlichen Rückfällen von einer höhern Erkenntnißstufe auf eine schon überschrittene niedere, und stets sind es nur Einzelne, welche bahnbrechend voranschreiten, während die Menge nur langsam und mühsam zu folgen vermag und dem Einströmen des Irrthums noch viele Kanäle offen läßt. Es ist daher nichts weniger als befremdend, daß bei dem ersten Durchgang des Christenthums durch die Welt Mischungen der mannichfaltigsten Art und des verschiedensten Grades sich bildeten. In der Begegnung des Christenthums mit dem Judenthum und dem Heidenthum treten gleichsam an der Grenze des christlichen Gebietes Mischbildungen auf, welche in überwiegendem Grade von dem Geiste der älteren Religionen sich beherrscht zeigen. Manche derselben verleugnen so sehr den Grundcharakter des Christenthums, daß dasselbe in ihnen nur noch nach Formen, Worten und Namen zu erkennen ist. Sie sind daher mit Recht ein christlich maskirtes Judenthum oder Heidenthum genannt worden. Dieses Verleugnen des charakteristisch Christlichen trotz den christlichen Formen, dieses Ueberwiegen des Jüdischen und Heidnischen in der eingetretenen Mischung des Christenthums mit der vorgefundenen Begriffswelt, wie es sich im sogenannten Ebionitismus und Gnosticismus, später im Manichäismus darstellt, macht nun das Wesen dessen aus, was in der kirchlichen Sprache den Namen Häresie, Ketzerei, empfangen hat im Unterschied von dem Katholischen, oder derjenigen Gestaltung der christlichen Begriffswelt, welche das Christenthum in seinem charakteristischen Wesen erfaßt und, im Einklang damit, nach allen Seiten factisch entwickelt zu haben, frühzeitig den Anspruch erhoben hat.

Und allerdings sind durch die katholische Auffassungsweise des Christenthums die obigen häretischen Mischbildungen der frühesten Zeit siegreich

überwunden worden, und der Hauptsache nach durchaus noch auf naturgemäßem, d. h. rein geistigem Wege, indem man den Sauerteig des Evangeliums gegen sie wirken ließ. Die Kirche, welche sich die katholische nannte, — der Ausdruck kommt zuerst vor in der Aufschrift eines Schreibens der Gemeinde zu Smyrna vom Jahre 169 — ist daher die allgemeine Mutterkirche der Christenheit. Gleichwie aber die Geschichte des Christenthums selbst nichts Anderes ist, als die Reihe der Versuche, die von Anfang an gemacht worden sind, die im Christenthum objectiv gegebene Wahrheit dem Bewußtsein anzueignen und im kirchlichen Gemeinleben auszugestalten, so ist der Katholicismus nur der erste in's Große gehende Versuch dieser Art. Und daß der katholischen Kirche der ersten Jahrhunderte dieser Versuch sogleich auf den ersten Wurf vollständig und in jeder Hinsicht gelungen sei oder nur in solchem Umfang und Grade habe gelingen können, — das wird man unter Anerkennung der oben gezeichneten Entwickelungsgesetze für das Christenthum billiger Weise weder erwarten, noch zu behaupten die Kühnheit haben. Vielmehr ist für die unbefangene geschichtliche Betrachtung nichts so gewiß, als daß der älteste Unterschied zwischen dem Häretischen und Katholischen, so groß er ist, mit demjenigen zusammengehalten, was das eigenthümliche Wesen des Christenthums ausmacht, in Wirklichkeit doch nur als ein relativer, nicht als ein absoluter sich darstellt, d. h. daß auch in jener ältern katholischen Mutterkirche das Christenthum noch in einer durch den Zusammenhang mit ältern Religionsformen bedingten Gebundenheit sich darstellt.

Es ist der tiefste Grundmangel alles Heidenthums, daß es über den großen Gegensatz zwischen Geist und Materie weder in seinem religiösen, noch in seinem sittlichen Leben hinauszukommen vermochte. Vom christlichen Standpunkt ist dieser Gegensatz zwar auch vorhanden, aber er ist kein principieller, absoluter, sondern ein erst geschichtlich gewordener, relativer. Denn Geist und Natur sind beide ursprünglich von Gott geschaffen, der nichts Böses geschaffen hat, in dessen Schöpfung kein Dualismus feindseliger Principien angelegt sein kann. Denn als er Alles geschaffen, die Veste, Pflanzen, Thiere und Menschen, da „sah Gott an Alles, was er gemacht hatte, und siehe da, es war sehr gut" (1 Mos. 1, 31). Und wie der Geist Gottes, nachdem durch sein Werde! beides: Geist und Natur, geworden, über den Wassern und der Erde geschwebt hatte, nicht wie über dem Bösen, sondern wie über dem Wüsten und Leeren, dem Gestaltlosen, und das Gestaltlose durch ihn Ordnung, Regel, Gestalt, Besonderung und in der Besonderung jedes Einzelne seinen Inhalt und seine

Aufgabe, seine Stellung im Ganzen empfing, so empfing auch der Geist, das Bild Gottes, in der Schöpfung seine Gestalt, Besonderung und Stellung im Ganzen, indem auch er über die Natur gestellt ward, nicht wie über das Böse oder in seiner Art Unvollkommene, sondern nur wie über das in der langen Stufenreihe des auf jeder einzelnen Stufe in seiner Art Vollkommenen Untergeordnete. Zu den Menschen sprach Gott: herrschet über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel, und über alles Thier, das auf Erden kriechet (1 Mos. 1, 28). Erst die Sünde oder der Abfall des geschaffenen Geistes vom ungeschaffenen hat das an sich harmonische Verhältniß von Geist und Natur verrückt und die Zerrüttung in dasselbe gebracht, welche wiederum die Mutter des Uebels geworden ist (1 Mos. 3, 15 ff). Die Sünde aber ist — wohl gemerkt — nicht entsprungen von irgend einem Punkte innerhalb der Organisation des Naturseins, so daß dieses die Schuld trüge, den Fluch auf sich geladen hätte, sondern in der Region des Geistes. Nach der frühesten und constanten Deutung der Schlange in der urchristlichen Welt vom Versucher (Joh. 8, 44, Offenb. 12, 9), ragt gerade umgekehrt aus der Geisterwelt, aus der höhern Geisterwelt, das Böse erst in die niedere Welt der Geister und in die Naturwelt herein und erzeugt in ihr das Uebel. So wenig ist die Natur an sich das Böse, daß selbst der Sohn Gottes menschliche Natur annahm und dadurch die Natur adelte, und daß die Vollendung des individuellen Daseins nicht bestehen soll in der Trennung des Geistes von der Natur, sondern in der Vollendung beider in unauflöslichem Zusammenhang, in der Auferstehung des unvergänglichen L e i b e s nach der Auflösung des vergänglichen K ö r p e r s.

Zu dieser Idee der freien Herrschaft des gut geschaffenen Geistes über die gut geschaffene Natur hat sich unter den unzähligen Formen des Heidenthumes keine einzige zu erheben gewußt, weil ihr die Idee des einen persönlichen, d. h. selbstbewußten, Schöpfer w i l l e n s mangelte, weil sie alle die Welt aus den Geburtswehen einer kosmogonischen Gährung hervorgehen lassen, und somit auch in der gewordenen Welt der Widerstreit der Kräfte, aus dem sie hervorging, nicht still gestellt, nicht in Harmonie ausgeglichen sein kann, sondern sich verewigen muß. Selbst die höchsten philosophischen Formen des Heidenthums geben dem ewigen Göttlichen in der gleich ewigen Natur eine Schranke zur Seite und setzen den gleichen Gegensatz auch von da aus abwärts. Das ganze Universum ist für das heidnische Bewußtsein von Ur an ein feindseliger Kampf zwischen Geist und Natur, wie zwischen dem Hellen und dem Finstern, dem Wirkenden und Entgegenwirkenden, dem Guten und dem Bösen, und das

Ende und Ziel dieses Kampfes ist nicht und kann nicht sein die Herstellung einer Harmonie zwischen von Haus aus so disparaten Elementen, sondern höchstens die Unterdrückung, die Ausrottung des letztern durch das erstere. Alles höhere sittliche Streben im Heidenthum zielt daher auf Trennung von Geist und Natur, auf Entkörperung des Geistes hin. Im religiösen Leben des Heidenthums dagegen ist durchaus charakteristisch und eine Folge jener gegensätzlichen Betrachtungsweise die Bedeutung, welche dem Göttlichen in der Form der magischen Wirkung auf die Natur zufällt. Diejenige Herrschaft, welche dem christlichen Schöpfergott über die Natur von Ur an zusteht und die er nie aus den Händen gegeben, indem er die durch die Sünde gestörte normale Entwickelung in der Erlösung zum Ziele leitet, vermag das polytheistisch zersplitterte Göttliche im Heidenthum nur theilweise und momentan an sich zu reißen. Es äußert dieselbe stoßweise in bemerkbar hervortretenden Wirkungen auf die Natur, entweder von ihm selbst geübt, oder durch das Organ besonders begnadigter Götterfreunde, besonders ausgerüsteter menschlicher Individuen und Menschenklassen, Zauberer, Wahrsager, Priester und Priesterfamilien, je nach der Verschiedenheit der Entwickelungsstufen, die der Polytheismus erreicht hat. Sie sind die Träger jener vereinzelten göttlichen Wirkungen auf das reine Natur-, wie das geistig-natürliche Menschen-Sein, und wiederum diejenigen, an deren Mitwirkung jede Art von bestimmendem Einfluß des Menschlichen auf das Göttliche gebunden ist. So ist das Priesterthum Vermittler zwischen Göttern und Menschen. Die Menschheit, wie die Natur an sich, ist profan, der Priesterstand ein ordo sacer, d. h. von der profanen Welt unterschieden, aber ohne daß er nothwendig sanctus, d. h. in wahrhaft sittlicher Höhe über der profanen Menge zu stehen braucht. Denn die Fähigkeit, göttliche Wirkungen zu vermitteln, ist nicht daran gebunden; sie ist ihm habituell, unveräußerlich, sei es, daß er sie in der Kaste und Familie überkommen hat, sei es, daß sie ihm im Act der Weihe mitgetheilt worden ist. Letztere aber hat nicht von vornherein die Bedeutung, das schlechte natürliche Theil am Priester zu läutern oder umzubilden zur sanctitas, sondern es entsteht dadurch nur das sacerdotium, d. h. das Natürliche ist nur entprofanisirt, consecrirt, zum Träger und Spender der göttlichen Kraftwirkung erkoren und ausgerüstet worden, und diese wird durch die Fortdauer des Naturseins am Träger, durch die subjective Beschaffenheit ihres Spenders in ihrer objectiven Wesensfülle und Aeußerungsbestimmtheit weder geschmälert noch behindert. Es ist auch darauf wohl zu achten, daß die Bestimmung des Priesters im Heidenthum nirgends die ethische oder didaktische ist, sondern lediglich die — man

möchte sagen — dramatische, handelnd und darstellend aufzutreten in den mannichfachen Cultusverrichtungen. Die bekannten Versuche des Kaisers Julian, das heidnische Priesterthum im Sinne des christlichen umzubilden, mußten daher nothwendig schon an der ganzen Natur des erstern scheitern. Aber ebenso verhält es sich auch mit jeder einzelnen der Handlungen, welche der heidnische Priester verrichtet. Keine derselben, weder Opfer noch Weihungen, weder Gebete noch Beschwörungen, zielen ab und können abzielen auf die Herrschaft des Geistes über das Natürliche im Sinn einer inwendigen organischen Durchdringung, Läuterung und Erneuerung desselben, sondern sie sind magische Acte, sie bringen das Natürliche in den Bereich einer partiellen und momentanen Machtwirkung des eigentlich nur als Macht gedachten Göttlichen, die, mag sie sinnlich wahrnehmbar sein oder nicht, jedenfalls die innere Seite des Natürlichen unberührt läßt, während sie ihm äußerlich die Signatur des Göttlichen aufprägt. Diese Signatur des Heiligen, welche durch des Priesters Handlung Personen, Orten, Zeiten, Sachen mitgetheilt wird, ist so durchaus charakteristisch für das Heidenthum, daß man wohl das ganze Heidenthum als System der religiösen Signatur oder der Heiligkeit durch Signatur bezeichnen könnte. Die Heiligkeit, bald in jenem magischen Sinne der stoßweisen göttlichen Kraftausstrahlung auf das Natürliche, bald mehr nur negativ gefaßt, als Entprofanisirung, wird an das Natürliche äußerlich herangebracht, ohne doch es innerlich überwinden, umwandeln, mit Kräften einer höhern Welt wahrhaft durchdringen zu können. Es liegt ein unbewußter, sich selbst nicht verstehender Drang zur sanctitas auch im Heidenthum. Aber weil das Göttliche im Heidenthum nur unter der Eigenschaft der Macht auftritt und nicht mit höhern sittlichen Qualitäten, so kommt es auch in dieser Richtung nicht weiter, als nur zu dieser durch die Macht bewirkten, erzwungenen und darum nur fictiven Heiligkeit. Es wird durch die Signatur eine Heiligkeit anticipirt, die nicht wirklich vorhanden ist, eine Fertigkeit des Heiligseins angenommen, die nur eine Scheinfertigkeit, die Fertigkeit der Signatur ist.

Wir haben seiner Zeit zu zeigen versucht, welch' durchgreifenden Einfluß jenes Unvermögen, das richtige Verhältniß der Naturseite des Menschen zum Geiste zu begreifen, auf die Sittenlehre und die ganze sittliche Weltauffassung des Einzelnen im Heidenthum geäußert hat *). Wir haben ferner zu zeigen versucht, daß jenes Unvermögen als charakteristisches

*) Vergl. meine Abhandlung: Der Communismus und die ascetische Socialreform im Lauf der christlichen Jahrhunderte, in Ullmann's und Umbreit's Theologischen Studien und Kritiken. Jahrg. 1845.

Merkmal auch einer jener Secten anhaftet, welche von uns als überwiegend vom Geist der vorchristlichen Religionen noch beherrschte Mischbildungen an der äußersten Peripherie des christlichen Gebietes gekennzeichnet worden sind und denen die katholische Kirche mit allem Aufwand geistiger Energie entgegentrat. Und es hat in der katholischen Kirche um jene Zeit nicht an Männern gefehlt, welche helle Blicke in die Natur des christlich-sittlichen Lebens thaten, so weit es durch das richtige Verständniß des Gegensatzes von Natur und Geist bedingt ist. So weist Clemens von Alexandrien an der Grenze des zweiten und dritten Jahrhunderts treffend darauf hin, daß die auf Ausrottung der Sinnlichkeit abzweckende Kasteiungsmoral eine alte Eigenthümlichkeit gewisser heidnischer Priesterklassen und indischer Samanäer sei, und sagt sodann: „Paulus ruft, daß das Reich Gottes nicht bestehe in Essen und Trinken, und also auch nicht in Enthaltung von Fleisch und Wein, sondern in Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste. So wie die Demuth nicht in der Kasteiung des Leibes, sondern in der Sanftmuth sich zeigt, so ist auch die Enthaltsamkeit eine Tugend der Seele, die nicht in dem Aeußerlichen, sondern in dem Inwendigen besteht. Die Enthaltsamkeit bezieht sich nicht bloß auf etwas bestimmtes Einzelnes, nicht bloß auf die Wollust, sondern Enthaltung ist auch: das Geld verachten, den Mund zähmen und über das Böse Herr werden." Aber diese Grundsätze waren nicht immer in der katholischen Kirche die maaßgebenden, nicht einmal bei einem und demselben Schriftsteller; parallel mit denselben entdecken wir andere, ganz entgegengesetzte. Männer wie Clemens verdeutlichen uns nur das Ringen des christlichen Geistes mit den Nachwirkungen der alten Bildung, in welcher sie noch geboren und erzogen waren, und welche in ihnen und durch sie in der Moral der katholischen Kirche auf diesem Punkte das Uebergewicht behauptete. Die sittliche Weltansicht dieser ältesten christlichen Zeiten ist noch stark durchdrungen von dem durch den Sauerteig des Evangeliums noch nicht völlig überwundenen Sauerteig heidnisch-ascetischer Weltbetrachtung, die in der obigen Stelle aus Clemens in ihrem Verhältniß zur evangelischen sonst so richtig gekennzeichnet ist. Auch in der katholischen Kirche geräth letztere in den Bann der erstern, wenn sie sich auch im Schooße des ältern Katholicismus nicht in so geschlossener Consequenz entwickelte, als bei den Häretikern. Und es trug mancherlei hierzu bei. Wie das Christenthum ursprünglich in einem Zwiespalt mit der Welt aufgetreten war und Lossagung von der Welt, Kampf mit derselben, Entsagung, Erhebung des Geistes über die weltliche Gesinnung forderte, so wurde diese Forderung frühzeitig mißverstanden, und dieser

Mißverstand durch den auffallenden Contrast, den man zu der Sittenverderbniß der Heiden, besonders in den größern Städten, zu bilden trachtete, rasch zu einem Extrem im Leben gesteigert. Die biblischen Gegensätze von Geist und Fleisch, von Reich Gottes und Welt wurden ohne Weiteres in die von der alten Bildung her geläufigen Begriffe von Geist und Materie, von profan-socialer und ascetisch von dem Gemeinen äußerlich sich möglichst weit absondernder Lebensordnung und Lebensgemeinschaft umgesetzt. Daher die früh auftretenden und mit großer Raschheit sich verbreitenden Meinungen von der hohen Verdienstlichkeit von Fasten und Kasteiungen, die Ueberschätzung des ehelosen Lebens, die Beispiele von Selbstentmannung, überhaupt der ganze Apparat äußerer Werkheiligkeit bis zu jener absoluten Weltflucht, welche in dem schwärmerischen Aufsuchen des Märtyrertodes sich kund gibt.

Aber nicht nur die ältere katholische Sittenlehre gerieth an diesem principiellen Punkt unter den Bann heidnischer Grundanschauungen, sondern auch die Glaubenslehre. So begegnet uns fast überall eine unevangelische Vorstellung vom Anfangs-, weniger vom Ausgangszustand des menschlichen Lebens. Es ist, als ob man vergessen gehabt hätte, daß Gott selbst es war, der Adam den lebendigen Odem eingeblasen hat (1 Mos. 2, 7). Wenigstens begegnet uns bei den bedeutendsten Repräsentanten des ältesten Katholicismus fast regelmäßig die doch durch und durch neuplatonische und vorchristlich orientalische Vorstellung von einem vorweltlichen Dasein der Seelen und einer vorweltlichen Versündigung derselben, die sie in dem Körper, wie in einem Kerker eingeschlossen, hihieden abzubüßen haben. Es ist einleuchtend, daß aus der Basis einer Vorstellung, welche das menschliche Dasein, das nach dem Evangelium auf der unauflöslichen Verbindung zwischen Geist und Leib wesentlich beruht, als etwas betrachtet, was eigentlich nicht sein sollte, auch die Lehre von der Auferstehung nicht correct hervorgehen konnte. Gerade die Lehre von der Auferstehung des Leibes, welche der Apostel Paulus 1 Cor. 15. so treffend und geistig entwickelt, begründet mit die Ehre unseres Leibes und mit ihr die christliche Schätzung der ganzen Naturseite des menschlichen Lebens. Sie bildet das evangelische Gegengewicht gegen einen bleichen, schemenhaften Spiritualismus und damit gegen eine krankhafte Verzerrung unseres sittlichen Daseins. Jener krankhafte Zug in der Moral des ältesten Katholicismus hing daher wesentlich mit seiner von der vorchristlichen Bildung inficirten Glaubenslehre zusammen. Ja, von dem Gesichtspunkt des an sich nicht Zueinandergehörens von Leib und Geist fiel auch das Bild des Erlösers vielfach unter eine schiefe Betrachtung.

Es war von diesem Gesichtspunkt aus durchaus folgerichtig, wenn der älteste Katholicismus es für zu dreist erachtete, Christo eine vollständige menschliche Natur beizulegen, ihn seiner menschlichen Natur nach als gleichen Wesens mit uns zu betrachten, weil unser Leib aus den gemeinen, schlechten, bösen stofflichen Elementen der Natur herstamme. Man suchte zwar die gröbern Irrthümer der gnostischen Secten, welche Christo nur einen Scheinleib zuschrieben, zu vermeiden. Wenn aber selbst Clemens Christo eine völlige Affectlosigkeit beimißt, wenn er es lächerlich findet, zu behaupten, daß er nöthig gehabt habe, wegen seines Leibes zu essen und zu trinken, daß vielmehr der letztere durch eine göttliche Kraft zusammengehalten worden sei, und Christus nur darum Nahrungsmittel zu sich genommen habe, damit seine Umgebung nicht auf besondere Gedanken gerathen möge; wenn ferner selbst der größte Theolog des ältesten Katholicismus, Origenes im dritten Jahrhundert, sich nur zweideutig über die Leiblichkeit Christi ausspricht und dem Körper des Erlösers die Eigenschaft zuspricht, seine Gestalt verändern zu können und jeweilen wirklich verändert zu haben: so ist doch alles das wohl ein Beweis, wie stark auch in die katholische Glaubenslehre noch altheidnische Vorstellungen hinüberwirkten. Wie praktisch schädlich aber dergleichen werden konnte, läßt sich leicht einsehen. Denn die Naturwahrheit des geschichtlichen Christus ward dadurch unnatürlich verzerrt, seine Vor- und Urbildlichkeit als des zweiten Adam, als des Sündlosen, sein auf dem eigenen Erfahrenhaben von der Schwäche der menschlichen Natur gegründetes Mitgefühl mit der armen Menschheit, sein Seelenkampf in Gethsemane, kurz die auf der wahrhaften Selbstentäußerung, die wesentlich auf der vollen geschichtlichen Realität seines persönlichen Daseins als Menschensohn, als Gottmensch, gegründete erlösende Bedeutung seines Lebens, Leidens und Todes lief Gefahr, dadurch in Frage gestellt zu werden.

Es ist vollkommen richtig: die fortschreitende katholische Glaubenslehre hat manche dieser falschen Züge, mit denen man das Christusbild ausgestattet hatte, später wieder verwischt, aber nur verwischt; denn sie scheinen noch durch, selbst in den Schriften mancher als Kirchenväter mit der Zeit förmlich kanonisirter Autoren. Und dazu ist noch mancher einzelne Zug der ältern Dogmatik ganz in der spätern stehen geblieben, weil die Kirche im Ganzen eben über den altheidnischen Gegensatz zwischen Geist und Leib nie vollständig hinauszukommen vermochte. Außerdem aber sank sie auf andern Punkten noch viel tiefer in die Irrthümer der alten Bildung zurück.

Auch der Erlöser hatte für seine Kirche heilige Handlungen eingesetzt

und mit ihnen die Verheißung unsichtbarer, objectiver Gnadengüter verknüpft. Aber diese heiligen Handlungen waren von ihm weder einem besondern Priesterstande überwiesen, noch war er willens, damit Acte von magischer Wirkung in seine Kirche einzuführen. Der heilsame Empfang der an die Taufe und das Abendmahl geknüpften Gnadengüter sollte bedingt sein durch die lebendige, inwendige Empfänglichkeit und Gemüthsausrüstung jedes Einzelnen, durch seine aufrichtige Heilsbegierde, also das Objective durch das Subjective, durch den Glauben. Diese Forderung schnitt jeder magischen Heilsoperation die Wurzel ab. Und so sehen wir in der Apostelgeschichte die Gläubigen hin und her das Brod in den Häusern brechen und den Taufact vollziehen, nicht etwa durch die Apostel allein, sondern auch durch ihre Schüler. Gleichwohl treten schon im zweiten Jahrhundert in den katholischen Kreisen die magischen Vorstellungen der alten Bildung trübend und verwirrend in die allmählich sich bildende Lehre von den christlichen Sacramenten herein. Abendmahlsbrod und Abendmahlswein, Taufwasser sind nicht bloß consecrirte Sachen in dem Sinne, daß etwa eine heilige Scheu verhindert hätte, sie zu profanem Gebrauch zu verwenden oder ihre Ueberbleibsel dazu wieder zu verwenden, sondern es haftet nach der Consecration dauernd an ihnen jene zauberhafte Macht des Göttlichen über die Natur. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts schreibt Irenäus dem Genuß der geweihten Speise die Wirkung zu, den Körper nach dem Tode vor völliger Vernichtung zu bewahren. Auf dieser Vorstellung, so wie der einer geistigen Signatur der Seele durch das Sacrament, beruhte der Gebrauch der Kinder-, ja der Säuglingscommunion, baute sich endlich eine falsche Theorie von der an sich durchaus christlich gerechtfertigten Kindertaufe auf. Die Abwaschung mit dem Taufwasser, welche die auf das geistige Bad der Wiedergeburt folgende Vergebung der Sünden versinnbildlicht und versiegelt, galt als eigentlicher magischer, die ewige Seligkeit bedingender Reinigungsact, und die Einen glaubten, dem Kinde nicht frühe genug seine Seligkeit durch Spendung des Sacraments verbürgen, die Andern, den Empfang desselben aus dem nämlichen Grunde für sich nicht spät genug begehren zu können. Ja, Manche verschoben die Taufe bis in's männliche Alter, bis zum Sterbebett, um so vollständig der Verantwortung für die begangenen Sünden ledig in's ewige Leben überzugehen. Endlich knüpfte sich frühzeitig, trotz den Ausführungen des Briefes an die Hebräer, an die Feier des Abendmahls die Idee eines Opfers ganz im Sinne und fast auch im Umfang der alten Bildung wieder an.

Hiermit hatte man heilige Sachen und Handlungen ganz im

Sinne der alten Bildung. Daß an sie auch heilige Orte und heilige Personen angereiht wurden, lag in der Natur der Sache. Die Sitte, über den Gräbern der Blutzeugen die Kirchen zu erbauen, trug wesentlich bei, zu den Vorstellungen von der localen Heiligkeit des kirchlichen Bodens den ersten Keim zu legen. Die apostolische Sitte der Handauflegung aber wandelt sich schon vor Ablauf der drei ersten Jahrhunderte um zu einer wirkungskräftigen und jede Wirkung bedingenden Ordination zu einem Priesterthum, das sich als Klerus specifisch aus der Gemeinde der Laien heraushebt und sich nach alttestamentlichen Analogieen stufenmäßig zu gliedern anfängt. Hier ist nun der Punkt, von welchem, ungeachtet des Rückfalls auf den vorchristlichen Standpunkt, doch der Einfluß desselben nicht mächtig genug ist, die christliche Idee wieder ganz zu überwältigen. Die Ordination verleiht zwar eine specifische, objective, von der Beschaffenheit ihres Trägers unabhängige Eigenschaftlichkeit und Befähigung zur Gnadenspendung im obigen Sinne; aber weder die alttestamentliche Analogie, noch der evangelische Geist gestattete es, am Priester die sittliche Qualität als etwas Gleichgültiges anzuschauen, ihn wieder bloß zur Rolle des heidnischen sacrificulus herabsinken zu lassen. Die Briefe an Timotheus und Titus, schon Bestandtheile des ältesten katholischen Kanon, ließen ein solches Herabsinken schlechterdings nicht zu. Der Priester des ältesten Katholicismus ist daher, ungeachtet er sacrificulus ist, doch eben so sehr auch Hierophant, Lehrer, Verkündiger des Wortes, der die Gemeinde zugleich durch unsträflichen Wandel und gottseliges Exempel erbauen soll. Daß dagegen die katholische Priesteridee in ihrer Entstehung bei Weitem mehr unter der Nachwirkung heidnischer Anschauungen, als unter dem Einfluß alttestamentlicher Vorbilder sich entwickelte, geht unzweifelhaft hervor aus der nur halben Anerkennung, welche wenigstens ein Gebot des Apostels, nämlich das Gebot 1 Tim. 3, 2, daß ein Bischof eines Weibes Mann sein solle, schon im älteren Katholicismus zu behaupten vermochte. Der alttestamentliche Priester, wie der heidnische, war eines Weibes Mann, ja theilweise mußte er es sein, um die an seinem Geschlecht haftende priesterliche Eigenschaftlichkeit auf die Folgezeit zu bringen. Der sonst für die Entwickelung des katholischen Priesterthums so sehr maßgebende Gedanke alttestamentlicher Analogie aber wurde im Katholicismus lediglich darum außer Wirkung gesetzt, weil sich zwischen ihm und der alten heidnischen Naturanschauung ein Conflict ergab, in welchem die letztere selbst über einen so mächtigen Factor, wie das alte Testament, Siegerin blieb. Gerade diese Thatsache zeigt, wie übermächtig, und zwar je länger, desto mehr, das alte Ferment dem Sauerteige des Evangeliums

entgegenwirkte. Die höhere geistig-sittliche Qualification, welche das Christenthum vom Priesterstand zu erheischen genöthigt war, und der heilige Geist, den die Kirche ihm beilegte, erschienen unvereinbar mit der physischen Seite der Ehe, nachdem sich einmal der altheidnische Gegensatz von Geist und Sinnlichkeit, als absoluter gedacht, in breitem Strom der altkatholischen Weltanschauung bemächtigt hatte. Besonders seitdem aus der oben geschilderten katholischen Ascese das Mönchthum als besonderer Stand hervorwuchs, läßt sich zwar noch lange hin ein Kampf zwischen dem Gebot des Apostels und jenem Rest heidnischen Sauerteiges in der Kirche wahrnehmen; aber es war unter den gegebenen Umständen unausbleiblich, daß zuletzt in der kirchengesetzlichen Anordnung des Priester-Cölibates der Mönchsgeist siegreich aus diesem Kampfe hervorging.

Die Aufgabe des Priesters war demnach im ältesten Katholicismus zwar nicht bloß die liturgische und rituelle, sondern auch eine sittliche und lehrhafte; aber allerdings waren die beiden letzteren Seiten von der ersten nicht nur bedingt, sondern auch beherrscht. Sie waren unvermeidlich die untergeordneten, wie überall, wo habituelle magische Qualitäten neben freien ethischen und intellectuellen stehen. Nicht irgend eine der letztern, ein bestimmter Grad ihrer Ausbildung, war das, was den Priester zum Priester machte, sondern die Weihe, die Ordination, und die daran geknüpfte Ueberleitung der Gaben des heiligen Geistes auf den Ordinanden. Diesem sollte dadurch ein unvertilgbarer Charakter mitgetheilt, sein natürliches Sein durch solche Consecration entprofanisirt worden sein, die Signatur des Geistes für alle Zeiten empfangen haben. Und diese Signatur war in allen Graden des Priesterthums die Hauptsache, das, was den Priester zum Priester stempelte. War aber die in der ordinatorischen Signatur mitgetheilte Qualität einmal die Hauptqualität geworden, so lag es in der Natur der Sache, daß auch alle die priesterlichen Handlungen, welche vermöge derselben verrichtet werden konnten und verrichtet wurden, im Cultus als die vornehmsten hervor-, dagegen alle, welche mit den freien Gaben, z. B. der Lehre, verknüpft waren, zurücktraten, und zwar um so mehr, als für sie der Einzelne nicht ohne Weiteres und leicht zuzurichten war. So drängte also der Katholicismus mit aller Macht zur Ausbildung des Cultus und seiner Formen, die ganze Thätigkeit des Priesters aber zur dramatischen Gestaltung des Cultus hin. Die Spitze des Cultus aber ward das heilspendende und heilbedingende S a c r a m e n t in seinen mannichfachen, allerdings erst später unterscheidend genau bestimmten Verzweigungen, aber bekleidet mit der zauberhaften Wirkung ex opere operato.

Hiermit erhellt die ungeheure Bedeutung, welche im Katholicismus die

Form gewinnen mußte. Gewiß kann nun in der Form und neben derselben der Geist leben und bestehen. Aber wer die menschliche Natur kennt, den wird es nicht befremden, wie bei so unbedingt maßgebender Bedeutung der Form so bald über den Geist in der katholischen Kirche die todte Form, die Formel, den Sieg davontrug, das Glaubensleben in einem genau formirten Kirchenleben erstarrte. Nichts aber ist vollends so begreiflich, als daß zu den heiligen Sachen, Handlungen, Orten und Personen in gleichem Sinn auch die Kirche in ihrer Totalität als heiliges und heilbedingendes Institut hinzukam.

Es ist höchst wichtig, einzusehen, daß in dem berühmten Grundsatz Cyprian's: extra ecclesiam nulla salus *), die einmal angebahnte Ideenentwickelung des ältern Katholicismus nur zum naturnothwendigen Abschluß gelangt.

Diejenige Kirche, welche den Häresieen gegenüber sich die katholische nannte, durfte im Verhältniß zu jenen überwiegend vom Geist der ältern Religionen beherrschten Mischbildungen mit allem Recht sich rühmen, den christlichen Glauben rein bewahrt zu haben. Wenn auch nur im Verhältniß zu dem christlich maskirten Juden- und Heidenthum dieser, durfte sie sich als die Trägerin der ächten apostolischen Lehrüberlieferung, als die Inhaberin der reichen Segensquellen des Christenthums, als Organ und Sitz des heiligen Geistes ansehen. Allein ihre Berechtigung hierzu lag doch nur darin, daß eben in dem äußerlichen Gemeindecomplex, der sich der katholische nannte, die an sich seiende Gemeinschaft der ächten Bekenner Christi auch eine bestimmte Form gewonnen hatte. Der Begriff des Katholischen, etymologisch nur das Factische der räumlich überwiegenden Ausdehnung jenes Gemeindecomplexes, ideal nur die Bestimmung der christlichen Gemeinschaft, sich über alle Länder und Völker zu verbreiten, bezeichnend, konnte selbst in der prägnanten Bedeutung, welche er zur Bezeichnung des Unterschiedes von der Häresie angenommen, doch immer nur das Verhältniß alles Einzelnen zu einer bestimmten Form äußerer kirchlicher Gestaltung bezeichnen, nicht aber schloß er an sich irgend etwas ein, womit über das Verhältniß des in dieser Gestaltung beschlossenen Inhaltes zur evangelischen Wahrheit und dem Heil in Christo zugleich etwas Bestimmtes ausgesagt gewesen wäre. Denn darin, daß eine Kirche räumlich die ausgedehnteste und in dieser Ausdehnung bestorganisirte ist, liegt durchaus noch nicht, daß sie auch die Trägerin des lautersten evangelischen Wortes und die Wohnstätte des heiligen Geistes ist. Gerade darin, daß

*) „Außer der Kirche kein Heil."

man dieß übersah, lag nun der ungeheure Fehler, aus dem die antievangelische Canonisation des ganzen katholisch-kirchlichen Instituts entsprang. Wie man sich im Widerspruch gegen die Häretiker bisher daran gewöhnt hatte, bei Abmessung des Katholischen den Maßstab des Christlichen anzulegen, und demnach, von dem Gesellschaftsrecht Gebrauch machend, jene von der katholischen Kirchengemeinschaft ausgeschlossen hatte, so sollte nun auch das Umgekehrte gelten und das Christliche sich nach dem Katholischen messen lassen, das Innere nach dem Aeußerlichen, ein Ideales nach einer Form. Im Eifer der Polemik ließ man sich verleiten, das, was im Gefühl eines Jeden sich aneinander angeschlossen, miteinander verschmolzen hatte, auch im Begriff miteinander zu vermischen und als an sich und in der Theorie als schlechterdings nothwendig und unzertrennlich miteinander verbunden zu setzen. Man wagte es alles Ernstes, das Christliche in Personen und Sachen nur insofern und insoweit anzuerkennen, als es zugleich die Signatur des Katholischen an sich trug. Nachdem man aber einmal die nur bedingte Identität beider Begriffe zur absoluten erhoben, aus dem formellen Begriff einen sachlichen Begriff gemacht hatte, mußte man sich nothwendig zu der heillosen Schlußkette berechtigt erachten: wie das Katholische christlich ist, so ist auch das Christliche nur katholisch, und folglich alles nicht Katholische auch unchristlich. Diese Schlußkette nennen wir heillos, weil sie, näher betrachtet, nicht bloß logisch fehlerhaft ist, sondern weil sie das äußere, in bestimmten Formen existirende Kircheninstitut, das seiner Natur nach nur Darstellung der jeweiligen Stufe christlichen Glaubens und Lebens und Erziehungsanstalt für die höhere Bestimmung der Menschheit sein kann, die Angemessenheit zu demselben, unbedingt und schlechterdings zur Bedingung des ewigen und bald genug auch des zeitlichen Heiles machte. Das geschah aber schon im dritten Jahrhundert des Katholicismus, im Zeitalter Cyprian's, der diesen Grundsatz in seiner berühmten Schrift „von der Einheit der Kirche" durchführte. Daß man aber weder zu seiner Zeit, noch später den Grundfehler entdeckte, oder, wenn man ihn entdeckt gehabt hätte, ihn nicht bloßlegen konnte, daran war die Ordinationsidee Schuld. Denn der ganze christliche Gottesdienst und die gesammte Heilsspendung war schon mehr und mehr in die Sacramente zusammengedrängt, die Sacramentsverwaltung aber war bedingt durch die consecrirten Personen, die consecrirten Personen dagegen waren das, was sie waren, durch die Ordination, die Ordination aber empfingen sie vom Bischof, der Bischof von seinen Mitbischöfen in der Provinz, die eine Kirchenprovinz endlich stand in geregelter Beziehung zur andern, ihre

Oberhäupter und Stimmführer untereinander in enger Solidarität der Interessen und des Geistes, — mit Einem Wort: die ganze katholische Kirche war bereits wesentlich Sacramentenkirche geworden und, wie jede Kirche, welche sich hat in die Bahn der Heilsoperation ex opere operato, der magischen Beherrschung des Natürlichen durch das Geistige, hinüberdrängen lassen, unwiderstehlich der Hierarchie verfallen. Jedes Kirchenthum solcher Art ist und besteht nur in, mit, durch und unter der Hierarchie; es steht und fällt mit den heiligen Personen. Die heiligen Personen und ihre ordinatorischen Qualitäten, sie und nichts Anderes sind allein das, was im Katholicismus die Kirche zur Kirche macht. Zu oberst aber über den Sachen des natürlichen Lebens stehen die res sacrae, über den rebus sacris die Sacramentalien und Sacramente, über den Sacramenten aber steht das Sacrament der Priesterweihe, das Macht gebende, königliche Sacrament, und was hülfe es dem Einzelnen, wenn er entweder die ganze Welt gewönne, oder wenn er den Glauben hätte, dem es verheißen ist, Berge zu versetzen, oder die Liebe, von der gerühmt wird, daß sie Alles trägt, Alles duldet, und er trüge nicht die Signatur der Kirche und gehörte nicht der Kirche der Signatur an, oder erhöbe sich wider die Träger und Spender des Sacraments: er wäre doch nur wie ein Zöllner und Heide, ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, er könnte, wie bereits Cyprian sagt, Gott nicht zum Vater haben, weil er die Kirche nicht zur Mutter hat, er wäre doch nur ein — sacrilegus!

In dieser einseitigen Zusammenfassung aller Heilswirkung im opus operatum des Sacraments, in der damit von selbst gesetzten Ueberschätzung des äußerlich formirten und signirten Kirchenthums, in dem Uebergehenlassen der ganzen hohen, der Kirche beigelegten Bedeutung auf den die Kirche repräsentirenden Priesterstand, in der auf die Stufe der vorchristlichen Religionen zurückgreifenden schlechthinigen Wiederabhängigmachung des Verhältnisses des Einzelnen zu Gott von dem zwischen Gott und Menschheit vermittelnden Priesterstand, — darin liegt der eigentliche Kern, das specifisch Katholische im Katholicismus. Selbst der neuere Katholicismus wird diese Umschreibung des specifisch Katholischen nicht für unzutreffend erklären; ja es ist höchst bezeichnend für ihn, daß er in seinen hervorragendsten Autoritäten gerade jenes Zurückgreifen in die Begriffswelt der vorchristlichen Religionen nichts weniger als in Abrede stellt. Die Natur des Menschen ist, sagt das Tridentinische Concilium bei Anlaß des Meßopfers, ea, ut non facile queat sine adminiculis exterioribus ad rerum divinarum meditationem sustolli *), und hebt gleichzeitig noch

*) Sess. XXII de missa c. 1.

Anderes hervor, was an das sinnliche Gepränge und den symbolischen Charakter des heidnischen Cultus denken läßt. Bellarmin aber verbreitet sich ausführlich über das Opfer als wesentliches Erforderniß jeder Religion *). Möhler **) und Günther ***) erklären das Priesterthum und den Opfercult in den vorchristlichen Religionen gerade für das Wahre und das Tiefste in denselben und älter als Juden- und Heidenthum; im Juden- und Heidenthum liege schon Christenthum, jene hierarchischen Formen seien als menschheitsthümliche Formen zu erkennen, aus dem einfachen Grunde, weil sie sich in beiden Religionen vorfinden, ja sie müßten sogar in den letztern vorkommen, und zwar darum, weil der Heide so wenig als der Jude aufhöre, Mensch zu sein. Gewiß mit Recht bemerkt Baur †) zu diesen Aeußerungen, daß mit ihnen das oben bezeichnete Verhältniß des Katholicismus zu den vorchristlichen Religionen nicht widerlegt, sondern zugegeben sei, und dadurch auf's Neue bestätigt werde, wie der wesentliche Unterschied des Christenthums vom Judenthum und Heidenthum im Katholicismus noch nicht zum klaren Bewußtsein kommen könne.

Was aber von uns hier als das Specifische im Katholischen bezeichnet worden ist, das ist vom Römischen noch völlig unabhängig. Schon lange, bevor Rom irgend einen durchgreifenden Einfluß auf den Katholicismus erwarb, ja zu derselben Zeit, als Cyprian den ersten Regungen römischer Kirchenherrschaftsgelüste noch einen heroischen Widerstand entgegensetzte, hatte das katholische Princip von dem bezeichneten Grundirrthum oder sittlich-religiösen Unvermögen aus sich bereits bis zu dem Grad ausgestaltet, auf welchem wir es betroffen haben. Wie große Schätze an christlicher Erkenntniß, welche Fülle christlichen Lebens trotz der schiefen Richtung, welche das kirchliche Institut so frühzeitig genommen, die Kirche der drei ersten Jahrhunderte noch in sich barg, das vermag Jeder z. B. aus A. Neander's Meisterwerk zu lernen ††). Auch gereicht der

*) De missa I, 20 ff.

**) Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen Katholiken und Protestanten. Zweite Ausg. Mainz 1835. S. 529.

***) Der letzte Symboliker. Wien 1835. S. 302.

†) Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen. Zweite Auflage. Tübingen 1836. S. 565.

††) Zur nähern Kenntniß dieser ersten Zeiten von ihrer Lichtseite sind auch dem größern Leserkreis zu empfehlen Bücher wie: Couard, Predigten über die Geschichte der drei ersten christlichen Jahrhunderte, Berlin 1840, und die so eben erschienene treffliche Schrift: Hagenbach, die christliche Kirche der drei ersten Jahrhunderte. Leipzig 1853.

ältesten katholischen Kirche in Betreff ihrer Fehler Vieles zur Entschuldigung. Drei Jahrhunderte sind für die Entwickelung eines religiösen Princips, das eine Welt erneuern soll und daher eine neue Welt aus sich heraus gebären muß, eine gar kurze Spanne Zeit. Und wie schwer war es, ohne die Hülfsmittel der spätern Zeit die Kirche in allen ihren Gliedern wahrhaft auf den Grund der Apostel und Propheten zu bauen, das Wort Gottes reichlich unter ihnen wohnen zu lassen! Wie leicht mußten sich nicht aus dem Umfang des bloß gehörten, höchst selten nur gelesenen Wortes, und zwar nur fragmentarisch gehörten Wortes, Begriffe wie Welt, Fleisch, Priesterthum aus der evangelischen in die aus der alten Bildung und heidnischen Umgebung geläufige Bedeutung umsetzen! Auch ist nichts so natürlich, als daß z. B. schon Ignatius von Antiochien den Gemeinden, an welche er seine Schreiben richtet, unmittelbar nach dem apostolischen Zeitalter, in ungemessenen Ausdrücken den Gehorsam gegen ihre Bischöfe zur Pflicht macht. Das ist für Keinen, der praktisch-lebendige Anschauungen von der kirchlichen Vergangenheit hat, Aeußerung hierarchischen Hochmuths, das ist auf keinen Fall Alles nur das untergeschobene Product einer spätern Zeit. Vielmehr gerade jene gehäuften Ermahnungen zum Vertrauen und Gehorsam gegen die Bischöfe, jene exaltirten Anpreisungen ihrer Würde tragen ganz den Stempel einer Zeit, in welcher die Christenheit aus den rohesten Anfängen erst herausgearbeitet werden mußte, in der es an allen andern Hülfsmitteln gebrach, und, um einen evangelischen Grund nur im Groben zu legen und die Gemeinden nur vor den gröbsten Verirrungen, dem Zurücksinken in jenes christlich maskirte Judenthum und Heidenthum, zu bewahren, nichts Anderes übrig blieb, als sie wiederholt und immer von Neuem auf die Autorität der Männer hinzuweisen, die den später so anspruchvollen Bischofstitel führten. Und wie lange jene drängenden Nothwendigkeiten fortwirkten, läßt selbst ein oberflächlicher Blick in die ersten Jahrhunderte leicht erkennen. Denn alle Zeiten der Noth, Bedrängniß und Verfolgung sind zugleich Zeiten, welche der Entfaltung kraftvoller Persönlichkeiten und persönlicher Autorität einen unverhältnißmäßig größern Raum gewähren. Bis dahin aber, wo für die Kirche im dritten Jahrhundert große Pausen der äußern Bedrängniß eintraten, da konnte die Errungenschaft persönlicher Autorität schon die noch schwankende Amtsautorität mächtig verstärken, da konnten der Rückschau in die Vergangenheit, in die Briefe des Apostelschülers Ignatius, jene Aeußerungen über die Erhabenheit der bischöflichen Würde schon in einem ganz andern Sinn, als dem der Situation, in welcher sie niedergeschrieben worden waren, als bedeutungsvolle

Worte erscheinen. Sie galten nun als dogmatische Ueberlieferungen der Apostel selbst, als Dictate des heiligen Geistes.

Alles das gereicht der katholischen Kirche zur Entschuldigung bei der vom reinen Evangelium ablenkenden Richtung, welche sie nahm. Aber immerhin wird es bei dem obigen Urtheil sein Verbleiben haben müssen, daß der Katholicismus nur der erste in's Große gehende Versuch war, das Christenthum in Lehre und Leben auszugestalten, ein Versuch, der sich eben so wenig durchaus rühmen, als durchaus verdammen läßt, der aber ganz bestimmt schon auf die Nothwendigkeit hinweist, jene Ausgestaltung noch einmal unter Rückgreifung auf eine viel tiefere Fassung des evangelischen Princips und unter Anwendung viel reicherer Hülfsmittel an die Hand zu nehmen. Auch ist in dem nächsten Jahrtausend, dem Jahrtausend des germanischen Katholicismus, dieser Gedanke oft genug aufgetaucht und von Einzelnen und ganzen Parteien sind ihm große Opfer gebracht worden. Allein es war keine kleine Aufgabe, die Ahnung zum bestimmten Gedanken zu erheben, diesen aber allseitig zur Klarheit zu bringen und in Leben und Wirklichkeit hinüberzuführen. Daß ihn aber die katholische Kirche selbst nicht nur nicht faßte, sondern nach der Richtung, die sie einmal genommen, gar nicht fassen konnte, das bedarf noch einer besondern Erklärung. Dieß führt uns auf die Gefahren, welche in dieser ganzen Richtung lagen, in welche die älteste katholische Kirche gerathen war.

Christliche Reden an die Gebildeten unsrer Zeit.

Dritte Rede:

Das allgemeine Priesterthum der Christen.

(1 Petr. 2, 5.)

Schon oft ist es ausgesprochen worden, daß der bezeichnendste und allgemeinste Charakterzug unsrer Zeit der Hochmuth sei, Hochmuth bald auf geistige Eigenschaften, bald auf äußere Vorzüge und Begünstigungen. Man weist auf unsere Irrenhäuser hin, zeigt, daß die Mehrzahl jener Unglücklichen als Opfer des Hochmuthes in Wahnsinn versanken, und fragt dann: ob nicht dieselbe sittliche Krankheit, die dort zerstörend wirkte, bei

den meisten Menschen als verborgener Keim vorhanden sei, in Gestalt irgend eines an Wahnsinn grenzenden geheimen Stolzes.

Und in der That, das lehrt die tägliche Erfahrung, daß wir uns nur schwer von der Neigung frei machen, über Andere zu richten, auf sie herabzusehen, sei es mit geistlichem oder mit weltlichem Stolze, gleichviel, es bleibt immerhin Selbstüberschätzung und Lieblosigkeit. Gerade aus diesem Zauberkreise der Selbstbespiegelung und Selbstverzärtelung, aus diesen Einbildungen voll Verblendung für uns, voll Anmaßung gegen Andere kommt der Mensch nicht heraus, so lange die Richterstimme eines erwachenden Gewissens ihn nicht aufschreckt aus seinen Träumen.

Darum eben ist es für uns gewöhnlich ein abstoßendes Wort, gegen das sich unser Stolz empört, wenn uns zum ersten Male aus der Schrift und aus der Erfahrung jene demüthigende Lehre von der Sünde entgegentritt, jene herbe, unumstößliche Grundwahrheit des Christenthums, die nicht aufhört, uns mit der Stimme aller Jahrhunderte zuzurufen, es liege in der Seele eines jeden Menschen Etwas, was in's Verderben führe. Finde man dieß auf den ersten Blick immerhin hart, streng, abstoßend: dennoch kann die christliche Wahrheit — wenn sie nicht verächtlich buhlen will um die Gunst des Augenblicks — keine Sylbe zurücknehmen von dem vollen Ernste jener Behauptung. Mit allem Nachdruck muß sie dabei verharren, daß Erkenntniß der Sünde der erste Schritt aller christlichen Erkenntniß sei, daß es, außer dieser engen Pforte der Selbsterkenntniß und des innern Gerichts über uns selber, keinen Zugang gebe in das Heiligthum des Evangeliums, kein Verständniß des Erlösers, keine Gemeinschaft seines Reiches voll Gnade und Wahrheit.

Also fern von uns jedes feige Umgehen der Lehre von der Sünde, jede Schwächung des Bedürfnisses nach Erlösung; fern von uns jede Versüßung oder Fälschung der bittern Arznei, deren unser an Eigenliebe und Selbstüberhebung kränkelndes Herz täglich bedarf! — Aber hüten wir uns auch, hiebei stehen zu bleiben; hüten wir uns, die eine Grundlehre der christlichen Wahrheit auf Kosten einer andern ausschließlich einzuprägen. Wir sollen nicht immer nur „die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehren", nicht immer nur bei dem „Anfange des christlichen Lebens" verweilen, nicht nur „den Grund legen", sondern fortbauen auf demselben und statt mit Milch uns auch mit stärkerer Speise nähren. Wenn wir also die Demüthigung nicht scheuen, die in der Erkenntniß der Sünde liegt, so darf uns auch jener reiche Schatz von freudiger Ermuthigung und von erhebender Hoffnung nicht vorenthalten werden, den wir in der Erkenntniß der Gnade finden. Erfüllt uns der Ge-

danke an die gefallene Menschheit mit tiefem Schmerze, so richtet uns nichts Anderes so mächtig wieder auf, als ein Blick des Glaubens auf die Erlösung und Wiederherstellung des göttlichen Ebenbildes in uns.

Es gehört ja zu der unvergleichlichen Tiefe und Höhe des Evangeliums, daß in ihm sich Eigenschaften vereinigen, die sonst sich entgegenzustehen, sich auszuschließen scheinen: die reinste, kindlichste Einfalt neben einer unerschöpflichen Fülle der erhabensten und kühnsten Gedanken; neben heiliger Strenge die liebevollste Milde; an der Seite der höchsten Herrscher-Kraft zugleich die vollste, dienende aufopfernde Hingebung. In der Schrift steht die demüthigendste neben der erhebendsten Wahrheit: die Menschheit in ihrer Erniedrigung und in ihrer Erhöhung; die Schmerzens-Geschichte der Sünde und die Sieges-Geschichte der Erlösung; der Jammer der Gott-Entfremdung und die Seligkeit der Gottes-Gemeinschaft; der harte Frohndienst knechtischer Seelen und die herrliche Freiheit der Kinder Gottes.

Auf diese Freiheit der Gottes-Kindschaft möchte die heutige Rede hinweisen, geleitet durch die beiden großen Gedanken unseres Schrift-Wortes: Es ist das Vorrecht des Christen, sowohl Tempel als Priester des lebendigen Gottes zu werden.

I.

„Und auch ihr, als die lebendigen Steine, bauet euch zum geistlichen Hause!" —

In gebildeten Kreisen der Gesellschaft hört man oft von „Selbstachtung" und von „Menschenwürde" sprechen, um dem sittlichen Gefühl einen Sporn zu geben im Gedränge vielfacher Versuchungen. Aber wie oft ist diese Selbstachtung eine Selbsttäuschung, und diese Menschenwürde eine unfruchtbare Redensart! Wäre unser sittliches Gefühl nur auf diese beiden Waffen beschränkt, so stände der Glaube an den künftigen Sieg des Guten über das Böse auf schwacher Grundlage. Die christliche Offenbarung bleibt uns unverständlich, wenn wir nicht den hohen Begriff erfassen, den sie von der ursprünglichen Würde und der ewigen Bestimmung des Menschen hat. Ja, auch die christliche Offenbarung weiß von Selbstachtung und von Menschenwürde, weil sie den Menschen immer nach seinem Verhältnisse zu Gott beurtheilt, als ein Kind des göttlichen Vaterhauses, das entweder als verlorner Sohn sein himmlisches Erbtheil vergeudet und verloren, oder, reuig heimgekehrt, es wieder gefunden hat.

In diesem Sinne hält unser Apostel dem Christen, der seine Aufgabe auf Erden erfüllen will, das erhabenste Bild menschlicher Bestimmung vor Augen: „Erbauet euch als lebendige Steine zu einem geist-

lichen Haus!" — Was der Einzelne für die Menschheit sein und was die ganze erlöste Menschheit werden soll, welcher hohen Würde sie entgegenreift — das ist mit vier inhaltsvollen Worten hier ausgesprochen: lebendige Steine eines geistlichen Hauses. Also persönliche, selbstbewußte, lebendige Glieder eines großen geistigen Leibes, der ein Tempel des lebendigen Gottes ist. — Ein Jeder von uns, der im Glauben an den Erlöser ein höheres Leben gefunden hat, soll ein Baustein im ewigen Tempel Gottes werden. — Welche Ahnungen, welche Hoffnungen wecken diese großen Worte in unsrer Seele!

Wo ist dieser Tempel Gottes? und wie kann ich ein Baustein daran werden? — Dieser Tempel Gottes, „dieß geistliche Haus" ist die Kirche Christi als die lebendige Gemeinschaft aller Gläubigen, als der geistige Bund Aller, die durch den Sohn zum Vater kommen und in ihm Frieden gefunden für ihre Seele; die Kirche Christi als das unscheinbare Senfkorn, das zum Baume heranwächst, der alle Zweige und Aeste der gereinigten Menschheit umfassen soll; die Kirche Christi als die Arche der Rettung, die, auf den Fluthen der Zeiten dahinschwimmend, Alles in sich aufnimmt, was aus dem Schlamme der Nichtigkeit und Vergänglichkeit nach Heiligem und Ewigem sich sehnt. O hüten wir uns, diesen hohen Begriff der Kirche Christi, bei dem jedes bessere Herz höher schlägt, hüten wir uns, ihn zu entstellen durch abergläubige, willkürliche und enge Menschengedichte! als ob nur hier oder dort, nur unter diesen oder jenen gebrechlichen und vergänglichen Formen und Schranken die wahre Kirche sich darstelle! als ob wir sagen dürften: nur hier ist Christus oder nur dort ist Christus! als ob wir Ihn, den heiligen, segnenden, allgegenwärtigen Freund unsrer Seelen, binden und bannen könnten in die Grenzen, die unser enges Herz und unser stammelnder Begriff ihm vorschreiben will! „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein", und „Niemand kann Jesum einen Herrn heißen ohne durch den heiligen Geist" — dieß sind die Ecksteine, die keine priesterliche Anmaßung und Engherzigkeit umstoßen wird, die Ecksteine, auf denen sich die rechte evangelische Anschauung der wahren Kirche immer von Neuem aufbauen wird, so oft auch menschlicher Wahn, erzeugt aus Aberglauben und Herrschsucht, sie überfluthen möchte. Niemand soll uns irre machen an der köstlichen Verheißung unseres Herrn und Führers, daß er mitten unter uns sein wolle, also uns zu seiner Kirche, zu seinem Tempel weihen wolle, eben so gewiß da, wo nur Zwei oder Drei in Seinem Namen versammelt sind, als dort, wo Tausende und Millionen sich um sein Kreuz schaaren und sich zum großen geistigen Tempel Gottes aufbauen.

Dieß wäre denn unsre Antwort auf jene beiden Fragen; das „geistliche Haus", wovon der Apostel spricht, ist die allgemeine Kirche Christi, jener heilige Tempel der erlösten Menschheit, die zur Wohnung Gottes geweiht wurde, und „die lebendigen Steine" sind die Christen, die, jeder einzeln und persönlich, vom göttlichen Geiste erfaßt sein müssen, wenn sie Glieder der allgemeinen Kirche, wenn sie Bausteine des großen Tempels werden wollen. — Diese ächt apostolische, urchristliche Auffassung dessen, was die wahre Kirche Christi sei, ist nach langer Vergessenheit und Verdunkelung erst durch die Reformation wieder siegreich auferweckt worden, und ihr verdanken wir es, wenn jeder Christ wieder zum vollen Gefühl seines göttlichen Rechtes gelangen kann. — An jenen schönen, „gothisch" genannten Kirchen, welche die Frömmigkeit unsrer Väter in vergangenen Zeiten erbaute, bewundert man oft, wie der Baustyl des Ganzen auch in allen einzelnen Theilen sich eigenthümlich abspiegelt, daß beispielsweise jeder Altar, jeder Schrein, jedes Fenster, jedes Portal wieder ein Ganzes für sich bildet, gleichsam wieder einen besonderen kleinen Tempel in dem großen Dome. Dasselbe Gesetz nun herrscht auch in der lebendigen Kirche Christi, deren irdische Sinnbilder jene ehrwürdigen Dome sind; auch hier muß in jedem Einzelnen sich die hohe Idee des Ganzen ausprägen; er muß zuvor in seinem Innersten ein Tempel des heiligen Geistes werden, um dann erst wahrhaft und lebendig als Glied der ganzen Kirche, als Baustein des großen Tempels sich einzufügen. Sonst steht er noch im Vorhofe, unter den Unmündigen und Vorzubereitenden.

Es bleiben dieß leere, gehaltlose Worte, wenn nicht Jeder von uns still einkehrt in sein Inneres und sich mit unbestechlichem Ernste fragt: bin ich ein Tempel des heiligen Geistes? bin ich ein lebendiger Stein an jenem geistlichen Hause? Und wenn nicht, was soll ich thun, damit ich es werde? — Die wahre Religion hat keinen gefährlicheren Feind als den todten Wortdienst und Gewohnheits-Glauben. Nicht die Spötter, nicht die Zweifler, nicht die schroffen Widersacher des Evangeliums, nicht die lauten Verkündiger des Unglaubens, sie Alle sind dem lebendigen Christenthume nicht so gefährlich, als die unzähligen gedankenlosen Schein-Christen, denen der Glaube eine unfruchtbare Gedächtnißsache geworden ist, die sie von Zeit zu Zeit gerade so abmachen, wie ein anderes Geschäft. Es ist Keiner unter uns, der nicht zeitweise selber in diesen Seelenschlummer gerathen könnte, wo das höhere Leben in uns versiegt, während wir noch immer die Sprache desselben führen, wie man falsche Münzen ausgiebt mit glänzendem Gepräge, aber ohne Gehalt. — Und was will diese Warnung? Sie will daran erinnern, daß diese höchsten Gedanken, deren

unsre Seele fähig ist: Gottes Wohnen in uns, die Gemeinschaft des göttlichen Geistes mit dem menschlichen, die Weihe der erlösten Menschheit zum Tempel Gottes — daß diese Gedanken, wenn wir sie lebendig in unsre Seele aufnehmen, uns unmöglich auf der gleichen Stelle lassen können, wo sie uns finden. Entweder sind sie der Anfang oder das Ende großer Unruhe: der Anfang, wenn wir überhaupt das rechte Verhältniß zu Gott noch nicht gefunden haben, das Ende, wenn wir nach langem Suchen endlich in Gottes Vater-Arme uns geworfen, mit jenem lebendigen Glauben, der nicht ein stumpfes Annehmen und Zugeben ist, sondern eine feste Zuversicht auf das Unsichtbare und auf die Verheißungen des Geistes, der uns allein Zeugniß geben kann, daß wir Gottes Kinder seien.

II.

„Erbauet euch zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum!" —

Diese Worte führen uns von der ersten Stufe auf eine zweite; nicht nur zum Tempel, sondern auch zum Priester Gottes sei der Christ berufen. Gott giebt sich uns, läßt sich zu uns herab, wir sind sein Tempel; aber Er giebt sich uns, damit wir uns Ihm geben und dadurch erst in die rechte, volle Gemeinschaft mit Ihm kommen, jenem Johanneischen Worte gemäß: „Lasset uns Ihn lieben, denn Er hat uns zuerst geliebt!"

Wir stehen hiermit vor dem Allerheiligsten in der christlichen Wahrheit; wir treten in ein Gebiet, von dem es heißt, wie dort am feurigen Busch: „Ziehe deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land." Ein solches Gefühl muß uns beherrschen, wenn wir vom Höchsten sprechen sollen, was im Leben des nach Gott sich sehnenden Menschen vorkommen kann, von der Weihe zum allgemeinen Priesterthum der lebendigen Christen.

Kein Priesterthum besteht ohne Opfer; Opfer darzubringen, als Sühne oder als Dank, war von jeher die Bestimmung der Priester, als der Mittler zwischen der Gottheit und dem Menschen. Diesem äußern Opferdienste hat das heiligste Opfer der göttlichen Liebe, der freiwillige Opfertod des Gekreuzigten, ein Ende gemacht, damit nun der wahre geistige Opferdienst beginne, zu dem wir Alle berufen sind. „Erbauet euch zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind!" — Hier vernehmen wir die feierliche Einsetzung des wahren christlichen Priesterthums.

Und welches sind die „geistlichen Opfer", zu denen unser innerer priesterlicher Beruf uns weiht? — Das erste und wichtigste Opfer des Christen, das er täglich zu vollziehen hat, wenn er in lebendiger Gemeinschaft mit seinem Gott bleiben will, ist das Opfer unsrer selbst. Uns will der Herr: unser Innerstes, unsern Willen, unsre Liebe. „Gieb mir, mein Sohn, dein Herz!" dieß bleibt Anfang und Ende des einzigen Opfers, das Gott wohlgefällig ist; ohne dieses innere entscheidende Opfer bleibt alles Andere ein unwürdiger Lippen- und Formendienst, eine todte Scheinheiligkeit.

Wenn Du heute, wenn Du in dieser Stunde so glücklich bist, daß Du mit voller Zustimmung Deines Herzens hintreten kannst vor Deinen Gott, wie ein Kind vor seinen Vater, um Dich Ihm ganz und völlig hinzugeben mit all' Deiner Liebe, Deiner Hoffnung, Deinen Wünschen; wenn Du aus dem Grunde Deiner Seele einstimmen kannst in die Worte Deines Heilandes: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!" — Dann wohl Dir! Du bist in derselben Stunde aufgenommen in das heilige Priesterthum der wahren Gläubigen; von nun an hast Du freien Zugang zum Vater; nun spiegelt sich in Dir „des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, und Du wirst verklärt in sein Bild von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist."

Was ist alles Glück der Welt, wenn wir es vergleichen mit jenem Frieden, dessen jede Seele fähig ist, die zur vollen Gemeinschaft mit Gott gelangt, Ihm sich ganz weiht und von Ihm als Kind und Erbe angenommen wird, als geistiges Opfer auf göttlichem Altar! — Da schweigen endlich die Kämpfe des Gewissens, da verstummen die entnervenden Zweifel des Geistes; da wird es stille in uns; vergessen ist die Angst des Irdischen, und die Verwirrung der Welt liegt fern hinter uns. Unter Dank- und Freudethränen fühlen wir nichts als Seine Nähe, nicht im Sturm, in Erdbeben und Feuer, nicht in gewaltiger Aufregung und flammender Begeisterung, nein, in stiller, seliger Gewißheit, daß auch unser Geist eintaucht in den heiligen Urquell alles Lebens und wie ein Kind an der Mutterbrust ausruht am Herzen der ewigen Liebe!

Doch dieses priesterliche Darbringen unsrer Herzen, dieses freie Opfer unsrer selbst vollzieht sich nicht bloß in jenen bevorzugten Stunden, wo die Seele Sabbath feiert und in das Heiligthum des innern Lebens eingehen darf. Dieß Opfer unsrer selbst wird jedesmal dargebracht, so oft die erziehende Hand unseres Gottes uns auf eine der Lebensproben stellt, wo uns irgend ein schmerzliches Entsagen auferlegt wird, wo wir ein

süßes Glück schwinden, eine schöne Hoffnung getäuscht, eine innige Liebe verwaist sehen, und wir dennoch mit voller Ergebung beten: „dein Wille, Vater, dein Wille! nicht der meine!" — Ohne dieß Heiligthum des Schmerzes giebt es kein wahres Opfer; das Geheimniß des Kreuzes ist nur dem aufgeschlossen, der diese Wahrheit faßt.

Aber mit dieser Selbsthingebung an Gott ist das priesterliche Opfer des Christen noch nicht abgeschlossen; die hingebende Liebe zu Gott muß sich immer als hingebende Liebe zu den Brüdern bewähren. „Wer nicht (den Bruder) liebt, der kennet Gott nicht; denn Gott ist die Liebe." — Das priesterliche Opfer des Christen ist daher die thätige Erfüllung jenes obersten Gesetzes aus dem Munde des Erlösers: Liebe Gottes und des Nächsten. Diese Liebe zu unsern Brüdern wird sich in unzähligen Formen erproben, wenn sie der wahre Ausfluß eines aufopfernden priesterlichen Herzens ist. Dem Herrn in den Brüdern zu dienen, das muß der beständige stille Wahlspruch dieser Liebe sein. „Was Ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern thut, das habt Ihr mir gethan!" ist die göttliche Weihe eines solchen Opferdienstes.

Nun erwäget selbst, welch' neuer Tag würde unter uns anbrechen, wenn dieser reine priesterliche Geist lebendiger Gottes- und Menschenliebe immer allgemeiner erwachte, wenn diese Liebe wie ein segnendes Sonnenlicht in alle finstern, kalten Höhlen der Gottesvergessenheit und der Selbstsucht hineindränge, wenn die Begünstigten, die Geförderten unter uns sich beständig als die priesterlichen Lehrer, Freunde und Beschützer ihrer schwächeren und geringeren Brüder ansehen würden, denen sie rathend, helfend, warnend, dienend gerne die Hand böten, um auch sie allmählich zum Bewußtsein ihrer ewigen Bestimmung „als lebendige Bausteine" am Tempel Gottes zu erwecken! Ja, welche andere, schönere Gestalt würde dann Alles unter uns annehmen! wie freudig würden wir einstimmen können in das Psalmwort: „Er ist unser Gott, und wir das Volk seiner Weide und Schafe seiner Hand!" und wie lebendig würde dann jene Schilderung sich wieder erneuern: „Ihr seid das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk . . ., daß ihr verkündigen sollt die Tugenden Dessen, der euch berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte."

Nie wird in der Menschheit die Hoffnung aussterben und die Sehnsucht nach einer bessern Zeit, nach einer schönern Zukunft; auf tausend Lippen wird laut und leise stets von Neuem die Frage aufleben: „Wann? wann wird sie endlich kommen jene bessere ersehnte Zeit? — Und immer

wieder, nach all' den erschütternden Erfahrungen unsrer Zeitgeschichte, kann der Christ an dem Einen Worte sich und Andere aufrichten: „Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlicher Geberde; es ist inwendig in euch!" Also von innen muß es kommen, aus der Tiefe des wiedergebornen Menschengeistes, aus der Fülle des erneuerten und gereinigten Menschenherzens will der Herr durch seinen Geist die neue bessere Zeit herbeiführen und sein Reich aufbauen; auch unter uns will Er es aufbauen; auch jetzt klopft er bei uns an und fragt mit dem Blicke heiliger Liebe: „Soll es nicht auch in Deinem Herzen und in Deinem Leben Frühling werden?" — Was ist all' die Lieblichkeit der jetzt eben im Frühlingsschmucke sich erneuernden Natur, was kann ihr herzerfreuender Anblick in Flur und Wald uns gewähren, so lange es nicht auch in unserm Innersten Frühling wird durch den Alles erneuernden Hauch göttlicher Gnade?

Ja, unser unruhiges, in Zerstreuung sich verlierendes Herz kann nur Einer ganz beglücken und ausfüllen; nur Er, der König und Hohepriester, der uns vorangegangen durch Schmerz und Tod in die Herrlichkeit, kann uns weihen zu aufopfernden Priestern der Menschheit, zu lebendigen Bausteinen an Gottes ewigem Tempel!

Licht und Schatten des deutschen Protestantismus und der neueren Bildung.

Von

Chr. C. J. Bunsen.

(Aus Bunsen's „Hippolytus und seine Zeit".)

„Fürwahr, es ist nicht Schlafens-Zeit in dieser unsrer Zeit; drum gebrauchet die Gabe, die euch vertrauet ist!" Dieß mahnende Wort des deutschen Reformators richtet sich ganz besonders auch an unsre Zeit. Sie bedarf ernster und selbständiger Geister, die in der großen geistigen und religiösen Krise, woran unser Jahrhundert arbeitet, nicht verstummen dürfen; denn Verstummen ist für das sittliche Urtheil mitten in der Noth des Kampfes so verwerflich als Verschlafen. Ein

Verstummen der Männer von tiefer, umfassender Einsicht und unabhängiger Gesinnung würde uns mehr und mehr mit dem Fluche eines im Sinken begriffenen Zeitalters bedrohen, mit der betäubenden und zersetzenden Alleinherrschaft kleinlicher, beschränkter und selbstsüchtiger Geister, mit der seelenmörderischen Tyrannei eines heuchlerischen Formelwesens und Parteitreibens. Dieß aber wäre das Grab des evangelischen Protestantismus; denn ihm ist nichts gefährlicher, als die sittliche und religiöse Engbrüstigkeit, die an so vielen Orten sich anschickt, das große Wort zu führen, und die — wenn sie herrschend würde — über kurz oder lang wieder bei Voltaire und Rousseau anlangen müßte. Evangelischer, das heißt lebendig-religiöser, gläubiger, aber freier, aus dem Evangelium wiedergeborner, Protestantismus wird überall verkümmern, wo die Lebensluft eines muthigen, aufrichtigen und heiligen Wahrheitssinnes ihm entzogen wird, überall, wo man das sittliche und wissenschaftliche Gewissen dem religiösen Gefühle und der kirchlichen Einwirkung entfremdet.

Solche Gedanken mögen den Verfasser von „Hippolytus und seine Zeit" *) bewegt haben, als er, im Blicke auf die Zustände und Gefahren der evangelischen Kirche, die dringendsten Mahnungen an die Ernsten und Mündigen des deutschen und englischen Protestantismus richtete.

Dieß bedeutende, in England und Deutschland gleichzeitig veröffentlichte Werk, die kritische, kirchengeschichtliche und religionsphilosophische Würdigung einer neu aufgefundenen griechischen Schrift, die den wichtigsten Denkmälern des christlichen Alterthums beizuzählen ist, bietet dem Interesse des denkenden Lesers zwei ganz verschiedene Seiten dar. Beim ersten Blicke scheint es, als verliere sich das Buch ganz in die Erforschung einer fernen, nur spärlich beleuchteten Vergangenheit; bei näherer Betrachtung aber findet es sich, daß die geschichtliche Forschung immer wieder in die wichtigsten Fragen der kirchlichen Gegenwart mündet. Dieser Janus-Charakter des Bunsen'schen Werkes spricht sich sowohl

*) Hippolytus und seine Zeit. Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit. Von Chr. C. J. Bunsen. Band I. Die Kritik. Leipzig, Brockhaus. 1852.

Hippolytus and his age, or the doctrine and practise of the church of Rome under Commodus and Alexander Severus, and ancient and modern christianity and divinity compared. By Chr. C. J. Bunsen. In four volumes. London, Longman. 1852.

in dem deutschen als in dem englischen Titel aus: „Anfänge und Aussichten des Christenthums und der Menschheit" heißt es dort, hier dagegen: „Vergleichung des alten und neuen Christenthums, alter und neuer Theologie." —

Die umfassende Arbeit des preußischen Gelehrten und Staatsmannes läßt sich ihren Haupt-Bestandtheilen nach bezeichnen als:

1. Kritische Untersuchungen über Verfasser, Inhalt und Bedeutung des 1851 in Oxford unter dem irrigen Titel: „des Origenes Philosophumena oder Widerlegung aller Häresien", veröffentlichten Werkes.
2. Universalhistorische und religionsphilosophische Begründung seiner religiösen Weltanschauung oder, wie er selbst es einmal ausdrückt: „die philosophische Geschichte der christlichen Kirche", in der Form von Aphorismen aus der Philosophie, der Geschichte, insbesondere der Religionsgeschichte, und von geschichtlichen Bruchstücken über das Leben und das Bewußtsein der alten Kirche, insbesondere über das Zeitalter des Hippolyt.
3. Kirchenhistorischer Versuch einer Herstellung des Glaubensbekenntnisses, der Liturgie, der Lehre und Verfassung der vornicänischen Kirche.
4. Endlich in der Form einer erdichteten Vertheidigungsrede des Hippolyt eine Beantwortung der Frage: Was würden wir zu jenem christlichen Zeitalter sagen, wenn wir es mit unseren Augen sähen? und was würde Hippolyt von unsrer Zeit sagen, wenn sie ihm vorgeführt würde? — Also eine Gegenüberstellung der christlichen Anschauungen des dritten und des neunzehnten Jahrhunderts.

Es würde uns weit über die Grenzen unsrer Zeitschrift hinausführen, wenn wir es versuchen wollten, die gelehrte Seite des reichhaltigen Werkes und das innere Verhältniß seiner kritischen, philosophischen und historischen Elemente in unsre Besprechung mit hineinzuziehen. Dieser Aufgabe werden die für Besprechung der wissenschaftlichen Literatur bestimmten Organe hoffentlich, der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß, nachkommen. Wir dagegen halten uns, wie schon die Ueberschrift es erwarten läßt, vor Allem an die Stellen des Buches, worin der Verfasser seine Ueberzeugungen über die Gefahren und Aufgaben der christlichen Gegenwart ausgesprochen, und zwar lassen wir ihn selbst reden. Es sind dieß Worte, die auch da Beachtung verdienen, wo man weder die Muße noch die Nei-

gung hat, den Forschungen über die „Anfänge des Christenthums“ nachzugehen, wohl aber im Angesichte der Bedrängnisse der Gegenwart das Bedürfniß fühlt, über die „Aussichten des Christenthums“ nachzudenken.

Schon der Name Bunsen's, seine Stellung im Leben, seine reiche Welterfahrung, seine umfassende Kenntniß der europäischen Zustände geben uns eine Bürgschaft, daß sich uns hier ein weiterer Gesichtskreis öffnet, als der einseitige, wie man ihn gewöhnlich aus der Studirstube des Gelehrten, vom grünen Tische des Beamten, aus dem Klub des politischen Parteimannes oder aus der schwülen Atmosphäre des religiösen Fanatikers erwartet. Es sind vor Allem die wichtigsten internationalen Beziehungen im Reiche der Wahrheit, die Bunsen im Auge hat, und die er schon im Vorworte betont:

„Es galt“ — sagt er dort — „in einem so entscheidenden Augenblicke der geistigen und religiösen Entwickelung Europa's, wie der gegenwärtige ist, günstige Verhältnisse zu benutzen, um die Stellung Deutschlands auf dem Gebiete der christlichen Forschung und des christlichen Lebens hervorzuheben und eine engere Verbindung der Geister zwischen dem germanischen Mutterlande und den zwei angelsächsischen Weltreichen diesseits und jenseits des atlantischen Meeres anzubahnen. Es galt, eine tief in die Zustände der ersten Jahrhunderte und in die kirchlichen und gesellschaftlichen Fragen der Gegenwart eingreifende Entdeckung fruchtbar zu machen, um auf beiden Seiten Mißverständnisse und Irrthümer zu entfernen, welche aus der geistigen Getrenntheit der germanischen Völker seit dem Ende des ersten goldenen Zeitalters der Reformation hervorgegangen sind. Es galt endlich, in der Verwirrung der Gegenwart und bei dem steigenden Egoismus des Zeitgeistes die innere Gemeinsamkeit nachzuweisen, welche alle christlichen Nationen, namentlich aber jene drei, in Beziehung auf die religiöse und überhaupt auf die geistige Entwickelung verbindet. Alles dieses galt es zu thun, nicht im Belange irgend einer Secte oder Partei, nicht zur Vermehrung der Trennung und Zerrissenheit im Vaterlande und in Europa, sondern im Sinne der Herstellung des Friedens, im Geiste der Versöhnung und des wahren weltgeschichtlichen Fortschrittes durch die befreiende Kraft der Wahrheit und des sittlichen Gedankens.“

Einer solchen „engeren Verbindung des Geistes“, einem inneren gegenseitigen Verständnisse der großen germanischen Culturvölker, die zugleich die wichtigsten Träger des Protestantismus geworden, einer lebendigen geistigen Annäherung zwischen Deutschland, England und Amerika stehen nicht

bloß nationale Einseitigkeiten und Gebrechen im Wege (diese werden von den bedeutenderen Geistern einer jeden Nation um so sicherer überwunden, je weiter sie in ihrer eigenen Ausbildung fortschreiten), sondern mehr noch ganz geflissentlich genährte Vorurtheile und ungeprüft nachgebetete gegenseitige Verurtheilungen. — Die verderbliche Scheidewand dieser Vorurtheile sucht Bunsen niederzureißen und das Recht wie das Unrecht der gegenseitigen Vorwürfe auf ihr wahres Maß zurückzuführen; es ist also eine Vermittler-Rolle der würdigsten Art, die er zunächst zwischen Deutschland und England übernehmen möchte, ja, die er in mancher Beziehung schon längst übernommen hat. — Zuerst wendet er sich gegen die religiösen Vorurtheile Englands, namentlich die rücksichtslose und meist blinde Verurtheilung der deutschen Theologie:

— „Die Verächter der deutschen Theologie könnten auch die Thatsache wissen und sollten sie billig in Anschlag bringen, daß die Gebrechen und Gefahren des deutschen kirchlichen Lebens hauptsächlich den politischen Nöthen und Leiden Deutschlands, nicht dem persönlichen oder nationalen Mangel religiösen Geistes zuzuschreiben sind. Die Geschichte von fast einem Jahrhundert beweist, daß dieser Versuch, dem Christenthume festere und wahrhaft haltbare Grundlagen zu geben, aus muthiger Wahrheitsliebe unternommen worden und daß er mit größeren Opfern durchgeführt worden ist, als sie jemals irgend eine Classe von Individuen oder irgend eine Nation dem heiligen Glauben gebracht hat, daß Wahrheit in der Geschichte sowohl wie in Vernunft und Gewissen sein muß, und daß diese Wahrheit in Christo und im Christenthum sich finde. — Und dieser Glaube ist in meinem Vaterlande so allgemein und hat sich dort stets so mächtig gezeigt, daß ich mich kühn auf das unparteiische Urtheil der Welt und den untrüglichen Ausspruch der Geschichte berufe, indem ich es als meine Ueberzeugung ausspreche, daß gegenwärtig in keinem Lande so viel innerliches, wahres, aufrichtiges religiöses Gefühl und Glaube an Christum und an das Christenthum und so viel Hoffnung auf eine bessere religiöse Zukunft sich findet, als in Deutschland und namentlich im protestantischen Deutschland. Freiheit ist untrennbar vom Mißbrauch und daher von Aergerniß. Die politische Geschichte der staatlich freiesten Nation der Welt liefert hiefür den besten Beweis. Aber Männer und Christen sollten sich durch solchen Mißbrauch und solches Aergerniß nicht verführen lassen, an der heiligen Sache der Freiheit oder der Wahrheit zu verzweifeln."

„Freimüthig habe ich gesprochen und spreche ich über diesen Gegenstand, zunächst als ein Christ, der da fühlt und lange gefühlt hat, in welchem

kritischen Zustande das Christenthum sich in diesem zerrissenen und doch in edlem Kampfe begriffenen Zeitalter befindet; ferner als Sohn meines Vaterlandes, der sich verpflichtet fühlt, die Ehre seines Volkes unter einer Nation zu vertreten, die er hoch achtet; endlich als ein dankbarer Gast Englands. Ich habe gewünscht, Deutschland und dem Festlande gegenüber den Charakter der großen Mehrzahl der englischen Protestanten gegen den Verdacht zu wahren, als begünstigten sie jene albernen und boshaften Verleumdungen. Ich kenne aus einer meinem innersten Herzen tief eingeprägten Erfahrung den Geist der Billigkeit und Gerechtigkeit, durch den sich die Nation auszeichnet, in deren Mitte ich nun fast zwölf Jahre gelebt habe. Aus jenen Lästerern und Verächtern deutscher Religion und Theologie spricht nicht die Stimme der protestantischen Geistlichkeit und noch viel weniger des christlichen Volkes von England. Diese Angriffe auf Deutschland gehen von zwei Parteien aus. Eine derselben vertritt die äußerste Richtung der sogenannten Evangelischen in der englischen Kirche und einiger Dissentergemeinschaften. Die Männer dieser Partei sind, ihres Ursprungs vergessend, zuerst gleichgültig, dann feindselig geworden gegen jeden freien Gedanken und alle wissenschaftliche Kritik. Dieß beruht jedoch auf zufälligen und, wie ich hoffe, vorübergehenden Umständen, besonders auf der unglückseligen Absonderung, in der sich die englischen Protestanten die letzten zweihundert Jahre lang — den einzigen John Wesley ausgenommen — von dem religiösen Leben der übrigen Welt, und namentlich Deutschlands, gehalten haben. Hauptsächlich aber und grundsätzlich gehen diese Angriffe auf Deutschland von einer Partei aus, die sich entweder der römischen Kirche angeschlossen hat, oder sich ihr doch folgerecht anschließen müßte, einer Partei, bei der, wie groß auch immerhin die individuelle Aufrichtigkeit und die persönliche Frömmigkeit vieler ihrer Mitglieder sein möge, alle christlichen Ideen aufgegangen sind in ein von keiner entsprechenden Lehre gestütztes priesterliches Formelwesen und in katholisch-hierarchische Anmaßungen, die, an sich selbst unbegründet, im schneidendsten Widerspruche stehen sowohl mit der englischen Kirche, als mit den Gefühlen des Volkes."

„Alle diese sind nothwendig die bittern Feinde und Verkleinerer der deutschen Theologie, welche die innere Religion und nicht die Form des Kirchenregiments zu ihrem Hauptgegenstande macht, und die Geschichte der Kirche auf eine vernunftmäßige Grundlage baut und nach den Grundsätzen geschichtlicher Kritik ausführt."

„Die Führer jener Schule wissen gar wohl, warum sie den deutschen Protestantismus und deutsche Philosophie und Wissenschaft lästern. In-

stinctmäßig fühlen sie, daß ihr Versuch, dieß ausschließliche priesterliche Ansehen auf einem System des Aberglaubens, der Täuschung und der Unwissenheit zu errichten, vergeblich sein muß, so lange noch eine Nation vorhanden ist, die vor Allem der gewissenhaften Ergründung christlicher Wahrheit durch freies Denken und ungehinderte Forschung huldigt, eine Nation, der von allen Tyranneien keine mehr verhaßt ist, als die des Pfaffenthums, und die von allen Freiheiten keine so sehr und so eifersüchtig wahrt, als die geistige. — Allein die Gesammtheit des christlichen Publicums in England wird von jener Partei nicht vertreten. Diese ist weder abgeneigt, den evangelischen Kirchen des Festlandes die Bruderhand zu reichen, noch schämt sie sich des Namens: Protestanten. Auch sollte ich nicht meinen, daß die Geschichte diesen Männern die Befugniß zugestehen wird, für Theologie und Religion Gesetze zu geben. Ich wenigstens kann nicht sehen, wie eine solche Befugniß hergeleitet werden kann aus dem, was sie in christlichem Forschen und Denken, oder in der gelehrten Auslegung der Schrift, oder auf dem Felde der Missionsarbeit oder in andern großen nationalen Werken, oder endlich auf dem freien Gebiete der Wissenschaft und Literatur geleistet haben."

Wer so entschieden, wie es hier geschehen, die Lichtseiten der geistigen Entwickelung und der religiösen Kämpfe Deutschlands hervorhebt (und zwar in solchem Maße, daß selbst von manchem düsterer auffassenden deutschen Beobachter der Vorwurf optimistischer Färbung zu erwarten ist), der erwirbt sich damit ein Recht, auch die Schattenseiten zwar mit Schonung, aber mit Wahrheitsliebe darzulegen. Ein Recht nennen wir es der eigenen Nation gegenüber, eine Pflicht dagegen im Angesichte der fremden Nation, der man nicht schmeicheln, die man aber auch nicht täuschen darf. Und in diesem Geiste werden denn auch die Gebrechen der gesammten neueren deutschen Bildung berührt:

— „Niemand wird sagen, daß ich das Vaterland verleumdet, seine Blößen lieblos aufgedeckt, seine Vorzüge verschwiegen, seine Errungenschaften auf dem Gebiete des Geistes und des edlen Strebens für die höchsten Belänge der Menschheit in den Schatten gestellt, seinen weltgeschichtlichen Beruf verkannt, oder daß ich auch nur (wie Andere gethan und thun) unmännlich vor dem Auslande über unsere Leiden gejammert habe. Dergleichen halte ich für ebenso unrecht, als unweise, für ebenso schlecht, als kindisch. Umgekehrt, ich habe alte und neue ungünstige Urtheile und Ansichten über Deutschland und das deutsche Volk vorgefunden und, wo ich sie als ungerecht erkannte, bekämpft. — Ich habe unseren praktischen und weltbeherrschenden Brüdern nachgewiesen, was sie und die Welt dem un-

besiegbaren Glaubensmuthe des armen, zerrissenen Deutschlands seit mehr als dreihundert Jahren verdanken, und was Europa in dem schon begonnenen und in noch höherem Maße bevorstehenden geistigen Kampfe um den Glauben und die Freiheit der Gewissen von Deutschland, allein oder vorzugsweise, zu erwarten hat."

„Die ernste und klare Auffassung und Erwägung dieser Weltstellung des deutschen Volkes und der deutschen Wissenschaft und ihres unverkennbaren Berufes in der gegenwärtigen schicksalsvollen Krise der Menschheit möchte ich allen meinen Landsleuten auf's eindringlichste empfehlen, damit sie sich in dieser entscheidenden Zeit sowohl vor ungegründeter Muthlosigkeit, wie vor täuschender Selbstüberschätzung und Ueberhebung hüten." —

Und nun nennt er die Vorwürfe, die der Deutsche im Auslande auch aus dem Munde der Einsichtigen am häufigsten vernimmt:

— „England und die Anglo-Amerikaner vermissen, eben wie Frankreich und die übrigen romanischen Nationen, bei steigender Anerkennung deutscher Wissenschaft und deutschen Sinnes zweierlei in unseren Büchern und in unseren Zuständen. Hinsichtlich der Form unserer wissenschaftlichen Werke vermissen sie die Gemeinverständlichkeit für die Gebildeten im Vortrage, hinsichtlich der Behandlung eine offene Darlegung der Ergebnisse und Anwendung derselben auf die Fragen und Bedürfnisse der Zeit. Der Nation aber werfen sie vor, daß sie über Theorien das Handeln vergesse, über Vergangenheit die Gegenwart und Zukunft: daß sie träumend der Wissenschaft das Leben opfere, der Menschheit die Gemeinde."

„In den Aphorismen habe ich im Allgemeinen angedeutet, was von diesen beiden eng zusammenhängenden Vorwürfen wohl der Denkträgheit und dem Materialismus unserer Nachbarn und ihrer Gleichgültigkeit und Unkunde über deutsche Zustände zuzuschreiben sein möchte, und was uns zur Last fallen dürfte, sei es den Gelehrten wegen furchtsamer oder selbstsüchtig-vornehmer Sonderung der Wissenschaft vom Leben, sei es dem Volke wegen Mangel an sittlicher Kraft und politischer Einsicht, sei es unserem politischen Unglück und der blinden Selbstsucht . . ., welcher die Auflösung des deutschen Reiches die Macht gegeben, das Vaterland zu zerreißen. Es läßt sich nicht leugnen, daß aus allen diesen Elementen unseres Unglücks, von dem furchtbaren dreißigjährigen Kriege, welcher 1648 endigte, bis auf den kaum minder verhängnißvollen dreißigjährigen Frieden vor 1848, eine Erschlaffung und Erlahmung der Geisteskraft und des sittlich-männlichen Charakters der Nation hervorgegangen ist." —

Wo nun sucht Bunsen die kräftigsten Heilmittel gegen die schwere Erkrankung des geistigen und geistlichen Lebens in der deutschen Nation? Er sucht sie zunächst auf dem Gebiete des Handelns und Lebens, in Thaten und Wirklichkeiten, nicht in neuen Entdeckungen der Speculation oder der Forschung, auch nicht in der äußerlich gebotenen und geduldeten Herrschaft eines starren Formalismus; er sucht die Heilung vielmehr mit Einem Worte in der Erstarkung des sittlichen Geistes durch das Christenthum; und diese Erstarkung sucht er vor Allem in der Herstellung einer lebendigen Kirche:

— „Ich habe zuvörderst die Ueberzeugung, sowohl vom deutschen als vom europäischen Standpunkte aus, daß die kirchlichen und überhaupt die geistigen Fragen in der nächsten Zukunft eine noch größere Bedeutung haben müssen, als vor 1848, und daß wir ohne entschiedenes Vorwärtsgehen in Kirche und in Staat rückwärts gedrängt, und wo nicht untergehen, doch sicher selbst unsere geistige Stellung in Europa binnen Kurzem verlieren werden. Der Irrthum geht in seinem letzten Grunde aus der Annahme hervor, daß vor Allem die Wissenschaft in sich selber vollendet werden müsse, und daß erst dann das Werk der Herstellung einer lebendigen Kirche zu beginnen habe. Diese Annahme beruht auf naturwidriger Täuschung, als läge die Versöhnung der streitenden Gegensätze und die Wiederverbindung der geschiedenen Elemente überhaupt in dem Verstande und nicht im Gewissen, in der Theorie und Denkformel und nicht im Handeln und Leben. Ich dagegen bin überzeugt, daß auf dem kirchlichen Gebiete das sittliche Leben als Selbstzweck, als die eigentliche Religion, vor allem Andern anzustreben sei, und zwar von den Wissenden insbesondere. Ich bin ferner überzeugt, daß die innigste Verbindung des Gedankens und der Forschung mit der religiös-kirchlichen Verwirklichung, als einem Theile des öffentlichen Lebens, uns jetzt mehr als je nothwendig ist, damit wir nicht auf dem Gebiete des Denkens und Forschens selbst rückwärts gehen, sondern das Begonnene würdig vollenden."

— „Es ist nicht davon die Rede, daß wir der Forschung, der Wissenschaft, der Kunst den Abschied geben sollen, als hätten wir davon für alle Zeiten genug, um uns mit Aufgeben unserer geistigen Bedürfnisse ganz auf das praktische Leben zu werfen. Es handelt sich vielmehr darum, Forschung und Wissen aus drohender Entartung und vor dem gewissen Untergange zu retten, indem wir ihr die nothwendige Ergänzung des Lebens zur Seite stellen." —

Diese „Ergänzung des Lebens" ist in seinen Augen nichts Anderes,

als die „Herstellung einer lebendigen Kirche", die in stufenweiser, allmählicher Organisation aus allen noch sittlich- und religiösgesunden Elementen der Nation sich erbauen solle, ausgehend von der „Grundlage aller Synodalverfassungen, der kirchlichen Organisation der einzelnen Gemeinden". — „Aus der lebendigen Theilnahme an Kirche und Gemeinde durch Rath und That geht vermittelst weiser Wahlen das urapostolische Presbyterium oder der Körper der Kirchenältesten hervor; aus Gemeinde und Presbyterium entwickeln sich organisch alle Aemter der dienenden Liebe, ebenso alle synodalischen Berechtigungen. Die Elemente finden sich jetzt viel mehr als vor 1848, weil die politischen Gährungsstoffe sich ausgeschieden haben. Aber Bevormundung kann hier nur vorbereitend segensreich sein . . . Leben allein bildet Leben . . . Der Stillstand und zum Theil die Niederlage des Protestantismus in der gegenwärtigen Reaction kommen großentheils von dieser Verkrüppelung und Lähmung des kirchlichen Gemeindelebens her . . . Glücklicherweise lebt in den westlichen Landschaften Preußens (Rheinland und Westphalen) ein leuchtendes Beispiel dessen, was das öffentliche Gewissen verlangt: eine alle Elemente vereinigende Synode, ruhend auf selbständig organisirten Gemeinden und auf Presbyterien, die aus den zur Kirche sich haltenden Gemeindegliedern gewählt werden . . . Die unwiederfindbare General-Synode von 1846 sprach dieses ebenso würdig, als fast einstimmig aus; die Ereignisse von 1848 bis 1852 haben den damals schon vorgelegten Gründen und Zeugnissen neue und schlagende hinzugefügt . . . . Es handelt sich jetzt nicht mehr darum, die Elemente zu beschreiben oder gar zu beschaffen; sie sind da; sie quellen aus allen Poren des christlichen Lebens hervor; die innere und die äußere Noth haben sie hervorgepreßt. Laßt diejenigen, welche . . . unmännlich wie ungläubig an der Zukunft verzweifeln, laßt sie Alle, Einheimische oder Fremde, auf die dicht hervorsprossenden Lebenskeime in den evangelischen Ländern Deutschlands schauen."

— — „Entweder giebt es keine Zeichen der Zeit, keine göttlichen Anforderungen an diejenigen, welche regieren, — oder jetzt ist der klar angezeigte Zeitpunkt, das durch die politischen Bewegungen und Stürme von 1848 unterbrochene Werk der kirchlichen Bildung auf der einzig möglichen Basis, vom gottgegebenen Lebenspunkte aus, rasch zu verwirklichen."

„Aber nicht minder klar und ernst ist der Aufruf, welcher vom wahren Geiste der Zeit an die Völker selbst ergeht. Die Regierungen können und sollen die Hindernisse einer lebendigen Fortbildung aus dem Wege räumen; wenn aber die Völker die Sache nicht mit sittlichem Ernste und im Sinne des friedlichen Wiederaufbaues in die Hände nehmen, wird

und kann nie irgend etwas geschehen. Revolutionen schaden nur, selbst das Herüberziehen des politischen Kampfes auf das religiöse Gebiet ist verderblich: theoretische Klaubereien und unfruchtbare Allgemeinheiten, zu denen wir Deutsche immer fertig sind, richten nichts aus. Nur dadurch wird der Kirche aufgeholfen, daß Jeder da, wo er steht, Hand anlege, mit sich selber anfangend mit seinem Hause und seiner Gemeinde, seinen Armen und Kranken, seinen Wittwen und Waisen."

„Der ernsteste Aufruf der Zeit jedoch richtet sich an die Männer der Wissenschaft. Wenn die Wissenschaft so blind sein sollte, als ihre bevorzugte Schwester, die Beamtenschaft, daß sie nicht einsähe, wie es ihr auf allen Seiten fehlt, wo es auf das Verständniß der Wirklichkeit ankommt, so ist doch das Volk weder mit Blindheit geschlagen, noch mit Gleichgültigkeit behaftet. Neben den Universitäten ist ein freies Denken und ein freies Schriftthum ausgesprochen, wie neben der Allweisheit des Beamtenthums eine freie politische Meinung. Der gesunde Verstand läßt sich so wenig dadurch abfertigen, daß die Theologen von Fach ihn ungläubig schelten, als dadurch beseitigen, daß Minister ihn als Unterthanenverstand abweisen. — Die Rettung vor dem jüdisch-kosmopolitischen Literatenthum und vor den Zerstörungsmännern der Revolution liegt in der geregelten politischen und kirchlichen Thätigkeit des ganzen Volkes, so weit es sich durch Erziehung, Eigenthum und Vaterlandsliebe dazu befähigt."

„Daß ich es frei heraussage: die große, aber einseitige intellectuelle Richtung der letzten achtzig Jahre hat sich vollständig überlebt, wie in Poesie, Philosophie, Schriftthum und Kunst, so auch in unserem gesammten Unterrichts- und Erziehungswesen, und zu diesem Absterben hat sich in dem dreißigjährigen Frieden der Stoff furchtbar angesammelt." — —

Man sieht, daß auch auf den freimüthigen Ton dieser Schrift die Bemerkung Anwendung findet, die wir schon in dem Vorworte zu der „Verfassung der Kirche der Zukunft" (1845) lesen: „Das Wort ist mit der Freiheit und Unbefangenheit geredet, mit welcher hier zu Lande öffentliche Angelegenheiten besprochen werden, und mit dem freudigen und herzerweiternden Vertrauen auf billige Aufnahme, welche unter diesem (dem englischen) Volke jedem Ehrenmanne bei aller Meinungsverschiedenheit sicher und gewiß ist . . . . Wir Alle, die wir vor der Gemeinde auftreten, in einer Zeit, welche noch bedeutungsvoller ist durch Vieler Blindheit über ihre Zeichen, als durch das Drohende dieser Zeichen selbst, wir reden und handeln ja vor dem Angesichte Gottes und haben hier auf Erden, wenn wir nicht ungenannt verschwinden, das Gericht der Geschichte zu erwarten. Irrthümern und Fehlern entgeht Niemand im öffentlichen Le-

ben . . ., aber das Gefühl einer redlich festgehaltenen und an Erfahrungen geprüften Ueberzeugung giebt einen Glauben an dieselbe, und dieser Glaube den Muth, Gegenwart und Zukunft kühn in's Auge zu sehen." —

Am Schlusse dieses ernsten historisch-politischen und kirchlichen Manifestes an den „christlichen Adel" deutscher Nation wird noch warnend auf die Plane und Hoffnungen Rom's hingedeutet:

— „Unterdessen müssen Regierungen und Völker sich treu bleiben. Das letzte Uebel, welches die Regierungen der Religion anzuthun vermögen, ist Polizeischutz und Hofgunst; die letzte Wunde, welche die Völker sich selbst schlagen können, ist ihr Verzweifeln an der sittlichen Weltordnung und an ihrem priesterlichen Beruf bei derselben. Der letzte Halt aber, welcher der innerlich zusammenbrechenden Hierarchie bleibt, ist Despotismus der Regierungen, Materialismus der Völker und ein Schein von Verfolgung. Eine wirkliche Verfolgung ist jetzt nur im katholischen Europa möglich, nirgends in protestantischen Ländern, deren ganzes Bestehen damit im Widerspruch steht. Allein jede Beschränkung wird als Verfolgung ausgeschrieen werden, und jeder Widerstand gegen unbeschränkte hierarchische Gewalt als Beschränkung der religiösen Freiheit. Dagegen giebt es nur Ein Mittel, jedoch ein unfehlbares: volle politische und religiöse Freiheit, also auch eine selbständige evangelisch-apostolische Kirche. Kirchliche Freiheit kann vielleicht nicht Reformen im Romanismus hervorbringen, aber sie sichert Mäßigung und Frieden im Lande. Wer also Vaterland, Frieden und Freiheit liebt, lasse sich nicht hinreißen durch die Leidenschaftlichkeit der Pfaffenpartei. Ueberlassen wir es den Feinden der Freiheit und des Friedens der Welt, ihr Heil, das heißt unsern Untergang, in Krieg und Revolution zu suchen, wie sie es vor dreihundert und vor zweihundert Jahren gethan haben. Der Zweck ist derselbe. Damals wollte die Hierarchie durch die Macht Spaniens, des östreichischen Hauses und des deutschen Reiches, sowie der Bourbonen von Frankreich, die aufkeimende religiöse Freiheit zerstören, und die katholischen Dynastien halfen ihr, weil sie hinter der religiösen Freiheit die politische witterten. Jetzt stehen die politischen Freiheiten anscheinend im Vordergrunde, und dieselbe Hierarchie, welche jüngst die Revolution als Retterin begrüßte, schmeichelt jetzt der Gewalt mit ihrem Beistande, um die aufgeregten Massen zum Gehorsam zurückzubringen. Das Evangelium wird jetzt mehr als je in manchen Ländern systematisch verfolgt durch eine Verbindung der Polizei mit den Priestern." —

„Die Gebete der tief innerlich entrüsteten, verfolgten Christengemeinde führten vor achtzehn Jahrhunderten die Auflösung und zuletzt den Unter-

gang der alten Welt herbei. Die germanischen Stämme vollzogen das Weltgericht. Dieses selbigen Volkes Liebe zur Geistesfreiheit und sittliche Entrüstung brachen vor dreihundert Jahren die Ketten der Hierarchie, aber ohne bürgerliche Freiheit als Christenrecht zu sichern. Die bürgerliche Freiheit christlich zu weihen, das Christenthum volksthümlich und menschheitlich, also staatlich auszubilden und zu vervollständigen, das ist die Aufgabe der Gegenwart und vorzugsweise der Beruf der germanischen Völker." —

Es weht durch die Blätter des Bunsen'schen Buches etwas von jener erfrischenden und stärkenden Seeluft, die den Bewohner der Binnenstaaten des Continents erquickt und neu belebt, wenn er in der Schwüle des Sommers an die Meeresküste oder auf eine Insel des Oceans flieht. Es ist die stählende Mannhaftigkeit einer durchgebildeten, von einem großartigen Vertrauen gehobenen Gesinnung, die jener Schrift eine höhere Bedeutung sichert, wenn wir auch von dem Schicksal ihrer wissenschaftlichen Resultate vorläufig noch ganz absehen. Zwar sind wir keineswegs sanguinisch genug, um in der gegenwärtigen Lage der Dinge einen augenblicklichen Erfolg jener dringenden Vorschläge und geistvollen Anregungen zu erwarten; auch der Verfasser wird sich die Schwierigkeiten nicht verhehlen, die ihm entgegenstehen, und die Ungunst, die sich an manchen Orten heftig genug auf seine Gedanken entladen wird. Wer aber einmal mit seinem Gewissen darüber Eins geworden, daß er dem beseelenden Grundgedanken seines innern Lebens auch in der Welt Gehör und Geltung erkämpfen soll, der darf sich nicht zu lange „mit Fleisch und Blut besprechen". Thut er dieß dennoch, widersteht er der höheren inneren Weisung, so verfällt er dem strafenden Gericht einer erniedrigenden Eunuchen-Apathie oder einer rabulistischen Sophistik mit dem Brandmal des bösen Gewissens. Kleinmüthige Berechnung und allerweltgefällige Altklugheit wird nie das Geheimniß entdecken, wo die Geburtsstätte jenes überzeugungsvollen Muthes zu suchen sei, das Geheimniß eines ursprünglichen, in den Tiefen des Geistes und Gewissens gezeugten Glaubens, um dessentwillen allein es sich der Mühe verlohnt, zu leben.

Was uns aber in der jetzigen Stockung der geistigen Lebenssäfte vor Allem noth thut, das sind eben ursprüngliche, innerlich durchlebte und errungene Ueberzeugungen, statt der seelenlosen Nachbetereien und der byzantinischen Uniformität, die wieder vielfach als das Ende der Wege Gottes gepriesen werden.

Von diesem Gesichtspunkte aus erwarten wir von dem Bunsen'schen Buche allerdings eine nachhaltige und tiefe Wirkung, ohne deßhalb von vornherein alle Grundgedanken oder alle praktischen Folgerungen desselben unbedingt zu unterschreiben. Licht und Schatten der Gegenwart und besonders der innern Zustände Deutschlands vertheilen sich für unsre Auffassung nicht ganz in derselben Weise, wie in den Augen des ideenreichen Verfassers; auch in der religionsphilosophischen Begründung seiner Weltanschauung müßten wir bei mehr als einem wichtigen Punkt erst durch nähere Auseinandersetzung eine volle Verständigung suchen. Dieß Alles (wie es sich bei einem bedeutenden Buche von solcher Tragweite von selbst versteht) hat indessen nur eine untergeordnete Bedeutung, wenn es sich um die Würdigung der inneren Wirkung auf die sittlich Ernsten und religiös Mündigen unter unsern Zeitgenossen handelt. Ihnen legt das Werk mit großem Nachdrucke die tiefgreifende, folgenreiche Wahrheit an das Herz, daß der religiöse Umschwung unseres Jahrhunderts in Gefahr stehe, durch blinde Ueberstürzung und hierarchische Ausbeutung wieder seine segensreichsten Erfolge in Frage zu stellen. „Das Christenthum" — sagt der Verfasser — „ward nicht vernunftwidrig, sondern göttlich vernunftgemäß geboren, nicht sklavisch, sondern frei." — *)

Asterisken zur innern Zeitgeschichte.

Von Th. T.

4.

Es ist seit den letzten Jahren in Deutschland eine schändliche Manier in Schwang gekommen. Wir meinen diejenige Manier, deren erste Spur sich Apostelgesch. Cap. 26. findet in der Erzählung von dem Verhöre des Apostels Paulus vor dem jüdischen König Agrippa in Cäsarea, veranstaltet durch den römischen Landpfleger Portius Festus. Als nämlich der Apostel zuerst die Geschichte seines Lebens und Eiferns für das jüdische Gesetz als junger jüdischer Gelehrter zu Jerusalem, danach seinen Tag von Damascus und von dem, was darauf gefolgt war, seiner Predigt der Buße und des Glaubens unter Juden und Heiden, erzählt und be-

*) Hippolytus und seine Zeit. Bd. I S. 344.

zeugt hatte, daß er nichts Anderes lehre, als wovon Moses und die Propheten geredet hätten, daß es geschehen werde: daß Christus leiden müsse und daß er, zuerst von den Todten auferstanden, Licht verkünden werde dem Volke und den Heiden, — da mußte er erfahren, daß der heidnische Römer ihm mit lauter Stimme zurief: „du rasest, Paule, deine große Gelehrsamkeit bringt dich zur Raserei." Nun ist der Glaube eine Zuversicht deß, was man hoffet, und Ueberzeugung von Dingen, die man nicht siehet, so daß wir durch den Glauben erkennen, daß die Welt durch Gottes Wort bereitet worden, so daß nicht aus dem Erscheinenden das Sichtbare geworden ist (Hebr. 11, 1. 3.), und Jesus sagt zu Thomas: selig sind, die da nicht sehen und doch glauben (Joh. 20, 29). Daher werden wir dem Heiden Festus nicht seinen Unglauben an das apostolische Wort, sondern lediglich dem rohen römischen Beamten das Herauspoltern seines wegwerfenden Vorurtheils gegen die Gelehrsamkeit zum Vorwurf machen können, zumal da schließlich nicht bloß der König Agrippa, obschon er des Apostels Frage nach seinem Glauben mit Spott zurückgewiesen, sondern auch Festus und die Königin Berenice, als sie allein waren, ehrlich genug bekannten: „dieser Mensch treibet nichts, was den Tod verdienet." Wohl aber wird man es einer Zeit, welche vom Jahre des Heils datirt, in welcher laut Bundesbeschluß in den Verfassungsangelegenheiten der freien Stadt Frankfurt auch zur Landpflegerei und Aehnlichem nur Getaufte zugelassen werden sollen, und in welcher wegen Röm. 13, 1 ff. der Apostel Paulus wieder große Stücke zu gelten begonnen hat, wohl — sagen wir — wird man es einer solchen Zeit zum schweren Vorwurf machen müssen, wenn sie nicht bloß den gleichen rohen Landpflegerton gegen die Wissenschaft anstimmt, wie Festus, sondern auch mit gleicher bitterer Ironie, wie Agrippa, Glaubensgegenstände aller Art, d. h. Zuversichten deß, das man hoffet, und Ueberzeugungen von Dingen, die man nicht siehet, verfolgt, gegen Alles der Art mit einem bald mehr wegwerfenden, bald mehr erbosten: „Professorenwerk, Professorenthum, Professorenwirthschaft!" sich verstockt. Verstocktheit thut nie gut; sie ist nicht bloß eine Sünde, sondern auch ein Fehler. Man könnte das wissen. Weil man es aber nicht zu wissen oder nicht mehr zu wissen scheint, so ist es wohl passend, gelegentlich daran zu erinnern. Vollkommen unnöthig ist das freilich für solche Menschen, wie die, welche vor einigen Jahren kurzweg den Rath gaben, „zwanzig souveraine Professoren mit dem Bettelsack auf dem Rücken über die grünweißen Grenzpfähle hinauszutreiben." Denn weder Könige, noch Landpfleger zollen solchen Rathgebern Achtung, weil sie wissen, daß diese Species unter jedem System ihre Carrière

macht und ihre profitberechnende Vernunft niemals unter den Gehorsam irgend einer Art von Glauben, auch nicht an ein noch so antiprofessorisches Königthum, länger gefangen geben wird, als es ihr Profit erheischt. Aber um manche Leute, welche diese Manier angenommen haben, daß für sie mit Professorenthum Raserei oder das, was Tod und Fesseln verdienet, eines und dasselbe zu sein scheint, kann es Einem wirklich leid thun. So, wenn der Graf Karl von Görtz an einer Stelle seiner höchst instructiven „Reise um die Welt" (Stuttgart u. Tübingen. 1852. Bd. 1.), dem Amte des Herrn Friedrich von Raumer, dessen Person manche Lection bereits erhalten hat, folgende jedenfalls höchst unverdiente Lection geben möchte: „Möge der große Professor sich die Erwiederung gefallen lassen, daß es nicht nur zum Weinen ist, sondern in der That viele Thränen und Blut obendrein gekostet hat, daß deutsche Professoren vor vier Jahren behauptet haben, sie hätten das Recht und die Geschicklichkeit, für ganz Deutschland zu denken und zu handeln." Wir wollen hier die Antwort registriren, welche ein hochberühmter deutscher Gelehrter, und dazu ein solcher, welcher auf den Apostel Paulus nicht bloß um Röm. 13, 1 ff. willen, sondern redlich und von Herzen viel hält, mit aller sonstigen Anerkennung dem Grafen gegeben hat. Er replicirt nicht etwa als ein Landsmann des „großen Professors" mit einer Nachweisung über das alte Geschlecht derer Edlen v. Raumer aus Franken, das sich aus markgräflich brandenburgischen Staats- und Kriegsdiensten erst in Friedrich und Karl in die professorische Sectirerei hinüberverloren hat, sondern er giebt in anderer Weise dem Grafen die „vielen Thränen" und das „viel Blut obendrein" zurück. „Bedingt zugegeben" — sagt Rudolf Wagner in Göttingen — „und was hätten die Lehrer in Kirche und Staat seit Jahrhunderten nicht noch mehr in der Erziehung des Volkes verschuldet? Aber Hand an's Herz! sind es nicht seit dem westphälischen Frieden bis in unsre Tage fast ausschließlich die Standesgenossen des Verfassers gewesen, welche in den Kriegs- und Friedensbündnissen, in den Congressen und Verträgen, im großen diplomatischen Verkehr „auch für ganz Deutschland gedacht und gehandelt haben", und ist der Erfolg ein anderer gewesen, als ein Verkommen der Nation, eine Ohnmacht nach außen, eine reiche Blut- und Thränensaat nach innen? Bekennen wir doch vor Gott, daß wir allzumal Sünder sind!" *) Ganz besonders stark scheint aber im Lande Hannover der antiprofessorische Wind zu wehen. Wir nehmen es nicht bloß daraus ab, daß gerade jener Göttinger Professor

*) Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 19. December 1852.

sich seiner Collegen so ritterlich annimmt, sondern vornehmlich daraus, daß jener Landpflegerton dort sogar unter der lutherischen Geistlichkeit eingerissen ist. Schon vor etlichen Jahren ließ Pastor Petri in Hannover den Professor Ehrenfeuchter in Göttingen öffentlich merken, daß der von diesem redigirte Kirchenverfassungsentwurf nichts tauge, weil er ein Professorenwerk sei, worauf ihm der treffliche Mann mit einem anch' io sono pittore antworten mußte. Neuestens aber, als Repetent Nägelsbach in Erlangen in seinem frischen, lebensvollen und wahrhaft christlichen Büchlein: Was ist christlich? Nürnberg 1852, unter Anderem rüstig und mit den Waffen der Wahrheit gegen diejenigen kämpft, welche in Sachen Schleswig-Holsteins ebenso wenig als die Evangelische Kirchenzeitung und England die Wahrheit sehen wollen, da tritt der Hannoversche Pastor Brakebusch wider ihn auf und schlägt auf diejenigen los, welche für Schleswig-Holstein Sympathie hegen, und spricht seinen Schmerz darüber aus, „daß gefeierte Vertreter unsrer Theologie zum Gericht über sie eine Anwendung des vierten Gebotes auf einen gegebenen Fall nicht mehr, auch nur annäherungsweise, übereinstimmend machen können". „Wie stumpf" — fährt er fort — „muß unser Rechtsgefühl und wie idealistisch unsre Wissenschaft sein, wenn die gläubigen Theologen der Welt ein solches Aergerniß geben" u. s. w., und schließt mit einem bedauernden Hinblick auf Nägelsbach's bloße Kathederweisheit *). Vielleicht würde Rudolf Wagner diesem Bundesgenossen Dänemarks gegen das — wie es jetzt technisch geworden ist zu sagen — „verdientermaßen behandelte" Schleswig-Holstein das „abgestumpfte Rechtsgefühl" ebenso zurückgeben, wie oben dem Grafen von Görtz die „vielen Thränen" und das „viel Blut obendrein". Vielleicht würde er demselben die Thatsache entgegenhalten, daß unter den „gefeierten Theologen" Deutschlands in der Anwendung des vierten Gebotes auf Schleswig-Holstein gerade die erfreulichste, die Unabweisbarkeit der sittlichen Ansicht gegen eine falsch religiöse erhärtende Uebereinstimmung, sich kundgegeben hat, daß überhaupt nur zwei dänische und ein einziger, wenigstens nicht mehr von sehr vielen Seiten „gefeierter", deutscher Theolog in den großen Consensus über Schleswig-Holstein nicht eingestimmt haben, bis zuletzt, nachdem die Steine angefangen hatten zu schreien, auch dieser deutsche Theolog sogar mitschrie. Das „Gericht über sie" wollen wir Gott anheimstellen und es im Uebrigen Nägelsbach selbst überlassen, vielleicht auch seinerseits dem pastoralen Selbstgefühl gegenüber sein anch' io sono pittore geltend zu machen, das

*) Reuter's Repertorium. 1852. Augustheft.

am Genfer See noch in gutem Andenken steht. Die Hannoverschen Herren Pastoren aber wollen wir an's lutherische Kirchenrecht erinnern, wonach Patrone nicht die Rechte der Pastoren, aber auch Pastoren nicht diejenigen der Patrone haben, was sehr zu billigen ist. Denn es schickt sich wirklich nicht Alles für Alle. Es mag sich für einen Herrn von Malortin recht gut schicken, in den Landpflegerton mit einzustimmen. Aber schon für einen Grafen Karl von Görtz schickt es sich nicht, und vollends für Pastoren ist es ganz unschicklich, einmal wegen des Apostels Paulus, dann weil von ihnen mit Recht gefordert wird, daß sie — wenn auch fern von gefeierter oder ungefeierter Kathederweisheit — doch etwas gelernt, namentlich glauben gelernt haben, und namentlich, daß „der Glaube ist eine Zuversicht deß, das man hoffet, und Ueberzeugung von Dingen, die man nicht siehet", also etwas Aehnliches wie Pauli Glaube und Rudolf Wagner's und Nägelsbach's und der große, gefeierte und mit Recht zu feiernde Schleswig-Holsteinsche Consensus-Glaube. Von Kathederweisheit aber wäre beiden Herren, wie dem gesammten Antiprofessorismus unsrer Tage, doch gar sehr das zur Beherzigung anzuempfehlen, was der genannte Göttingische Theolog dem Professorenverächter in Hannover seiner Zeit erwidert hat: „Mir ist es immer vorgekommen, als solle man Urtheile, die einen Stand im Ganzen und Allgemeinen angreifen und — man muß sagen — verdächtigen, der Unwissenheit und Leidenschaft derer überlassen, die, nur vom Augenblick bewegt, keinen Blick in den Organismus der sittlichen Güter und Vertreter haben. Es ist mir immer als eine kindische Unart erschienen, wenn ein Stand den andern als den alleinigen Quell des Unheils beschuldigte, überhaupt wenn das Uebel in der Welt nur von Einem Punkte aus datirt ward. Bald mußten es die Pastoren sein, auf deren Schultern man alle Last bürdete, bald waren es die Diplomaten, bald die Soldaten; nun sind die Professoren an die Reihe gekommen, und es gilt in manchen Kreisen von ihnen, was Zahn von einer Art derselben, von den Seminardirectoren, im vorigen Jahre zu Wittenberg sagte: „früher sei es eine Ehre gewesen, ein solcher zu sein, jetzt aber sei es fast eine Schande." Zwar wer will leugnen, daß solche allgemeine Urtheile nie ohne einen gewissen berechtigten Anhaltpunkt sind? Gewiß, es ist recht heilsam, wenn die schadhaften Seiten des Professorenthums, worunter eine abstracte und nur theoretische Behandlungsweise nicht die letzte ist, in das Feuer des Gerichts genommen werden; es ist ganz erklärlich, wenn der Hochmuth der einzelnen Stände, der besonders darin sich ausspricht, daß sie wähnen, die einzige Stütze der Weltordnung zu sein, dadurch gezüchtigt wird, daß man ihnen bemerklich macht, man könne ihrer

wohl auch ganz entbehren, und es würde dann mit der Welt besser stehen. Allein — doch man lese an Ort und Stelle *) selbst die weiteren, ächt pastoralen Ausführungen des trefflichen Mannes über das Thema nach, daß auch in Dingen des praktischen Lebens die Wissenschaft ihre Gabe hat, und über das Bedenkliche des Beginnens, einen Zwiespalt zwischen Kirche und Universität herbeizukünsteln. Wir fügen hinzu, daß auch in Beziehung auf andere Gebiete der Unverstand oder das leere Echauffement, das einen solchen Zwiespalt macht, sich durch schweren Schaden am Gemeinwohl rächen wird.

5.

Die öffentlichen Blätter haben das oft verbreitete Gerücht vom Tode Madiai's in dem Gefängniß zu Volterra bis jetzt nicht bestätigt. Dagegen ist es nach Briefen aus Florenz wahr, daß er seit längerer Zeit krank darniederliegt und vermuthlich nicht lange mehr leben wird, wenn sich sein Kerker nicht bald für ihn öffnet. Bis jetzt sind aber alle deßfallsigen Schritte, trotz der ausdrücklichen Verwendung des Ministeriums selbst, beim Großherzog vergeblich gewesen. Der Grund dieser, selbst von eifrigen Katholiken fast ausnahmslos getadelten Härte ist ein Räthsel, dessen Lösung die Einen in dem Einflusse des Beichtvaters des Fürsten, die Andern in dem seiner Stiefmutter finden wollen. Man versichert, daß diese Märtyrer des neunzehnten Jahrhunderts sich durch ihr exemplarisches Betragen, ihre Resignation und Milde, aber auch durch ihre unerschütterliche Glaubensfestigkeit die Zuneigung und Bewunderung aller Gefängnißbeamten erworben haben. Zu den auswärtigen Verwendungen für die Madiai's ist mittlerweile auch die des englischen Cabinets hinzugekommen. Die Blätter veröffentlichen nämlich eine Depesche, welche Lord J. Russell unterm 18. Januar als Minister des Auswärtigen in Sachen der Madiai's an Sir H. Bulwer, den englischen Gesandten am toscanischen Hofe, gerichtet hat. Sie lautet:

„Sir! Nach Ihren letzten Berichten zaudert der Großherzog noch immer in der Angelegenheit der Madiai's. Aber das Zaudern in dieser Sache bedeutet — Todesstrafe. Es ist ein und dasselbe in Bezug auf die Wirkung, ob man einen Menschen verdammt, in den Flammen zu sterben, wie Savonarola, oder ob man ihn durch die langsame Folter eines ungesunden Kerkers vom Leben zum Tode bringt. Einige Regierungen auf dem Festlande scheinen in der That zu wähnen, daß sie bloß das Schauspiel einer Hinrichtung auf dem Schafott zu vermeiden brauchen, um von sich den Haß und von ihren Opfern die Sympathieen abzuwenden, welche durch die Todesstrafe für politische oder religiöse Verge-

*) Monatsschrift für die Hannoversche Kirche. Jahrg. 1850. S. 417 ff.

hen erregt werden. Dieß ist ein Irrthum. Es ist sehr wohl bekannt, daß Untergrabung der Körperkraft, Brechung des Gemüths und Schwächung des Geistes nur Zugaben zur Todesstrafe sind, welche allzu oft durch langwierige Kerkerhaft herbeigeführt wird. Sollte daher, wie kürzlich schon gemeldet ward, ein Madial im Gefängniß sterben, so muß der Großherzog erwarten, daß ganz Europa ihn als einen Fürsten ansehen wird, der einen Menschen hingerichtet hat, weil derselbe ein Protestant war. Man wird ohne Zweifel sagen, Francesco Madial's Vergehen habe nicht darin bestanden, daß er Protestant war, sondern in seinem Bestreben, Andere dem römisch-katholischen Glauben abwendig zu machen; die toscanische Regierung habe die mildesten Absichten gehabt und aus Erbarmen die gesetzlich vorgeschriebene Kerkerfrist verkürzen wollen, daß aber Verbrechen solcher Art nicht ungestraft bleiben könnten. Dieß Alles wird jedoch sehr wenig frommen. In der ganzen civilisirten Welt wird dieses Beispiel von Religions-Verfolgung Abscheu erregen. Noch wird es der geringste unter den Vorwürfen sein, die sich gegen die großherzogl. Regierung erheben werden, daß sie den Namen des toscanischen Leopold so entweiht hat und von dem Beispiele eines wohlwollenden Herrschers so weit abgewichen ist. Der friedfertige, sanfte und offenherzige Charakter des toscanischen Volkes macht jene Strenge um so unnöthiger und um so viel gehässiger. Da die Sache einen toscanischen Unterthan betrifft, so kann man sagen, Ihrer Majestät Regierung habe kein Recht zur Einmischung. Ist damit gemeint, daß eine Einmischung mit Gewalt der Waffen ungerechtfertigt wäre, so gebe ich ohne Weiteres zu, daß eine solche Einmischung sich durch nichts als den äußersten Fall rechtfertigen ließe. Ist aber damit gemeint, Ihrer Majestät Regierung habe nicht das Recht, einem befreundeten Souverän die Vernunftgründe vorzuhalten, die unter den gebildetsten Nationen gegen die Anwendung des bürgerlichen Schwertes zur Bestrafung religiöser Meinungen den Sieg davongetragen haben, so leugne ich vollständig die Richtigkeit einer solchen Behauptung. Sie haben somit die Weisung, mit dem toscanischen Minister des Auswärtigen auf das nachdrücklichste zu reden und ihm alle in dieser Depesche enthaltenen Betrachtungen vorzulegen. Sie werden dieß im freundlichsten Tone thun und nicht vergessen, der Regierung, bei der Sie beglaubigt sind, die Versicherung zu geben, daß Niemand für die Unabhängigkeit und das Glück Toscana's aufrichtigere Wünsche hegt, als die Königin von Großbritannien. Ich bin ꝛc. (Gez.) J. Russell."

Mit Ausnahme des Publicums der „deutschen Volkshalle", der Münchener „historisch-politischen Blätter", sowie ihrer sympathisers, Fuad Effendi's in Konstantinopel und Omer Pascha's in der Herzegowina, wird wohl die gesammte ungetaufte wie getaufte Menschheit in Europa sich freuen, in der fraglischen Depesche endlich ihren Gefühlen den entsprechenden energischen Ausdruck gegeben zu sehen, selbst auf die Gefahr hin, etwa von den genannten Organen der Hinneigung zu freimaurerischen Ideen bezüchtigt zu werden. Daß das in unverblümter Redeweise unter den diplomatischen Depeschen dieses Jahrhunderts wohl einzig dastehende Actenstück vollkommen ächt ist, dafür bürgt aber wohl zur Genüge die Verhandlung, welche in der Unterhaussitzung vom 17. Februar über die Frage stattgefunden hat, inwiefern England berechtigt sei, sich zu Gunsten verfolgter Protestanten in fremden Staaten zu verwenden.

„Veranlassung dazu giebt eine Motion Kinnaird's, das Unterhaus möge eine Adresse an die Königin votiren, damit Ihre Majestät die geeigneten Schritte thue, um die Gefühle des größten Theiles von England in Betreff der Verfolgung des Ehepaares Madial und Anderer dem Großherzoge von Toscana bekannt zu geben. Der Redner geht auf die Einzelheiten des Falles ein, hebt die Bemühungen des Königs von Preußen und der Regierung der Vereinigten-Staaten rühmend hervor und hofft schließlich, die Regierung werde nichts gegen die beantragte Adresse einzuwenden haben. Lord Dudley Stuart unterstützt den Antrag, schildert mit seiner gewohnten Leidenschaftlichkeit die Zustände Italiens, und will die Quelle des Uebels nicht in Toscana, auch nicht in Rom, sondern in Oesterreich sehen, dessen Armeen in Ober-Italien Gesetze dictiren. Mit der Zurückziehung der österreichischen Truppen, versichert er, würden die Religionsverfolgungen bald aufhören. Lucas kann die Richtigkeit der angeführten Thatsachen nicht zugeben. Es erhelle aus den vorliegenden Actenstücken, daß die Madial's nicht als Bekenner des protestantischen Glaubens, sondern als mit englischem Gelde bezahlte Proselytenmacher bestraft wurden. Dem britischen Unterhause stehe es nicht zu, als Revisions- und Appellationshof eines toscanischen Gerichtshofs aufzutreten. Wenn es die Pflicht des Hauses sei, die Freiheit aller Religionen auf allen Punkten des Weltalls zu vertheidigen, warum habe es damals geschwiegen, als auf Befehl des Czaaren die Nonnen von Minsk massacrirt worden? Wo stack die gepriesene protestantische Philanthropie, als Lord Palmerston im Jahre 1847 für die Verjagung der Jesuiten aus den Schweizer-Cantonen auftrat? — ein Fall, der dem der Madial's analog sei. Und wie kommt es, daß wieder Lord Palmerston, zugleich mit Herrn Pritchard, unliebsamen Angedenkens, die Ausweisung der katholischen Missionäre aus Otahiti sanctionirte? In Schweden seien die Protestanten ziemlich eifrig in ihrer Verfolgung der Katholiken. Dasselbe lasse sich von anderen europäischen protestantischen Cabinetten nachweisen. Man möge erst diesen und dann den katholischen Regierungen religiöse Duldsamkeit predigen. Lord J. Russel versichert, nach Allem, was er eben gehört, wisse er nicht, ob der Vorredner (Lucas, Redacteur des Tablet) sich mehr zur allgemeinen Toleranz oder zur allgemeinen Verfolgungssucht hinneige. Was ihn selbst betreffe, erkläre er hier entschieden, daß jede Verfolgung einer Glaubenssecte, gleichgültig, ob von einer protestantischen oder katholischen Regierung ausgehend, hassens- und verdammenswerth sei. Der Redner habe behauptet, die Madiai's seien nicht als Protestanten, sondern als Agenten ausländischer Missionsgesellschaften bestraft. Zugegeben, daß diese Angabe richtig sei, sei es deßhalb nicht minder ein moralisches Verbrechen, sie zu bestrafen, und die britische Regierung — Lord Palmerston und später Lord Malmesbury — habe Grund gehabt, dagegen zu remonstriren, mit um so besserem Gewissen zumal, da im Umfange des britischen Reiches kein Mensch wegen Proselytenmacherei belangt werden könne. Die Lord Palmerston wegen der Jesuiten-Ausweisung gemachten Vorwürfe seien ungerecht; denn, wenn der edle Lord den Charakter der Jesuiten falsch und unbillig beurtheilt habe, so sei er wahrscheinlich dazu durch die allerkatholischsten Autoritäten, den König von Spanien und den heiligen Vater selbst, verleitet worden, da doch diese ebenfalls die Jesuiten als Störer des Landfriedens ausgewiesen hätten. Was die Titel-Bill betreffe, so sei dabei keine Rede von Glaubenshaß, sondern bloß von der Vertheidigung eines weltlichen Rechtes der britischen Krone. Eben weil der Vorredner keinen Anhaltspunkt für seine Anklage in England findet, wendet er sich nach anderer Seite hin. Er fliegt über's Meer nach Schweden und Rußland bis nach Otahiti; England sei aber ein vorwiegend protestantischer Staat, und es sei natürlich, daß es sich zuvörderst für diejenigen interessire, die seinem Glauben am nächsten verwandt seien, womit nicht gesagt sei, daß es nicht bereit sein würde, sich freund-

lich dort zu verwenden, wo Katholiken von protestantischen Regierungen verfolgt werden sollten. Das Princip freilich bleibt dasselbe und wurzelt im Herzen der meisten englischen Katholiken und aller Gebildeten in Europa. Bei diesen Ansichten und nach dem, was die Regierung gethan hat, glaube er, daß man diese Angelegenheit weiter in den Händen der Regierung lassen könne. Die Ansicht Englands sei bekannt und seinen Ruf habe man gehört. Die Madiai's und noch Andere mögen dulden; die Grundsätze religiöser Duldsamkeit werden am Ende doch den Sieg davontragen. — Bowyer versichert, es würde ihn freuen, die Madiai's frei zu sehen, aber er müsse in Abrede stellen, daß hier religiöse Verfolgung im Spiel sei; der Proceß sei vor einem weltlichen Gerichtshofe geführt und entschieden worden. Uebrigens seien die Gerüchte über die Behandlung der Madiai's übertrieben. — Lord Stanley bemerkt, daß die Regierung in Toscana deßhalb nicht officiel aufgetreten sei und deßhalb ihren Gesandten nicht abberufen habe, um den Frieden Europa's nicht zu gefährden. — Sir R. Inglis hält es für die Schuldigkeit Englands, zu interveniren. Zum Schluß steht noch Lord Palmerston auf, nicht, wie er sagt, um den Czaaren oder Schweden, sondern sich gegen Mr. Lucas zu vertheidigen. Der Großherzog von Toscana habe zwar an Lucas einen Anwalt gefunden, aber einen herzlich schlechten. Was die Jesuiten-Ausweisung aus der Schweiz — sagt der edle Lord — im Jahre 1847 betrifft, so hat mein ehrenwerther Gegner nicht genug darüber nachgelesen, oder auch das verschwiegen, was ihm für seine Beweisführung nicht passend war. Ich habe weder die Jesuiten verfolgt, noch „ausgerottet", wie sich mein ehrenwerther Gegner ausdrückte. Die Facta sind folgende: In der Schweiz war ein Bürgerkrieg ausgebrochen; ein Canton kämpfte gegen den andern, Protestanten kämpften gegen Katholiken, eine Mehrzahl gegen eine Minderzahl. Wir wurden aufgefordert, den Streit zu schlichten, und wir bemühten uns, dieß im Bunde mit Frankreich zu thun. Die erste Veranlassung des Conflicts war die Anwesenheit der Jesuiten in der Schweiz; durch ihre aggressive Haltung entstand der Krieg, und es leuchtete mir ein, daß, um den Kampf zu beendigen, die Veranlassung zu demselben entfernt werden müsse. Diesen Grund gab ich auch an, als ich die Ausweisung der Jesuiten beantragte. Das ist noch heute meine Ansicht, und ich stehe nicht im Mindesten an, mich dazu zu bekennen. Es war also nicht einer willkürlichen Einmischung wegen, daß wir die Entfernung der Jesuiten anriethen. Und was war es mit Otahiti?! Protestantische Missionäre gingen mit Selbstverleugnung unter tödtlichen Gefahren unter diese Horden roher, wilder Barbaren. Es gelang ihnen durch Mühe und Ausdauer, sie zu dem zu machen, was man verhältnißmäßig gebildete Christen nennen kann. Als dieß gethan und die Gefahr vorüber war, kamen die katholischen Missionäre. Wozu? Um die mühsam zu Protestanten gemachten Wilden zum Katholicismus zu bekehren. Statt Heiden zum christlichen Glauben zu erziehen, störten sie den Frieden der Insel. Nun mag das otahitische Gouvernement allerdings gegen sie zu weit gegangen sein. Aber wurden sie in „comfortable" Kerker geworfen, wie die Madiai's? Nein! Man hat ihnen bloß gesagt: Wir sind bereits Christen, wir brauchen euern Unterricht nicht; seid so gut und zieht weiter. Und als sie trotzdem nicht gehen wollten, wurden sie fortgejagt, aber nicht „ausgerottet". Ich wollte, die Madiai's wären nicht schlimmer behandelt worden, und mein ehrenwerther Gegner könnte auf den Dank dieser Armen mit Sicherheit rechnen, wenn er ihnen eine solche Behandlung vom Großherzog von Toscana erwirken wollte. — Kinnaird zieht, der Andeutung Lord John Russell's folgend, seine Motion zurück."

6.

Wir haben unlängst die „Oesterreichische Correspondenz" auf die befremdende Zurückhaltung aufmerksam zu machen gewagt, welche man gewissen Orts im Angesicht von Vorgängen beobachtet, welche schon seit geraumer Zeit in einer österreichischen Secundogenitur zum öffentlichen Aergerniß von ganz Europa geworden sind. Es ist sicher nicht unser, um so gewisser aber das Verdienst der Stimme Europa's und etlicher anderen kleinen Umstände„ wenn die „Oesterreichische Correspondenz" vom 18. Febr. endlich anfängt, Grundsätze zu proclamiren, wie sie — jedenfalls längst in dem Codex der Humanität des christlichen Europa's angenommen und auch als Thatsachen in dessen Staats= und Völkerrecht „registrirt" sind. Welche Grundsätze wir damit meinen und welche, wie wir hoffen, das kaiserliche Cabinet seinem hohen Verwandten als Richtschnur in der *Madiai*'schen Angelegenheit mit demselben Nachdruck empfehlen wird, mit welchem es seiner Zeit ihm in der Mather'schen Angelegenheit seine Rathschläge gab, das möge aus den im Druck von uns hervorgehobenen Worten des nachstehenden Artikels der „Oesterreichischen Correspondenz" selbst entnommen werden:

„Den neuerlich eingelaufenen Nachrichten zufolge sind die türkischen Truppen an den Grenzen von Montenegro aus ihrer bisherigen passiven Haltung herausgetreten und haben die Feindseligkeiten neuerdings eröffnet. Uebereinstimmende Nachrichten melden fernerhin, daß von den türkischen Truppen insbesondere die irregulären und die sogenannten bosnischen Freiwilligen sich arge und barbarische Mißhandlungen an Weibern, Kindern und Greisen ihrer Gegner zu Schulden kommen lassen. Wir bedauern, daß es nicht in der Absicht des türkischen Feldherrn zu liegen scheint, solchen Unmenschlichkeiten zu steuern. Nach den früheren Vorgängen in Bosnien und den dort an Christen verübten Unmenschlichkeiten scheint es fast, daß dieser vom Christenthume abgefallene Mann seine ehemaligen Glaubensgenossen zu einem besonderen Gegenstande des Hasses auserkoren habe und daß er das sonst bei den Türken stets sehr zweifelhafte Ansehen eines Renegaten durch *Schaustellung eines wilden Fanatismus* zu erhöhen beabsichtige. *Wir vermögen das Gefühl der tiefsten Entrüstung nicht zu bemeistern*, wenn es nicht in seinem Willen läge, dieß zu thun. *Die gemeldeten Thatsachen sind so empörend und ganz geeignet, das Mitgefühl der gesammten europäischen Christenheit aufzuregen.* **Das Band des gleichen Glaubens, welches die überwiegende Mehrzahl der Bewohner der europäischen Türkei und des christlichen Europa's umschlingt, ist ein inniges, bedeutsames und durch die Geschichte geheiligtes.** *Deßhalb haben auch alle christlichen Mächte bei dem Abschlusse von Friedensverträgen mit der Türkei jederzeit besonderen Nachdruck auf die Schonung und Achtung des Christenglaubens und seiner Bekenner* von Seite der Pforte und der Muselmänner *gelegt.* **Leider ist nur zu bekannt, wie unvollständig und unredlich diese menschenfreundlichen Stipulationen erfüllt worden sind.** In diesem Jahrhundert ereigneten sich jene unerhörten Gräuelsce-

nen, welche zu dem russischen Feldzuge im Jahre 1829 Veranlassung boten. Die Zahl der einzelnen, aus Glaubenshaß entsprungenen Mißhandlungsfälle ist Legion. **Insbesondere in neuester Zeit scheint eine fanatische Partei den alten Haß mit allen Gewalten wieder heraufzubeschwören und ihn als Hebel für die Förderung politischer Zwecke ausbeuten zu wollen.** Der Brand zu Mostar, wo türkische Söldlinge die unglücklichen Christen an dem Löschen hinderten, damit die Beraubung der brennenden Häuser und Magazine desto bequemer vollendet werden konnte, bildet ein trauriges Mahnzeichen in dieser Hinsicht mehr. Die eingeäscherten Kirchen und Kapellen in der Czernagora sind traurige Trophäen, und so sehen wir auch dort hinter politischen Vorwänden den alten muselmänischen Fanatismus rücksichtslos hervortreten. Welches fühlende, christliche Herz muß nicht aufrichtig wünschen, daß einem solchen barbarischen Treiben endlich Einhalt gethan und der Glaube, die persönliche Sicherheit und das Eigenthum der Christen in jenen Gegenden vor brutalen Angriffen und Zerstörungen, wie sie jetzt dort zu den alltäglichen Dingen gehören, möglichst sicher gestellt werden!"

Miscellen.

Drei Zeugnisse aus den Kerkern Toskana's.

In einigen Blättern der französischen und der deutschen Schweiz finden sich einige zuverlässige Mittheilungen über die eingekerkerten evangelischen Christen in Toskana, die — als Fortsetzung der früher mitgetheilten Actenstücke — auch in unsern Monatsblättern nicht fehlen dürfen. Wir geben sie hier nach der Uebersetzung des „christlichen Volksboten aus Basel". — Es sind dieß Zeugnisse, die keines Commentars bedürfen, Zeugnisse, die am besten jenen falschen Zeugen den Mund stopfen, die noch immer von „erkauften und mit englischem Gelde bezahlten Convertiten" zu sprechen wagen.

Unsere drei Zeugnisse bestehen aus einem Briefe der Rosa Madiai (Nr. 1.) „an einen Bruder im Glauben, der um des Evangeliums willen verbannt ist" (Graf Guicciardini?), und aus einem Berichte des Predigers Colomb in Florenz über einen Besuch bei Franzesco (Nr. 2) und bei Rosa Madiai (Nr. 3).

Nr. 1.

„Ich antworte endlich auf Ihren freundlichen Brief, den ich erhielt, als ich noch im Bargello war. Es ist jetzt nicht die Stunde, Ihnen alle unsere Umstände zu erzählen, und was wir Alles haben erleiden müssen, mein Mann und ich; aber danken wollen wir immerdar, ja dieß wollen wir miteinander, danken diesem Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Sie haben uns geschlagen und schlagen uns immer noch; aber Christus antwortet: „„Die mir mein Vater gegeben hat, die wird mir Niemand aus den Händen reißen."" O heiliger Mund, es ist mir, ich höre Seine Stimme."

„Die Worte der heiligen Schrift sind erfüllt worden: „Sorget nicht, wie oder was ihr reden sollt!" Ich kann Sie versichern, mein Theurer, daß, wenn ich nicht in meinem Tagebuche aufgezeichnet hätte, was ich geredet habe, ich mich deß durchaus nicht mehr erinnern könnte; darum: nicht uns, nicht uns, sondern Deinem Namen gilt die Ehre."

„Als man uns beschuldigte, wir hätten von den Aposteln als von verächtlichen Männern gesprochen, antwortete ich, dieß wäre eine Lüge und ich wollte aus den Worten des Ev. Luk. 22, 28—31. zeigen, ob die Evangelischen sich so was hätten zu Schulden kommen lassen, wurde mir alsobald Schweigen geboten, mit den Worten: „Es handelt sich nicht von Religion." Ich erwiederte: „Ich bin der Religion wegen angeklagt und muß also über Religion antworten und mich verantworten; aber mit zornigem Blick wurde mir zum zweiten Mal Schweigen geboten. — Wir wurden beschuldigt, wir hätten nur acht Gebote und behielten uns die Hurerei vor. Ich erwiederte, bei solcher Anklage sei es billig, daß ich die Gebote hersage, damit sie urtheilen mögen, ob es acht oder zehn wären. „Schweiget!" war die Antwort. — Darauf antwortete ich bewegt, es sei keine Gerechtigkeit, dem Verklagten Schweigen zu gebieten."

„Aus Scham vor so vielen Zuhörern zeigte sich nun dieser Mann etwas nachgiebiger und fragte wieder, ob denn die zehn Gebote bewahrt würden. „Allerdings", antwortete ich, „wie sie Gott gegeben hat auf dem Berge Sinai", worauf mir wieder ein „Schweiget nur, es ist genug", entgegengehalten ward. Nun denn, mein Theurer, soll aus solchem Unrecht Gottes Ehre reden, so sei es mir willkommen; Ihr aber, betet inbrünstig für uns, daß uns gewährt werde, Ihm zu dienen und Ihn zu ehren in der Wahrheit in diesem schweren Gefängniß."

„Mein Mann ist sehr krank und dieß ist mein größter Schmerz; ich bin sehr mager geworden; sonst ist meine Gesundheit besser, Gott sei Dank gesagt. Ich hörte, daß Sie, mein Theurer, und Ihre vortreffliche Frau gesund sind; ich werde nie vergessen, was Sie Alles für mich gelitten haben. Gebet viele Küsse für mich Ihren Knaben, zuerst aber der Mutter und dann den Kindern. Sagen Sie ihnen, wir, mein Mann und ich, befehlen ihnen, sie sollen ja in ihrer Verbannung, die ihnen in dieser verdorbenen Welt zu Theil wird, sich nicht fürchten, sie werden ja in der Kürze Staub sein; Christi Sache allein soll der heilige Eifer ihrer Herzen und ihres Lebens sein; dem, wie dem Vater und dem heiligen Geist sei Ehre und Preis! Möge die Kirche für uns beten! — Mehr sage ich nicht, denn das Papier geht mir aus."

Nr. 2.

Am 24. und 28. December hat Hr. Colomb, der Prediger der Schweizerkirche in Florenz, die Ehegatten Madiai in den Gefängnissen von Volterra und Lucca besucht, wo sie, von einander getrennt, die Tage ihrer Gefangenschaft verbringen. Er schildert in einem Berichte, welchen er der preußischen Gesandtschaft darüber giebt, zuerst jene Gefangenschaften, welche nach seinem Eindrucke gar wohl eine Vergleichung mit den besten Gefängnissen in England und Deutschland aushalten können. Er fand auch, daß die Gefangenen durch die Directoren und Angestellten, soweit es der ernste Charakter der Anstalten erlaubt, mit möglichster Freundlichkeit behandelt würden. Wir folgen ihm bei seinem Besuche, den er in Volterra bei Franzesco Madiai machte.

„Ich habe", sagt er, „in den Zellen der Madiai den Glauben, die Hoffnung und die Liebe gefunden. Ich hatte mich zu ihnen begeben, um ihnen Trost zu bringen, und sie waren es, die mich erbaut und erfreut haben. Sie haben mir für einige Worte der Theil-

nahme und des Friedens, welche ich ihnen brachte, ein Beispiel vor die Augen gestellt, das, wenn es Gott gefällt, für mein Predigtamt und für mich selber nicht verloren sein wird. Den Franzesco Madiai habe ich in Volterra in seinem Bette gefunden, sehr schwach am Leibe und von einer Magerkeit, die mir Schrecken einflößte; aber ich würde es vergebens auszudrücken suchen, was für ein Friede, was für eine Heiterkeit, was für eine Liebe aus diesem Angesicht und aus allen Worten, die er redet, hervorleuchtet. Da ist nichts zu spüren von jener fieberhaften Exaltation, welche ein Charakterzug des Fanatismus ist. Alles ist bei ihm so ruhig und so einfach. Der Glaube Madiai's ist der lebendige Glaube eines kleinen Kindes. Als ich ihm die Wünsche und die herzlichen Grüße seiner Freunde in Florenz überbrachte, antwortete er: „Ich auch habe das Bedürfniß gefühlt, für sie zu beten, damit dieser schöne Weihnachtstag, an dem unser Erlöser geboren ist, für Alle ein Tag des Segens und der Gnade sein möge! Und ich bitte nicht allein für meine Freunde, sondern auch für alle diejenigen, die mir Böses gethan haben, für meine Feinde, wenn ich deren habe. Gott möge auch sie segnen, denn durch eine Wirkung seiner Gnade spüre ich gegen sie ganz und gar keine Bitterkeit" — und während er also sprach, flossen Thränen aus seinen Augen über die abgemagerten Wangen. Dann erzählte er mir von seinen religiösen Ueberzeugungen, die sich in ihm gebildet hätten, wie er seit mehreren Jahren seine geistige Nahrung aus der Bibel geschöpft habe, in welcher er Alles gefunden, was seiner Seele noth thue. Das führte ihn dann darauf, mit tief empfundener Wärme von seiner Lebensgefährtin zu reden, und von dem wohlthuenden Einflusse, welchen sie auf seine religiösen Ueberzeugungen ausgeübt hatte. „Und wenn Sie sie sehen werden, so sagen Sie ihr, daß ich sie immer liebe, und daß ich sie nie in meinem Gebete vergesse; aber ich kann ihr nicht schreiben, weil mein Kopf zu schwach ist dazu, und meine Hand zittert. Dann liegt es mir hart an, der Welt abzusterben und so wenig, als es nur möglich ist, an das irdische Glück zu denken, dessen wir genossen haben, weil ich nie rückwärts schauen kann, ohne daß ich mein Herz zerrissen fühle, und wenn ich meine Gedanken zu sehr auf die Vergangenheit richten würde, so könnte ich auch in die Versuchung fallen, zu murren, und so den Frieden verlieren, den mir Gott erlaubt hat, in dieser Gefangenschaft zu genießen. Sagen Sie ihr, daß ich sie den Händen unseres himmlischen Vaters übergeben habe; sagen Sie ihr endlich, daß ich ihr empfehle, über diese Worte des Erlösers nachzudenken: „Und wer verläßet Häuser, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wird's hundertfältig nehmen und das ewige Leben ererben." „Glauben Sie auch nicht", fügte er bei, „daß ich Langeweile habe, und daß die Tage mir lange dünken in dieser Zelle. Es ist wahr, ich kann wegen der erstaunlichen Schwachheit meines Kopfes fast gar nicht lesen, aber ich kann beten und ich thue es auch ohne Aufhören. Mein Jesus ist mit mir und ich fühle mich Ihm näher, als ich es war, da ich noch unter den Menschen lebte. Hier bewahrt Er mich vor vielen Versuchungen, denen ich ausgesetzt wäre, wenn ich noch unter den Kindern dieser Zeit lebte; allerdings ist das Fleisch schwach, aber Gott verläßt mich nicht. Auch mein Gefängniß ist daher ein Segen für mich und eine Gnade."

„Ich habe Franzesco auch durchdrungen gesehen von Dank und von Aufmerksamkeit gegen die Angestellten des Gefängnisses. Als wir mit einander den 42. Psalm lasen, bat er mich, die Stimme sinken zu lassen, um keinen Gegenstand zur Klage zu geben. Er bat den Aufseher des Gefängnisses, welcher der Unterhaltung beiwohnte, um Verzeihung, daß er ihm so viel Zeit wegnehme. Dem Arzte dankte er mit Bewegung für seine freundliche Fürsorge, versprach ihm, pünktlich seinen Vorschriften nachzukommen, und sprach die Hoffnung aus, daß Gott vielleicht so gnädig sein werde, ihm seine Gesundheit zurück-

zugeben. Als ich Abschied von ihm nahm, waren seine letzten Worte, ihm durch die Liebe zu seiner Gattin eingegeben: „Sagen Sie ihr nicht, daß ich so schwach bin, aber thun Sie Ihr Möglichstes, um sie zu trösten."

Von Florenz vernahm man dann über die Madiai noch folgende Nachricht: Die zwei Damen, welche unsere Schwester Rosa Madiai dreimal im Monate besuchen, sind kürzlich von Lucca zurückgekommen. Rosa ist ruhig, wenn auch ein wenig niedergeschlagen. Ihr Gatte hat ihr inzwischen einen sehr kurzen Brief geschrieben. Er befindet sich wieder besser und fängt wieder an aufzustehen. Der Arzt ist voll Güte für ihn. Der Priester, welcher das Gefängniß besorgt, zeigt auch Theilnahme für ihn. Derselbe befand sich neulich in Florenz; er hat gesagt, daß ihm die beiden Gefangenen hohes Interesse einflößten, und hat Erlaubniß empfangen, auch die Rosa zu besuchen. Er spricht nicht mit ihnen von den römischen Dogmen; er sagt, er sei ganz versichert, daß die Madiai ihre Ueberzeugung nie mehr ändern werden; er fügte bei, daß ihre Reden und ihr Beispiel dem römischen Glauben am meisten Schaden zufügen, und daß man schon aus menschlicher Klugheit wohlthäte, sie milder zu behandeln.

Nr. 3.

„Was ich in dem Gefängniß von Lucca, wo Rosa Madiai gefangen gehalten ist, erfahren habe, ist mir nicht minder erbaulich gewesen, als was ich in Volterra erfuhr, wo ihr Gatte weilen muß. Der Charakter der Rosa Madiai ist von Natur kräftiger und erregbarer als der ihres Mannes. Sie erkennt selber, daß sie Mühe hat, ihr Herz zu bezähmen und nicht bitter zu werden gegen die Ungerechtigkeit. Doch war eines der ersten Dinge, welche sie mir sagte, daß auch sie das Bedürfniß fühle zu beten, nicht nur für ihre Freunde, sondern auch für diejenigen, über welche sie sich glaube beklagen zu dürfen, und besonders für den Dienstboten, der sie verrathen habe. „Auch sie", sagte sie, „sie haben eine unsterbliche Seele, welche kann erkauft und gerettet werden durch Jesum Christum. O, daß Gott sie erleuchte; daß Gott ihnen verzeihe, wie ich nöthig habe, daß er mir verzeiht!"

„Ich war tief gerührt durch die Demuth, mit welcher sie ihre Schwachheiten bekennt. „Wer sind wir", sagte sie, „daß wir würdig geachtet worden sind, etwas zu leiden um der Liebe Jesu Christi willen und seine Schmach zu tragen? Arme sündige Creaturen sind wir, nichts, gar nichts! Und weil Er uns diese Ehre und diese Gnade erwiesen hat, sollten wir nicht immer auf den Knieen liegen vor Ihm und Ihn loben und preisen? Und ich kann das nicht immer thun; ich empöre mich manchmal in meinem Innern über dieses Gefängniß und vermisse mit Bitterkeit, was ich verloren habe." — Ich suchte sie hierüber zu trösten, indem ich ihr sagte, daß die größten Heiligen, daß Apostel selbst Stunden der Schwachheit gehabt hätten, und daß Gott das wohl darum zulasse, um uns in der Demuth und in heilsamen Mißtrauen gegen uns selber zu erhalten. Aber der Herr Jesus sagt zu allen seinen wahren Dienern: Fürchte dich nicht, laß dir an meiner Gnade genügen. „Ach ja", erwiederte sie, „ich fühle das, und wenn ich, um meine Freiheit und Alles, was ich verloren habe, wieder zu erlangen, meinem Glauben entsagen müßte, so wollte ich lieber in diesem Gefängniß sterben. Aber ich habe von Natur einen stolzen Charakter, und wenn ich zu mir selber sage, daß ich Niemand etwas zu leid gethan habe, wenn ich daran denke, was unsere Verurtheilung für ein Interesse erweckt hat, wenn ich daran denke, was Alles gethan worden ist beim Großherzog für unsere Befreiung und wie das Alles unnütz gewesen ist, so habe ich Mühe, mich gegen eine gewisse

Erbitterung zu wehren." — Sie wissen, erwiederte ich ihr, was wir zu thun haben, um uns von diesen Erregungen des Hasses und von allen diesen sündhaften Empfindungen, welche sich in uns erheben, frei zu machen! Beten Sie für unsern Fürsten; er hat eine wichtige und schwere Aufgabe; es liegt auf ihm eine große Verantwortlichkeit; es wird den Großen dieser Erde schwer gemacht, Gutes zu thun. Mehr als sonst irgend Jemand haben sie nöthig, daß man heiße Gebete für sie zum Allmächtigen emporsteigen läßt. — „Ach", erwiederte die Gefangene mit einer tief empfundenen Lebhaftigkeit, „glauben Sie nicht, daß ich das geringste Gefühl des Hasses gegen den Großherzog in mir trage. Ich würde für ihn mein Blut und Leben hingeben; aber es giebt Augenblicke, wo ich mein Herz möchte vor ihm ausleeren können und ihn zum Richter setzen über die Ungerechtigkeit, deren Opfer wir sind."

„Aber diese starke und edle Seele ist noch empfänglicher für die Wohlthaten, als für die Beleidigungen; mit Thränen in den Augen und mit dem Ausdruck der tiefsten Dankbarkeit redete Rosa Madiai von all dem, was durch Verschiedene gethan worden war für sie und ihren Mann, dessen Loos sie unaufhörlich beschäftigt. „Ich bin zu sehr bevorzugt", sagte sie zu mir, „mir ist es erlaubt, viermal im Monat den Besuch meiner Freunde zu empfangen, während der arme Franzesco den Hrn. Ch** nur einmal sieht. O, machen Sie doch, wenn Sie wollen so gut sein, daß eine weniger ungleiche Vertheilung stattfinde, oder daß er, wenn es möglich ist, das bessere Theil empfange."

„Rosa Madiai ist noch nicht so ganz zu der Trennung von der Welt und zum völligen Aufgeben des eigenen Ich gekommen, wie es mir bei ihrem Gatten so ergreifend gewesen ist. Die menschliche Natur leidet in ihr mehr. Aber doch kann man leicht sehen, daß diese Seele mitten unter ihren Kämpfen und Beängstigungen Jesu Christo angehört. Ihr Herz treibt sie am meisten zu denen, welche leiden, und unter den Freunden, die sie in Florenz zurückgelassen hat, sind es gerade entweder die Armen oder die durch's Unglück Geprüften, nach denen sie sich mit der größten Dringlichkeit erkundigt und die sie wieder sehen möchte. — Ich will nicht vergessen, Ihnen zu sagen, daß die Gesundheit der Rosa Madiai sich in der letzten Zeit ein wenig verbessert zu haben scheint. Doch ist sie schwach und leidet von Zeit zu Zeit an heftigem Kopfweh."

Dr. Tholuck über die Jesuiten-Missionen.

„Wir wollen nicht blind gegen die Jesuiten streiten, aber Sand in die Augen streuen und uns sicher machen lassen wollen wir auch nicht. Sind ihre Predigten der Art, daß sie Leben in die erstorbenen Glieder ihrer eigenen Kirche hineinpredigen, so wollen wir uns ja freuen; denn wir wollen's nicht vergessen — und ob sie sich gleich als eine grausame Schwester gegen uns bewährt hat — doch wollen wir's nicht vergessen, daß die katholische Kirche noch unsere Schwester — wir sagen's frei — daß ihr Segen unser Segen ist. Aber o daß jene Predigten die Seelen zu dem Gnadenstuhl hinwiesen, wo die Sünden wahrhaft vergeben werden, und nicht statt dessen zu ihrem Beichtstuhl allein, und daß man in ihrem offenen Worte von der Kanzel ihre ganze Predigt hätte und sich vor der geheimen Predigt des Beichtstuhls nicht zu ängstigen hätte! Wir hören uns zurufen: aber warum diese Angst? Sind die Brüder dieses Ordens denn noch dieselben, deren hinterlistige Praktiken einst die Blutgerüste für eure Brüder aufgerichtet, deren unterirdisches Wühlen einst Throne erschüttert und evangelische Reiche zerstört hat? O, wir wollen's ja uns vergegenwärtigen: gewiß mag es auch Jesuitenherzen geben, in denen Christus sein Werk hat. Aber

dieser Orden, dieser mit dem Fluche, mit den Seufzern und den Thränen von Millionen beladene Orden — können wir an seine Besserung glauben, so lange er keinen ordentlichen, lauten und ehrlichen Widerruf seiner blutigen Vergangenheit gethan? An der Märtyrerasche unserer Väter würden wir uns versündigen, wenn wir so gutmüthig wären, ihnen eher Vertrauen zu schenken, als bis sie das gethan!"

(Aus einer Predigt auf der Jahresversammlung des Halle'schen Gustav-Adolf-Vereins im Jahre 1852.)

Erfahrungen des Gustav-Adolf-Vereins aus neuester Zeit.

Die „Rechnungs-Ablage vom Centralvorstande des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung über das Vereinsjahr vom 6. Nov. 1850 bis 6. Nov. 1851" zeigt folgende Resultate:

Es ward versendet nach

Algerien	100	Rthlr. an Gemeinden		1
Amerika	100	„	„	1
Belgien	871	„	„	8
Deutschland . . .	22094	„	„	142
Donauprovinzen .	1200	„	„	1
Frankreich . . .	2103	„	„	7
Oesterreich . . .	16233	„	„	39
Posen	3480	„	„	16
Portugal	700	„	„	1
Sardinien . . .	300	„	„	1
Ungenannt . . .	36	„	„	1
Summa circa	47219	Rthlr. an Gemeinden		218.

Hiervon wurden durch den Central-Vorstand versendet 24389 Rthlr. 10 Gr. 3 Pf., von den Vereinen direct versendet . . . . 22829 „ 25 „ 3

Die Einnahmen der protestantisch-kirchlichen Hülfsvereine der Schweiz betrugen vom Juni 1851 bis Juni 1852 in runden Zahlen Francs 29900 (ungefähr 7500 Rthlr.).

Hiervon sind verwendet worden:

für die Schweiz	9000
für Deutschland u. Oesterreich .	6500
für Frankreich, Belgien u. Waldenser	7500
für Nordamerika	1000
Summa	24000 Francs.

Sehr bezeichnend sind folgende Erfahrungen, die der Schriftführer des Centralvorstandes, Pastor Howard, in Wiesbaden am 8. September an der zehnten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins anführte:

„Ein Sammler berichtet aus einem Zweig-Verein: ein reicher Bauer, der im Ueberfluß habe und eben eine Fuhre Getreide theuer in der Stadt verkauft hatte, habe nichts gegeben, weil man so etwas nicht zu einem Rechte werden lassen müsse; dagegen habe ein

armer Tagelöhner nur fünf Pfennige gehabt, woron er vier mit Freuden hergegeben. Das Christenthum, sagte ein Gebildeter, muß sich nicht mit Geld forthelfen wollen; es trägt seine Kraft und sein Leben in der Wahrheit und bedarf keiner Unterstützung mit Geld (!); ein Handwerksmann hingegen, der im Hinblick auf seine zahlreiche Familie nöthig hat, seine Kreuzer zu Rathe zu halten, sagte: ich danke meinem Gott, daß meine Kinder eine gute Schule und ich ein Gotteshaus habe, darin ich mich am Sonntag erbauen kann; ich wünsche meinen armen Glaubensgenossen in der Ferne eine gleiche Wohlthat, und darum gebe ich gern mein Scherflein. Eine reiche Frau sagte: des Bettelns sei kein Ende, und wenn noch gar die Kirche käme, so sei das zu arg; eine arme Wittwe dagegen meinte, sie könne den Herrn nicht gehen lassen, wenn er vor der Thüre stehe und anklopfe, sie sei von Jugend auf gewohnt, seines Wortes zu gedenken: was ihr gethan habt, das habt ihr mir gethan. Ein Anderer wies den Sammler mit den Worten ab, es sei gegen seine Grundsätze, zu dem Zwecke etwas zu geben, er bedürfe keiner Kirche, und wenn alle Menschen so dächten, so wäre es gut. Dagegen brachte ein Kind, das gehört hatte, es gäbe so viele Kinder, die kein Schulhaus hätten, seinem Lehrer seine ersparten Kreuzer mit den Worten, es wolle auch etwas dazu beitragen, daß andere Kinder auch ein Schulhaus und einen guten Lehrer bekämen." — (Vgl. „Amtlicher Bericht über die zehnte Hauptversammlung des evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung." Darmstadt 1852. S. 16.)

Welch' ein kirchliches Lebensbild aus der Gegenwart ist uns in diesen wenigen Worten hingezeichnet!

Auch auf die Hemmnisse mußte Pastor Howard hinweisen, die dem Werke des Gustav-Adolf-Vereins aus der erneuten confessionellen Entfremdung innerhalb des evangelischen Protestantismus erwachsen:

„Was der freien, ungehinderten Entwickelung der Vereinsthätigkeit in manchen Gegenden Eintrag thut, das ist die in unserer Zeit wieder so fühlbar hervorgetretene confessionelle Spannung innerhalb unserer evangelischen Kirche, zufolge welcher sehr viele Geistliche dem Vereine nicht nur ihre Theilnahme entziehen zu müssen, sondern sogar durch entschiedene Bekämpfung eines Vereins, welcher lutherische, reformirte und unirte Gemeinden ohne Unterschied unterstütze, der wahren Kirche einen Dienst thun zu können meinen. Am meisten mögen die bayerischen Vereine hierdurch belästigt worden sein und noch werden; doch hört man Aehnliches auch anderswoher . . . So wird unter Anderem aus Hannover berichtet, daß fast sämmtliche Prediger einer ganzen Inspection sich von dem Vereine zurückgezogen, weil sie an der Richtung desselben hinsichtlich der Bekenntnißfrage Anstoß nähmen, und daß man aus dieser Inspection es ausdrücklich abgelehnt habe, daß die diesjährige Versammlung ihres Vereins, wie es eigentlich in der Ordnung gewesen wäre, am Hauptorte desselben stattfände. Ein Versuch, diese Erscheinung zu bekämpfen, würde so wenig dieses Ortes sein, als er etwas fruchten würde. Wir können nur für den Augenblick beklagen, daß die Bestrebungen des Vereins dadurch beeinträchtigt und belästigt werden, müssen aber doch zugleich der guten Zuversicht sein, daß auch diese Erfahrungen nicht nur ihm selbst zur Läuterung und Befestigung, sondern zugleich überhaupt der Förderung und Erkenntniß christlicher und confessioneller Wahrheit dienen müssen wider Vermeinen." —

Und von diesem Vertrauen in die Lebensfähigkeit des Vereins (im Blick auf das Ganze, auf das schon Erreichte, wie auf die noch zu lösende Aufgabe) war die Rede des Schriftführers von Anfang an getragen; schon in den Eingangsworten spricht es sich aus:

— — „Wohl dürfen wir uns freuen, daß uns der Herr hat gelingen lassen, einen solchen Bund aufzurichten und darin die Erfahrung zu machen, was im Glauben und in der Liebe verbundene Kräfte auszurichten vermögen, sowie das Bewußtsein zu finden von

dem, was sie noch auszurichten haben; ja, wohl dürfen wir uns auch freuen, in unserem Verein ein Zeugniß des Lebens und des Geistes unserer evangelischen Kirche zu erblicken, das nicht zu verachten ist, wie Manche zu erweisen sich anstrengen, wiewohl hoffentlich vergeblich; — aber freilich können wir auch nicht vergessen, einmal, daß die Nothwendigkeit eines solchen Vereins zugleich ein Zeugniß von dem Nothstand unserer Kirche ist, und dieser nicht durch äußeres Mißgeschick allein, sodern durch ihre eigene Beschaffenheit zugleich herbeigeführt sein kann, sodann, daß uns durch ihn fortwährend der beschämende Vorwurf erneuert wird, erst durch ihn mit dem bedrängten Zustande eines großen Theiles der protestantischen Kirche bekannter geworden zu sein, und endlich, daß nach unsern bisherigen Erfahrungen so viel feststeht, daß, wenn durch den Verein der Noth und Bedrängniß der Kirche eine wesentliche Abhülfe geschafft werden soll, nicht nur die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seines Bestehens sich erst noch sehr verbreiten und befestigen muß, sondern auch der Kunde von dem Nothstande der Kirche leider noch eine große Bereicherung bevorstehen wird."

Aus einem Briefe des Superintendenten Nielsen in Eutin.

Es ist auch ein Zeichen unsrer Zeit, ein zugleich betrübendes und erhebendes, wenn einer der frömmsten Männer der evangelischen Kirche, der ehemalige Probst in Schleswig, an die Versammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Wiesbaden folgenden Brief richtet, ohne Erbitterung, voll christlichen Glaubensmuthes:

— — „Durch ein bekanntes Decret der Kopenhagener Regierung ist den von der sogenannten Amnestie Ausgeschlossenen das Beitreten holsteinischen Bodens untersagt worden, wovon ich eine halbe Meile zu überschreiten hätte, um weiter in Deutschland hineinzugelangen, und die dieserwegen von der Großherzoglich Oldenburgischen Regierung gethanen Schritte haben bis jetzt nicht das Resultat gehabt, daß mir auf mein vor vier Monaten gestelltes Ansuchen, namentlich auch um persönliche Sicherheit für eine Reise zur Gustav-Adolfs-Versammlung, gewierige Resolution hätte zu Theil werden können. Verehrte Freunde! hören Sie das, aber vergessen Sie es, bis Sie wieder in Ihren Betkammern sind, wo ich um ein liebendes Andenken für mein Vaterland einen Jeden von Ihnen bitte. Jetzt sollen Sie gänz allein unsrer Vereinssache gedenken, und ich bin unter Ihnen, es mit Ihnen zu thun. Harms schrieb mir, als ich die Schleswig'sche General-Superintendentur übernahm, ein Gebet, das er für mich gebetet haben wollte, und worin die Worte vorkommen: — „„auf was hin von immer neuer und größerer Gnade du, Barmherziger! ihm Unterpfänder gegeben hast durch schon geschenkte Gnaden — seine tief bewegte Seele spricht anbetend: das ist nicht wenig! — das wollest du jetzt Alles, Alles in reicher Fülle über ihn ausströmen! — Gieb ihm, was Schönstes zu sehen ein Christenauge jemals begehrt hat und begehren kann, daß er schaue deine heilige christliche Kirche! und wenn nun gerade, wo er in sein Schiff steigt, um dazu auszufahren, die Sturmvögel dichter fliegen, o! so wollest du, Allmächtiger! die Vögel vor ihm scheuchen und verscheuchen, dem Sturm aber wehren und ihn enden, daß er in Frieden, jedenfalls zum Frieden, bauen helfe an der Stadt seines Gottes."" Lassen Sie mich diesen meinen Segen, den ich ja mittheilen kann, ohne ihn selbst zu verlieren, der Wiesbadener Generalversammlung nun zum Festgeschenke durch Sie übermachen dürfen, und diese wolle sich darum bitten lassen, die früheren Jahresversammlungen mit Allem, was sie zu

berichten und zu geben hatten, als geschenkte Gottes-Gnaden in's Auge zu fassen und als gewisse Unterpfänder neuer Gnaden sich anzueignen. Es ist nicht wenig, das, was wir an Derartigem aus der Zeit von der Frankfurter Versammlung her zusammenstellen können! Die Kirche Christi in ihrem schönsten Schmucke werden Sie auch bei dem dießmaligen Besteigen des Schiffes noch nicht zu sehen bekommen. Der Gustav-Adolf-Verein ist und bleibt auch in dem Sinne noch immer der Samariter, daß ihm Ausgezogene vor Augen kommen, denen er die Blöße decken, Halbtodte, die er beleben soll. Aber steigen Sie nichtsdestoweniger getrost ein." — — — —

Christliche Reden an die Gebildeten unsrer Zeit.

Vierte Rede:

Die Beurtheilung der Zeichen der Zeit.

(Matth. 16, 1—3.)

„Könnet ihr denn nicht die Zeichen der Zeit beurtheilen?" — Diese Frage gilt uns heute noch eben so gut, wie sie damals den Juden galt. In den Worten des Herrn liegt unverkennbar ein Vorwurf gegen die Blindheit derer, die nicht zu lesen verstanden in dem Buche der Geschichte ihrer Zeit: „Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen", auf die Anzeichen der Witterung, auf die Vorboten sonniger oder stürmischer Tage versteht ihr euch; „aber die Zeichen der Zeiten könnt ihr nicht beurtheilen", die Sprache Gottes in der Geschichte, die gewaltigen Mahnungen und Erfahrungen der Gegenwart wollt ihr nicht verstehen. Ihr verschließt die Augen gegen die großen Gesetze göttlicher Weltordnung, die sich in neuerer Zeit vollziehen; ihr achtet nicht auf die erschütternde Sprache der göttlichen Weltregierung, die doch so unzweideutig zu jedem ernsten Geiste, zu jedem wachen Gewissen spricht!

I.

Woran erkennen wir die Zeichen unsrer Zeit?

„Des Abends sprechet ihr: es wird ein schöner Tag werden, denn der Himmel ist roth. Und des Morgens sprechet ihr: es wird heute Ungewitter sein, denn der Himmel ist roth und trübe. Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnet ihr beurtheilen; könnet ihr denn nicht auch die Zeichen dieser Zeit beurtheilen?"

Verstehen wir die Antwort des Erlösers recht, so enthält sie eine zwiefache Wahrheit: zunächst die Möglichkeit, die Zeichen der Zeit zu erkennen, sodann die Nothwendigkeit dieser Erkenntniß. Es heißt unzweideutig: ihr könnt sie erkennen, und ihr sollt darauf achten; ihr

könnt die Zeichen der Zeit beurtheilen, wenn ihr alles Ernstes an eine göttliche Weltregierung glaubt; und es ist Verblendung und gefährlicher Stumpfsinn, wenn ihr auf die Zeichen der Zeit, auf die Sprache Gottes in der Geschichte der Gegenwart nicht achtet.

Also wir können sie erkennen, und zwar mit Sicherheit; denn in der Antwort des Herrn liegt unverkennbar der Gedanke: Wie der geröthete Abendhimmel uns einen schönen Tag verkündige, und wie der geröthete trübe Morgenhimmel uns baldigen Regen oder Sturm erwarten lasse — so gebe es auch in der sittlichen Welt, im innern und äußern Leben und Treiben einer jeden Zeit gewisse Kennzeichen, aus denen wir mit Sicherheit auf schöne oder auf trübe Tage, auf Sonnenschein oder auf Ungewitter schließen können. Es ist also hier nicht die Rede von geheimnißvollen Berechnungen, um aus vieldeutigen sinnbildlichen Weissagungen die Zukunft aufzuhellen; es ist hier nicht die Rede von Befriedigung jener Neigung, die seit Jahrhunderten immer von neuem und immer vergeblich sich das Räthsel der Zukunft zur Lieblingsbeschäftigung auswählt. Vielmehr muß es sich hier um ganz klare, unzweideutige Kennzeichen zur Beurtheilung der Zeiten handeln, um Kennzeichen, die für das christliche Gewissen (nicht blos für die religiöse Einbildungskraft) unmittelbar einleuchtend, zweifellos überzeugend sind, um Kennzeichen, die wir nicht aus zweifelhaften Auslegungen einer verhüllten Bildersprache schöpfen dürfen, nicht aus den ahnungsvollen Andeutungen des Künftigen, in denen bald dichterisch-religiöser Tiefsinn, bald schulmäßig-grübelnder Scharfsinn unerschöpfliche Nahrung findet. Nein, das Wort des Herrn kann uns nicht auf ein so dunkles, bestrittenes Gebiet hinweisen, wenn es uns eindringend zum rechten Verständniß der Gegenwart auffordert. Und eben dies, eben das rechte christliche Verständniß der Gegenwart ist es doch, was wir uns unter der Beurtheilung der Zeichen der Zeit denken müssen. Die Frage: woran erkennen wir die Zeichen unsrer Zeit? ist also gleichbedeutend mit der andern: wo finden wir das tiefere christliche Verständniß der Gegenwart?

Um unsre Zeit zu verstehen, müssen wir in das Innere des Zeitgeistes blicken können; wir müssen die Geister verstehen, die um die Herrschaft ringen oder sie schon besitzen; wir müssen nach den treibenden Mächten und Kräften fragen, die fördernd und hemmend am großen Tagewerk der Gegenwart arbeiten. Wer nicht die Geister seiner Zeit durchschaut, der versteht auch die Zeichen seiner Zeit nicht; und wer diese nicht zu beurtheilen weiß, dem ist auch die Zukunft verschlossen. — Giebt es also auch in der sittlichen und geistigen Welt ein Abendroth und ein

Morgenroth, woraus wir zuversichtlich heitere und trübe Tage voraussagen können — so muß uns Alles daran liegen, uns Gewißheit darüber zu verschaffen, wie und wo jene Vorboten ruhiger oder stürmischer Zeiten sich erkennen lassen. Das Abend- und Morgenroth der natürlichen Welt erkennt unser sinnliches Auge mit Leichtigkeit; das Abend- und Morgenroth der geistigen Welt dagegen wird nur von unserm geistigen, innern Auge erkannt. Wo nun aber dieses geistige Auge, das Auge des Glaubens und des Gewissens, blöde und kurzsichtig oder gar erblindet ist, da ist auch keine rechte Einsicht möglich in den Geist der Zeit, keine wahre Beurtheilung der Zeichen der Zeit, kein Verständniß der Kämpfe zwischen Licht und Finsterniß, die doch jeder Zeit ihr Gepräge geben. Wo dagegen das geistige Auge, diese Sehkraft des Glaubens und Gewissens, mit klarem Blicke in die Dinge dieser Welt hineinschaut, wo es in die innern Beweggründe und Triebkräfte der Zeitrichtungen eindringt, da werden auch die Zeichen dieser Zeit verstanden; da wird das Verlebte und das Jugendkräftige, das Gleißende und das Gediegene, das Zerstörende und das Schaffende erkannt und unterschieden; da wird alles Menschliche an einem göttlichen Maßstabe gemessen, und für Furcht und Hoffnung die sichere Schranke gefunden.

Legen wir diesen Maßstab nun an die Gegenwart, so stehen wir sogleich vor der Frage: Sind die Zeichen unsrer Zeit von der Art, daß wir sie eher mit Hoffnung erweckendem Abendroth oder mit Besorgniß einflößendem Morgenroth vergleichen dürfen? ist unsre Zeit im Steigen oder im Sinken begriffen? gehen wir der Verjüngung oder der Auflösung entgegen? sind in dem Geschlechte dieser Zeit die Kräfte des Lebens und der Entwickelung stärker, als die Mächte der Zerstörung und Entnervung?

Diese tiefgreifende Frage ruft überall zwei entgegengesetzte Antworten hervor, selbst in den Kreisen, wo christliche Ueberzeugungen herrschen, von denen wir hier allein sprechen. „Es wird ein schöner Tag werden, denn der Abendhimmel ist roth!" rufen die Einen; die Andern aber entgegnen: „Es wird Ungewitter kommen, denn der Morgenhimmel ist roth und trübe." — Beide Aussagen verdienen eine nähere Prüfung, da beide den Anspruch machen, die Zeichen der Zeit erkannt zu haben.

Hören wir zuerst diejenigen, welche das Hoffnungsreiche in den Zeichen unsrer Zeit hervorheben, so erinnern sie uns an die außerordentlichen Fortschritte, die seit einem halben Jahrhundert fast auf allen Gebieten des Geistes und des Lebens gemacht worden. Hat denn nicht — so frägt man uns — die christliche Gesittung und Bildung in diesem nun bald vierzigjährigen Frieden unermeßliche Eroberungen gemacht,

mehr als je in einem andern Zeitraum der neueren Geschichte? Blickt zurück auf den Anfang dieses Jahrhunderts: wohin war es damals mit der Geltung des Christenthums gekommen? War damals in den oberen Ständen, in den gebildeten Klassen der herrschende Ton im Durchschnitt nicht völlige religiöse Gleichgültigkeit, Zweifelsucht, ja nicht selten spottender Widerspruch? Und wie anders ist dies nun geworden! Welches Ansehen, welchen Einfluß haben die religiösen Interessen wieder gewonnen, welche Kräfte haben sie in Bewegung gesetzt! Tausende verkündigen nun wieder das alte Evangelium von Christo dem Gekreuzigten, zu dem sich damals nur noch einige vereinzelte Zeugen mit kühnem Glaubensmuthe bekannten; und gerade in den Kreisen der Denkenden und höher Gebildeten hat der christliche Glaube wieder eine große Zahl aufrichtiger und begeisterter Verehrer gefunden. In Kirche, Schule und Gesellschaft ist an vielen Orten wieder ein Geist erwacht, der sich willig beugt vor dem höheren Geiste Dessen, der selbst die Wahrheit und das Leben ist. — Und nicht blos an Glauben ist unsre Zeit reicher geworden, sondern eben so sehr an thätiger Liebe. Wo ist ein Gebiet des menschlichen Leidens, der sittlichen Zerrüttung, der religiösen Verkümmerung, wohin die christliche Liebe nicht helfend ihre Hand ausgestreckt? Gehen nicht die Sendboten des Evangeliums in die entlegensten Erdtheile, um die heidnische Verwilderung unsrer gesunkensten Brüder zum Bewußtsein einer besseren Bestimmung zurückzuführen? Und ist nicht gleichzeitig für die leibliche und geistliche Armuth in unsren Umgebungen, für die Gefahren und Leiden der untersten Klassen der Gesellschaft eine regere Theilnahme erwacht als je zuvor? Wer zählt alle die größeren und kleineren Unternehmungen und Anstrengungen unsrer Zeit, um oft mit großen Opfern die thätige christliche Liebe in alle Tiefen des Elendes, der Verlassenheit, der Noth und Verirrung hinabsteigen zu lassen? Und selbst da, wo dieser hülfreiche Sinn sich mehr nur als wohlwollender Trieb der Wohlthätigkeit ausspricht, wo er nicht zu dem Ernste und der Innigkeit christlicher Liebe durchgedrungen ist, auch da dürfen wir den Einfluß des christlichen Geistes (wenn auch dem Einzelnen nicht immer bewußt) nicht voreilig wegleugnen. — Sind das nicht hoffnungsreiche Zeichen der Zeit, die uns berechtigen, sie mit dem Abendrothe zu vergleichen, das uns einen schönen Tag verheißt? — Ja, haben nicht auch alle die außerordentlichen Fortschritte in der Erkenntniß und Anwendung der Natur und ihrer Kräfte eine freudige Bedeutung für den christlichen Beobachter? Diese unglaubliche Umwandlung im täglichen Verkehr, diese Ueberwindung der trennenden Entfernungen, der wir es verdanken, daß unser Wort nun wie ein Blitz über Ge-

birge und Meere fliegt, und daß wir in wenigen Tagen nach fernen Städten und Ländern eilen, die man sonst erst in Wochen und Monaten zu erreichen vermochte — dürfen wir nicht auch hierin die tröstliche Verheißung erblicken eines immer völligeren Sieges des Geistes über die Natur und einer zunehmenden Annäherung zwischen den verschiedenen Klassen und Nationen, ja vielleicht einer künftigen Verbrüderung aller Völker?

Dieser heitern Anschauung, die in den Zeichen der Zeit nur das verheißungsvolle Abendroth sieht, tritt nun jene andere Auffassung entgegen, deren Wahlspruch lautet: „Es wird Ungewitter kommen, denn der Morgenhimmel ist roth und trübe." — Für diese Stimmung deuten alle Zeichen der Zeit auf eine große innere Zerrüttung und daher auf unausbleibliche furchtbare Welterschütterungen hin. — Wohl mögt ihr (so heißt es auf dieser Seite) bewundernd sprechen von den staunenswerthen Fortschritten in der Beherrschung und Ausbeutung der Natur, in der Verfeinerung der äußeren Bildung und der sinnlichen Bedürfnisse; aber hält denn auch die Vertiefung der innern Bildung, die Erhebung des Ewigen und Göttlichen im Menschen gleichen Schritt damit? Sehen wir nicht vielmehr hinter dieser glänzenden Außenseite eine oft Grauen erregende Annäherung zur Verthierung sich vorbereiten, durch den Wechsel gieriger Genußsucht und erschlaffter Abgestumpftheit in feineren und gröberen Formen, mit Einem Worte durch einen wenig verhüllten Rückfall in den blinden Dienst des Vergänglichen? Während man die Natur dem Dienste der irdischen Interessen äußerlich unterwirft, geräth der innere, für die Ewigkeit geschaffene Mensch in die schlimmste Dienstbarkeit der Natur, des seelenlosen äußerlichen Weltwesens, des hastigen, ruhelosen Erwerbens und Vergeudens, in die schmähliche Knechtschaft eifersüchtiger Wünsche und Gelüste, deren Erfüllung den peinlichsten Durst nicht stillt, sondern unterhält. — Ihr sprecht, so fährt man fort, von der Annäherung der getrennten Klassen, von den Fortschritten milder Gesinnung und thätiger Liebe, aber ihr vergeßt, wie klein die Zahl derer ist, die mit ganzer Seele diesen Weg zur Rettung unsrer untergrabenen Gesellschaft betreten, und wie groß dagegen die Zahl derer, die noch immer Herz und Hand gegen jede bessere Regung verschließen! Ihr vergeßt, wie die Kluft zwischen den Besitzenden und Besitzlosen, zwischen Reichthum und Armuth sich im Stillen immer mehr erweitert, durch Härte und Selbstsucht der Einen, durch Neid und erbitternde Aufreizung der Andern. — Auf religiösem Gebiete ist wohl Manches besser geworden, eine größere Empfänglichkeit für die christliche Wahrheit ist unverkennbar; aber auch hier welche starke Schatten! Neben den Hunderten,

die von dem heiligen Zuge zu Christo hin ergriffen worden, stehen noch immer die Tausende und Millionen, die ihm widerstreben oder ihm noch völlig fremd geblieben; und selbst unter denen, die mit Wort und That sich unter das Panner des Heilandes der Welt stellen wollen, droht wieder ein Geist stark zu werden, der manche gute Saat durch erkältende Streitsucht und blindes Eifern zerstören wird und durch Menschensatzungen die göttliche Freiheit der evangelischen Wahrheit gefangen nimmt. — Ueber dieser innern Entzweiung gehen viele der besten Kräfte verloren für die dringende Aufgabe eines gemeinsamen Kampfes gegen den entschiedensten Unglauben, der schärfer und selbstbewußter als je sich zum Antichristenthum ausbildet und mit dämonischem Eifer in allen Klassen der Gesellschaft sich verbreitet. — Wie in den gesellschaftlichen und kirchlichen Zuständen der Gegenwart, so sehen wir auch im staatlichen Leben deutliche Merkmale einer bis in das Mark gehenden Zerrüttung, die sich dem aufmerksamen Beobachter durch ein unaufhörlich wiederkehrendes Gefühl der Unsicherheit, des Mißtrauens in die Fortdauer des innern und äußern Friedens verrathen. — Sind das, so frägt man auf diesem Standpunkte, nicht Besorgniß erweckende Zeichen der Zeit, die als düsteres Morgenroth uns auf künftigen Sturm und Ungewitter vorbereiten?

Beide Anschauungen, so widersprechend sie erscheinen, vertreten eine Wahrheit, nur nicht die ganze Wahrheit; beide stützen sich auf eine berechtigte, wenn auch einseitige Beurtheilung der Zeitereignisse, indem die eine den Blick nur auf die Licht-, die andere auf die Schattenseite unsrer Zeit richtet; aber beide zeigen uns übereinstimmend, woran wir die Zeichen der Zeit erkennen sollen: im Abfall von der göttlichen Ordnung oder in der Rückkehr zu ihr; in der Saat des Hasses oder der Liebe.

II.

Bis jetzt hatten wir es mit der Frage zu thun: Woran erkennen wir die Zeichen der Zeit? Nun fragen wir weiter: Was lernen wir aus den Zeichen unsrer Zeit? — In drei Worte drängt sich unsre Antwort zusammen: Hoffnung, Warnung, Stärkung. Wo sie lebendig sich vereinigen, da ist die gesunde Frucht vom Baume des Lebens gefunden, und die Zeichen der Zeit haben dann nicht vergeblich zu uns gesprochen.

Hoffnung zuerst; ein christliches Verständniß der Zeichen der Zeit darf nie ein hoffnungsloses sein, sonst ist es kein christliches

mehr. Mit Blicken selbstverleugnender Liebe sollen wir in Allem, was unsre Zeit bewegt, nach den ächten Keimen des Lebens, nach den Spuren der Wahrheit (und wäre es auch oft eine mißverstandene und mißbrauchte Wahrheit) forschen, mit Freuden jeden ersten Schritt zum Besseren begrüßen, statt mit pharisäischer Härte und Selbstüberhebung nur das Mangelhafte und Ungenügende daran zu züchtigen. Wo sich in unserer Zeit ein aufrichtiges Verlangen nach Wahrheit, ein ernstes Bedürfniß nach tieferer Befriedigung der Seele regt (mag es auch noch mit trüben Zeitelementen vermengt sein), da gilt es, in christlicher Hoffnung unsre Lieblingsmeinungen gefangen zu nehmen, um mit entgegenkommender Theilnahme in die geistigen und sittlichen Bedürfnisse des Andern einzugehen. Solche Hoffnung lehrt uns, auch unter fremdartiger Hülle die erfreulichen Anfänge eines besseren Sinnes entdecken und pflegen, wo ein bitterer und absprechender Verdammungsgeist nur zerstörend gewirkt hätte.

Diese Alles hoffende Liebe hat keine andere Schranke als die Wahrheit; freuen wir uns über jedes Zeichen der Zeit, das uns als Abendroth einen schönen Tag verkündigt! Nur darf diese Hoffnungsfreude nicht in Widerspruch mit unsrer Wahrhaftigkeit stehen. Es giebt auch eine gefährliche Schönthuerei gegen sich und gegen Andere, die aus Feigheit die warnenden Zeichen der Zeit nicht beim Namen nennen, oder aus Kurzsichtigkeit sie nicht in ihrer vollen Bedeutung begreifen will. Darum nannten wir als zweite Frucht einer christlichen Erkenntniß und Beurtheilung unsrer Zeit neben der Hoffnung die Warnung.

Die Hoffnung deutet auf die Keime des Lebens in der Gegenwart, die Warnung auf die Keime des Todes, die Hoffnung auf die Kennzeichen des künftigen Friedens, die Warnung auf diejenigen des kommenden Kampfes; die Hoffnung sieht in unserm Zeitalter helles Abendroth, die Warnung trübes Morgenroth. Denn diese heftet ihr Auge vor Allem auf die Mächte der Verneinung und der Selbstsucht, auf die insgeheim und offen in der Welt herrschenden Triebfedern, die sich eines jeden Gedankens an Gericht und ewige Vergeltung entschlagen. Erschüttert von dem erschreckenden Umfange sittlicher und geistiger Zerrüttung, erblickt sie in dieser Saat der Sünde eine schnell reifende Ernte des Verderbens. Darum mahnt sie, gegürtet und gerüstet zu sein auf göttliche Gerichte und schwere Kämpfe; denn sie ist tief durchdrungen von dem Glauben an eine heilige Ordnung der Welt und des Lebens, an die Gerechtigkeit der Weltregierung, die mit göttlichem Ernste in der Geschichte waltet, als verzehrendes Feuer gegen alle Ungerechtigkeit, gegen Lüge und Scheinwesen.

Eine gereifte christliche Beurtheilung der Zeichen unsrer Zeit läßt sich also nicht denken ohne stete Einwirkung jener Hoffnung, wie dieser Warnung; der einen kann unser Herz, der andern unser Gewissen nicht entbehren; beide sind in klarer Uebereinstimmung mit dem göttlichen Worte, die Sünde sei der Leute Verderben, Gott aber wolle das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, den glimmenden Docht nicht auslöschen.

Allein nicht blos als Hoffnung und als Warnung sollen wir die Zeichen unsrer Zeit verstehen und anwenden; beides soll vielmehr zusammenwirken zur Stärkung unsres innern Menschen, Stärkung unsres so leicht Schiffbruch leidenden Glaubens. All unsre Schwäche stammt aus geheimen Verzagen, alles Verzagen aus geheimer Erschlaffung unsres Glaubens, und alles Versiegen unsres Glaubenslebens aus innerer Entfremdung von der Gemeinschaft Gottes. Die Stärkung muß daher an demselben Punkte beginnen, wo die Schwächung ihren Anfang genommen: jene Entfremdung muß sich in die innigste Annäherung umwandeln; nur wer sich ganz und für ewig verbunden weiß mit dem Herrn der Zeit, kann aufgerichteten Hauptes die Zeichen dieser Zeit beachten und Muth und Stärkung aus ihnen schöpfen.

Unser Schifflein schwimmt dahin auf dem Meer der Zeiten, wie einst jener Kahn der Jünger auf dem See Genezareth; wir sind getrost, wenn wir nur wissen, daß der Herr in unserm Schiffe sei. Ob dann ein rother Abendhimmel uns einen schönen Morgen verkündige, ob ein trüber Morgenhimmel uns auf einen stürmischen Tag vorbereite, ja ob dann die Wogen der See noch so hoch gehen mögen — wir vertrauen Ihm, dem Sturm und Meer gehorchen müssen; denn wir wissen, daß wir, von Ihm geleitet, das sichere Ufer jenseits nicht verfehlen können. In diesem Bilde ist das Geheimniß aller Glaubensstärke aufgeschlossen. Das innere Erbangen über die drohenden Zeichen der Zeit hat vor Allem den Zweck, uns eindringlich daran zu erinnern, daß unser Leben ohne die Gewißheit göttlicher Leitung dem elendesten Fahrzeuge ohne Steuermann und Ruder auf offener See zu vergleichen wäre. Die Ungewißheit der Zukunft, das Unerquickliche der Gegenwart, das Räthselhafte der Vergangenheit — alle diese Eindrücke müssen in dem einen Sinn zusammenwirken, daß wir über die ermüdenden Schwankungen von Furcht und Hoffnung, über alle Unsicherheit des irdischen Lebens und seiner Güter hinausgreifen nach etwas Höherem und Unerschütterlichem, nach einer Wahrheit, die Besseres vermag, als den Dünkel des Wissens zu nähren, während unsre Seele kalt bleibt, nach einer Wahrheit, die unser Herz stark macht, nachdem sie unsern Geist gedemüthigt, und die unsern Geist erst dann frei macht,

nachdem sie unser Herz geläutert. Eine Wahrheit, durch und durch dazu angethan, um die Angst der Welt zu überwinden und im heißesten Kampfe des Lebens uns wie mit einem heiligen Schilde zu decken — sie braucht uns nur einmal, wenn alle Zeichen der Zeit auf nahen Sturm weisen, recht in's Angesicht und in's Herz zu blicken, so überwindet sie uns, und wir erfahren in dieser seligen Ueberwindung, daß eine höhere Hand uns angerührt, ein göttliches Auge uns angeblickt. Diese Wahrheit führt nicht die Sprache der Schule und legt ihr stärkstes Gewicht nicht auf die Kunst menschlicher Ueberredung; sie ist Mensch geworden, diese Wahrheit, und hat eine Sprache geredet in Worten und in Thaten, die mit Welt überwindender Beredtsamkeit den Himmel auf die Erde gebracht und die Erde zum Himmel erhoben, — eine Sprache, die den Einfältigsten erbaut, wie aus Kindermund, und zugleich die weisesten und tiefsinnigsten Geister mit anbetendem Staunen erfüllt. Diese menschgewordene Wahrheit, deren Wort sich als das heiligste Leben offenbarte, und deren Leben als das mächtigste und reinste Wort durch die ganze Geschichte leuchtet — sie allein lehrt uns, die Zeichen der Zeit geistig zu deuten, als Hoffnung und als Warnung, und aus Hoffnung und Warnung die erhebendste Seelenstärke zu schöpfen. Liegt im Glauben an Christus der einzige Schlüssel für die Weltgeschichte, so ist auch der innerste Sinn der Gegenwart ohne ihn ein dunkles Räthsel; alle Zeichen der Zeit müssen als Wegweiser dienen zu Ihm und zu Seinem Reiche hin. — Nicht etwa als die gesteigerte Sprache rednerischer Begeisterung, nicht als erbaulicher Gemeinplatz ohne den Hintergrund erlebter und erkämpfter Wahrheit wollen diese Worte verstanden sein; nein, als streng geprüfte Ueberzeugung, als durchdachtes Ergebniß ernsten Suchens und Sinnens. Dem nüchternsten Verstande müssen sie Rede stehen und im Ernste des Lebens sich auf die Probe stellen lassen; denn aus jeder neuen Prüfung wird die Wahrheit siegreich hervorgehen, auf welche der ganze Zusammenhang dieser Rede hinzielt, die Eine entscheidende und grundlegende Wahrheit: daß die Geheimnisse menschlicher Bestimmung und göttlicher Weltregierung nirgend gelöst sind, als in Jesu Christo, in Seinem Wort, in Seinem Leben und in Seinem Reiche.

Wer Ihn kennt, der weiß auch die Zeichen dieser Zeit zu beurtheilen, die Zeichen des Lebens und der tödtlichen Erkrankung. Der Abfall von Ihm ist der geröthete Morgenhimmel, der uns und unsern Kindern noch schwere Ungewitter verkündet, und die Rückkehr zu Ihm ist das Abendroth, das uns Tage des Friedens und Segens verheißt. Denn tiefer und inniger,

als der Gewohnheitsglaube es ahnt, ist Sein Reich in die gesammte Ordnung der Welt, in den innersten Gang der Geschichte verflochten; und der Verstand der Verständigen wird ohne diesen Schlüssel weniger von dem göttlichen Ernste und Gehalte der Zeitgeschichte verstehen, als der schlichteste Christ, der im kindlichen Glauben sich jene Wahrheit angeeignet. — Es ist ein Gedanke, der uns durchschauert, wenn wir Ernst mit ihm machen, und dem wir uns dennoch nicht zu entziehen vermögen: die Zeichen aller Zeiten seit Jahrtausenden stimmen darin zusammen, daß einen andern Grund Niemand legen kann außer dem, der geleget ist, Jesus Christus; was nicht auf diesem Felsen sich erbauet, was nicht mit Seinem Welt umfassenden Reiche zusammenhängt, das ist dem Untergange geweiht, trotz allem vorübergehenden Glanz und Schimmer. Darin ist auch das Urtheil gesprochen über die Gegenwart und ihre Zeichen; alle Mächte unsrer Zeit, die politischen wie die kirchlichen, alle Kunst und Gelehrsamkeit, alle Pracht und aller Reichthum der Welt sind im strengsten Sinne des Wortes früher oder später der Vernichtung bestimmt, wenn sie nicht willig sich anschließen an die ewigen Ordnungen Gottes, die uns in Christo Jesu geoffenbart sind; das ist der Eckstein, den die Bauleute verworfen, der aber die zermalmet, auf die er fallen wird. — Wer an seinem Gottesreiche der Gerechtigkeit und Liebe mitarbeiten will, der wird erfahren, daß er auf einem göttlichen Grunde steht, welchen die Fluthen der Zeiten nicht hinwegschwemmen!

Die kirchlichen Zustände in England

seit Anfang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Von

Dr. Carl Schoell.

I. Die Verfassungsfrage in der Kirche Englands.

Die Verfassungsfrage tritt gegenwärtig in den Vordergrund. Alle Reformen, die jetzt fast allgemein als wünschenswerth und nothwendig

erkannt werden, hängen auf's engste damit zusammen. Anders war es vor funfzig Jahren, als es galt, die erstarrte Kirche aus ihrem Todesschlaf zu wecken. Man ging auf die heilige Schrift als Quelle des religiösen Lebens zurück. Ein lebendiges, thätiges Christenthum war das große Ziel. Die Idee einer allgemeinen wahren Kirche, bestehend aus den Gläubigen verschiedener Bekenntnisse und Benennungen, verband Wesleyaner, Dissenter und Glieder der Kirche Englands. Sie boten sich die Hand zu gemeinsamen Werken der christlichen Liebe oder wetteiferten in besonderen Erweisungen ihres lebendigen Christenthums. Kräftige Predigt, eifrige Seelsorge, Gründung der äußern und innern Mission, Erziehung und Pflege der Verwahrlosten, Kampf gegen Formenwesen und Papstthum sind die schönen Früchte dieses neu erwachten Lebens. Die äußerlichen Unterschiede der Bekenntnisse und kirchlichen Einrichtungen traten als unwesentlich zurück. Die Verfassung der Kirche Englands erschien den evangelischen Männern als etwas Gleichgültiges oder nur äußerlich Zweckmäßiges.

Als aber diese evangelische Richtung eine Macht in der Kirche geworden war, mußte nothwendig die Frage über die Stellung der Evangelischen zu den Bekenntnißschriften und der Verfassung der Kirche überhaupt auftauchen. Sind die Glaubensartikel so weit, daß sie mit den Ansichten der Dissenter sich vertragen? Ist die Verfassung etwas Gleichgültiges oder ein Theil des Bekenntnisses? Giebt es nur eine wahre unsichtbare Kirche, oder auch eine wahre sichtbare?

Der Puseyismus hat diese Fragen im streng kirchlichen Sinne beantwortet. Die Kirche hat dem Staate gegenüber ein älteres, höheres Recht. Das durch die Submissionsacte in der Reformation ihr aufgelegte Joch soll die Kirche abschütteln, eine zweite Reformation herbeiführen durch Zurückgehen auf die Kirche der ersten Jahrhunderte. Denn diese ist die wahre allgemeine Kirche; der Hauptzweig derselben, die römisch-katholische Kirche, ist durch mancherlei Auswüchse entstellt, während die Kirche Englands der einzige ächte Sproß derselben ist, zwar etwas verkümmert, aber lebensfähig. So stellt der Puseyismus der unsichtbaren allgemeinen Kirche eine sichtbare, der Gleichgültigkeit gegen Verfassung und äußere Formen die Behauptung gegenüber, daß diese, wie sie sich in der Kirche Englands finden, der wahre Ausdruck der Idee der Kirche seien. Dem allgemeinen Priesterthum und dem Vereinswesen tritt die Hierarchie und die Alleinherrschaft kirchlicher Institutionen entgegen. Es giebt keinen schärferen Gegensatz innerhalb derselben Kirche, als der Puseyismus und die evangelische Partei. Jener streift nahe an die römische Kirche, diese

an den Dissent. Zwischen diesen beiden äußersten Richtungen stehen andere, an die erste oder zweite sich näher anschließend. Das Hochkirchenthum in seinem starren Gegensatz gegen die evangelische Partei, aber unfähig, gegen ihr Fortschreiten anzukämpfen, und in seinem angeerbten Haß gegen Rom konnte seine frühere Stellung nicht behaupten und mußte sich an den Puseyismus anlehnen, mit dem es mehr und mehr verschmilzt. Das Staatskirchenthum, zufrieden mit der königlichen Suprematie, will diese nur durch eine entsprechende kirchliche Behörde ausgeübt sehen. Zwischen dieser Partei und den eigentlichen Niederkirchlichen steht eine große Zahl von Gemäßigten, die mit den Letzteren darin übereinstimmt, daß sie keine Aenderung der bestehenden Verfassung, noch Wiederaufnahme alter Einrichtungen will, aber, wie die Hochkirchlichen, auf strengeres Festhalten an den Glaubensartikeln bringt. Dieser wie der niederkirchlichen Richtung gehört die Mehrzahl der Geistlichen und besonders des Volkes an, während Hochkirchenthum und Puseyismus ihre Freunde fast nur in den höhern Kreisen und unter Geistlichen haben.

Diese Parteistellung läßt die Kämpfe ahnen, welche die Kirche Englands bestehen muß, bis die Verfassungsfrage gelöst ist.

Die Verfassung der Kirche Englands ist im Wesentlichen noch dieselbe wie vor 300 Jahren. Sie beruht auf der Voraussetzung, daß sowohl die Staatsbürger als das Staatsoberhaupt zu der Staatskirche gehören. Aber diese Voraussetzung ist durch die Toleranzacte von 1689 und die Acten von 1828 und 1829, welche den Dissentern und Katholiken den Zutritt zum Parlament eröffneten, aufgehoben. Denn obwohl das Staatsoberhaupt der Kirche Englands angehören muß, so hat es doch die Bedeutung für die Kirche verloren; es regiert nur dem Namen nach, die Gewalt ist in Händen des Parlamentes, das aus Protestanten und Katholiken, Episkopalen und Dissentern und vielleicht bald auch aus Juden zusammengesetzt ist.

Auf derselben nunmehr unwahren Voraussetzung beruht die Kirchensteuer und die Wahl der Kirchenvorsteher. Alle Einwohner haben das Recht, aus ihrer Mitte zwei Kirchenvorsteher zu wählen. Nur Ausländer, Katholiken und Juden sind von diesem Amte ausgeschlossen — die Dissenter nicht. Ebenso haben bei der Bestimmung der Umlagen für die Kirchensteuer Alle ein Stimmrecht, aber damit auch die Pflicht, dieselbe zu zahlen. Das Stimmrecht der Nichtbischöflichen ist für die Glieder der Kirche, die Steuerpflicht für die Dissenter eine Last.

Was die Kirchenhäupter betrifft, so können diese nicht als Wächter oder Vertreter der Kirche angesehen werden, da sie nicht von der Kirche,

sondern von dem jeweiligen Ministerium angestellt werden. Endlich ist auch die letzte Appellation in geistlichen Dingen in Händen des Geheimen Raths. Somit ist nicht mehr, wie anfänglich, das Staatsoberhaupt, das als wichtigstes Glied der Kirche gelten konnte, sondern die Regierung, die aus der Majorität eines aus den verschiedensten Bekenntnissen zusammengesetzten Parlamentes hervorgeht, das Haupt der Kirche.

Dazu kommen andere Uebelstände. Die Eintheilung in Pfarrsprengel ist fast noch unverändert dieselbe wie vor 300 Jahren, obgleich gegenwärtig in Einem Jahre mehr Kirchen gebaut werden, als im ganzen 17. Jahrhundert geschah. Eine neue Stellung der Geistlichen bildet sich, sofern die neuen Kirchen nicht abhängig sind von den alten Pfarrkirchen. Ebenso ist die Zahl der Bischöfe fast noch dieselbe wie zur Zeit der Reformation, während die Zahl der Geistlichen auf 16000 gestiegen ist, so daß auf 500 Geistliche etwa ein Bischof kommt. Ein Neues kommt durch die Colonialkirchen hinzu, deren Verhältniß zur Mutterkirche noch nicht gehörig geregelt ist. Ferner sind die Einkünfte der Kirche auf Einzelne gehäuft, die dadurch reich werden, während Tausende von Geistlichen darben, nicht zu gedenken des immer noch herrschenden Mißbrauches, daß Ein Geistlicher mehrere Pfründen zugleich haben darf. Eine Abstellung dieser Mißstände hat eine kirchliche Commission im Auftrag des Staates versucht, ohne bis jetzt zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Die gröbsten Mißbräuche haben sich aber in die Kathedralinstitute eingeschlichen. Die Einkünfte derselben sind sehr bedeutend, werden aber großentheils gegen den ursprünglichen Zweck verwendet. Die einträglichsten Aemter dabei sind Sinecuren. Die Kanoniker haben reiche Einkünfte für ein Amt, das sie nur ganz kurze Zeit jedes Jahr in Anspruch nimmt, während die Dienstthuenden schlecht bezahlt sind. Der Ertrag jener Sinecuren ist oft um's Funfzehnfache gestiegen, während die Freischüler nur die vor 300 Jahren ausgesetzte Summe oder nicht einmal das erhalten und Kathedralschulen aus Mangel an Mitteln eingegangen sind. Endlich scheinen manche Artikel des Bekenntnisses einer bestimmten und klaren Erklärung, manche Theile der Liturgie einer Aenderung zu bedürfen, so z. B. die Begräbnißliturgie.

Wer soll diese Aenderungen vornehmen, jene Reformen durchführen? Die Regierung, d. h. das Parlament, oder die Kirche? Und wenn die Kirche, so kann sie es nur durch ihr rechtes Organ, die Synode, thun. Eine solche hat aber die Kirche Englands in der, wenn auch längst zur bloßen Form gewordenen, aber immer noch zu Recht bestehenden Convocation.

Convocation *) ist im Unterschiede von rein kirchlichen Concilien die von der Krone behufs der Selbstbesteuerung berufene Versammlung der hohen und niedern Geistlichkeit. Die ersten Spuren derselben finden sich schon unter König Johann, sie erhielt aber erst durch Edward I. eine bestimmtere Form. Sie wurde häufig und später regelmäßig gleichzeitig mit dem Parlament gehalten, so daß die niedere Geistlichkeit als dritter Stand erscheinen konnte. Doch waren ihre Sitzungen — so viel sich aus den mangelhaften Acten ersehen läßt — immer getrennt von denen des Parlaments. Da die Besteuerung der Geistlichkeit der einzige Zweck der Krone bei Veranstaltung einer Convocation war, so erschienen hie und da königliche Bevollmächtigte mit ihren Geldforderungen auch auf den erzbischöflichen Concilien. Andererseits nahm die Convocation selbst einen geistlichen Charakter an, da ihr die aufgedrungene Steuerpflicht das wichtige Recht, Beschwerden einzureichen, und damit einen Anlaß an die Hand gab, die kirchlichen Zustände zu berathen. Dieses Beschwerderecht gab der englischen Convocation eine eigenthümliche, selbständige Stellung der Krone gegenüber. Da nämlich die Steuern immer nur als freiwillige angesehen werden konnten, so konnte die Geistlichkeit die Abstellung ihrer Beschwerden und die Gewährung oder Bestätigung von Privilegien zur Bedingung der Steuerbewilligung machen. Ebenso gab die Selbstbesteuerung der niedern Geistlichkeit eine selbständige Stellung den Prälaten gegenüber, da diese kein Mittel hatten, um die Geistlichen zu einer Steuer zu zwingen.

Die Convocation überlebte die gewaltsamen Reformen Heinrich's VIII., obwohl er sie zu einem Mittel machte, um seiner geistlichen Oberhoheit die Anerkennung der Kirche zu verschaffen. Von den Geschäften der bisherigen erzbischöflichen Concilien wurde der Convocation so viel zugetheilt, als es der Krone zweckmäßig erschien. Eine wesentliche Aenderung, obwohl fast unbemerkt, trat im J. 1665 ein, als die Besteuerung der Geistlichkeit von der Convocation an die Staatsgewalt übertragen wurde. Dadurch wurde die Convocation eine rein geistliche Synode. Bald aber führten Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Geistlichen und der Widerstand der letzteren gegen die Regierung die Aufhebung der synodalen Verhandlungen herbei (1717). Obwohl die Convocation seitdem noch rechtlich fortbesteht und mit jedem Parlamente berufen wird, so wird sie doch unmittelbar nach der Eröffnung vertagt.

Die Form und Einrichtung der Convocation ist von Anfang an fast

*) Ueber die Geschichte derselben s. meinen Aufsatz in Niedner's Zeitschrift. 1853. Heft 1. Nr. II.

unverändert geblieben. Auf ein königliches Schreiben veranstalten die zwei Erzbischöfe von Canterbury und York, jeder in seiner Provinz, eine Convocation. Die Dekane der Provinz (die Bischöfe von London und Durham) laden die Bischöfe und diese die Geistlichkeit vor. Die Eröffnung der Convocation von Canterbury findet in der Paulskirche zu London, die Sitzungen in der Westminsterabtei statt. Dieselbe besteht aus zwei Häusern, dem Oberhause, in welchem gegenwärtig außer dem Erzbischof 20 Bischöfe sitzen. Früher gehörten auch die infulirten Aebte dazu. Das Unterhaus besteht aus 23 Dekanen der Kapitel, 57 Archidiakonen, 24 Vertretern der Kapitel und 42 Abgeordneten der Geistlichkeit, d. h. zwei für jeden bischöflichen Sprengel. Der Erzbischof führt den Vorsitz, eröffnet die Synode und vertagt sie. Bis zum J. 1670 geschah dieß „mit Zustimmung seiner Amtsbrüder", jetzt aber auf Anlaß der Krone in des Erzbischofs Namen. Das Unterhaus hatte nie die Stellung des Hauses der Gemeinen gegenüber dem Hause der Lords, sondern war stets abhängig vom Oberhaus; sein Sprecher mußte immer von dem Erzbischof bestätigt werden und galt nur als dessen Stellvertreter. Jedoch hatte dasselbe stets das Recht, Eingaben an das Oberhaus und „Beschwerden" für sich zu berathen. Die Submissionsacte 25. Henry VIII. Cap. 19. verbietet nicht jedwede Verhandlung ohne ausdrückliche königliche Vollmacht, sondern nur die Berathungen neuer Gesetze.

Die Convocation der Provinz York bildet nur Ein Haus. Neueste Untersuchungen aber zeigen, daß früher auch dort, wenigstens hie und da, zwei Häuser waren. Da jedoch der Erzbischof und die Bischöfe während des Parlamentes in London sein müssen und in York durch Geistliche vertreten werden, so sind die formellen Verhandlungen seit langer Zeit in Einem Hause abgemacht worden. Diese Convocation besteht aus dem Erzbischof, 6 Bischöfen, 6 Dekanen, 13 Archidiakonen, 7 Vertretern der Kapitel und 25 Abgeordneten der Geistlichkeit.

Das Verlangen nach Wiederbelebung der zur bloßen Form gewordenen Convocation ist erst am Schlusse der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts hervorgetreten. Einzelne Stimmen dafür waren zwar schon früher laut geworden, fanden aber keinen Anklang. Durch die Zulassung der Dissenter und Katholiken zum Parlament (1828 u. 1829) wurde die Stellung der Kirche zum Staate wesentlich verändert. Ja die letzte Entscheidung in kirchlichen Angelegenheiten wurde durch die Parlamentsacte v. J. 1832 von dem Delegatenhof an den Geheimen Rath überwiesen, ohne daß sich ein Widerspruch dagegen erhob. Die Bischöfe von Exeter und London waren die Ersten, die im Hause der

Lords auf das Gefährliche dieses Schrittes hinwiesen. Allein vergeblich. Erst die Entscheidung des Geheimen Raths in dem Taufstreit zwischen dem Bischof von Exeter und dem Pfarrer Gorham (März 1850) zeigte das Ungenügende eines weltlichen Appellationshofes für geistliche Angelegenheiten. Der Streit war nichts Geringeres, als ein Kampf der zwei großen Parteien in der Kirche, der hochkirchlichen und der evangelischen, das Urtheil nicht bloß eine Entscheidung über einen einzelnen Lehrpunkt, sondern über eine Principienfrage. Der Geheime Rath erklärte, daß zwei entgegengesetzte Auffassungen eines Glaubensartikels zulässig seien, und stellte damit das latitudinarische Princip auf. Kein Wunder, daß die strengen Kirchenmänner darin einen Eingriff des Staates in das heiligste Recht der Kirche — selbst zu bestimmen, was ihre Lehre sei — sahen. Und wenn die Gegenpartei diese Entscheidung mit Jubel empfing, so ist dieß die Kurzsichtigkeit, die gut heißt, was ihr für den Augenblick Vortheil bringt, unbekümmert um den gefährlichen Grundsatz, der damit für die Folgezeit aufgestellt wird.

Der Kirche ihr altes Recht der letzten Entscheidung in geistlichen Dingen wieder zu erringen, waren nun Hochkirchliche, Puseyiten und Staatskirchliche eifrig bemüht. In Tagblättern und Flugschriften wurde die Herstellung der Synode, als des gesetzlichen Organes der Kirche, lebhaft besprochen. Vereine wurden zu diesem Zweck gebildet und Versammlungen gehalten. Und es konnte nicht fehlen, daß die Sache auch im Parlament verhandelt wurde. Gladstone verlangte am 6. Mai 1850 im Unterhause Synoden, aus Geistlichen und Laien bestehend, zunächst für die Colonien, fiel aber mit 187 Stimmen gegen 102 durch. Im Oberhaus beantragte der Bischof von London am 4. Juni die Aenderung des bisherigen Appellationshofes. Die Herstellung der Convocation, der die letzte Entscheidung in geistlichen Dingen von Rechtswegen zukomme, glaubte er jetzt noch nicht hoffen zu dürfen, und schlug deßhalb nur die Zuziehung der Bischöfe bei Lehrstreitigkeiten vor. Die Thatsache, daß dieses oder jenes gelehrt worden, solle der Geheime Rath herausstellen, ob es der Kirchenlehre widerspreche, die Bischöfe entscheiden. 51 Stimmen waren für seinen Antrag, 84 dagegen (darunter 4 Bischöfe). Da dieser vermittelnde Vorschlag nicht durchgegangen war, so hielt die hochkirchliche und puseyitische Partei am 23. Juli 1850 eine Versammlung, bei der sich etwa 1500 Männer dieser Richtung, meist Geistliche, einfanden, um mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Wiederherstellung der Convocation durchzuführen oder doch anzubahnen. Die niederkirchliche Partei sah in der Convocationsfrage nur eine Parteifrage und war um so entschiedener da-

gegen, als sie von der Herstellung der Convocation Förderung der hierarchischen Gelüste, Symbolzwang und eine unheilbare Spaltung in der Kirche erwartete.

So stand die Verfassungsfrage am Anfang der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Eine alsbaldige Herstellung der Convocation ließ sich keineswegs hoffen. Es war aber schon viel damit gewonnen, daß dieser Gegenstand überhaupt zur Sprache gekommen war und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatte. Die nächste Aufgabe war, die Verfassungsfrage ruhig und allseitig zu erwägen, irrige Vorurtheile zu beseitigen und die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen. Und dieß war auch der Weg, den die Sache der Convocation in den letzten zwei Jahren einschlug.

Eine Adresse wurde bis zur Wiedereröffnung der Convocation am 5. Februar 1851 vorbereitet und, mit etwa 1800 Unterschriften bedeckt, in den beiden Häusern derselben überreicht. Die Neuheit der Sache zog viele Geistliche herbei. Sie hofften, zugelassen zu werden und Zeuge der endlich einmal wieder aufgenommenen Verhandlungen dieser Synode sein zu dürfen; sie fanden sich aber getäuscht, da ihnen der Eintritt verwehrt und die Convocation vertagt wurde, als eben das Unterhaus darüber berieth, ob es das Recht habe, zu Verhandlungen fortzuschreiten. Doch blieb die Ueberreichung der Petition um Herstellung der Convocation nicht ganz ohne Erfolg. Lord Redesdale beantragte am 11. Juli im Hause der Lords eine Abschrift derselben, wies die Befürchtungen hinsichtlich der Convocation zurück und versuchte zu zeigen, daß sie das beste Mittel sein würde, die Parteien in der Kirche zu vereinigen und den Abfall von derselben zu verhindern. Eine Umgestaltung der Convocation findet er, sowie der Erzbischof von Dublin und der Bischof von London, nothwendig, die letzteren mit dem Unterschiede, daß der Erzbischof auch Laien zulassen will, der Bischof von London nicht. Für die Convocation sprachen außerdem der Bischof von Oxford, Lord Lyttleton und der Earl of Nelson. Dagegen erklärten sich der Erzbischof von Canterbury, der Marquis of Lansdowne und der Herzog von Argyle. Der Erzbischof namentlich zeigte aus der Geschichte der Convocation ihre Nutzlosigkeit und Gefahr. Nutzlos sei sie, da die wichtigsten Anordnungen ohne sie getroffen worden, gefährlich, wie alle Synoden, da sie nur Streit und Spaltung hervorgerufen.

Der obgenannten Adresse der Convocationsfreunde gegenüber glaubte die niederkirchliche Partei nicht schweigen zu dürfen. Ein „Verein für die Suprematie und die Entscheidung im Gorham-Streite" überreichte den

Erzbischöfen von Canterbury und York am 31. December 1851 eine von 3262 Geistlichen unterzeichnete Adresse, die die völlige Zustimmung zu dem Urtheil des Geheimen Rathes in dem Gorham = Streite aussprach — ein Beweis, wie stark die niederkirchliche Partei vertreten ist. Doch ließ sich die hochkirchliche Partei dadurch nicht abschrecken. Bei der Wiedereröffnung der Convocation am 3. Februar 1852 wurden im Hause der Bischöfe 26, im Unterhause 30 Bittschriften zu Gunsten der Convocation überreicht. Als das Oberhaus zu Verhandlungen fortschreiten wollte, erklärte dieß der königliche Advocat für ungesetzlich, trotz des Einwandes, den der Bischof von Exeter machte, daß nicht jede Verhandlung, sondern nur Berathung von Gesetzesvorschlägen von der königlichen Vollmacht abhänge. Der Bischof von Oxford schlug nun eine Adresse an die Königin vor, um deren Vollmacht zu Verhandlungen zu erhalten. Allein der Erzbischof erklärte, daß die Königin die Erlaubniß verweigern würde. Auch die Petitionen des Unterhauses, die dessen Sprecher überreichte, wurden in Folge der Einsprache des königlichen Advocaten nicht weiter beachtet. Der Erzbischof vertagte die Convocation auf den 19. August. Die Convocation der Provinz York wurde gar nicht eröffnet, da sie seit langer Zeit nur bei dem Zusammentritt eines neuen Parlamentes eröffnet und dann von Jahr zu Jahr vertagt wird.

Inzwischen trat eine wichtige Aenderung in der Staatsregierung ein. Das Whigministerium wurde gestürzt und der Earl of Derby, der sich in der Verhandlung über die Bill des Bischofs von London im J. 1850 auf's entschiedenste für die Convocation ausgesprochen, kam mit andern Hochkirchenmännern zur Regierung. Von ihm erwartete man Schritte zur Herstellung der Convocation.

Die Convocation wurde jetzt zu einer der ersten Tagesfragen. Ein „Verein für Wiederbelebung der Convocation" bildete sich, der seit Kurzem eine Monatsschrift erscheinen läßt, in welcher theils alte Acten veröffentlicht, theils die Interessen der Convocation besprochen werden. Auch im Hause der Lords brachte Lord Redesdale dieselbe wieder zur Sprache, indem er auf eine Abschrift der Form für Berufung der Convocation in York antrug. Mit Eifer wurden die Wahlen der Vertreter der Geistlichkeit im letzten Sommer betrieben und dabei die Vortheile und Nachtheile einer Synode vielfach besprochen. Bischöfe und Archidiakonen widmeten dieser Frage in ihren Hirtenreden (charges) alle Aufmerksamkeit, und zwar nicht bloß Freunde, sondern auch Gegner derselben. Von jenen ist besonders Archidiakonus Wilberforce, von diesen Archidiakonus Garbett zu nennen. So wurde nicht bloß die Frage von den verschiedensten Seiten

beleuchtet, sondern auch die Geistlichen und Laien damit vertraut gemacht. Es ist in der That höchst erfreulich, zu sehen, wie viel unbefangener und richtiger die Sache von vielen Freunden und Gegnern angesehen, wie viel gemäßigter die eine Partei in ihren Forderungen, die andere in ihrem Widerspruche ist, als vor zwei Jahren, wenn es auch an Heftigkeit und Kurzsichtigkeit beiderseits nicht fehlt. Die Convocationsfreunde waren wohlgerüstet, als mit dem neuen Parlamente die Convocation in alter feierlicher Weise in der Paulskirche am 5. November 1852 eröffnet wurde. Man erwartete allgemein von dieser Synode einen entschiedenen Schritt vorwärts, daher denn auch die Gegner nicht zurückbleiben wollten. Am 8. November trat die Geistlichkeit des Archidiakonats London in Zion-College zusammen, um sich entschieden gegen die Wiederbelebung der Convocation zu erklären. Und zwei Tage darauf wurde eine öffentliche Versammlung in Freemasonshall unter dem Vorsitz des Earl of Shaftesbury „gegen Ohrenbeichte und Convocation" gehalten.

Die Sitzungen der Convocation fanden am 12., 16. u. 17. Nov. statt. Von den 21 Bischöfen der Synode von Canterbury waren in der ersten Sitzung 16, in der zweiten 15, in der dritten 10 zugegen, im Unterhause in der ersten Sitzung von 146 Mitgliedern etwa 90, in der zweiten über 110. Zahlreiche Bittschriften zu Gunsten der Convocation wurden überreicht, im Unterhause allein über 70. Es wurde wirklich der Anfang zu Verhandlungen gemacht, indem im Oberhause der Bischof von Oxford, als der Erzbischof eine Adresse an die Königin zur Annahme vorschlug, eine Aenderung beantragte und bei Begründung derselben sich über die Convocationsfrage überhaupt verbreitete. Sein Verbesserungsvorschlag betrifft die Herstellung der synodalen Thätigkeit. Das Parlament, das aus Mitgliedern verschiedener Confessionen bestehe, sei nicht im Stande, kirchliche Angelegenheiten wohl zu berathen. Dem Mangel an Synoden seien die vielen Mißbräuche, die sich in die Kirche eingeschlichen, zuzuschreiben. Was er wünsche, sei keineswegs eine königliche Vollmacht zur Gesetzgebung oder Aenderung in Lehrpunkten, er verspreche vielmehr feierlich, daß das bisherige Verhältniß von Staat und Kirche sowohl nach innen aufrecht gehalten, als auch nach außen, namentlich gegen Rom, vertheidigt werden solle. Nur die dringendsten praktischen Bedürfnisse solle die Convocation berathen und zunächst Ausschüsse aus beiden Häusern niedersetzen, um dem schreienden Nothstande der Disciplin unter den Geistlichen abzuhelfen. Ein Recht dazu habe die Convocation nach dem Ausspruche des Staatsanwalts selbst durch das Statut 25. Henry VIII. Cap. 19.

Der Bischof von Salisbury ist damit ganz einverstanden. Er

habe bisher alle Betheiligung bei Vorverhandlungen abgelehnt, um völlig unbefangen urtheilen zu können. Er sehe aber deutlich, daß man die Convocation in der Adresse entweder gar nicht berühren, oder sich entschieden darüber aussprechen solle. Die Königin erwarte mit Recht von ihnen, den Bischöfen, ihre Ansicht über Convocation. Und sie sollten nichts zu sagen haben? Würde sich dieses Haus mit Lehrfragen befassen wollen, so würde er so entschieden wie früher gegen Convocation sprechen. Aber der Antrag des Bischofs von Oxford zeige, wie unbegründet solche Befürchtungen seien. Mangelhaft sei allerdings die Convocation in ihrer dermaligen Zusammensetzung, aber gesetzlich berechtigt und einer Vervollkommnung fähig.

Dieß zeigt auch der Bischof von Exeter durch das Beispiel des Parlamentes, das oft auch eine völlig ungenügende Vertretung der Nation gewesen sei, und doch gehandelt habe. Im Laufe der Zeit habe es sich vielfach verändert und verbessert. Sei die Convocation eine mangelhafte Vertretung der Kirche, so solle sie auf Mittel denken, dieß zu ändern, aber nicht inzwischen unthätig bleiben. Die Furcht wegen Aenderungen der Lehre sei grundlos, denn die Krone könne ja jeden Augenblick die Verhandlungen zum Stillstand bringen. Auch er sei entschieden für die Einheit von Kirche und Staat, aber das wisse er, daß der Mangel an einer Synode, an der Ausübung der heiligen Rechte der Kirche, Viele und zum Theil die Besten aus der Kirche nach Rom getrieben habe.

Ebenso entschieden spricht sich der Bischof von London für die Convocation aus und glaubt, daß sich die Laien fernerhin nicht zufrieden geben würden, falls man ihnen die Betheiligung bei der Convocation verweigern wollte. Die Constituirung der Convocation müßte eine der ersten Fragen sein, doch scheine ihm der Vorschlag des Bischofs von Oxford zunächst den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen.

Als Vorkämpfer auf Seiten der Gegner trat der Bischof von Winchester auf. Er spricht die bekannten Befürchtungen aus und glaubt, daß ein großer Theil der tüchtigsten Geistlichen dagegen sei. Zudem bezweifelt er, ob die Convocation in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine gesetzmäßige Vertretung der Kirche sei. Die Colonialbischöfe seien ausgeschlossen, 8000 bis 9000 Geistliche haben sich bei der Wahl der geistlichen Abgeordneten nicht betheiligt und setzten deßwegen kein Vertrauen in diese Convocation. Er sei entschieden gegen die Convocation; damit sage er nicht, daß er mit dem gegenwärtigen Stande der Dinge zufrieden sei, aber offenbar sei in den letzten dreißig Jahren viel geschehen und der rechte Weg eingeschlagen worden. Die Convocation würde den Fortschritt nur hemmen.

Aehnliche Ansichten sprachen die Bischöfe von Norwich, Llandaff, Worcester aus. Der Bischof von St. David's wünscht, daß ein vermittelnder Vorschlag gemacht würde. Die Adreßdebatte schloß damit, daß statt des Verbesserungsvorschlags des Bischofs von Oxford ein anderer von dem Bischof von Salisbury angenommen wurde.

Außerdem wurde eine Petition des Bischofs der Kapstadt um Zulassung in das Oberhaus eingereicht und von dem Erzbischof an den Generalvicar verwiesen und die Frage erhoben, ob der Erzbischof die Convocation „ohne Zustimmung seiner Amtsbrüder" vertagen könne. Die Bischöfe von Oxford, Salisbury, Chichester und St. David's erklärten die Form „mit Zustimmung der Amtsbrüder" für die einzig zulässige. Endlich wurde ein Ausschuß zur Berathung eines Vorschlags hinsichtlich der Disciplin der Geistlichen niedergesetzt.

Das Unterhaus beschäftigte sich zunächst mit einer „Repräsentation an das Oberhaus", die von 20 bis 30 Mitgliedern vorläufig entworfen worden war und nun dem Unterhause zur Annahme vorgelegt wurde. Dieselbe umfaßte fast alle wichtigen Fragen, die Vermehrung der Gottesdienste im Verhältniß zu der steigenden Bevölkerung, Abtheilung der Liturgie, Ausdehnung des Episkopats und Diakonats, Zuziehung der Laien, Volkserziehung, Bildung und Disciplin der Geistlichkeit, Appellationshof, Bestätigung der Bischöfe durch die Kirche, Verbesserung der Kathedralinstitutionen, Aenderung des Begräbnißgottesdienstes, Verhältniß der Colonialkirche zu der Mutterkirche und Vertheidigung der Kirche gegen die Angriffe Roms.

Archidiakonus Hare, dessen liberalkirchliche Ansichten wohlbekannt sind, hatte sich bei Abfassung dieses Entwurfes betheiligt, um einen Thatbeweis zu geben, daß das Verlangen nach Convocation keine Parteisache sei. Die Convocation sei eine Lebensfrage der Kirche, bei welcher sich alle Parteien einigen müßten. Die Kirche habe ein Recht, ihre Herstellung zu verlangen.

Die evangelische Partei wollte jedoch die Repräsentation, die von einem selbstbestellten Ausschuß abgefaßt sei, nicht als Ausdruck ihrer Gesinnung annehmen. Dr. Wordsworth theilte daher eine weniger umfassende Vorlage nach früheren Vorgängen, zunächst als Ausdruck seiner persönlichen Ansicht, mit und lud die Mitglieder zur Unterschrift ein. Den richtigeren Weg jedoch schlug der Dekan von Bristol ein, indem er beantragte, die Repräsentation nach altem Brauche an einen Beschwerdeausschuß zu verweisen. Es wurde demgemäß in der zweiten Sitzung, bei der über 110 Mitglieder zugegen waren, zur Wahl dieses Ausschusses

geschritten. Während die erste Sitzung ruhig abgelaufen war, trat hier der Parteiunterschied stark hervor. Archidiakonus Garbett, der sich schon in der ersten Sitzung der Wiedereinführung der Synode widersetzt hatte, erklärte jetzt, diese Convocation vertrete die Kirche Englands nicht, diese Versammlung sei ein Schritt zu einer Revolution, die Kirche und Staat trennen werde. Die Mehrheit der Geistlichen und die Laien seien ganz dagegen. Auch andere Mitglieder erklärten sich entschieden gegen Convocation, so Dr. M'Caul, der in der Wiederbelebung derselben den Tod der Kirche sieht. Doch waren die Convocationsfreunde in der Mehrheit, und so wurde in der Adreßdebatte die Vorlage des Oberhauses fast unverändert angenommen.

Die Adresse geht nach Erwähnung anderer Punkte auf den religiösen Zustand des Landes über und spricht sich über die Convocation in folgender Weise aus:

.... „Indem wir so auf Gegenstände zu sprechen kommen, die uns besonders das Wohl der Kirche zu betreffen scheinen, können wir nicht umhin, die berathende Thätigkeit dieser Convocation zu erwähnen, welche viele Glieder unserer Kirche wiederhergestellt sehen möchten. Wir halten es zwar im gegenwärtigen Augenblick nicht für rathsam, Ew. Majestät um Deren königliche Vollmacht zu derartigen Verhandlungen, welche wir ohne dieselbe nicht vornehmen dürfen, zu bitten, aber wir erachten es für unsere Pflicht, die Ueberzeugung ehrerbietig auszusprechen, daß nicht bloß unsere gesetzgebenden Versammlungen ein wesentlicher und höchst wichtiger Theil der Verfassung der reformirten Kirche sind, sondern auch, daß die Zeitumstände es dringender verlangen, dieselben zu bewahren und möglichst zu vervollkommnen, und besonders, daß die Wiederaufnahme ihrer Geschäftsthätigkeit in solcher Weise, wie es Ew. Majestät durch königliche Vollmacht gestatten mögen, in nicht ferner Zukunft von großem Nutzen sein wird. Wir wissen allerdings, daß Befürchtungen gehegt worden sind, daß in solchem Falle die Convocation sich Verhandlungen über streitige Lehrpunkte zuwenden und einen Geist der Zwietracht und Bitterkeit hervorrufen möchte, der der christlichen Liebe zum Verderben gereichen könnte, und wir halten es deßhalb für unsere Pflicht, Ew. Maj. unterthänig zu bitten, hierbei die feierliche Erklärung unserer herzlichen Zustimmung zu den Bekenntnissen und der Gottesdienstordnung der reformirten Kirche und die Versicherung anzunehmen, daß wir sie für einen unschätzbaren Segen halten und entschlossen sind, mit Gottes Hülfe dieselben unverändert unsern Nachkommen zu überliefern, und ferner, daß wir Ew. Maj. unbezweifelte Suprematie in allen kirchlichen und weltlichen Dingen über alle

Personen und in allen Theilen des Reiches Ew. Maj., wie sie in alten Zeiten gegenüber den Anmaßungen des römischen Stuhles festgehalten und von unseren Reformatoren wieder hergestellt und bestätigt worden ist, nicht bloß anerkennen, sondern auch hochschätzen" . . . .

Die Adresse giebt die Ansicht der Majorität der Convocation. Um aber die Stimmung der kirchlichen Parteien außerhalb der Convocation und die Ansicht der Nation überhaupt kennen zu lernen, ist es nöthig, das Urtheil der hauptsächlichen kirchlichen und politischen Tagblätter kennen zu lernen. Für die Convocation sprachen von kirchlichen Blättern der Guardian, die Church and State Gazette, der English Churchman, von politischen das Morning Chronicle und die Morning Post, gegen sie der Record, das Organ der evangelischen Partei, und die Times, die Daily News, der Globe und der Morning Herald.

Der Guardian war von Anfang an der Hauptverfechter der Convocation. Als sie endlich wieder in's Leben trat, wies er in zwei Artikeln (17. u. 24. November) hauptsächlich auf die folgenden Punkte hin: die Convocation habe durch den würdigen, ruhigen Ton in ihren Verhandlungen die vielfach gehegten Befürchtungen thatsächlich widerlegt. Allerdings müsse sie reformirt werden, dürfe aber bis dahin nicht schweigen, sondern habe einen guten Anfang damit gemacht, daß sie die dringenden Bedürfnisse der Kirche ausgesprochen habe. Mit Recht wird aber besonders auf die große Aenderung hingewiesen, die im Laufe der letzten zwei Jahre in den Ansichten über die Aufgabe der Convocation eingetreten ist. Früher habe man geglaubt, ihr Geschäft würde nur sein, über die Rechtgläubigkeit zu wachen; allein der Gorham-Streit sei jetzt vergessen, man sehe, daß die Convocation etwas Wichtigeres, nämlich praktische Fragen, zu verhandeln habe. Letzteres sieht auch der Churchman (11. Novbr.) als ihre Aufgabe an, während die Church and State Gazette (19. Nov.) die Nothwendigkeit einer Reform der Convocation hervorhebt.

So sind also die Organe der hochkirchlichen wie der gemäßigteren staatskirchlichen Partei entschieden für Convocation. Ebenso entschieden dagegen ist das Blatt der Evangelischen, der Record (19. Novbr.). Dieses Blatt sieht in ihr nur das Parteigetriebe der Tractarianer, die auf eine gefährliche See gefahren seien, wo sie sicher Schiffbruch leiden würden. Manches Ungebührliche sei in den Verhandlungen vorgekommen und Synoden taugten überhaupt gar nichts.

Unter den politischen Blättern ist die Times der hauptsächlichste Gegner der Convocation. Völlig zufrieden mit dem gegenwärtigen Zu-

stande der Kirchenverfassung, hatte sie früher sich wohl gelegentlich dagegen ausgesprochen, zugleich aber auch sich damit beruhigt, daß die Regierung, wie bisher, jedem Versuch einer Wiederbelebung der Synode entgegentreten werde. Kurz vor Eröffnung der letzten Convocation jedoch wurde sie durch die ernstlichen Zurüstungen der Hochkirchlichen aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt und trat (am 22. Oct.) in einem geharnischten Artikel gegen sie auf. Nicht nur wiederholte sie, was bisher über die Nutzlosigkeit und Gefahr einer Synode gesagt worden war, sondern sprach die Besorgniß aus, es möchte aus der Convocation eine constituirende Kirchenversammlung werden. Und als nun die Convocation wirklich zu Verhandlungen fortschritt, machte die Times (am 15. Nov.) einen heftigen Ausfall auf den Erzbischof.

„Trotz der feierlichen Versicherung der Regierung, daß die Convocation nicht eröffnet werden solle, sei dieß doch geschehen, und mehrere wichtige Fragen seien schon berathen und ein stehender Ausschuß gewählt worden. Zwar habe dieselbe Mäßigung gezeigt, dennoch träten schon jetzt die Keime der alten Streitigkeiten wieder hervor. Der Bischof von Oxford mache die hartnäckige Behauptung des Unterhauses von 1701 im Oberhaus 1852 wieder geltend, daß der Erzbischof die Convocation nur „im Einverständniß mit seinen Amtsbrüdern" vertagen könne, was zum größten Erstaunen der Staatsanwalt bestätige. Der Erzbischof schwanke. Auch werde behauptet, daß trotz der Submissionsacte die Convocation auch ohne königliche Vollmacht berathen dürfe. Damit maße sich die Convocation eine außerordentliche Macht an, die nur noch durch das Einschreiten der Krone gebrochen werden könne. Der Erzbischof habe leider durch Annahme der Petitionen und Erlaubniß einer Adreßdebatte zu viel nachgegeben. Jetzt aber solle er um des Friedens der Kirche willen sein altes Recht geltend machen. Sonst könnten leicht die „Generalstaaten" der Kirche zu einer constituirenden Versammlung werden und eine kirchliche Revolution herbeiführen, deren Ende die Trennung von Kirche und Staat sein würde."

Etwas gemäßigter war die Sprache der Times nach dem Schlusse der Convocation (19. Nov.). Erst nach drei Tagen, sagt sie, habe der Erzbischof von seinem Rechte Gebrauch gemacht, aber schon haben die Freunde der Convocation die Spitze des Keils und etwas mehr als das hineingetrieben. Allerdings hätten sie sich klug und gemäßigt betragen, aber am Ende gewinne doch diese Partei und ein Staat im Staate werde sich bilden.

Die Daily News (15. Novbr.) ist unbesorgt und sucht die Sache lächerlich zu machen. „Sechzig bis siebenzig Herren seien am Freitag in

der Jerusalemskammer zusammengekommen. Sie seien nur von einigen hundert Leuten aus den Millionen, die die Kirche Englands ausmachen, gewählt worden. Weit der größte Theil der Geistlichkeit habe gar nichts damit zu thun. Die Convocation sei eine ganz ungenügende Vertretung der Kirche. Wie jene alte französische Gräfin habe sich die Convocation berauscht und spreche mit Salbung von ihren Jugendsünden. Die Freunde der Kirche seien dagegen, der Erzbischof selbst werfe einen Schleier über die Verhandlungen" (Berichterstatter wurden nämlich im Oberhaus erst am zweiten Tage zugelassen), „sei aber gutmüthig genug, die Veröffentlichung der Verhandlungen des Unterhauses zu erlauben. Vor den Schatten einer Synode bringe Dr. Spry eine Petition, die die volle Selbständigkeit der Kirche beanspruche. Die Convocation wolle nichts Geringeres, als die Functionen der höchsten Staatsbehörde aufheben, die Suprematie einschränken, das Dogma der Kirche verknöchern, und das darum, weil die Hochkirchlichen in der Abweichung von einer starren Regel die Gefahr einer Spaltung der Kirche sehen. Die Laien übrigens bekümmern sich bis jetzt wenig um die Convocation."

Der **Globe** (6. Novbr.) tröstet sich damit, daß die Acten der Convocation bald in das rothe Meer des rothen Actenbandes versenkt werden würden. Dagegen verläßt sich der **Morning Herald**, das Organ des damaligen Derby-Ministeriums, darauf, daß die Regierung entschieden erklärt habe, die Convocation dürfe nicht tagen. Sollte der Erzbischof, der durch die hochkirchliche Partei überrascht worden sei, nicht gegen die Convocation auftreten, so würde sicher die Krone diesem gefährlichen Treiben ein Ende machen. Die Sache der Convocation verfocht namentlich das **Morning Chronicle**, das die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieselbe hinzulenken gesucht hatte und sich nun (13. Novbr.) darüber freut, daß die theoretische Frage durch die Praxis gelöst sei.

Die **Morning Post** (16. November) glaubt, daß das Aufhören der Synoden die Störung des Gleichgewichtes der drei Stände zur Folge gehabt habe. In Betreff der Vertagung der Convocation stellt sich dieselbe ganz auf die Seite des Bischofs von Oxford.

Der **Spectator** endlich will die Convocation als berathendes Collegium gelten lassen.

Die öffentliche Meinung, welche in dieser Weise entschieden sich aussprach, konnte einerseits den Convocationsfreunden zeigen, was sie zu erwarten hatten, andererseits der Krone den Weg weisen, den sie zunächst einschlagen mußte. Nach Annahme der Adresse wurde die Convocation am 17. November 1852 auf den 16. Februar 1853 vertagt. In der

Zwischenzeit mußte das Protectionisten-Ministerium einem Coalitions-Ministerium weichen, in welches zwar entschiedene Vertreter der Synode, wie Gladstone, aber auch Gegner derselben eintraten.

Am 16. Februar trat die Convocation wieder zusammen. Im Oberhause waren 11 Prälaten zugegen. Der Bischof von London erstattete im Namen des Ausschusses für „Correction der Geistlichen" Bericht. Der Vorschlag sucht den bisherigen Rechtsgang zu vereinfachen, will mündliches Verhör vor dem erzbischöflichen Gerichtshof einführen, den Bischöfen in Verbindung mit vier anderen Räthen, die irgendwie zu wählen wären, die Voruntersuchung zuweisen und statt der Appellation an den Geheimen Rath lieber die Appellation an die Königin in der Hofkanzlei, d. h. den alten Delegatenhof, wieder herstellen. Der früher eingereichten Bitte des Bischofs der Kapstadt um Sitz und Stimme im Oberhaus der Convocation folgte eine ähnliche Eingabe der Bischöfe von Quebec, Antigua und Newfoundland. Sie wurden aber erledigt durch die Antwort des Generalvicars (Dr. Twiß) auf die erste Petition, die dahin lautete, daß der Erzbischof das Recht nicht habe, einem Colonialbischof Sitz und Stimme im Oberhaus zu geben. Es erhob sich die Frage, ob der Erzbischof diese Entscheidung für sich geben könne, und ob dieß nicht vielmehr dem ganzen Oberhause zukomme. Doch erklärte sich dieses für incompetent. Diese Verhandlung wurde unterbrochen durch Absendung einer Deputation an die Königin zur Ueberreichung der Adresse vom November 1852. Die Königin that in ihrer Antwort darauf der Convocation keine Erwähnung. Nach der Rückkunft der Deputation schlug der Bischof von Exeter die Ernennung eines Ausschusses vor, um die Zulassung der Hülfsgeistlichen zur Wahl der Vertreter der Geistlichkeit in der Convocation zu berathen. Winchester ist dagegen, weil die Convocation seit 130 Jahren nichts als die Adresse an die Königin vorgenommen habe. Im Ganzen waren sechs für den Antrag (Exeter, London, Salisbury, Chichester, Oxford, Llandaff), fünf dagegen (der Erzbischof, Winchester, Rochester, Worcester, Peterborough). Gleichwohl gab der Erzbischof die Ernennung eines Ausschusses zu, und lud in Antwort auf das Verlangen der obgenannten Colonialbischöfe, mit den Bischöfen über kirchliche Angelegenheiten zu berathen, die englischen und Colonialbischöfe zu einer Conferenz in Lambeth-Palace ein. Zum Schlusse protestirten noch die Bischöfe von Oxford, Exeter, Salisbury und Chichester gegen die Vertagung durch den Erzbischof „ohne Zustimmung seiner Amtsbrüder", worauf die Convocation auf den 18. August vertagt wurde.

Im Unterhaus fanden sich 45 Mitglieder ein. Der Sprecher be-

richtet, daß der in der letzten Sitzung niedergesetzte Beschwerdeausschuß nicht getagt habe, da der Erzbischof geglaubt habe, eine Erlaubniß dazu nach Vertagung der Convocation nicht geben zu dürfen. Eine kurze Debatte erhob sich deßhalb, die nach Rückkehr der Deputation von der Königin fortgesetzt wurde.. Die Einen meinten, man hätte den Erzbischof gar nicht fragen sollen, die Anderen, man solle nach Vorgängen in den Convocationsacten nachsuchen. Während der Debatte aber wurde die Convocation vertagt.

Die Convocation der Provinz York wurde ebenfalls am 5. November eröffnet. Der Erzbischof bestellte zwei Kanoniker zu seinen Stellvertretern. Kein Bischof war zugegen. Auch hier wurden mehrere Petitionen übergeben; der Vorsitzende nahm sie an, verweigerte aber die Erlaubniß zu Discussionen und Anträgen, wogegen der Archidiakonus Thorp und der Kanoniker Trevor protestirten. Der Inhalt der Petitionen war die Bitte um Herstellung der Convocation. Da die Verhandlungen darüber gleich anfangs abgeschnitten wurden, so war die Sitzung bald zu Ende und die Convocation wurde auf den 18. Mai 1853 vertagt.

Fassen wir zum Schlusse noch die drei Hauptpunkte in's Auge, um die es sich bei der Convocationsfrage handelt, die Berechtigung, die Zweckmäßigkeit und die Neugestaltung der Convocation.

Daß die Kirche an sich ein Recht zur Selbstregierung, damit zur Abhaltung von Synoden habe, kann nicht geleugnet werden. Gern beruft man sich dafür auf die ganze Geschichte der Kirche, die bis zur Reformation eine ununterbrochene und allgemein anerkannte Ausübung dieses Rechtes zeigt. Allein es fragt sich, ob sich Synoden mit dem Begriffe einer Staatskirche vertragen. Doch auch diese Frage ist für England thatsächlich gelöst. Denn dieselbe Submissionsacte, die die königliche Suprematie feststellt, erkennt die Convocation als zu Recht bestehend an, — aber mit der Einschränkung, daß dieselbe zur Berathung von Gesetzesmaßregeln der königlichen Vollmacht, zur Ausführung derselben der Zustimmung des Parlamentes und der Krone bedürfe. Damit hat sie allerdings eine untergeordnete Stellung. Sie ist nicht ein drittes Haus neben dem Hause der Lords und dem der Gemeinen, ist nicht ein wesentliches Glied in der Reichsversammlung, wie die Geistlichkeit in Schweden. Dennoch wurde ihr durch dieselbe Acte die Verwaltung der rein kirchlichen Angelegenheiten, Kirchenzucht, geistliche Gerichtsbarkeit u. s. w., gelassen, sowie die Berathung der von der Krone ihr zugewiesenen Gesetzesmaßregeln.

Die Berechtigung der Convocation erkennt auch die Krone immer noch thatsächlich damit an, daß sie die Convocation gleichzeitig mit dem Parlamente beruft. Damit ist auch das Verlangen der Wiederbelebung derselben vollkommen berechtigt, und derartigen Versuchen kann nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß das Parlament und die Krone die Convocation auch in ihrem nur formellen Fortbestehen auf dem Wege der Gesetzgebung aufhebt. So weit aber glaubte die Regierung nicht gehen zu dürfen, als sie den wirklichen Verhandlungen derselben (im J. 1717) ein Ende machte, weil sie dieselben für zwecklos und gefährlich ansah.

Die Zweckmäßigkeit der Convocation ist es auch jetzt, was besonders angefochten wird. War sie nicht in der Zeit der Reformation ein Hemmschuh des Fortschrittes und später ein Tummelplatz für leere Zänkereien? Hat sie nicht dem Versuch einer Annäherung der Parteien in und außer der bischöflichen Kirche den stärksten Widerspruch entgegengesetzt? Ist nicht das Wichtigste ohne sie geschehen? Ist nicht in den letzten dreißig Jahren die Kirche trotz ihres Aufhörens zu neuem Leben erwacht? Sind nicht Verbesserungen von Krone und Parlament ausgegangen? Niemand kann das leugnen, und doch würde es höchst ungerecht sein und von völliger Unkenntniß der inzwischen eingetretenen Veränderungen zeugen, wenn man behaupten wollte, die Convocation von damals sei überall im Unrecht gewesen, oder von der gegenwärtigen Geistlichkeit lasse sich nichts Besseres erwarten, als von der damaligen. Allerdings war in der Reformationszeit die Geistlichkeit der Mehrheit nach katholisch gesinnt. Das kann jetzt nur von einer kleinen Minderheit gesagt werden. Und die Puseyiten erklären es wiederholt, daß kein Uebertritt zur römischen Kirche stattfinden würde, wenn der englischen Kirche ihre Convocation und die letzte Entscheidung in geistlichen Angelegenheiten wiedergegeben würde. Später traten Oberhaus und Unterhaus einander feindselig gegenüber, weil jenes liberal war, dieses hartnäckig am Alten festhielt. Und doch war dieses insofern nicht ohne alles Recht, da es den weitgehenden Veränderungen, die das Bestehen der Kirche Englands gefährdeten, einen Damm entgegensetzte. Jetzt sind die verschiedensten Richtungen unter den hohen und niedern Geistlichen vertreten und das Vernehmen zwischen beiden Häusern ist grundverschieden von der Stellung derselben im J. 1701. Allerdings ist die Regierung bemüht, Uebelstände und Mißbräuche in der Kirche zu untersuchen und abzustellen. Dazu werden Commissionen unmittelbar von der Krone oder von dem Parlamente niedergesetzt. Nach dem früher Gesagten ist es aber zweifelhaft, ob sich die Kirche mit den durch dieselben gemachten Vorschlägen und darauf gegründeten Verordnungen begnügen

kann, da Parlament und Regierung aus Bischöflichen und Nichtbischöflichen bestehen. — Die Frage über die Zweckmäßigkeit der Convocation kann nur durch den Versuch, sie tagen zu lassen, entschieden werden. Würde sie dieß in so würdiger Haltung und so auf das Praktische gerichtet thun, wie das Oberhaus im letzten November, so ließe sich nur Gutes davon erwarten. Sie würde zunächst die Stellung der freien Kirchentage in Deutschland einnehmen, und ihre Beschlüsse würden, wenn für gut befunden, durch die Zustimmung des Parlamentes und der Krone Gesetzeskraft erhalten. Sollten aber ihre Verhandlungen einen gefährlichen Charakter annehmen, so würde die Krone stets das Recht haben, dieselben — und dann vielleicht auf immer — aufzuheben. Falls ein solcher Versuch gemacht werden sollte, so müßte freilich vor Allem die Convocation eine zeitgemäße Zusammensetzung erhalten. Dieß führt uns auf den dritten Punkt, die Neugestaltung der Convocation.

Darüber sind Alle einverstanden, daß die Convocation in ihrer jetzigen Form keine genügende Vertretung der Kirche ist. Dieselbe verdankt ihre Zusammmensetzung dem ursprünglichen Zwecke der Selbstbesteuerung der Geistlichkeit, woher es kommt, daß die Kapitel verhältnißmäßig am stärksten vertreten sind. In der Convocation von Canterbury bilden sie ein Drittel des Unterhauses, in York ein Viertel. Ferner hatten bisher die Hülfsgeistlichen kein Recht, sich bei der Wahl der Abgeordneten der Geistlichkeit zu betheiligen, und doch bilden sie einen großen Theil der Geistlichkeit. Sodann wird eine Vertretung der Laien laut verlangt.

Die nächste Frage ist, ob die zwei Synoden von Canterbury und York wie bisher getrennt tagen oder vereinigt werden sollten. Das Letztere würde für York nur ein Gewinn sein, da die dortige Convocation von der andern fast immer in's Schlepptau genommen wurde. Vorschläge für eine gemeinschaftliche Synode werden deßhalb gemacht. Diese solle aus drei Häusern bestehen: 1) dem Oberhaus, in welchem die zwei Erzbischöfe und 26 Bischöfe sitzen; 2) dem Unterhaus mit 30 Dekanen und 20 Vertretern der Kapitel, 70 Archidiakonen und 140 Abgeordneten der Geistlichkeit, und außerdem 20 Vertretern der Hochschulen, zusammen 280 Mitgliedern; 3) dem Laienhaus mit 160 Geheimräthen, 25 Rechtsgelehrten und 140 Abgeordneten, zusammen 325 Mitgliedern. Von dieser Synode dürfte aber der irische Zweig der bischöflichen Kirche nicht ausgeschlossen werden. Eine allgemeine Synode für Großbritannien und Irland würde wohl weniger Schwierigkeit bieten, als die Zulassung der 25 Colonialbischöfe und der Abgeordneten der Colonialkirche.

Es wurde oben gesagt, daß einige jener Prälaten Sitz und Stimme

in der Convocation von Canterbury beanspruchten. Doch dieser letzte Punkt, die Neugestaltung der Convocation, ist fast noch gar nicht ernstlich in Erwägung gezogen, ja noch nicht einmal die Vorfrage, auf welcher Seite das Recht zu solchen Aenderungen sei, ob bei der Convocation selbst oder bei Regierung und Parlament.

Erwägt man die Schwierigkeiten, die der Herstellung der Convocation im Wege liegen, so kann es weder wahrscheinlich noch wünschenswerth erscheinen, daß eine so durchgreifende Aenderung schon in der nächsten Zeit vorgenommen werde; daher denn auch von Vielen vorgeschlagen wird, zunächst nur die beiden Convocationen in bisheriger Weise tagen und ihre Neugestaltung selbst berathen zu lassen. Daß die Regierung ihre Erlaubniß dazu schon in nächster Zukunft geben werde, ist um so wahrscheinlicher, als sie eben in der jüngsten Zeit die Abstellung der Mißbräuche der Kathedralinstitutionen und eine Aenderung des geistlichen Gerichtswesens verheißen hat.

Was nun auch der Erfolg der Bemühungen um Herstellung einer Synode sein mag, so ist schon das für keinen geringen Gewinn anzusehen, daß durch diese Bewegung die Rechte der Kirche, ihre Stellung zum Staat, die Berechtigung und die Bedeutung der Convocation zu gründlicher Erörterung gekommen und ein Anstoß zu ernstlichen Reformen in der Kirche gegeben worden ist.

London, Anfang März 1853.

Die Bedeutung der Theosophie

für das Zeitbedürfnifs einer christlichen Religionsphilosophie.

Der Verfasser begleitete seine Arbeit mit folgenden an die Redaktion gerichteten Worten: „Es scheint mir ein Grundfehler vieler Theologen, daß sie der Mannigfaltigkeit des Geistes, welche die Schrift doch so betont, zu wenig Spielraum gestatten wollen; Ihr Programm unterscheidet sich gerade in diesem Punkte wesentlich. So glaube ich denn, daß Sie auch der Theosophie und ihren Freunden in Ihren Spalten einen Raum

gönnen werden, sonderlich, wenn man eben, wie beifolgend, sie in Bezug zu den innerlichsten Bedürfnissen der kirchlichen Gegenwart auffaßt und in's Licht zu stellen sucht."

Der anregenden Beleuchtung dieser Frage gestatten wir gern eine Stelle in unsrer Zeitschrift, wie wir auch im Januar-Hefte eine verwandte Arbeit („Religion, Philosophie und Politik in nächster Zukunft") aufgenommen. Doch dürfen wir, um Mißverständnisse von vornherein abzuschneiden, die Bemerkung schon hier nicht zurückhalten, daß wir der theoretischen und praktischen Bedeutung der Theosophie nicht dieselbe Stelle in der Gegenwart zugestehen können, wie sie der Verfasser in Anspruch zu nehmen scheint. Wohl wissen wir, daß sie zu allen Zeiten die Zuflucht tieferer religiöser Gemüther von überwiegend beschaulicher Richtung gewesen, denen weder die Zeitphilosophie noch der blos äußerlich angeeignete Gewohnheitsglaube die ersehnte Befriedigung gewährte; auch verkennen wir nicht, daß in ihr wichtige Elemente einer christlichen Philosophie der Zukunft liegen, wie sie ja schon in der Gegenwart auf die Religionsphilosophie Schelling's einen entscheidenden Einfluß ausgeübt. Dennoch bleibt es (bis Thatsachen uns widerlegen) noch immer zweifelhaft: ob die Theosophie, die ja ihrem innersten Wesen nach mystische Erkenntniß und als solche immer nur einer kleinen Zahl von eigenthümlich gestimmten Naturen zugänglich ist, wirklich dazu angethan sei, auch unmittelbar auf Lehre und Leben umgestaltend und reformatorisch einzuwirken? ob sie nicht vielmehr sich immer zu der klösterlichen Stellung im Leben wird verstehen müssen, die sie im Ganzen bisher selten überschritt? Bis jetzt hat sie in Sprache und Anschauung immer ein esoterisches Element, einen Anspruch auf Geheimlehren gezeigt, so daß sie, ähnlich den Zungenredenden zu Korinth, erst der vermittelnden Auslegung für die Gemeinde bedurfte, um einer allgemeineren Wirkung fähig zu werden; und eben in diesem Geheimbesitz liegt für die ohnehin schon stark zum genießenden Quietismus neigende deutsche Religiosität ein lockender Zauber. Nur aus solchen Bedenken ist es erklärlich, daß ein Mann, der doch wahrlich die seichte Aufklärungsscheu vor den Tiefen der Mystik nicht theilte, der vielmehr seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach selbst zu den Vertretern christlicher Mystik gehörte — daß Hamann beim Durchlesen des Theosophen St. Martin das beachtenswerthe Wort niederschreiben konnte: „Es geht mir mit St. Martin wie mit Spinoza; beide widerstehen meinem Magen, an dem die Schuld vielleicht liegen mag . . . Seit Adam's Fall ist mir alle Gnosis verdächtig wie eine verbotene Frucht."

Indessen wird mit dem Allem der Grundgedanke unsres Verfassers nicht widerlegt: daß in den Schachten der Theosophie noch viel ungemünztes Gold auch für die Bedürfnisse der Gegenwart zu finden sei, das nur des läuternden Tiegels und der rechten Prägung warte.

(Die Redaktion.)

Der Name der Theosophie steht bei Vielen in einem üblen Geruch. Die extremsten Standpunkte reichen sich die Hand, wenn es gilt, die Berechtigung und den Werth der mit diesem Worte bezeichneten Geistesrichtung zu bestreiten. Nicht nur für Baur in Tübingen und Adelung, den bekannten Historiographen menschlicher Narrheit, ist — um gleich die bedeutendste und merkwürdigste Erscheinung aus der Geschichte der Theosophie zu nennen — Jakob Böhme ein Phantast und manichäischer Schwärmer, auch ein gut Theil der Vertreter gläubiger Theologie schüttelt bedenklich den Kopf zu einer solchen Erscheinung, während eifernde Zeloten noch immer nicht übel Lust zeigen, dem demüthigen Schuster und Knecht Jesu Christi gegenüber in weiland Gregorii Richter's Fußstapfen zu treten. So ist denn der Weg der Theosophen ein ziemlich einsamer, nicht selten auch ein Dornenpfad geblieben bis auf diese Stunde. Und wenn auch in neueren Zeiten, je mehr man wieder den Tiefen des geoffenbarten, göttlichen Wortes mit hingebender Liebe sich zuwandte, um so öfter gewichtige Stimmen laut geworden sind, die auf den Werth und die Bedeutung der Theosophie und ihrer Hauptvertreter mit Nachdruck hinwiesen, so fehlt doch noch viel, daß jene Scheu, die auch in christlichen Kreisen sich einmal festgesetzt hat, genügend überwunden wäre. Das Wort „Theosophie" selber sollte, so denkt man, jenen Vorurtheilen keinen Vorschub leisten, denn seine Bedeutung ist eine so schöne und edle und bezeichnet den innersten Impuls der von ihr benannten Geistesrichtung so treffend, daß man eher hätte erwarten können, schon der Name werde ein Schutz und Wall sein gegen so manche Mißverständnisse, Vorurtheile und Verdächtigungen, die wider die Freunde der Theosophie oft genug gehört worden sind. Denn giebt es eine schönere Bezeichnung ächt christlicher Gnosis, als sie in dem Worte Theosophie ausgedrückt liegt? Ist in dem Worte Sophia der Grundcharacter der Erkenntniß und des Strebens nach Weisheit ausgesprochen, so bezeichnet das Vorwort Theo= zugleich die göttliche Quelle, aus der alle ächte Weisheit allein entspringen kann. Fürwahr ist die Theosophie in ihrem ächten Verstande eine theocentrische Wissenschaft, die all' ihr Wissen von Dem, der die Quelle alles Lichtes

und Lebens ist, herleitet und durchdrungen ist von dem Bewußtsein, daß Erkenntniß Gottes und Seiner Offenbarungen der alleinige Mittelpunkt und Schlüssel aller Weisheit und aller Erkenntniß ist und bleibt. Will man ihr aber das zum Vorwurf machen, daß sie bei diesem sie leitenden Erkenntnißtriebe nach einer systematischen Gestaltung, nach einer centralen, Gott und Seine Offenbarungen in Einen großen Rahmen fassenden Erkenntniß ringt, so würde man damit wider ein von Gott selbst dem menschlichen Geiste tief eingegrabenes Bedürfniß einen Vorwurf erheben. Ja, es wäre nicht allzu schwer, zu zeigen, daß man durch einen solchen Vorwurf der h. Schrift selbst zu nahe tritt, indem in ihr ja doch wahrhaftig nicht bloß zerrissene Bruchtheile göttlicher Offenbarungen, sondern ein System der Weisheit und Erkenntniß enthalten ist, welches das ganze Reich der Natur, wie der Gnade mit wunderbarer Harmonie in sich verschlungen hält, und dem nachzuspüren, eine hier und dort unermeßbare Aufgabe des geschaffenen Menschengeistes bleibt. Fürwahr wir wissen nicht, was es heißen soll, daß Paulus von einem eigenen Charisma, nämlich dem der Rede der Weisheit und der Erkenntniß spricht, wenn er damit nicht eben jenen angeborenen Trieb des Menschengeistes nach einer centralen, innerlichen Erkenntniß Gottes und der Tiefen Seines Wortes und Seiner Offenbarungen als auch in der Kirche Christi berechtigt, ja als ein Bedürfniß der Gemeinde, dessen Befriedigung ihr nie fehlen solle, bezeichnen will. In der Tendenz und Aufgabe besteht sonach allerdings eine unleugbare Verwandtschaft zwischen Theosophie und Philosophie; sie liegt eben in jenem Drang nach systematischer Gestaltung. Und es ist keine Frage, daß eben um dieser Verwandtschaft willen viele ernstdenkende Christen die theosophischen Bestrebungen mit Scheu und Mißtrauen betrachten. Aber kann der Mißbrauch, den eine gar oft in eitler Hoffart sich erhebende Philosophie mit dem menschlichen Erkenntnißvermögen getrieben hat, die Möglichkeit eines rechten Gebrauches derselben aufheben? Liegt in diesem Mißbrauch selbst nicht eben die dringendste Aufforderung, der nicht selten schmählich mißbrauchten edlen Gottesgabe einen guten Gebrauch in rechter Hingebung an die Wahrheit entgegenzusetzen? Nicht ein wissensscheuer Glaube, ein ernstes gläubiges Wissen allein überwindet die Scheinweisheit des Unglaubens.

Aber „das Wissen blähet auf"; freilich, und wir wissen wohl, daß der Apostel zwischen das 12. und 14. Capitel des ersten Corintherbriefes in hoher Weisheit das 13. gestellt hat. Wie es aber ein vermessenes Wissen giebt, das, aus Eitelkeit und Dünkel geboren, aufblähet, so giebt es auch ein gläubiges und demüthiges Forschen, das den Glauben stärkt und

Seele und Geist zur immer tieferen Beugung vor Gott antreibt. Und während die Theosophie darin sich allerdings mit der Philosophie berührt, daß sie, wie diese, nach einer systematischen und allseitigeren Erkenntniß der Wahrheit trachtet, tritt sie in geraden Gegensatz zu dieser, wenn es sich um die Frage handelt, wie eine solche Erkenntniß der Wahrheit zu gewinnen sei. Es sei erlaubt, bei der Beantwortung dieser Frage wieder auf Jakob Böhme, den merkwürdigsten und tiefsten aller Theosophen, zu dem auch alle Vertreter der Theosophie in neueren Zeiten mehr oder weniger in einem gewissen Verhältniß der Abhängigkeit stehen, zu verweisen. Während die gewöhnliche Philosophie von dem Grundsatz ausgeht, daß es mit dem Menschen in seinem gegenwärtigen Zustande noch völlig in der Ordnung sei, und, die auch auf die menschlichen Erkenntnißkräfte sich erstreckenden Folgen des Falles leugnend, das menschliche Erkenntnißvermögen ohne Weiteres als geschickt zur Erfassung der Wahrheit ansieht, so ist Böhme, wie er an unzähligen Stellen es ausspricht, so tief und lebendig von einer durch die Sünde herbeigeführten Corruption des menschlichen Geistes überzeugt, daß er alle Erkenntniß, welche man ohne ernste Buße, ohne Heiligung und Gebet, ohne wahrhafte und völlige Hingabe des Gemüthes an Gott gewinnen will, für unbefriedigend, trügerisch und todt erklärt. Mit Einem Worte ein wiedergeborenes Wissen ist es, wonach die Theosophie trachtet; dieß kann aber nicht zu Stande kommen ohne Einstrahlung und Erleuchtung von oben; ohne Heiligung aber giebt es keine Erleuchtung. Was sonach der Herr so oft ausgesprochen, daß man Seine Gebote thun müsse, um zu erkennen, daß Seine Lehre die göttliche Wahrheit sei, das ist auch das Fundamental-Axiom der theosophischen Erkenntnißlehre. Alles ächte Erkennen ist ihr bedingt durch ernstliche Beugung des Geistes und Gemüthes vor Gott, als dem einzigen, lebendigen Mittelpunkte aller Weisheit und aller Erkenntniß.

Hiermit ist aber auch unmittelbar die Stellung der Theosophie zur heil. Schrift bezeichnet. Sie ist ihr das Grund- und Lagerbuch der Weisheit, aus dem, als dem offenbar gewordenen Munde des Herrn, unsere Erkenntniß schöpfen, deren Zeugniß und Gericht sie sich unterwerfen muß. Wie der Geist des Menschen in seiner gegenwärtigen Corruption ohne jene innerliche Wiederherstellung und Neubelebung von oben, die allein aus der freudigen Uebergabe des ganzen Menschen an Gott geboren wird, bei allen Anstrengungen seiner Denkkraft nicht über den Bereich der allgemeinen Formen des Seins sich zu erheben vermag, mithin in logischen Abstractionen gefangen bleibt, so erweist er sich auch auf diesem Standpunkte schlechthin unfähig, den lebensvollen Realismus, der die

ganze heilige Schrift durchdringt, zu fassen und in sich aufzunehmen. Die Theosophie betritt daher den umgekehrten Weg; statt die Schrift nach den Kategorien einer eben herrschenden Weltweisheit zu messen und zu deuten, sucht sie durch eine innige Hingabe an die Urkunden der Offenbarung aus diesen selbst ihre Logik zu gewinnen und, mit den daher gewonnenen Erkenntnißprincipien das Reich der Natur und des Geistes durchforschend, zu einer lebensvollen Gesammtanschauung, einer Philosophia sacra, hindurchzudringen.

Wie sehr eine solche geheiligte Philosophie, welche von der Schrift selbst ihren Ausgangspunkt nimmt und nichts Anderes beabsichtigt, als jenes große System zu Tage zu fördern, welches den einzelnen Lehren der Schrift zu Grunde liegt, jeder, besonders aber unserer Zeit noth thue, wird kein ernster und weiter blickender Christ sich verbergen können. Die Bibel selbst ist freilich kein System, aber es durchzieht und trägt sie in allen ihren Theilen ein so wunderbar gefügtes, organisches Band der Einheit, dem nachzuspüren und es, so weit es hienieden gestattet ist, in seiner genetischen Entfaltung an's Licht zu bringen, das eine und letzte Ziel der Theosophie ist. Wenn je, kann unsere Theologie in der Gegenwart es sich nicht verbergen, daß es nimmermehr genügt, den Umkreis der biblischen Lehren in äußerlicher Fassung darzustellen und zu deren gläubiger Aufnahme aufzumuntern. Die Centralbegriffe der Schrift, in denen das ganze wunderbare Gefüge der einzelnen Schriftwahrheiten, als in ihren lebendigen Quell- und Brennpunkten, zusammenläuft, müssen in's Licht gestellt und zu einem lebensvollen Ganzen verbunden werden, um so zu einer ächt biblischen Einsicht in die Harmonie des Lichtes der Natur und der Gnade zu gelangen. Wir können uns nicht enthalten, hier eine Stelle aus dem Vorwort R. Rothe's zu Carl Auberlen's Darstellung der Theosophie Oetinger's mitzutheilen, welche die eben ausgesprochenen Ueberzeugungen auf's klärste und treffendste näher darlegt. „Der Eindruck", schreibt er, „den die Schrift mir giebt, wenn ich mit unseren Commentaren an sie herantrete, ist das je länger, desto lebendigere Bewußtsein um ihre Ueberschwänglichkeit, nicht etwa bloß, was das freilich nie auszuschöpfende Meer der Empfindung betrifft, das sie durchwogt, sondern nicht minder auch in Ansehung des in ihrem Wort niedergelegten Gedankeninhalts. Ich stehe vor ihr mit einem Schlüssel, den mir die Kirche als einen lange Jahrhunderte hindurch erprobten an die Hand gegeben. Ich kann nicht geradezu sagen, daß er nicht paßt, aber noch weniger, daß er der rechte ist. Er schließt nothdürftig auf, aber nur mit Hülfe der Gewalt, die ich dem Schloß anthue. Unsere traditionelle Exe-

gese — ich meine nicht die neologische — läßt mich die Schrift verstehen, aber sie reicht nicht aus, um sie mich ganz und rein verstehen zu lassen. Den allgemeinen Inhalt ihrer Gedanken weiß sie wohl hervorzuziehen, aber die eigenthümliche Gestalt, in der diese Gedanken in ihr auftreten, weiß sie nicht zu motiviren. Es liegt immer noch wie ein Flor über dem Text auch nach geschehener Auslegung. . . . Wir treten mit dem Alphabet unserer Grundbegriffe von Gott und der Welt vor den biblischen Text hin, wir unterstellen in gutem Glauben, wie wenn es sich von selbst verstände und gar nicht anders sein könnte, das der biblischen Verfasser, welches hinter Allem, was sie Einzelnes denken und schreiben, als stillschweigende Voraussetzung im Hintergrunde steht und durch Alles hindurchleuchtet, werde dasselbe sein. Aber das ist leider eine Täuschung, von der die Erfahrung uns längst geheilt haben sollte. . . . Das in der Schrift selbst nicht ausdrücklich vorgetragene, sondern nur vorausgesetzte System der biblischen Grundbegriffe fehlt uns, es ist nun einmal nicht das unserer Schulen, und so lange wir ohne dasselbe exegesiren, muß uns die Bibel ein halbverschlossenes Buch bleiben. Mit anderen Grundbegriffen, als den uns geläufigen, welche wir für die einzig möglichen zu halten pflegen, müssen wir in sie eintreten; und welche diese auch immer sein und wo sie auch immer zu suchen sein mögen, das Eine wenigstens ist wohl unzweifelhaft nach dem ganzen Klange der Melodie der Schrift in ihrer natürlichen Fülle, daß sie realistischere sein müssen."

Aber man wirft der Theosophie vor, daß sie ihre Freunde gleichgültig gegen das Bekenntniß der Kirchen, denen sie angehören, mache. Dieser Vorwurf dürfte gerade in der neuesten Zeit den Bestrebungen der Theosophie, eine weitere und allgemeinere Einwirkung auf das Leben der Kirche zu erobern, mit der höchsten Schärfe entgegengehalten werden. Denn es ist ja eine offen zu Tage liegende Thatsache, daß die in der Gegenwart mit Macht einem lebendigeren Glaubensleben in der Kirche zudrängende Geistesströmung gerade in der Betonung eines streng confessionellen Bekenntnisses mehr und mehr ihren Ausdruck zu gewinnen versucht. Da werden denn auch die Freunde der Theosophie gefaßt sein müssen, jenem Vorwurf gegenüber Rede zu stehen und denen zu antworten, die vor Allem nach dem confessionell rechtgläubigen Visa ihres christlichen Passes sich umschauen.

Bei Beantwortung dieser Frage erinnern wir vor Allem wieder an das über die Erkenntnißprincipien der Theosophie oben Ausgesprochene. Bekennt sie es laut und immer wieder, daß ohne göttliche Gesinnung und ohne göttlichen Wandel es keine Erkenntniß der Wahrheit gebe, und

daß der Herr, nur wo solch' lauteres Streben nach der Heiligung vorhanden ist, je nach dem Maaß der ertheilten Gabe und nach Seinem Wohlgefallen Erleuchtung zur Erkenntniß Seines Wortes gebe, so fragen wir, welcher Lutheraner, sei es auch der exclusivste, will gegen eine solche freie Forschung, die mit demüthiger Unterwerfung gegen Gottes Wort beginnt, einen Vorwurf erheben? Nicht nur mit den deutlichsten Zeugnissen Luther's und der Reformatoren, mit seinen symbolischen Schriften selber würde er sich durch einen solchen Vorwurf in Widerspruch setzen. Aber allerdings, das wollen wir laut aussprechen, die kirchliche Orthodoxie geht den Theosophen auf in der biblischen. Binden uns denn, fragen wir mit Oetinger, die symbolischen Bücher an sich oder die Schrift? Will man aber diese freiere Stellung zu dem confessionellen Bekenntniß den Theosophen zum Vorwurf machen, so muß man denselben Vorwurf, um nur Ein Beispiel anzuführen, auch gegen Bengel und seine ganze Schule erheben, deren eigenthümlicher, noch immer nachwirkender Segen gerade in dieser unbedingten Hingabe an die Schrift, in dieser Betonung der biblischen Orthodoxie vor der kirchlichen seine Quelle hat. Burk in Bengel's Leben sagt in dieser Beziehung: „Bengel wollte seiner Ueberzeugung zufolge zwar im Allgemeinen an dem Glaubensbekenntnisse der evangelisch-lutherischen Kirche festgehalten, aber dennoch dem Fortschreiten zu einer reineren und verständigeren Erkenntniß der in der Bibel geoffenbarten Wahrheit keine Schranke gesetzt wissen, und namentlich nicht für die Richtigkeit aller und jeder in den symbolischen Büchern niedergelegten Bibelerklärungen einstehen und sich daneben das Recht vorbehalten, auch noch weitere Lehren seinem Glaubensbekenntnisse beifügen zu dürfen, wenn er solche in der Schrift vorfinden sollte." Eben diese Freiheit, nicht mehr und nicht weniger, nimmt auch die Theosophie für sich in Anspruch. Der exclusiv confessionelle Partheimann verneint freilich auch schon dieses Maaß freier Bewegung in Erforschung der h. Schrift. Aber mit ihm handeln wir auch nicht. Wir wenden uns an die, die, jedem Papstthum, also auch einem papiernen abhold, doch vielleicht nicht umhin können, dem Drange nach scharfer confessioneller Bestimmtheit, der gegenwärtig die deutsch-evangelische Kirche durchzieht, auch ihrerseits, wenngleich oft zögernd, zu folgen. Wir leugnen auch nicht das Wahre und Berechtigte, was in jenem Zuge nach schärferer confessioneller Fassung liegt. Solchen kirchlichen Zuständen, wie sie der Gegenwart vorausgingen, gegenüber ist ein beherztes Rückgreifen in die Reformationszeit kein Rückschritt, und von Herzen gönnen wir allen denen ihre Freude, die mit dem reformatorischen Lehrbegriff in der Hand fröhlichen, ja vielleicht oft trotzigen Herzens Panier

aufwerfen. Sie mögen's versuchen und unter ihrer Fahne gewappnet streiten wider den Einen großen Feind. Wir gönnen ihnen jeden Sieg und wünschen, daß der Herr mit ihnen stritte, wie mit Josua's Heere. Aber vor Einem Feinde mögen sie sich hüten im eigenen Lager, vor einem Feinde, dessen Verwüstung auf manche Blätter der Kirchengeschichte lange, dunkle Schatten wirft: vor der Gefahr, eine formelle Bekenntnißtreue mit dem ächt biblischen Bekenntniß von Christo in Herz, Mund und Wandel zu verwechseln. Wir zweifeln nicht, daß, so weit sie dieser Gefahr entgeht, die gegenwärtige confessionelle Regsamkeit Segen bringen wird; der Herr braucht mancherlei Mittel und Wege und verschiedene Arten von Heiligen auf der Bahn, die Er in wunderbarer Weisheit Seine Gemeinde dem festbestimmten Ziele zu durchschreiten läßt. Wir freuen uns solcher Mannigfaltigkeit; Eines schickt sich ja doch nicht für Alle, schon die Gaben sind zu mancherlei und zum Schluß halten wir's mit dem Apostel, der auch meint: „wenn nur Christus gepredigt wird!"

Aber so bereitwillig man auch der schärferen Betonung der Confessionalität eine Berechtigung einräumen wird, nimmermehr wird man zugestehen können, daß in dieser Richtung schon dasjenige geboten sei, was die tiefsten Bedürfnisse der Kirche Christi in dieser Zeit erheischen. Der Einzelne, ja viele Einzelne mögen in der Wiederherstellung eines der reformatorischen Zeit entsprechenden Bekenntnißstandes das, was sie bedürfen, finden oder doch wenigstens zu finden glauben. Aber fern möge der Gedanke bleiben, daß mit einer solch' subjectiven Befriedigung auch den wahren und tiefsten objectiven Bedürfnissen unserer kirchlichen Gegenwart genügt sei. Wir bewundern, fast möchten wir sagen, wir beneiden jene ehrliche Unbefangenheit, die da glaubt, es bedürfe nur eine einfache Wiederherstellung — wenn eine solche überhaupt möglich wäre — der kirchlichen Zustände, wie des kirchlichen Bekenntnißstandes, wie ihn das evangelische Deutschland im Reformationszeitalter besaß. Ist doch indeß eine Welt in Trümmer gegangen und eine neue erstanden, haben doch indeß die tiefgreifendsten politischen, wie socialen Revolutionen Europa erschüttert und in ihrem Gefolge eine Zersetzung und Umbildung des intellectuellen, wie religiösen und sittlichen Geistes hervorgerufen, die die äußeren, wie inneren Zustände der civilisirten Welt zu ganz veränderten gemacht hat im Verhältniß zu denen des 16. Jahrhunderts.

Wo waren damals jene Mächte des Unglaubens und der Frivolität, die heutzutage in tausendfältigen Offenbarungen ihre erklärte Feindschaft wider die geoffenbarte Wahrheit zur Schau tragen?

Weil es der Mühe wahrlich werth ist, wollen wir hier einen Augenblick

Einiges aus der Physiognomie dieser Zeit im Gegensatz zur reformatorischen in's Auge fassen. Wir werden damit auch nicht von unserem nächsten Thema abschweifen, sondern nur von einer neuen Seite die Wichtigkeit und Bedeutung jener Bestrebungen auf dem Gebiete christlicher Erkenntniß, denen wir hier das Wort reden, zu erkennen Gelegenheit finden.

Fragen wir denn einmal: Welches sind die gefährlichsten und bewußtesten Gegner und Feinde der geoffenbarten, christlichen Wahrheit in der Gegenwart? Wir glauben darauf in zwei Worten antworten zu können: die moderne Naturwissenschaft und die moderne Geschichtsbetrachtung. Schon ein Blick auf den Büchermarkt des letzten Decenniums überzeugt genugsam, daß dieß jetzt die zwei Hauptmächte sind, die, von widerchristlichem Geiste getragen, am meisten und eindringendsten gegen das Christenthum agiren. Nun gründet sich aber, wie nicht zu leugnen, die moderne Naturwissenschaft in der weit übergroßen Menge ihrer Vertreter auf materialistische Anschauungen, während die moderne Geschichtsbetrachtung in der Mehrzahl ihrer Repräsentanten in pantheistischen Grundanschauungen sich gefangen zeigt. Materialismus, d. h. nicht nur Gottes-, sondern zugleich Geist-Leugnerei ist aber der eigentliche letzte Zielpunkt, dem die Gegenwart in immer unaufhaltsamerem Laufe zueilt. Alles will, Alles soll „praktisch" werden. Diese materielle Nutzbarkeit wird mehr und mehr für die Massen der einzige Maaßstab alles Werthes. Der Glaspalast mit seiner Weltausstellung bis herab zu dem Gewerbverein des kleinsten Landstädtchens sind charakteristische Kennzeichen dieser materialistischen Zeitrichtung. Daneben treten fort und fort Entdeckungen zu Tage, die alle auf einen großen, auf materielle Basen gebauten, babelartigen Weltbund hinzielen. Es ist ein bereits in der öffentlichen Meinung feststehendes Dogma, daß die materiellen Fragen die eigentlich einzig bedeutenden noch seien, alles Andere dagegen kaum der Rede werth, und darum nach der Meinung von Tausenden je eher, desto besser zum alten Plunder zu werfen. Es ist das freilich das alte: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt — aber in sehr gesteigerter und verfeinerter, darum nur um so gefährlicherer Form. An der Jugend repräsentirt sich dieser Zug am erschreckendsten. Wie klagt man an Gymnasien und Universitäten über den immer gewaltiger um sich greifenden Mangel aller wahren, sonst dem jugendlichen Alter so zusagenden Idealität! Pietätslosigkeit und blasirter Vorwitz sind die natürlichen Trabanten dieser Ideenflucht. Die jugendlichen Jünger der Medicin sind — mit den seltensten Ausnahmen — bis in's Herzblut vergiftet von den Geistscheu machenden Dogmen eines frivolen Materialismus. Dabei herrscht

eine ungemeine Regsamkeit auf dem literarischen Markte, die neuesten Resultate dieser materialistischen Naturbetrachtungen zu popularisiren. Kein Zweig der Literatur hat in den letzten Jahren solch' eine rasche Ausdehnung gewonnen, als die Darstellung der neuesten naturwissenschaftlichen Resultate in populärer Form. Bis zu welcher Grenze des Materialismus und Nihilismus, ja, vielleicht besser bezeichnet, der Verthierung, diese Richtung bereits vorgeschritten ist, dafür wollen wir ein kleines Pröbchen aus Carl Vogt's neuester Schrift hieher setzen, eine Stelle, gegen die Rudolf Wagner in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nov. 1852) die Waffen einer vernichtenden Kritik geschwungen hat. Carl Vogt schreibt in seinem neuesten Buche: „Bilder aus dem Thierleben": „Der Theologie, die mit der Vernichtung der Seele als gesondertes, für sich bestehendes Ding von selbst aufhörte und sich deßhalb mit der Wuth der Verzweiflung für die Existenz dieses Dinges wehrt —, der Theologie ist die Seele ein rein individuelles, immaterielles Princip, welches in einem bestimmten Körper seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und diesen Körper als Instrument benutzt. Je schadhafter das Instrument, desto schlechter natürlich auch die Werke, die mit demselben angefertigt werden. Zerfällt das Instrument, geht es zu Grunde, so bleibt das Princip über — nach dem Tode des Körpers lebt die Seele fort. Für die Naturforschung dagegen ist die Seele kein immaterielles, von dem Körper trennbares Princip, sondern nur ein Collectiv-Name für verschiedene Functionen, die dem Nervensystem, und zwar bei den höheren Thieren dem Central-Nervensystem, dem Gehirn, ausschließlich zukommen, und die eben so wie alle anderen Functionen der verschiedenen Organsysteme des Körpers bei der Störung des Organs modificirt werden. Geht das Organ, geht der Körper, dem es angehört, zu Grunde, so hört auch damit die Function auf; stirbt der Körper, so hat auch damit die Seele ein vollständiges Ende. Die Naturforschung kennt keine individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers." . . .

„Somit wäre dem einfachen Materialismus Thür und Thor geöffnet? — der Mensch so gut wie das Thier nur eine Maschine, sein Denken das Resultat einer bestimmten Organisation — der freie Wille demnach aufgehoben? Wie der Nerv eines bestimmten Muskels diesen zucken läßt, wenn ein bestimmter Gefühlsnerv gereizt wird, so muß auch die Gehirnsubstanz eines Individuums diesen oder jenen Gedanken produciren, je nachdem sie so oder anders erregt wird? Die Phrenologie ist also wahr bis in die kleinste Application hinein? Jeder Veränderung in der Function muß eine materielle Veränderung des Organs vorausgegangen oder vielmehr gleichzeitig mit ihr eingetreten sein?"

„Ich kann nicht anders sagen, als: Wahrlich, so ist's. Es ist wirklich so. Der freie Wille existirt nicht, und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und eine Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und die Strafrechtspflege, und Gott weiß, wer noch, uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblick Herren über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig als wir Herren darüber sind, daß unsere Nieren etwa absondern sollen oder nicht. Der Organismus kann sich nicht selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung. Was wir in einem Augenblicke denken, ist das Resultat einer augenblicklichen Stimmung, der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirnes — Zusammensetzung, Stimmung, die in jedem Augenblick sich ändert, Dank der großen Blutcirculation, die in dem Organe herrscht. Sehet hin deßhalb, auch wie Alles im Finstern tappt, sobald man diese Begriffe von Recht und Strafe auf ihre letzten Gründe zurückführen will, — Alles, sogar Hr. Welcker in dem berühmten Werk über diesen Gegenstand. Unmöglich, die Zulässigkeit der Strafe, also eine Verantwortlichkeit, eine Zurechnungsfähigkeit nachzuweisen, selbst für die, welche eine solche materielle Dependenz, wie wir sie statuiren, nicht annehmen wollen. Denn wie sie sich auch drehen und wenden mögen, sie müssen doch wieder auf die Wahrheit gelangen und eingestehen, daß die Strafe sich nicht begründen lasse, obgleich sie als Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft dastehe. Das wäre denn auch noch die Frage."

Solcher Unsinn, ja Wahnsinn sollte, meint man, sich selber vernichten. Aber wir reden aus langjähriger Anschauung, wenn wir behaupten, solcher Nihilismus bildet die leitenden Grundgedanken der Mehrzahl der heute Medicin studierenden Jugend. Nur etwas verhüllter und anständiger sprechen gar manche Professoren im Amte dieselben Ueberzeugungen aus. Nichts wäre thörichter, als zu glauben, dagegen ließe sich irgend etwas durch Gewalt ausrichten. Materialismus beherrscht und durchdringt einmal diese Zeit, und es wäre nicht gut, wenn man ihn hindern wollte, auch seine Theorie sich zu bilden. Ja, die neuesten Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft werden bereits in plastischer Darstellung dem Volke vorgeführt. So durchzieht gegenwärtig ein Professor, irren wir nicht, aus Wien, die deutschen Städte und zeigt in Nebelbildern die neuesten Resultate geologischer Forschungen. Nach der Theorie von Laplace wird die Bildung der Erde, von einer sich ballenden, bald feurigen Gaskugel ausgehend, durch alle Formationen der Erdrinde hindurch zur Darstellung gebracht, und in einem die neuesten Resultate gut zusammenfassenden Vortrage dabei beschrieben , wie viel Millionen Jährlein von der Bildung

einer Formation bis zur anderen vergangen sein mögen. Wir lassen hier dahin gestellt, ob nicht eine Versöhnung dieser Theorien von Laplace u. A. mit der biblischen Darstellung der Schöpfungsgeschichte möglich ist. Nur ein nach Einer Seite hin gewiß charakteristisches Geschichtchen möchten wir hier beifügen. Als ein Freund von uns in einer benachbarten Stadt nach einer dieser Vorstellungen nach Hause ging, gingen vor ihm mehrere Soldaten und Leute aus dem Volke. „Da sieht man doch", sprachen sie untereinander, „wie's wirklich gewesen ist — davon sagen Einem die Pfaffen wohlweislich nichts."

Charakteristisch ist das Mitgetheilte jedenfalls, als ein Zeugniß, wie weit die Bestrebungen des modernen Materialismus bereits in alle Schichten der Gesellschaft zersetzend eindringen. Unterstützt wird solch' kecker Materialismus noch durch eine unsere Literatur beherrschende Geschichtsanschauung, die von einer unendlichen Entwicklung dieser Zeitlichkeit, von einem endlosen, mechanischen Nacheinander von Bös und Gut, von Besserem zu Besserem, von einem nie reißenden Faden ohne rechten Anfang und darum auch ohne Ende träumt, wobei natürlich nicht nur für die Herrschaft eines lebendigen Gottes, sondern selbst für den wahren Begriff der menschlichen Individualität und Freiheit kein Räumlein übrig bleibt, welche Entgeistung schließlich freilich mit der tödtendsten Monotonie und Langenweile sich selber straft.

Und nun fragen wir: soll solchen Zuständen gegenüber es genügen, den Bekenntnißstand der Reformationszeit wieder zur Anerkennung zu bringen? Wer dieß ernstlich behauptet, der muß jede Entwicklung in der Geschichte der Kirche Christi leugnen, wenigstens mit dem Jahre 1580 das Ende derselben setzen. Ja, die Behauptung, die geistigen Errungenschaften des Reformations-Zeitalters reichten für die Kirche vollkommen aus, um auch die feindlichen Mächte der Gegenwart mit siegreichem Erfolg zu bekämpfen, erscheint uns nicht viel anders, als wenn Jemand einem Hellebardierer mit einem mit dem Zündnadelgewehr bewaffneten Schützen zu kämpfen geböte. Die zersetzenden Umwandlungen, welche der Geist der Feindschaft wider Christum in den letzten drei Jahrhunderten durchlaufen hat, sind sicherlich nicht geringer, als die beispielsweise in der Kriegskunde und Kriegswissenschaft seitdem vorgegangenen Veränderungen. Nein, eine einfache Betrachtung dieser Zeit schon und ihrer Zeichen sagt uns, daß wir mit jenen Waffen allein nicht mehr auslangen.

Aber auch das Wort Gottes selbst müßte uns diese Ueberzeugung zur Gewißheit machen. Legt denn das prophetische Wort nicht deutlich genug davon Zeugniß ab, daß, je weiter der geschichtliche Verlauf vor-

wärts schreitet, um so mehr auch die Macht des Unglaubens erstarken, und die Waffen der Feinde der Wahrheit um so mehr an in= und extensiver Kraft gewinnen werden? Und müßte nicht auch die Kirche Christi solch' gesteigerten und an verführerischer Kraft potenzirten Angriffen gegenüber gleichen Schritt halten, indem sie immer tiefer in die unergründlichen Schachte des göttlichen Wortes einzudringen und nach dem Bedürfniß der Zeiten neue Schätze daraus zu heben trachtet? Freilich einen anderen Grund kann Niemand legen, als den, der geleget ist, und unerschütterlich werden wir als evangelische Christen darauf beharren müssen, daß, wer wo anders sucht, als in und aus dem Worte Gottes heraus, nur Heu und Stoppeln, die im Feuer nicht behalten werden, auf den Einen Grund bauen würde. Aber das ist eben die Aufgabe, die die evangelische Kirche vorzugsweise vom Herrn empfangen hat, aus jenem Einen und bleibenden Grunde des göttlichen Wortes heraus stets neue Waffen und Schätze zu den alt bewährten zu gewinnen. Spricht darüber sich der Herr nicht besonders klar und deutlich aus, wenn er denjenigen einen guten Schriftgelehrten, zum Himmelreich gelehrt, nennt, der aus seinem Schatze Neues und Altes hervorbringt? So gewiß die wahre Gemeinde des Herrn sich zu jeder Zeit der Leitung und des Beistandes des heil. Geistes erfreut, so gewiß ist die volle und ganze Wahrheit, wie sie der Schriftkanon in sich faßt, nicht das Eigenthum einer vorzugsweise begünstigten Generation. Die Sammlung, Ausbreitung und Bereitung des Reiches Gottes in dieser Zeitlichkeit ist eben ein unaufhaltsam fortschreitender Lebensproceß: da hat jede Zeitperiode ihre Aufgabe, aber auch ihre Grenze, über die hinauszuschauen, nur Wenigen gegeben ist. Es hat eben jedes Jahrhundert nach Christo sein eigenes Maaß der Erkenntniß, wie der Vollkommenheit. Man kann darum die große Thatsache der Reformation als ein Werk Gottes mit aufrichtigem Danke preisen, man kann sich mit den Grundlehren der evangelischen Kirche in innigster Uebereinstimmung wissen, und doch dabei von der Ueberzeugung durchdrungen sein, daß gegenüber dem unerschöpflichen Reichthume des göttlichen Wortes unsere kirchliche Lehre in manchen Parthien an einer nicht geringen Armuth leide und darum im innigen Anschluß an die im 16. Jahrhundert wieder gewonnenen, großen Grundlehren des Heils der Erweiterung und Vertiefung auf Grund des göttlichen Wortes und aus ihm heraus dringend bedürfe. Der wahre Conservatismus auch auf kirchlichem Gebiete hat eben nicht bloß die Aufgabe, das Ueberlieferte schlechthin zu conserviren, sondern den ererbten Schatz unter Beachtung der besonderen Bedürfnisse und Zeichen der Zeit in sich stets auf's Neue zu

verarbeiten und dadurch ebenso vor Verwesung zu bewahren, wie vor jedem revolutionären Bruch zu behüten. Es wäre Thorheit, in diesen Behauptungen einen Vorwurf gegen die Reformation und ihre Träger ausgesprochen sehen zu wollen. War ja doch durch sie eine biblische Erkenntniß des wahren Heilsweges wieder gewonnen, Buße und Glaube in die ihnen gebührende Centralstellung eingerückt, die Schrift selbst der freien, aber gläubigen Forschung übergeben, als ein Unterpfand und eine Weckerin weiteren Fortschreitens auf der neu gebrochenen Bahn. Was können die Reformatoren dazu, wenn in den nächstfolgenden Zeiten orthodoxes Gezänke das ernstliche Ringen auf dem Wege des Glaubens und der Heiligung zu übertäuben begann, wenn von der durch die Reformation gewonnenen Freiheit gläubiger Forschung in der Schrift nicht jener Gebrauch gemacht wurde, wie ihn das Bedürfniß der Zeiten verlangt hätte? Eben durch diesen Stillstand, der bald ein Rückschritt wurde, geschah es, daß die evangelische Dogmatik in ihren einzelnen Gliedern eine sehr ungleiche Ausbildung erhielt, daß, während z. B. die Heilslehre eine neue, eingehende, biblische Begründung fand, andere Theile, bei denen man sich eines Dissensus mit der römischen Lehre nicht bewußt wurde, in ihrer dogmatischen Formulirung das Gepräge, das ihnen in der Zeit der Scholastik geworden, behielten, während wieder andere tief eingreifende Schriftlehren fast ignorirt oder wenigstens in ihrer vollen Bedeutung für die Schriftlehre im Ganzen nicht erkannt und darum stiefmütterlich behandelt wurden. Daß zu den letzteren vornehmlich das prophetische Wort, überhaupt die Lehren der Schrift von dem Verhältniß der sichtbaren und unsichtbaren Welt gehören, wird von keinem unbefangenen Freunde des göttlichen Wortes in Abrede gestellt werden. Und das sind eben gerade die Punkte, von deren tieferer, biblischer Begründung aus, soviel wir sehen, allein die Waffen zu gewinnen sind, deren wir im Kampfe wider die Mächte, die jetzt die Kirche bestürmen und umdrängen, dringend bedürfen. Wir wiederholen es: der gegenwärtige Confessionalismus ist ein Fortschritt gegenüber dem religiösen Unglauben eines in Rationalismus versunkenen Jahrhunderts. Es ist der erste natürliche Act des sich wieder auf sich selbst besinnenden evangelischen Protestantismus. Das Zurückgehen auf die reine, lautere Quelle des ursprünglichen, evangelischen Bekenntnisses ist recht, ist gut, ist nothwendig. Aber sollte dieser erste Act der einzige bleiben, sollte man die religiöse Aufgabe der Gegenwart in einer unbedingten Repristination des reformatorischen Bekenntnißstandes — die bei dem Zerfall der damals noch unbestrittenen Autoritäten im Großen ohnedieß nur eine formelle werden könnte — erschöpft glauben, so würde der Rückschlag ein viel gewaltigerer,

rascherer und letalerer sein, als er es auf die todte Orthodoxie des 17. Jahrhunderts im 18. und diesem Säculum war. Die Zeit schreitet rasch — wer sieht das nicht? — unendlich rascher als vor drei Jahrhunderten. Gebe darum Gott, daß man, wo nur der Glaube an den Herrn Christum noch lebendig ist, erkenne, daß wir mit dem alten evangelischen Banner des göttlichen Wortes in der Hand, und aus ihm, nur aus ihm heraus neue Kräfte des Lebens, neue Schätze der Weisheit und Erkenntniß erflehen, suchen und gewinnen müssen!

Gerade die Merkmale, die wir so eben als den tiefsten Ausdruck der religiösen Bedürfnisse der Gegenwart bezeichnet haben, sind diejenigen, welche recht eigentlich das Wesen und den Inhalt der Theosophie ausmachen. So weiß sie z. B. die Lehre von den unsichtbaren und den letzten Dingen mit den eigentlichen Glaubenslehren in einen ganz unmittelbaren und ächt biblischen Zusammenhang zu bringen. Gerade in der Entfaltung dieser Schriftlehren und Schriftbegriffe, überhaupt des prophetischen Wortes liegt aber die ächte und einzige Waffe wider jene pantheistischen, die Gegenwart beherrschenden Anschauungen einer endlosen Entwicklung dieser zeitlich und räumlich begrenzten Welt. Und wenn wir oben zu zeigen versucht haben, daß in den gegenwärtig herrschenden naturwissenschaftlichen Anschauungen eines, sei es gröberen, sei es feineren, Materialismus der allergefährlichste Feind der geoffenbarten Wahrheit in der Gegenwart enthalten sei, so bietet, um ein zweites Beispiel zu geben, die Theosophie in einem ihr geläufigen Grundbegriffe, der recht eigentlich ein Centralbegriff für sie ist, nämlich dem von ihr biblisch begründeten Begriffe der höheren Natur oder Leiblichkeit, ein Hülfsmittel, ohne das eine wissenschaftliche Ueberwindung des Materialismus für schlechthin unmöglich erklärt werden dürfte.

Ueberschauen wir das bisher Ausgesprochene im Zusammenhang, so scheint uns nur noch Ein Einwand einer Berücksichtigung zu bedürfen. Dieser Einwand bezieht sich auf die wissenschaftliche Methode der Theosophie. Und allerdings ist dieselbe eine von der in den philosophischen und theologischen Disciplinen sonst gewöhnlich beobachteten nicht unwesentlich verschiedene. Man mag diese Methode die analogische nennen; ihre Schlußfolgerungen sind auch wirklich im letzten Grunde meist Folgerungen nach der Analogie. Wer aber dieselbe verwerfen oder geringschätzig ansehen will, der muß seine Vorwürfe in dieser Beziehung vor Allem gegen die Schrift selber kehren, deren Erkenntniß- und Darstellungsweise selbst auf Folgerungen nach der Analogie sich stützt. Und wir behaupten, gerade diese Eigenthümlichkeit giebt der h. Schrift jenen unerschöpflichen Tief-

und Vollsinn, der jeden unbefangenen und hingebenden Leser immer auf's Neue mit Bewunderung gegen das Schriftwort erfüllt. Wessen Denken freilich in den Kategorien der gewöhnlichen Schulmethode gefangen ist, wer das Maaß der Wissenschaftlichkeit darnach bemißt, daß die Begriffe, mit denen gehandelt wird, recht abstract, dünn und abgezogen seien und sich möglichst genau in die stereotypen Formen der Schullogik fügen, der wird auch die Methode der Theosophen als eine unzureichende, vielleicht auch als eine willkührliche bezeichnen. Aber sollte denn das, was wir schon am Anfang über die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt auch der menschlichen Erkenntniß gesagt, nicht seine volle Wahrheit haben? Kein Christ leugnet diese Nothwendigkeit auf dem ethischen Gebiete: wer will dieß trennend losreißen von dem intellectuellen? Freilich, und dieß betrachten wir eben als einen der besten Beweise des reichen Wahrheitsgehaltes der Theosophie, finden wir unter ihren Vertretern eine solche Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit in der Weise ihrer Darstellung, eine so ausgeprägte, individuelle Physiognomie, daß dem flüchtigen Beschauer die innerliche Zusammengehörigkeit nicht selten zu mangeln scheint. Welch' ein Unterschied zwischen der oft wunderlichen, mit Mühe nach der rechten und gerechten Ausdrucksweise ringenden und doch oft wieder wahrhaft glanzvollen Darstellung eines Jakob Böhme und der biblisch-änigmatischen, mit Salz gewürzten Redeweise eines Prälat Oetinger! Welch' ein Unterschied zwischen der von der seltensten speculativen Kraft getragenen Forschung eines Franz v. Baader und den die Kraft eines gottbegeisterten Sehers zugleich mit dem feinsten, fast weiblichen Sensorium für die tiefsten Geheimnisse der Wahrheit athmenden Schriften eines Marquis Louis Claude de St. Martin! Welch' ein Unterschied zwischen den in kindlich einfältiger Form das innere und äußere Leben des wahren Christen und die Geheimnisse des Gottesreiches darstellenden Schriften des würtembergischen Bauern Johann Michael Hahn und den in fließender und gefälliger Form und mit den Mitteln einer umfassenden Gelehrsamkeit ausgerüsteten, gedankenreichen Schriften eines Senators Friedrich v. Meyer! Und doch sind diese alle in den letzten Principien eins, sämmtlich bei aller Eigenthümlichkeit Theosophen im ächten Sinne des Wortes. Wo ächter Wahrheitsgehalt ist, da ist auch immer Freiheit und Mannigfaltigkeit, die Schul- und Scheinweisheit aber erzeugt überall Monotonie.

Möchte unsere Darstellung dazu gedient haben, in manchem Leser die Ueberzeugung zu wecken, daß auch recht unmittelbar praktische Bedürfnisse der Kirche Christi darauf hinweisen, die Bedeutung der Theosophie für die Gegenwart zu erkennen. Man treibt jetzt allerorten innere Mission,

und auch der Verfasser dieser Zeilen hat mit Herz und Mund den Aufschwung, den unter diesem Namen das Gebiet christlicher Liebesthätigkeit in den letzten Jahren genommen hat, freudig und mit aufrichtigem Dank gegen den Herrn begrüßt. Aber wir wissen, es bleibt dabei: Eins ist noth! — Die Zersplitterung und Vielgeschäftigkeit schwächt. Je nachhaltiger, je segensreicher unsere Wirksamkeit nach außen sein soll, desto mehr muß sie sich stützen auf die innerlichste Sammlung. In solcher Stille wird allein jener sanfte und stille Geist geboren, der köstlich ist vor Gott und den Menschen. Der Verfasser will es nicht verschweigen, daß, als er ermüdet war von dem nie endenden Getümmel des Welt- und Kirchenmarktes, hungernd nach den tiefen und lebendigen Quellen, die im göttlichen Wort allein entspringen, er in den Schriften der Theosophen ein Hülfsmittel zu einer besseren und völligeren Erkenntniß der h. Schrift gefunden hat. Wir wissen, daß vielen Brüdern das Studium der Theosophie den gleichen Dienst einer innersten Mission leisten würde. Sie würden bald eine doppelte Wirkung dieses Studiums erfahren: einmal nämlich immer mehr in die h. Schrift sich geführt und damit zugleich die ernstliche Begier nach Heiligung in sich gemehrt zu sehen. Ist dieser ächt praktische Werth der eigentlichen Mystik doch längst anerkannt. Die Mystik eines Tauler, Thomas von Kempen, Suso u. s. w. ist aber nichts Anderes, als die auf die unmittelbaren Bedürfnisse des Herzens und der Erbauung angewandte Theosophie. Im Princip ist Theosophie und Mystik eins. Es ist nicht die Rede davon, daß, so lange dieser Zeitlauf währt, die Theosophie je die Theologie verdrängen solle oder könne; dazu ist die Theosophie schon eine zu prophetische Wissenschaft, auch zugleich zu unionistisch im vollen und ächten, im biblischen Sinne des Worts. Es sollen auch nicht die mancherlei Irr- und Abwege, die hier, wie überall im Gebiete des Geistes, möglich sind, geleugnet werden; aber von der Ueberzeugung sind wir auf's tiefste durchdrungen, daß es hohe Zeit ist, daß der Reichthum an Wahrheitsgehalt und Schätzen ächter Erkenntniß, der in den Schriften der Theosophen, oft verachtet, öfter noch unerkannt, angesammelt liegt, für die theologische Wissenschaft, wie für die christliche Praxis endlich einmal fruchtbringend gemacht werde. Nach beiden Seiten hin bedürfen wir solcher belebender und vertiefender Elemente dringend genug.

F. F.

Die deutsche innere Mission im westlichen Amerika.

(Ein im Namen des protestantisch-kirchlichen Vereins den 8. April in Basel gehaltener Vortrag.)

Es ist mir von Seiten des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins der Auftrag geworden, bei diesem feierlichen Anlasse öffentlich noch einmal Rechenschaft zu geben über die Beweggründe, die uns bei unsrer Betheiligung an der innern Missions-Arbeit in Amerika geleitet haben. Unser zu diesem Zwecke erlassener Aufruf*), der jene Beweggründe bereits in der

*) Herr Pastor Wall, ein Zögling des hiesigen Missionshauses, jetzt Prediger einer deutsch-evangelischen Gemeinde zu St. Louis in Missouri, hat im Auftrage des deutsch-evangelischen Kirchenvereins des Westens von Amerika eine Reise nach Deutschland und der Schweiz unternommen, um für die Nothstände seiner neuen Heimath unter uns christliche Theilnahme zu wecken und thätige Hülfe zu suchen. Die eingehenden Mittheilungen, die er unsrer Commission über die religiösen und sittlichen Zustände der schweizerischen und deutschen Ausgewanderten im Westen der Vereinigten Staaten gemacht, mußten nothwendig einen tiefen Eindruck hervorbringen. Der Blick in die geistige und sittliche Verwilderung, in die völlige Verwüstung des religiösen und kirchlichen Lebens, worin Tausende unsrer schweizerischen und deutschen Glaubens- und Stammesgenossen dort untergehen, wenn die Anstrengungen des deutsch-evangelischen Kirchenvereins des Westens nicht im deutschen und schweizerischen Heimathlande der Reformation die nöthige Unterstützung finden, — der Blick in diesen schreienden Nothstand, sagen wir, hatte etwas so Ergreifendes, daß die Commission sich entschloß, gegen ihre sonstige Gewohnheit, dießmal sich durch einen besondern Aufruf an die Theilnahme des größeren christlichen Publicums zu wenden. Sie wagt diesen Schritt in einem Augenblick, wo der wohlthätige Sinn auch nach andern Seiten hin dringend in Anspruch genommen wird; aber sie weiß, daß die Bereitwilligkeit thätiger Christenliebe unter uns durch die täglich sich mehrenden Ansprüche noch nie entmuthigt, wohl aber gehoben wurde, und sie weiß, daß sie auch dießmal in diesem Vertrauen sich nicht täuschen wird.

Der deutsch-evangelische Verein des Westens, gegenwärtig aus 29 Geistlichen und etwa 50 Gemeinden in vier Staaten bestehend, arbeitet seit 1839 an der eben so dringenden als schweren Aufgabe, die deutschen und schweizerischen Protestanten des amerikanischen Westens durch Pflanzung und Ausbreitung eines *geordneten kirchlichen Lebens* vor den drohenden Gefahren zu sichern, die von der Eigenthümlichkeit der dortigen Verhältnisse unzertrennlich sind. Nur die Segnungen eines geordneten kirchlichen Verbandes im Sinne und Geiste der evangelischen Mutterkirche vermögen dort vor gänzlicher Verwilderung des religiösen Sinnes, vor verwirrender Bearbeitung durch Sekten aller Art und ganz besonders *vor der nichtswürdigen Verführung und Ausbeutung durch die frechsten Abenteurer zu schützen.* Es ist keine Uebertreibung, wenn wir behaupten, daß der deutsch-evangelische Kirchenverein des Westens für Unzählige unsrer Glaubensgenossen in der Gegenwart und Zukunft eine große Bedeutung bekommen kann, als eine Insel mitten in den Verwüstungen des rohesten Unglaubens, wie der maßlosesten Sektirerei.

Kürze dargelegt, hat zu unsrer Freude eine so warme Aufnahme gefunden, eine so rege Unterstützung hervorgerufen, daß wir heute unsern herzlichen Dank dafür nicht zurückhalten dürfen. Mit lebhafter Freude müssen wir es hervorheben, daß in den uns noch täglich zufließenden Gaben das Scherflein des Unbemittelten sich mit dem Golde des Vermögenden vermischt, als ein Zeugniß, daß es sich hier um ein gemeinsames Werk christlicher Liebe handle, auf dem ganz gewiß ein Segen ruhen wird.

Ja, ein Liebeswerk innerer Mission — dies ist das rechte Wort für das Unternehmen, zu dessen Förderung wir mitwirken möchten; innere Mission nämlich an den deutschen und schweizerischen Stammes- und Glaubensgenossen im Westen Amerika's; innere Mission an den Tausenden unsrer Auswanderer, die im fernen Westen eine neue Heimath suchen. Dabei durften wir uns nicht irre machen lassen durch jene Einwendungen, die jeder in die Ferne reichenden That christlicher Liebe in den Weg treten mit der Erinnerung an so viele näher liegende Nothstände; denn wir wissen, wer ein Herz hat für christliche Handreichung in die Ferne, der hat sich vor der Noth in seiner Nähe noch selten hartherzig verschlossen.

Der deutsch-evangelische Kirchenverein des Westens bedarf daher für sein schweres Werk vor Allem der Vermehrung seiner Arbeiter und der Mittel zur Ausbildung derselben in dem 1849 gegründeten Prediger-Seminar zu Marthasville in Missouri, wofür die Mitglieder jenes Vereins und die großentheils noch armen Gemeinden bisher zum Theil mit bewunderungswerther Hingebung Opfer gebracht. Seit Jahren hat der Vorsteher jener theologischen Bildungsanstalt nebst seiner Familie sich durch die drückendsten Entbehrungen in der anstrengenden Arbeit für jenen schweren Beruf nicht entmuthigen lassen. Der Verein hat mit einer Schuldenlast von 1800 Dollars und mit einem Jahresbedarf von 1500 Doll. für das Seminar zu kämpfen; er sollte in immer größerem Umfange den von allen Seiten an ihn ergehenden Bitten von hirtenlosen Gemeinden, sie mit Seelsorgern zu versehen, entsprechen können.

In dieser Noth wendet er sich durch seinen Deputirten an die evangelische Kirche Deutschlands und der Schweiz mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verlassen in der geistlichen Arbeit für die ausgewanderten Söhne und Töchter unsres Landes, für die verlassenen Glieder unsrer Kirche, für die „Verschmachtenden, die keinen Hirten haben". —

Dieser Nothruf, wie er an unsre Commission ergangen, so ergeht er nun an die Mitglieder unsres Vereins, sowie an alle Freunde evangelischer Gesittung in einem Welttheile, der mit jedem Jahr auch für Europa eine größere Bedeutung erhält und der immer entschiedener auch auf unsre Zukunft zurückwirken wird.

Von den fünf Zöglingen, welche das hiesige Missionshaus mit Herrn Wall nach dem Westen Amerika's zu senden gedenkt, will der protestantisch-kirchliche Hülfsverein zwei übernehmen, um die Kosten für ihre Ausrüstung und Ueberfahrt zu decken. Es wird also hauptsächlich von der thätigen Theilnahme aller Freunde dieser guten Sache abhängen, ob wir die Hoffnungen erfüllen können, die der deutsch-evangelische Kirchenverein des Westens auf unsre brüderliche Hülfe setzt.

Basel, den 15. März 1853.

Die Commission
des protestantisch-kirchlichen Hülfsvereins.

Je inniger und wahrer unser Mitgefühl ist für geistliche und leibliche Noth, desto lebendiger wird es das Nahe wie das Ferne umfassen, und in der Theilnahme an dem nahe Liegenden sich immer wieder erwärmen für das Entferntere. Wir hatten uns blos zu fragen: Hat der protestantisch-kirchliche Hülfsverein nicht auch hierin das Werk jenes Samariters auf sich zu nehmen, der nicht kalt vorübergehen mochte bei dem hülflos am Wege Liegenden? Und wir mußten, als die Bitte um Hülfe von dort drüben so nachdrücklich bei uns anklopfte, uns sofort gestehen: Ja, Tausende unsrer ausgewanderten Brüder im Westen von Amerika sind allerdings jenem Wanderer auf der Straße von Jerusalem nach Jericho zu vergleichen, der unter die Mörder gefallen war, und nun wund, nackt und halbtodt am Wege lag!

„Unter die Mörder gefallen" — es ist ein hartes Wort, das Mancher vielleicht übertrieben nennt, und doch findet es seine ungezwungene Anwendung auf den religiösen Zustand, worin wir im westlichen Amerika einen großen Theil unsrer Ausgewanderten erblicken. Wir reden, wie Jeder uns versteht, vom Seelen-Morde, von der Mißhandlung, Verkrüppelung und Untergrabung der ewigen Güter des Menschen. Es wäre, als Beleg für diese Worte, nicht schwer, ein düsteres Gemälde zu entwerfen von dem geistlichen und sittlichen Elende, worin so Viele aus der hirtenlosen Heerde unsrer Auswanderer schon untergegangen oder noch unterzugehen in Gefahr sind; doch müssen wir uns heute damit begnügen, nur auf die hauptsächlichen Grundzüge dieser Gefahren hinzuweisen. Sie lassen sich mit drei Worten bezeichnen: Unglaube, Sektirerei, Miethlingsgeist; es sind dies Nothstände, mit denen wir auch in Europa zu kämpfen haben, die aber dort drüben ein ganz anderes Maß annehmen, und denen dort nur schwache Dämme entgegenstehen.

Die Propagande des krassesten Unglaubens erhebt dort um so kecker das Haupt, da sie dadurch sich gleichsam entschädigen will für den Zwang, den sie sich in Europa den herrschenden Gesetzen gegenüber hatte anthun müssen. Und nicht blos gegen einzelne Lehren des christlichen Glaubens, an denen der denkende Geist sich oft zweifelnd abmüht, nicht blos dagegen erhebt sich jener Unglaube, sondern gegen alles Christenthum, gegen alle Religion überhaupt. Das Alles sei nur Pfaffenwerk, nur Erfindung der Tyrannei, um die freie Menschheit in Fesseln zu schlagen; ein Thor und ein Unmündiger sei derjenige, der jene rostigen Fesseln des christlichen Aberglaubens mit nach Amerika, in das Land der Freiheit, hinüberschleppe, statt sich nun offen loszusagen von all diesem pfäffischen Trug und Wahn. So lautet, bald in plumper, bald in feiner und geschickter

Einkleidung, dort drüben die Sprache der vielen Unglücklichen, die, an allem höheren Glauben Schiffbruch leidend, nun mit wahrhaft dämonischem Eifer auch die Andern in ihren Untergang mit hineinzureißen suchen. Wo im amerikanischen Westen deutsch gesprochen wird, da bilden sich auch die Vereine der sogenannten „freien Männer", die mit der Rastlosigkeit eines Besessenen an dem traurigen Werke der Zerstörung arbeiten, und oft genug stehen ihnen geistige Kräfte zu Gebote, denen nicht immer unter den Wohlgesinnten ebenbürtige Begabungen entgegengestellt werden. Wie müssen da vollends die Schwachen, die Schwankenden und Unbefestigten so leicht jener kecken, gewandten Sprache der Verführung als ein widerstandsloses Schlachtopfer erliegen!

Wem es aber gelingt, gewarnt durch sein Gewissen und belehrt durch die Bedürfnisse seines Herzens und Geistes, jene Verführungen des Unglaubens von sich fern zu halten — der entgeht nicht immer den Gefahren, die von einer entgegengesetzten Seite drohen, vom Sektengeist in seinen buntesten Abstufungen, seinen maßlosesten Entartungen und Ausschweifungen. Da ist derjenige vergleichungsweise noch glücklich zu preisen, der mit einer der großen kirchlichen Gemeinschaften der östlichen Staaten Amerika's in Verbindung tritt, obwohl auch dort das religiöse Leben oft von schroffer Einseitigkeit oder fieberhafter Ueberreizung entstellt ist. Im Westen dagegen, wo noch Alles neu ist, wo die unentbehrliche Zucht der Erfahrung und die Scheu vor der Ueberwachung der öffentlichen Meinung fehlt, da tritt der Sektengeist oft in seiner zuchtlosesten und abstoßendsten Gestalt hervor. Die wildesten Träume des Fanatismus, die rohesten Anmaßungen des Aberglaubens können fast immer darauf zählen, wenigstens für einige Zeit ihre Anhänger zu werben, bis die Zeit der Enttäuschung kommt, wo dann der alte Wahn oft nur mit einem neuen vertauscht wird. Es reicht zur Bezeichnung dieses die Gemüther verwirrenden Treibens hin, nur auf das Aeußerste hinzuweisen, wohin es der frechste Fanatismus dort gebracht hat — ich meine die Mormonen-Sekte, diese auf schaamlosen Betrug gegründete, aber schlau auf Leidenschaft und Schwäche der Unwissenden berechnete Verbindung von Schwärmerei, Herrschsucht und Sinnlichkeit. Daß ein solches Werk des Truges dort Glauben findet, daß es zu einer Macht sich erhebt und nach allen Weltgegenden seine Sendlinge ausschicken kann: das müssen wir als eines der warnenden Zeichen der Zeit betrachten, als eine offene eiternde Wunde, worin sich ein drohender Krankheitsstoff der religiösen Zustände Nord-Amerika's ankündigt.

Außer den verwirrenden und zerstörenden Einflüssen, die von den

Anstrengungen des Unglaubens und der Sektirerei ausgehen, giebt es noch ein Drittes, das ebenfalls eine verwüstende Macht inmitten der deutschen Niedergelassenen in West-Amerika ausübt: es ist der Miethlings-Geist und der abenteuerische Charakter von so Vielen, die sich dort zu Lehrern der Gemeinden aufwerfen. Die Neuheit der dortigen Verhältnisse, der Mangel an geregeltem Zusammenhange, an Prüfung, Aufsicht und Zucht hat es bisher an vielen Orten des Westens den verwerflichsten Menschen, ja geradezu den unwürdigsten hergelaufenen Schwindlern möglich gemacht, sich unter dem Namen christlicher Prediger in die neu sich bildenden Gemeinden der Ausgewanderten einzuschleichen, und das heilige Amt, das die Versöhnung predigt, zum tiefen Aergerniß der Freunde des Evangeliums der Verachtung preiszugeben. Es giebt dort Gemeinden, wo nach einander Trunkenbolde, Wollüstlinge, Betrüger, Comödianten, verunglückte Studenten ihr Wesen trieben als Prediger des göttlichen Wortes, als Hirten und Lehrer, bis sie endlich entlarvt wurden, und dann wieder unter neuen Namen ihr Glück versuchten. Ist es sich unter solchen Umständen zu verwundern, wenn in den Augen der ohnehin schon nationalstolzen eingebornen Amerikaner nicht selten eine Schmach auf dem deutschen Namen liegt, und wenn sie die evangelische Kirche des Mutterlandes anklagen, die ihre Kinder in der Ferne solchem Irrsale überläßt?

Das sind nur flüchtige Umrisse, die sehr in das Einzelne könnten ausgemalt werden; sie reichen aber hin zur Rechtfertigung des Ausdruckes: „unter die Mörder gefallen". Oder heißt das nicht „unter die Mörder fallen", wenn die ausgewanderten Söhne und Töchter unsres deutschen und schweizerischen Vaterlandes an den Ufern des Missouri, des Mississippi und Ohio täglich in die Hände solcher Menschen fallen können, in die Hände der Gotteslängner, der Fanatiker, der verlarvten Miethlinge? Ist das nicht ein Zustand von Verwirrung und Verwüstung, der als Anfang eines neuen Heidenthums so laut nach Abhülfe schreit, als das alte Heidenthum in China und Indien?

Und nun, was sollte der protestantisch-kirchliche Hülfsverein thun, als ihm aus den zuverlässigsten Quellen dieser Nothstand geschildert wurde? sollte er wie der Priester und Levit stumm vorübergehen an dem Jammer dessen, der unter die Mörder gefallen? sollte er sich auf die kalte Priester- und Leviten-Antwort zurückziehen: „wir kennen sie nicht; sie gehen uns nichts an; sie gehören nicht mehr zu unsrer Gemeinde, zu unserm Stande, zu unserm Bekenntnisse"? Nein, da blieb uns keine andre Wahl als die Frage und die Prüfung: woher nehmen wir die Kräfte, um Oel und Wein in die Wunden des Mißhandelten, Verlassenen zu gießen, und ihn

in eine Herberge zu bringen, wo er Pflege findet zur Genesung? — So entstand unser Aufruf zur Unterstützung des Prediger-Seminars in Marthasville und zur Ausrüstung der als Prediger nach dem Westen auszusendenden Missionszöglinge. Als Oel und Wein für jene Wunden wird die lebendige Verkündigung des Evangeliums sich bewähren, und als eine Herberge zur Heilung (so hoffen wir) wird der deutsch-evangelische Kirchenverein des Westens und das Prediger-Seminar zu Marthasville *) mehr und mehr sich auferbauen. Der heilige Dienst des Samariters aber ist denen zugedacht, die als treue und aufopfernde Lehrer und Hirten dort hinüber ziehen wollen, sowie allen denen, die durch Wort und That ihnen dies möglich machen; uns Allen ist es dadurch nahe gelegt, in die Fußstapfen jenes Samariters zu treten.

Mit Vorbedacht habe ich die dunkeln Farben im kirchlichen Lebensbilde des westlichen Amerika stark hervorgehoben; die Schwierigkeiten und Nothstände, denen ein treuer Prediger des Evangeliums dort entgegengeht, durften gerade in der heutigen Stunde nicht verhüllt werden. Die neuen Arbeiter für jenes große Erndtefeld, die uns heute Lebewohl sagen, werden in meinen Worten freilich nur Eindrücke eines tiefen Ernstes schöpfen, eines Ernstes, wie er denen wohl ziemt, die ihre Kraft und ihr Leben Dem weihen wollen, der auf Erden nicht hatte, wohin er sein Haupt legte. Die Wirksamkeit des ächten evangelischen Predigers unter den Deutschen und Schweizern in West-Amerika ist im vollen Sinn des Wortes eine Missionsarbeit; es ist ein Beruf der innern Mission, die das Verlorene suchen, das Geknickte wieder aufrichten will. Dieser wie jeder wahre Missionsberuf bedarf zu seiner wesentlichen Weihe Leiden und Entbehrung; er bedarf die Feuertaufe der Kämpfe und Anfechtungen von innen und außen. Ohne diese heilige Weihe des Kampfes und Opfers giebt es keinen wahren Missionar, der dieses Namens werth wäre; und nur diesem aufopfernden, selbstverläugnenden Missionsgeiste ist die Verheißung des Sieges gegeben; nur vor ihm fühlt selbst die Welt eine geheime Achtung, während sie mit scharfem Blicke den leidensscheuen, bequemen Amts-Missionar durchschaut und richtet.

Wer aber gelernt hat, groß zu denken von seinem Missionsberufe, den wird der Ernst der Aufgabe, die wir hier geschildert haben, nicht zurückschrecken; denn so groß ihre Schwierigkeiten auch sein mögen, es ist eine hohe und verheißungsvolle Arbeit, zu der Amerika einladet. Mit

*) In rühmlichem Wetteifer mit verwandten Bestrebungen gläubiger evangelischer Christen Deutschlands und Amerika's.

jedem Jahre wird es auch dem blödesten Auge deutlicher werden, daß die Zukunft von Amerika tief und immer tiefer eingreift in die Zukunft von Europa, und daß wir im Guten und Bösen die Einwirkungen dessen erfahren, was dort geschieht. Im Schooße der amerikanischen Zukunft liegen reiche Elemente des Lebens, aber auch bedeutende Kräfte der Zerstörung und Verwilderung. Wie Viele sind schon jetzt drüben aus unsrer Mitte, wie Viele werden ihnen noch folgen; wie Mancher von uns würde, wenn er in der Zukunft lesen könnte, die Gräber seiner Kinder und die Wiegen seiner Enkel im Geiste auf amerikanischer Erde erblicken! — Denn unser alterndes enges Europa kann mit jedem Tage weniger alle seine Kinder nähren, und mit jedem Jahre scheint die große friedliche Völkerwanderung nach dem Westen sich vergrößern zu wollen. Noch vor 25 Jahren belief sich die Zahl der deutschen Auswanderer jährlich gewöhnlich nur auf 10—12000, jetzt schon auf das Zehnfache, auf etwa 100000, so daß nach diesem Verhältniß in weniger als einem Jahrzehent wieder eine Million von Auswanderern deutscher Zunge dort drüben landen würde.

Solche Zahlen haben leicht etwas Betäubendes, wenn man an die unverhältnißmäßig kleine Zahl der christlichen Arbeiter denkt, die in jene Menschenfluth einwirken sollen. Ist das nicht, fragt man dann, wie ein Tropfen im Meer? Aber wer die Reichsgesetze dessen kennt, der von zwölf verachteten Galiläern die Erneuerung der Menschheit ausgehen ließ, der wird sich durch jene Zahlen nicht einschüchtern lassen. Wohl aber liegt in dieser Kleinheit der Zahl eine laute Aufforderung, daß die Wenigen um so inniger sich an einander schließen, um die Kraft und den Segen zu erfahren, der jeder ächten evangelischen Verbündung verheißen ist.

Der deutsche Verkündiger des Evangeliums in Amerika hat dort die großen Güter der deutschen und schweizerischen Reformation als eine göttliche Kraft der Freiheit und der Ordnung geltend zu machen: als Bedingung der innern Freiheit, welche die Seelen frei macht, und dann erst die Leiber, als Versöhnung von Glauben und Bildung durch evangelische Erkenntniß, als Weihe des freien Gehorsams unter die göttlichen Ordnungen der Zucht und Gemeinschaft einer geschichtlichen Kirche. Mit diesen Hoffnungen und Wünschen begleitet der Verein, in dessen Namen ich gesprochen, die fünf nach dem Westen abreisenden christlichen Sendboten.

Krieg oder Frieden?

Eine politische, sociale und kirchliche Frage an das Jahr 1853.

Krieg oder Frieden? Seit Jahren lesen wir diese Frage nach kurzen Zwischenräumen der Beruhigung immer wieder als ängstigende Sorge auf allen Lippen; schon das Vorhandensein dieser Frage und die Unsicherheit ihrer Beantwortung reicht hin, um stets von neuem die europäische Gesellschaft in unruhige Spannung zu versetzen, und ein Unbehagen über unsre Zustände zu verbreiten, das man mit tausend künstlichen Mitteln zu verbergen bemüht ist. Die Frage blickt, wenn näher besehen, nach drei Seiten hin: je nachdem man mehr an eine Störung des Friedens zwischen den europäischen Großmächten denkt, oder an einen neuen Ausbruch des Kampfes zwischen den entzweiten socialen Elementen im Innern der modernen Gesellschaft, oder endlich an eine zunehmende Erbitterung und gewaltthätige Entzündung der kirchlichen Gegensätze. Mit andern Worten: es handelt sich um Krieg oder Frieden zwischen den Staaten, zwischen den politisch-socialen und zwischen den religiösen Parteien. Ist im Innern von Europa der Same vorhanden zu neuen Eroberungs-, zu Revolutions- und zu Religionskriegen, und ist die Jahreszeit dem Aufgehen dieses Samens günstig? Oder sind solche Gedanken nur als ängstliche Träume zu betrachten, die von Zeit zu Zeit den Mittagsschlummer der Friedensfreunde beunruhigen?

Vor 1848 hatte man sich allgemein daran gewöhnt, die Fortdauer des Friedens an das Leben Ludwig Philipp's zu knüpfen; wenn jene zwei Augen sich schließen (so hieß es damals bis in die höchsten Regionen hinauf), dann beginnt ein Eroberungs- oder ein Revolutionskrieg, vielleicht beides zusammen. Allein noch hatten jene zwei Augen sich nicht geschlossen, da brach der Sturm los, der den „Napoleon des Friedens" (wie man den klugen König so oft hatte preisen hören) auf die freie gastfreundliche Nachbarsinsel schleuderte, der Sturm, in dessen Gefolge das halbe Europa den Krieg erwartete. Der Krieg kam; aber er blieb ein innerer, ein Krieg in den Straßen von Paris mit seinem Echo in Mailand, Wien und Berlin, ein Krieg zwischen den nationalen Elementen der österreichischen Monarchie, ein Krieg der italienischen Unabhängigkeits-Plane gegen das Haus Habsburg, der Herzogthümer Holstein und Schleswig

und ihrer deutschen Verbündeten gegen Dänemark, endlich ein Krieg gegen die republikanischen Insurrektionen am Ober-Rhein. Die Gefahr eines europäischen Krieges durch Betheiligung der anderen Großmächte, so drohend nahe sie sich auch mehrmals ankündigte, ging dennoch immer wieder vorüber; und als am Ende des Jahres 1850 auch die deutsche, österreichisch-preußische Krise sich ohne Krieg gelöst hatte, da schien seit dem Anfange der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts die ungetheilte Aufmerksamkeit von Europa sich nur der Frage zuzuwenden: Kann die im Februar 1848 durchgebrochene Strömung der Revolution in Frankreich einen neuen Durchbruch erzwingen oder wird eine entscheidende Eindämmung derselben zu Stande kommen? Aber kaum hatte der zweite December 1851 hierauf geantwortet, so tauschte die Angst vor der socialen Revolution schon ihren Platz mit Kriegs-Befürchtungen; das Napoleonische Kaiserthum, das man schnellen Schrittes herankommen sah, und das der December 1852 wirklich brachte, schien durch seine Erinnerungen und durch seine Hoffnungen auf eine kriegerische Bestimmung gewiesen. Ein Napoleon auf dem französischen Kaiserthrone — so meinten die Freunde des Friedens wie die des Krieges — bedeutet über kurz oder lang einen europäischen Krieg. — „Das Kaiserthum bedeutet Frieden" (l'empire c'est la paix) hatte Napoleon III. von Bordeaux aus erklärt, wenige Monate, ehe er den Kaiserthron bestieg; dies Friedenswort machte nun von der Garonne die Runde durch Europa, und beschwichtigte die Sorgen der geängsteten Friedensfreunde; wie gerne wollten sie an einen Napoleon des Friedens glauben!

Verlangt es ja doch — so sagte man sich zur Bestärkung dieses Glaubens — das eigene wohlverstandene Interesse des neuen Kaisers, daß er den Krieg vermeide! Er weiß so gut als wir, daß mit dem Namen des Onkels sich sein Feldherrntalent nicht nothwendig vererbt; er weiß, daß ihm ein anderes, ein ungleich stärkeres Europa als seinem Onkel entgegenstände, und eben so wenig ist es ihm verborgen, wie gefährlich die Siege seiner Generale für seine junge Krone werden könnten, zum mindesten eben so gefährlich wie seine Niederlagen. — Solcher Beschwichtigungs-Gründe ungeachtet, sah sich das Friedens-Vertrauen seit dem December 1852 jeden Monat von neuem auf die Probe gesetzt. „Das Kaiserthum ist der Friede" — ja, aber inzwischen rüstete sich England auf die Möglichkeiten eines Land- und Seekrieges in einem Maße, wie dies seit den großen Napoleonischen Kriegen nie mehr gesehen worden. „Das Kaiserthum ist der Friede" — aber kaum war dies Kaiserthum zur Gewißheit geworden, so eilte Oesterreichs junger Kaiser nach Berlin, um dort die

Schwierigkeiten zu ebnen, die einer Verständigung Oesterreichs und Preußens und einer Annäherung Oesterreichs an den deutschen Zollverein im Wege standen; dem französischen Kaiserthum sollte ein geeinigtes Deutschland gegenüberstehen. „Das Kaiserthum bedeutet Frieden" — aber in Belgien regten sich ernste Zweifel. Die diplomatische Anerkennung der östlichen Großmächte zauderte, und plötzlich wurden die Friedliebenden durch die Nachricht in Schrecken versetzt, daß man eines Abends in den Tuillerien allen Ernstes die Frage aufgeworfen: „Krieg oder Frieden, als Antwort auf solche Kränkung?" — Die ohnehin schon gereizte Empfindlichkeit hatte noch von andrer Seite her Nahrung gefunden, bis endlich der neue Kaiser durch seine Vermählung mit einer spanischen Gräfin sich von der spröden Zurückhaltung der Höfe abwandte, und sich dem erstaunten Europa laut als „Emporkömmling" ankündigte, während nebenbei die Flugschriften der Kriegslustigen wieder auf die „natürlichen Grenzen" des französischen Kaiserreichs hinwiesen, und in dem Heere die stolzen Erinnerungen und Gelüste der Eroberung aufzustacheln suchten.

Noch stand man mitten in diesen Berechnungen der verhüllten Absichten und Plane, deren man sich von der unberechenbaren Verschlossenheit des französischen Kaisers zu versehen habe, da wurden plötzlich Aller Augen wieder nach dem Osten gerichtet, wo schwere Entscheidungen über das österreichische und das türkische Kaiserreich hereinzubrechen schienen, zum unwidersprechlichen Zeugniß für die Kurzsichtigen, daß Krieg und Frieden nicht blos in den Willen Napoleons III. gelegt seien, überhaupt nicht blos in den Willen dieses oder jenes Herrschers. — Wie ein Blitz zuckte die Gefahr einer neuen italienisch-ungarischen Revolution durch die österreichische Monarchie, während an ihren Grenzen der Krieg der Türken gegen Montenegro gefährliche Entzündungsstoffe für Ungarn und Italien anhäufte; wieder mußte man sich's gestehen, an wie dünnen Fäden der europäische Friede hänge. — Zwar setzte Graf Leiningen in Constantinopel die Forderungen Oesterreichs durch, und auch Fürst Menschikoff wird den Willen Rußlands dort geltend zu machen wissen, da die Politik des Petersburger Hofes die Demüthigung der Türkei noch mit der Erhaltung des Friedens für vereinbar hält; aber diese türkischen Zugeständnisse, die für den Augenblick wieder die Gefahr eines Krieges verhüten helfen — was sind sie im Grunde anders als eine neue Gnadenfrist, eine Vertagung der orientalischen Zukunfts-Frage? Eben sind es vierhundert Jahre, seit der Halbmond in Constantinopel das Kreuz verdrängte (1453), und bereits zeigen sich der Vorboten genug, daß die Stunde wohl nicht mehr sehr fern ist, wo das Kreuz wieder auf der

Sophienkirche errichtet und die türkische Herrschaft vom europäischen Boden verdrängt wird. Wenn es in diesem Jahre noch nicht geschieht, so verdankt die Pforte diesen Verzug nicht der eigenen Macht, sondern der vorwaltenden Scheu vor einem europäischen Kriege; und doch können selbst die ruhigsten vorschauenden Politiker sich nicht verbergen, daß die Lösung des orientalischen Knotens sich höchstens noch um etwa zwei Jahre werde hinausschieben lassen. Schon im Jahre 1849 konnte der russische Herrscher mit gewohnter Offenheit erklären: „Wollte ich die Türkei in völlige Anarchie und Verwirrung gerathen lassen, so brauchte ich nur meinen Einfluß aus der Bulgarei, Serbien, Moldau und Walachei zurückzuziehn; rasch würden sich mit diesen Provinzen andere verbinden, und bald hätte die christliche Bevölkerung dem türkischen Reiche ein Ende gemacht; es würde sofort vor unsern Augen in Stücke zerfallen." — Und in der That, hat denn der Februar und März 1853, hat der Abzug der Türken von Montenegro, hat der Einzug des Fürsten Menschikoff in Constantinopel jenem Ausspruche des Czars nicht schon einen beachtenswerthen thatsächlichen Nachdruck gegeben? Und wenn von nun an große Massen christlicher Unterthanen der Pforte unter dem Schutze der beiden großen Nachbarstaaten stehen sollen, so ist unschwer vorauszusehen, was dieser Schutz am Ende bedeuten müsse; die Schutzherrschaft wird unfehlbar als Herrschaft enden, die Vormundschaft wird der Theilung den Weg bahnen. „Der Theilung": dies Eine Wort klingt in Vieler Ohren als eine Kriegserklärung; wie werden die Interessen der Großmächte sich friedlich vereinigen lassen? wer vermag bei einem bevorstehenden Streite um die Vertheilung des osmanischen Reiches einen furchtbaren Zusammenstoß des Ostens und des Westens zu verhüten? „Krieg oder Frieden?" — das ist der ernste Grundton der orientalischen Frage, der Frage, die schon Heinrich IV. und Leibnitz im Interesse des europäischen Friedens zu lösen suchten, wogegen Napoleon im Einverständnisse mit Kaiser Alexander sie zum Sturze der englischen Herrschaft in Indien auszubeuten dachte. Wie lange und wie ängstlich auch die Entscheidung hinausgeschoben werde, sie drängt sich immer gebieterischer auf; an der innern Auflösung des zerfallenden politischen Leichnams scheint alle hinhaltende diplomatische Kunst zu Schanden zu werden.

Indessen behilft sich die Politik des Tages überall mit Palliativen und freut sich, so oft es ihr gelungen, wieder einen der Risse zusammenzuheften, die so oft den dünn gewobenen Friedensmantel des christlichen Europa zu zerreißen und die unter ihm verborgenen Wunden zu enthüllen drohen. Bei jedem Gelingen friedlicher Ausgleichung athmen die

Tausende, ja die Millionen wieder leichter auf, die einen Krieg als das Grab aller Plane des Genusses und Gewinnes, als die Zerstörung aller freien ruhigen Bildung, als die Brücke zum eisernen Zeitalter einer rücksichtslosen Soldatenherrschaft betrachten. Mit der frohesten Genugthuung begrüßen sie jeden neuen Sieg der friedliebenden Diplomatie und nicken der Friedens-Deputation der Londoner Friedensfreunde an Napoleon III. den aufrichtigsten Beifall zu. Und dennoch scheint es zum Verhängnisse dieser Friedensfreunde zu gehören, des Friedens nie recht froh zu werden, der Zukunft nie ohne banges Herzklopfen entgegenzusehen; unausrottbar geht immer wieder eine neue Drachensaat von Streitigkeiten, Spannungen und Verwicklungen auf, so daß ein ungewöhnliches Maß von Kriegsscheu und Friedensbedürfniß erforderlich ist, um den so leicht den zitternden Händen entgleitenden Stein mit unermüdlicher Geduld wieder bergan zu wälzen. Und woher jene Scheu und diese Geduld? Woher anders als aus jenem selten ausgesprochenen Gefühle, das mit der Uebermacht eines Natur-Instinktes die Seele der Zeitgenossen beherrscht — aus dem Vorgefühle, daß der Anfang eines europäischen Krieges die Losung zu einem Weltbrande werden könnte, zu einem weltgeschichtlichen Gottesgerichte, in dessen Zornes-Gluten viel Heu und Stoppeln des Erträumten und Verlebten, des innerlich Haltlosen und Willkürlichen verzehrt und selbst das Gold des Lebensfähigen und göttlich Berechtigten von seinen vielen Schlacken geläutert würde! — In diesem Sinne bedeutet Erhaltung des Friedens so viel als Aufschub eines politischen und socialen Weltgerichtes, einer das Mark und Bein der Gegenwart erschütternden geschichtlichen Entscheidung, deren Ausgang für die Einen Leben, für die Andern Sterben heißen kann. Vor dieser unerbittlich entscheidenden Feuerprobe, die mit erhabenem Ernste den Hintergrund aller europäischen Aussichten beleuchtet, bebt die Gegenwart im Innersten erbangend zurück; wer getraut sich, jene Probe zu bestehen? wer hat die Gewißheit, sie zu überleben? Laßt uns das Heutige festhalten, laßt uns das Sichtbare und Faßbare umklammern, denn was morgen kommt, weiß Niemand; nach uns die Sündfluth — so lautet das geheime Glaubensbekenntniß vieler Tausende, ob sie nun Christen, Juden oder Heiden heißen; für sie Alle hat die krampfhaft ängstliche Friedens-Umklammerung nur den Sinn: „schrecklich ist es in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen", der im Feuer der Kriege und der Völker-Gerichte sich als den Lebendigen und als den Richtenden ankündigt!

Diese kriegsscheue, den Frieden fast um jeden Preis festhaltende Stim-

mung erhält von Zeit zu Zeit noch von einer andern Seite neue Nahrung und nachdrückliche Bestätigung, im Hinblick auf die innern Zustände der Gesellschaft, auf den noch immer nicht geschlossenen Abgrund der Revolutions-Elemente der europäischen Staaten. Krieg oder Frieden? ist in diesem Zusammenhang gleichbedeutend mit der Frage: Wird der Kampf zwischen Gesetz und Willkür, zwischen Erfahrung und Theorie, zwischen geschichtlich-sittlicher Zucht und eigenmächtiger Revolution, zwischen göttlichem (d. h. sittlichem und vernünftigem, also wahrhaft menschlichem) Recht und zwischen ungöttlicher (also unsittlicher, vernunftwidriger und den Menschen verthierender) Gewalt — wird dieser schon so lange im Innern unsrer Gesellschaft gährende Kampf nach jedem Waffenstillstande, nach jeder augenblicklichen Beschwichtigung nicht in neuen gewaltsamen Ausbrüchen sich Luft machen, bis Todes-Ermüdung oder Unterjochung ihm ein gewaltsames Ende bringt? — Der 6. und der 18. Februar haben plötzlich der Welt einen Beweis gegeben, daß die bestehenden Gewalten noch immer darauf gefaßt sein müssen, von den Leitern der socialistisch-demokratischen Verschwörung auf Tod und Leben bekämpft zu werden, bekämpft selbst durch die verabscheuungswürdigsten Mittel und Werkzeuge, durch Dolch und Meuchelmord. Die meuchlerische Metzelei in Mailand (6. Februar), das gegen Franz Joseph I. gezückte Messer Libenyi's auf den Wällen Wiens (18. Februar), die gleichzeitigen Regungen in Pesth, im Kirchenstaat, in Palermo, in Berlin — alles das sind übereinstimmende düstere Symptome einer noch nicht überwundenen tiefen Erkrankung des socialen Körpers. Es sind das unverkennbare Winke, daß der Krieg zwischen den Mächten der Erhaltung und der Zerstörung über Nacht wieder mit einer Heftigkeit der Verzweiflung ausbrechen könnte, wogegen die innern Differenzen und Abstufungen aller antirevolutionären Gesinnungen und Parteien (der Einen gemeinsamen Gefahr gegenüber) für geraume Zeit in den Hintergrund treten müßten. Zurücktreten müßten sie so lange als es gälte (wie im Frühling 1848), die bestehende Gesittung und Ordnung vor dem Versinken in Anarchie und socialistische Tyrannei zu bewahren; aber unmittelbar nach Abwendung dieser Gefahr würden jene innern Gegensätze der conservativen Gesinnung sofort wieder sich geltend machen, sobald es sich um die Entscheidung handelte: auf welchen Wegen ein dauernder Friede zwischen den feindseligen Elementen in Staat und Gesellschaft anzubahnen sei.

An der Schwelle dieser Frage trennen sich immer von neuem in Gesinnung und That die grundsätzlichen Gegner der Revolution; sie trennen sich in die zwei Hauptgruppen derer, die im Dienste

der Freiheit, und derer, die im Dienste der Knechtschaft conservativ gesinnt sind. Es ist im letzten Grunde der tiefgehende Gegensatz des evangelisch=protestantischen und des jesuitischen Conservatismus, der ethisch=freien Ordnung und der mechanisch=materialistischen Unterwerfung. Wahrhaft conservativ und im Dienste der ächten Freiheit stehend nennen wir nur diejenigen, welche, allen Götzendienst mit den bloßen Formen des Staates verschmähend, die strenge und unentbehrliche Zucht des staatlichen Gesetzes als ein Mittel zur allmählichen Völker=Erziehung betrachten und den Gehorsam als Bedingung der Entwicklung zur sittlichen Mündigkeit, zu Recht und Freiheit behandeln. Diese sind es, die einer Freiheit Bahn machen, wie sie die gebildete menschliche Gesellschaft, eingeengt zwischen unzählige beschränkende Einflüsse der Natur und der Geschichte, überhaupt nur in begünstigten Perioden erträgt. Sie sind es, die nicht blos durch materielle Bändigung, sondern durch gesunde organische Entwicklung das Ende der Revolution — so weit dies in die Hände der Menschen gelegt ist — herbeizuführen berufen wären; denn ihr Wahlspruch stimmt mit ewigen Gesetzen göttlicher Ordnung, mit den reifsten Erfahrungen der Geschichte überein: durch die Zucht des Gehorsams zum Genusse der Freiheit, durch Dienen zum Herrschen, durch Erfüllung von Pflichten zur Ausübung von Rechten vorzubereiten! Weder die Ordnung ist Selbstzweck, noch die Freiheit; beide sind unentbehrliche Bedingungen aller gesunden politischen und socialen Entwicklung; aber Selbstzweck im vollen Sinne des Wortes sind sie nicht; ihre wahrste Bedeutung erhalten sie erst im Dienste noch höherer, wesenhafter, nicht blos formaler Güter. Die wahrhaft conservative Versöhnung von Ordnung und Freiheit ist vor Allem in der unablässigen Arbeit für die innere Heranbildung, für die sittliche, geistige und religiöse Hebung der Völker zu suchen. Die blos äußerlichen Auskunftsmittel — heißen sie nun Niederhaltung durch Waffengewalt oder Förderung des materiellen Wohlseins — werden allein niemals zuverlässige Bürgschaften für den Frieden in der Gesellschaft und für die Besiegung der Revolution gewähren können; diese Täuschung gerade ist der bezeichnende Irrthum jener zweiten, vorhin genannten Hauptgruppe derer, die Conservative heißen. Ein Conservatismus, dessen letztes Wort Knechtschaft und Kastengeist ist, verdient in unsern Augen einen andern Namen; ein ideenloser Conservatismus ohne sittliche Ziele und religiöse Impulse wird zuletzt immer wieder der Anarchie oder der Diktatur, dem Despotismus der Massen oder eines Einzelnen in die Hände arbeiten. —

Wir wiederholen es: diesem jesuitischen Conservatismus gegenüber muß der evangelisch-protestantische Conservatismus immer gründlicher und klarer seines ganz verschiedenen Lebensgrundes, seines großen, durchgreifenden Abstandes im Ziel und in den Mitteln sich bewußt werden. Für den Augenblick wird die Klarheit und Sicherheit dieses Bewußtseins durch trübende Einflüsse und Einschüchterungen hier und da erschwert; aber auf die Dauer lassen sich Wahrheiten nicht verkennen, die in der geistigen Natur der Dinge, im tiefsten Wesen der geschichtlich erwachsenen Prinzipe wurzeln. Die Entscheidung für jenen oder für diesen Conservatismus zieht eine scharfe geistige Scheidungslinie durch Deutschland und durch die ganze gebildete Welt; jenseit und diesseit dieser Linie muß daher die Frage: „Krieg oder Frieden zwischen den politischen und socialen Parteien?" nothwendig in wesentlichen Punkten eine grundverschiedene Lösung finden.

Die Worte: „Krieg oder Frieden?" bezeichneten wir endlich auch als eine kirchliche Frage an das Jahr 1853, um alles Ernstes diejenigen, welche in den religiösen Angelegenheiten des Jahrhunderts mitzusprechen berufen sind, aufzufordern, sich wohl zu prüfen, welche Geister sie auf kirchlichem Gebiete zu lösen und zu binden im Begriffe stehen. Soll der alte Hader der Confessionen mit seiner finstern Härte, seiner verfolgungssüchtigen Schärfe, seiner schroffen Abschließung wieder von allen Seiten heraufbeschworen werden? ist dies gewaltsame Wiederaufreißen halbverharschter Wunden in der That die eigentliche religiöse Mission unsrer Zeit? Nein (ruft man uns von andrer Seite zu), die wahre Losung der Zeit darf vielmehr nur die sein: Friede zwischen den christlichen Confessionen, Krieg aber, ja Eroberungskrieg gegen alles Unchristliche und Vertheidigungs- oder Vernichtungskrieg gegen alles Antichristliche! Allein wie sollen wir ernstlich an die Möglichkeit eines ehrenhaften Friedens zwischen den Confessionen glauben, so lange die ersten Vorbedingungen gegenseitiger Anerkennung noch streitig sind? so lange keine aufrichtige Verzichtung auf die unerlaubten Mittel eines Eroberungskriegs (sei es der List oder Gewalt) vorausgegangen? — Ist ein ehrlicher Friede mit demjenigen möglich, der uns in seiner Theorie das Recht der Existenz streitig macht und uns hiedurch zu der Annahme berechtigt, er werde die Theorie auch in die Praxis übertragen, sobald es ihm nicht mehr an der Macht dazu fehle? Und hat Rom der ganzen protestantischen Welt gegenüber bis jetzt nicht eben diese Theorie festgehalten? Wann und wo hat es den Westphälischen Frieden,

d. h. die Gleichberechtigung, das friedliche Nebeneinander der Confessionen offen anerkannt? Wann und wo hat es sich unumwunden losgesagt von den Grundsätzen, die sein Verfahren gegen die Häretiker überall bestimmten, wo die Möglichkeit gewaltsamer Unterdrückung gegeben war? Wer giebt uns Bürgschaft, daß Rom, d. h. die römische Curie, mit Aufrichtigkeit sich zu einem ehrlichen Frieden mit den andern Confessionen, zu einem Frieden der Anerkennung herbeilassen könne und wolle? Nicht von den Tausenden ehrenwerther Katholiken sprechen wir, in deren Herzen dieser Friede längst geschlossen ist, und die ihm hoffentlich früher oder später auch die kirchliche Geltung und Anerkennung erringen werden; nein, von ihnen (der endlosen Mißverständnisse wegen muß es stets wiederholt werden) ist hier nicht die Rede, sondern von Rom und den obersten leitenden Gedanken seines hierarchischen Regiments und seiner kirchlichen Politik. Man überführe uns, daß unsre von den lautesten Zeugnissen der Geschichte aufgenöthigten Zweifel jetzt nicht mehr gegründet, daß die alten Ansprüche und Gedanken in Wahrheit aufgegeben, nicht blos je nach Umständen aufgeschoben seien: wir werden jede überzeugende Belehrung der Art mit Freuden begrüßen. Dann aber überzeuge man uns vorerst, daß z. B. ein ernster, gewissenhafter Schriftsteller, wie Dr. Otto Mejer, Professor der Rechte in Rostock, in einer aus ruhiger und gründlicher Forschung geschöpften Schrift („die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht." Bd. I u. II) sich und Andre täusche, wenn er so gewichtige Sätze wie die folgenden zuversichtlich auszusprechen wagt:

„Ich hatte darzulegen, daß die katholische Kirche, über deren dogmatische Unerbittlichkeit gegen die Häresie der Protestanten kein Zweifel sein kann, auch rechtlich und verfassungsmäßig weit entfernt ist, sich bei der Existenz der evangelischen Kirchen zu beruhigen, vielmehr allenthalben, wo sie solchen gegenübersteht, und namentlich in Deutschland ihren gesammten Organismus auf deren Bekämpfung eingerichtet hat; daß — weil und so lange Deutschland ein Missionsland ist — sie nicht beabsichtigt, noch zufrieden sein kann, blos innerhalb ihres gegenwärtigen Besitzes daselbst mit Ruhe und Freiheit zu wirken, daß vielmehr alle ihre deutschen Verhältnisse und Einrichtungen beherrscht werden von dem Gedanken der Bewegung gegen den Protestantismus; daß, wenn sie Freiheit verlangt, dies Freiheit des Kampfes wider ihn, wenn sie Ruhe und Unterstützung fordert, dies Ruhe und Unterstützung zum Vordringen gegen den Protestantismus ist. Daß endlich die katholische Kirche [Rom] mit den Waffen des Wortes diesen Kampf nur gezwungen und blos auf so lange führt, bis sie Feuer und Schwert wieder in

Händen haben wird, um damit gegen die Ketzer, wie es bei ihr Rechtens ist, zu verfahren, das liegt im Begriff der Mission." — „Man muß sich darüber nicht täuschen, daß für einen evangelischen Staat der confessionelle Friede mit der katholischen Kirche ein Ding der Unmöglichkeit ist, weil diese Kirche den Frieden mit der Ketzerei weder kennt noch will." — „Der deutsche Protestantismus, mögen einzelne Katholiken noch so tolerant über ihn denken, wird von der katholischen Kirche als solcher [von Rom] ganz ebenso bekämpft wie indianisches oder chinesisches Heidenthum; Deutschland ist ganz ebenso ein Land der Mission wie China, und von der Achtung der evangelischen Kirchen als sogenannter Schwesterkirchen ist katholischerseits gar nicht die Rede ... Der deutsche protestantische Staat, wenn er der katholischen Kirche dient, kann nur dann gemeint sein, nicht gegen sich selbst zu operiren, wenn er ohne Protestantismus bestehen zu können meint." — (Band II, Vorrede IV u. VII, u. S. 522—523.)

Beruhen diese Worte auf irrigen Voraussetzungen, auf Vorurtheilen protestantischer Einseitigkeit, so widerlege man sie ohne Sophistik und Winkelzüge durch unbestreitbare Thatsachen und feierliche Erklärungen — und wahrlich die Widerlegung jener Behauptungen soll uns willkommener sein als ihre Bestätigung. Bis dahin aber scheint die Zeitgeschichte der letzten Jahre allerdings mehr für die Bestätigung als für die Widerlegung zu sprechen, und statt auf Frieden, vielmehr auf confessionellen Krieg hinzudeuten. Dies eben gab der Madiai'schen Angelegenheit eine Zeitlang eine europäische Bedeutung; man sah in jener Verurtheilung eine Kriegserklärung gegen den Protestantismus, und war daher der Welt den Beweis schuldig, daß man nicht gesonnen sei, sie stillschweigend hinzunehmen. Dieser Beweis wurde gegeben, und mit solcher Eindringlichkeit und solchem Ernste, daß endlich die Kerker der verurtheilten Opfer sich öffnen mußten, „sich öffnen mußten", sagen wir, nicht als ob wir auf physischen Zwang und politische Nöthigung hindeuten wollten; aber es giebt auch sittliche Nöthigungen; es giebt glücklicherweise auch eine Macht des öffentlichen Ehr- und Schaamgefühls, dem man sich auf die Länge nicht ungestraft verschließt. Und Beweggründe dieser Art haben hoffentlich zu der Freilassung nicht minder mitgewirkt als die Fürsprache dieses oder jenes Cabinets. Wie dem auch sein möge, galt die Verurtheilung der Madiai als eine Kriegserklärung, so würden wir ihre Freilassung bereitwillig als eine Friedens-Versicherung hinnehmen, wenn wir glauben dürften, daß der 15. März nicht als eine Ausnahme und als ein vereinzelter Act stehen bleibe. Nur wenn

man die jesuitische Eroberungs- und Unterdrückungs-Taktik wieder entschieden aufgiebt: dann erst darf man auch von der großen Mehrzahl besonnener Protestanten erwarten, daß sie ihre öffentliche Mißbilligung dessen aussprechen, was ihnen zuweilen in den Schritten des englischen Bekehrungseifers und namentlich in den Angriffswaffen des Methodismus und Baptismus als unzuläßig erscheinen muß.

Also Krieg oder Frieden in Staat und Kirche und Gesellschaft? — Nicht dieser oder jener wird die Frage lösen, weder List noch Lust, weder Geist noch Kunst des Einzelnen; im Großen und Ganzen werden nur höhere Fügungen darüber entscheiden. Der Einzelne aber, wenn er seiner Zeit und seinem Geschlecht lebendig angehören will, greife in sein Gewissen, und frage sich: wohin die Strömung, der er sich anvertraut, ihn führen dürfe.

Aphorismen von Alexander Vinet.

(Mitgetheilt von J. Schmid.)

Von der Religion und nur von ihr erwarten wir die Erweckung nicht bloß des religiösen Gewissens, sondern des Gewissens überhaupt, der Individualität, der Ursprünglichkeit der Seele. Die wahre Religion ist nothwendig eine Aufforderung an das Gewissen. Sie wendet sich an das eines Jeden von uns und begründet im innersten Wesen des Individuums ein Wechselverhältniß, wo Gott dem Individuum und das Individuum Gotte genügt. Kein Element wird von außen entlehnt; die Menschheit, die Welt kommen nicht in Frage. Das Individuum ist für Gott eine ganze Welt, wie Gott selbst der einzige Gegenstand des Individuums ist. Ein solcher Mensch horcht mit seiner eigenen Seele, mit seinem eigenen Gewissen stimmt er bei und glaubt. Sein Glaube ist nichts bei der Menge Erborgtes, noch eine von der Autorität auferlegte Formel: er ist ihm eigenthümlich, er wird aus ihm oder in ihm geboren; er ist eine Frucht der Freiheit. Die Entwickelung seines Glaubens hat keinen andern Ursprung und keine andere Beschaffenheit, als sein Glaube selbst. Das ganze Leben, welches sich an denselben knüpft, trägt den nämlichen Charakter der Spontaneität. Es gehört ihm an; es entwickelt sich aus ihm, wie sein Glaube. Der Strom der herrschenden Ideen hat es ihm weder gebracht, noch kann er es ihm entreißen. Geboren aus sich selbst, besteht es nur durch sich selbst oder sein göttliches Princip. Es richtet sich nur nach diesem, nicht nach der Entwickelung des Verstandes und der Bildung des Geistes. Es feiert seine Siege in der ärmsten Hütte. Es macht aus dem sonst gemeinen Manne einen ganzen Menschen, eine lebendige Einheit mitten unter den Menschen, welche, vielleicht ausgezeichnet durch ihre Fähigkeiten, in der großen gesellschaftlichen Einheit doch nur als Bruchstücke zählen. Es verleiht ihm endlich eine Würde, der nichts Anderes gleichkommt, die durch nichts ersetzt werden kann, selbst nicht durch das Genie. Es ist wichtig, zu bemerken, daß der Muth der Ueberzeugung sich nicht nur gegen die Ueberzahl

zur Wehr setzt: er wagt es auch, der Autorität von Leuten entgegenzutreten, die uns an Kenntnissen und an Talenten weit überragen. Wäre dies nicht möglich, so wäre die Welt der Willkür des Genies anheimgegeben. Es ist nöthig für die Rettung der sittlichen Wahrheit, des Rechts und der Gerechtigkeit, daß die Ueberzeugungen des Gewissens sich ihm gegenüber aufrecht erhalten können. Es ist nöthig, daß es noch eine stärkere Gewißheit gebe, als alle die Phantome, denen die Einbildungskraft oder die Macht der Dialektik den trügerischen Schein der Wahrheit zu geben vermag. Man muß das Gewissen befestigen, damit auch der Einfältigste und Unwissendste eine Zuflucht habe gegen die Tyrannei der Intelligenz und eine uneinnehmbare Stellung inmitten der Eroberungen des Wissens. Diese innere Urwahrheiten, welche einen Theil unseres Wesens ausmachen, dürfen nicht von Vernunftschlüssen und der Anführung von Autoritäten abhängen. Die Meinung der großen Menge, die so furchtbar und so hinreißend ist, war zuerst nur die Meinung und die Eingebung eines mächtigen Geistes; es handelt sich also immer darum, den Gewaltthätigkeiten der intellectuellen Macht zu widerstehen: so mächtig aber auch das Genie sei, es ist schwach gegen die Seele, wenn sie die Gewohnheit nicht verloren hat, zu leben, oder wenn eine individuelle Religion, sich vereinigend mit dem innersten Leben des Gewissens, ihr mit einer einzigen Abhängigkeit alle Unabhängigkeiten und mit der rühmlichsten Knechtschaft die kostbarste Freiheit gegeben hat.

* * *

Warum wendet man sich nicht geradewegs zu den Tiefen des Gewissens, dem Mittelpunkte der Wahrheit, anstatt unaufhörlich um dasselbe herumzugehen und ihm auszuweichen? Unser Jahrhundert, das, getäuscht und enttäuscht zugleich, sich, um nur an etwas zu glauben, mit Begeisterung dem Glauben an die Materie hingab, und dem seine Siege über die Materie seine Verarmung und seinen Verlust nur fühlbarer machen, unser Jahrhundert, das an Allem Ueberfluß und an Allem Mangel hat, würde seine Kräfte in diesem göttlichen Luftkreise wieder erstehen fühlen, und seine Flügel, erneuert wie Adlerflügel, würden es verjüngt emportragen zur Sonne der Gerechtigkeit.

* * *

Es fehlt vielleicht sehr viel daran, daß das Christenthum in dieser Zeit, welche uns so weit vorgerückt scheint, im Gewissen und im Leben der Menschheit alle seine Anwendungen gezeigt, seinen ganzen Gedanken ausgedrückt, sein letztes Wort gesprochen habe. In einem Sinne hat es gleich im Anfange Alles gesagt, in einem andern hat es noch viel zu sagen, und die Welt wird nicht eher aufhören, als bis das Christenthum Alles gesagt haben wird.

* * *

Die Reformation war religiös im erhabensten und vollsten Sinn des Wortes, religiös nicht bloß durch ihre dogmatische Opposition gegen die Religion der Zeit, sondern auch durch ihre Opposition gegen den täglich stolzern und kühnern Unglauben. Auf dem Punkte, auf den es mit dem Katholicismus gekommen war, stand ganz Europa in Gefahr, immer mehr in Gottlosigkeit zu versinken, und das römische Priesterthum, weit entfernt, es zurückzuhalten, stieß es hinunter. Indem die Kirche auf ihren Traditionen beharrte, bahnte sie, statt etwas zu erhalten, der Zerstörung den Weg; der Fortschritt der Aufklärung und der Wissenschaft durchbrach sie auf allen Seiten, und in Ermangelung Luther's und Calvin's wären Rabelais, Montaigne und Charron ihre wahren Reformatoren geworden. Die Religion hätte unter den Händen der zweiten untergehen müssen, wenn sie nicht unter den Händen der ersten wieder auferstanden wäre. Die wahre Gefahr war da nicht der Verlust der Freiheit, sondern das Erlöschen der Religion. Es ist wahr, die

Wiederherstellung und die Zerstörung, der Glaube und der Zweifel hatten nothwendig einen gemeinsamen Boden, das gleiche Losungswort, und kämpften mit den nämlichen Waffen; die Reformation als solche hatte eine negative Seite, mittelst deren sie sich mit dem Skepticismus des sechszehnten Jahrhunderts berührte und als dessen Fortsetzung erscheinen konnte. Einen Augenblick lag Alles durcheinander, und man weiß hinlänglich, daß am Hofe Franz I. die Freigeisterei eine Zeitlang die Farben der Reformation aufpflanzte. Die Freiheit, von den Einen als Zweck und von den Andern als Mittel geliebt, aber doch wirklich von den Einen wie von den Andern geliebt, verband sie für so lange, als die Täuschung möglich war; allein der Unterschied ist so groß zwischen denen, die die Freiheit zu ihrem Zwecke machen, und denen, die in ihr nur ein Mittel suchen, oder, wenn man so will, zwischen denen, die sie für sich, und denen, die sie für Gott wollen, daß die Täuschung nicht von langer Dauer sein konnte, und daß diejenigen, welche die Freiheit in einem Sinne wollten, sich bald und auf eine wirksame Weise gegen diejenigen erklärten, welche sie in einem andern wollten . . . . .

Es ist irgendwo gesagt worden, Calvin's Größe liege darin, daß er an einem schrecklichen Abhange sich zurückzuhalten gewußt habe. Damit ist gesagt, er habe vor Allem die Freiheit gewollt, aber die Freiheit mit dem Vorbehalte der Religion. Calvin mochte, wie jeder mächtige Geist, den Stachel der Freiheit lebhaft in sich fühlen, und ich bürge nicht für seine ersten Eindrücke; allein das Ganze seines Lebens beweist zur Genüge, daß es die Religion war, was er vor Allem wollte; nun heißt aber, etwas wollen, einen Akt der Freiheit vollziehen; es entschieden wollen, heißt kräftig nach der Freiheit streben; es gegen Alle wollen, heißt, obgleich nur einer Pflicht gehorsam, ein Recht ausüben und verwirklichen. Die Freiheit ist also die Form Calvin's und der Reformation; allein die Religion, d. h. der Gehorsam, ist das Wesen derselben. Dennoch gebe ich, aber indem ich ihn vorzugsweise auf das sechszehnte Jahrhundert anwende, den erwähnten Ausdruck zu: er hielt sich in der That auf einem schrecklichen Abhange zurück. Die Reformation, die, möglicherweise, nur negativ sein konnte, machte sich positiv; die Reformation, die, möglicherweise, nur Freiheit sein konnte, wurde Religion, oder vielmehr, es war dies ihr erster Zweck, ihr erster Charakter, und ihr Ruhm war, allen Versuchungen, die sie aus ihrer Bahn ziehen wollten, zu widerstehen. Es gab im sechszehnten Jahrhundert zwei Klassen von Reformatoren: solche, die die Form, d. h. den Katholicismus, mehr oder weniger schonten, aber, geschützt durch diese Form, die sie bedeckte, das Wesen, d. h. das Christenthum, heimlich zernagten, und solche, die entschlossen waren, das Wesen auf Kosten der Form, unter welcher es, der Luft und des Lichtes beraubt, von Tag zu Tage verfaulte, zu retten. Der Krieg fand nicht weniger, ja er fand sogar weit mehr zwischen diesen beiden Arten von Reformatoren statt, als zwischen den eigentlichen Reformatoren und den Vertheidigern der Hierarchie. Mit Einem Wort, die Reformation ist die Rettung des Christenthums gewesen; ohne sie hätte der Katholicismus sich nicht nur nicht gereinigt oder keinen Stillstand in der Entartung gehabt, nicht nur verdankte das siebenzehnte Jahrhundert der Reformation Bossuet, Fenelon, Pascal, wie es ihr Abbadie und Saurin verdankte, sondern ich behaupte noch mehr, ohne sie wäre der Katholicismus nicht mehr da, weil die Zweige unverändert mit dem Stamme zu Grunde gegangen wären. Rom behauptet, wenn es keine Katholiken mehr gäbe, so gäbe es keine Christen mehr; wir aber sagen, ohne die Reformation gäbe es keine Katholiken mehr, weil es keine Christen mehr gäbe.

Man wird sagen, der so rede, sei ein Reformirter. Ich glaub' es wohl; denn wie könnte man so denken und katholisch bleiben? Nur versichere ich feierlich, daß ich nicht so denke, weil ich Reformirter bin, sondern daß ich Reformirter bin, weil ich so denke. Ich

kann von einem Katholiken nicht verlangen, daß er den Reformatoren für die Verbesserung und Erhaltung des Katholicismus danke, bevor ich ihn zum Protestanten gemacht habe. Ich wüßte in der That nicht, auf welchen Standpunkt ich diesen Menschen stellen müßte, um ihn dazu zu bringen, die Reformation zu segnen, ohne ihn zu bewegen, sich für sie zu erklären; deshalb ist aber, was ich sage, nicht weniger wahr; diese Anerkennung, die ein Katholik dem Protestantismus nicht gewähren kann, ohne seinen Glauben zu verleugnen, ist er ihm dennoch schuldig; und ich zweifle nicht, daß alle dereinst in den himmlischen Räumen vereinigten Katholiken und Protestanten mit Dank und Preis anerkennen werden, daß die Vorsehung zu der Zeit, von der wir reden, mittelst des Protestantismus das Christenthum gerettet habe.

Wenn die Reformation eine Religion sein wollte, so geschah es unter der Bedingung, als Religion besser zu sein, als die Kirche, von der sie sich trennte; so geschah es unter der Bedingung, die Religion wieder in die Religion selbst zu verlegen; folglich geschah es unter der Bedingung, gehaßt zu werden, nicht als Negation, sondern als Affirmation, nicht als Freiheit, sondern als Religion; und in der That wurde sie, wenigstens mit klarer Erkenntniß, besonders aus dem letztern Grunde gehaßt. Als Zeitgenossin einer negativen oder skeptischen Reformation, und im Anfange durch einige ihrer Elemente und die gemeinsame Berufung auf den Namen der Freiheit mit ihr vermengt, konnte man diejenigen, die einige Stunden in der nämlichen Wiege gelegen waren, für Zwillingsschwestern halten; Zwillingsschwestern, nun, ich gebe es zu, aber feindliche. Man wollte in den Entwicklungen von Montaigne's Skepticismus die Consequenzen von Luther's Reformation erkennen; als man den Protestantismus zu gleicher Zeit wie die römische Kirche unter dem Gewichte des achtzehnten Jahrhunderts sich beugen sah, sagte man, das Unglück der einen Kirche komme ihr von der andern; man wußte nicht zu unterscheiden zwischen der starken, aber zerbrechlichen Eiche und der Pflanze, die sich biegt, aber nicht zerbricht; man wollte eine Religion für die Mißbräuche der Religionsverachtung verantwortlich machen, weil die von der ersten in Anspruch genommene Freiheit den Absichten der zweiten gedient hatte. Man begriff nicht, daß, wenn es keine Freiheit ohne Mißbrauch giebt, es auch keine Religion ohne Freiheit giebt, und daß die Freiheit zu unterdrücken aus Haß gegen die Gottlosigkeit, die sie sich zu Nutze macht, aber zum Schaden der Religion, die ihrer nicht entrathen kann, so viel heiße, als gerne umkommen, wenn nur unser Feind mit uns umkomme. Man sah nicht ein, daß der Protestantismus und der Katholicismus (nur der eine nicht so gründlich wie der andere) von den Angriffen eines gemeinsamen Feindes leiden, und daß die Gährung der Theologie der freien Forschung weit weniger bedenklich und weit weniger verderblich sei, als die langsame Auszehrung, in der der Katholicismus hinstirbt. Beim Anblick jener protestantischen Theologen, die bei den ersten Anfangsgründen, wie St. Paulus redet, stehen bleiben, die drei Jahrhunderte nach Luther noch bei der freien Forschung sind und, eine der Lebensbedingungen für das Leben selbst nehmend, immer abreisen und niemals ankommen, bei diesem Anblick hat man gesagt: Seht, das ist die Reformation! Es hieß dies so viel, als das Medium, in dem ein Gegenstand lebt, für diesen Gegenstand selbst und die Atmosphäre für die Erdkugel, die von jener umgeben ist, nehmen. Kehren wir zum Wahren zurück. Die Reformation kann, je nachdem man will, ein Princip der Freiheit oder die Unterwerfung unter das Gewissen sein; die Reformation im abstrakten Sinne ist für die Einen der Raum für eine Religion, für die Andern eine wirkliche Religion; im Grunde aber war sie bei ihrer Entstehung etwas Besseres als eine Reformation, sie war eine Restauration. Sie ist es noch und wird es immer sein, schon dadurch allein, daß sie dem Einzelnen seine volle Verantwortlichkeit zurückgab und, ihn der bequemen

Herrschaft des Autoritätsglaubens entziehend, ihm das strengste Gesetz, das vollkommene Gesetz der Freiheit, wovon Jakobus spricht, vorschrieb. Täuschet euch nicht, diejenigen, die sie am meisten hassen, hassen sie deswegen, nicht weil sie Freiheit (im natürlichen Sinne des Wortes) ist, sondern weil sie Religion ist; es war ihrem Hasse günstig, daß sie unter den Auspicien der Freiheit geboren wurde und unter Anrufung der Freiheit das Werk anfing; sie rechnen ihr zu und werden ihr bis an's Ende, d. h. bis an ihr Ende, alles Unrecht der Freiheit oder vielmehr derer zurechnen, die die Freiheit vom Gehorsam, das Mittel vom Zwecke trennen. Aber glaubet mir, sie hassen sie mit besserem Vorbedacht, und die Strenge, die Tiefe ihrer Glaubenslehre, ihr im höchsten Grade ernster Charakter, ihre unbeugsame Consequenz sind in den Augen des Katholicismus kein geringeres Unrecht, als die unbegrenzte Bahn, die sie der Denkfreiheit zu eröffnen schien.

* * *

Ist die gegenwärtige Form des Christenthums, sein Ausdruck und seine Aeußerung im Schooße des ernsten und lebendigen Protestantismus, mit dem Christenthum identisch, so umfassend und so tief, so stark und so frei, so göttlich und so menschlich wie es selbst? Wer dürfte es denken? Wie weit ist diese Form von ihrem Ideal entfernt? Wäre diese Frage auflösbar, so wäre es auch die andere. Man kann die Lücken und Uebertreibungen fühlen, ohne von Gott schon das Mittel gelernt zu haben, die einen auszufüllen und die andern zu berichtigen. Nur würde es mich wundern, wenn derjenige, der den Einzelnen und die Gesellschaft studirt hat, sich überzeugen könnte, daß die gegenwärtige Form des Christenthums, selbst da, wo es am thätigsten, lebendigsten und erwecktesten ist, die schließliche sei. Es muß sich noch viel dem Himmel zu erweitern, um sich mit der Unermeßlichkeit unserer Bedürfnisse und der Unermeßlichkeit unserer Zukunft zu messen.

* * *

Der Zweck der Religion ist wohl, einen neuen Menschen in uns zu schaffen, aber nicht einen künstlichen; die Religion ist nicht die Zerstörung, sondern der Sieg der Natur; unser gegenwärtiger Zustand nur ist von Vernunft und Wahrheit entfernt; durch die Liebe Gottes und seines Gesetzes kehren wir zur Ordnung, folglich zur Zufriedenheit und zum Frieden zurück: dann erst hört alle Disharmonie auf und wir fühlen, daß Alles in unserm Wesen, und wir selbst in der Gesellschaft und im Leben, seine Stelle wieder eingenommen hat, so daß der Name natürlicher Mensch, den die Armuth unserer Sprachen uns ausschließlich auf den unwiedergebornen Menschen anzuwenden zwang, der wahre, der unterscheidende Name ist des neuen Menschen, der nach Gott geschaffen ist, in wahrhaftiger Gerechtigkeit und Heiligkeit.

* * *

Der Ruhm des Evangeliums ist nicht allein, die Wahrheit göttlich, sondern auch sie menschlich gemacht zu haben. Jesus Christus ist Gott und Mensch; ebenso verhält es sich mit seiner Lehre. Sie ist in den Tiefen Gottes und in den Tiefen des Menschen zugleich geschöpft; sie rührt mit ihren beiden Enden an die Geheimnisse des göttlichen Wesens und an die Geheimnisse der menschlichen Natur: eigentlich ein und dasselbe Geheimniß; denn die Lehre vom Menschen und die von Gott sind zwei Linien, die, sich gegen einander neigend, am Ende an der Spitze des Winkels in einem einigen und untheilbaren Punkte, wo dem Auge jede Unterscheidung entgeht, wo dem Geiste jede Analyse unmöglich ist, sich vereinigen und vermischen.

* * *

Das Christenthum hat es gewagt, mit Einem Schlag, mit Einem Wort, das Fleisch zu bändigen und es wieder in seine Rechte einzusetzen. Mögen Andere nur die Kraft des

Christenthums bewundern, mir scheint seine Mäßigung wunderbar; mir offenbart seine Mäßigung seine Kraft und bezeugt mir seine Göttlichkeit. Dieser Gesichtspunkt hat die Apologetik wenig beschäftigt: er verdiente es jedoch und es ist hohe Zeit, daß es geschehe.

* * *

Jede Religion, in der das Gewissen nicht die Hauptrolle spielt, ist nur eine Dichtung oder ein Philosophem und verliert sich bald in einem offenen oder versteckten Pantheismus.

* * *

Christus ist sein eigener Nachfolger in der Person der Kirche. Die Kirche ist ein Leib, dessen Haupt im Himmel ist. Die streitende Kirche hat den Stand des erniedrigten und leidenden Christus ererbt. Sie vertritt hienieden als Menschensohn ihr göttliches Haupt, und wird es als solcher bis an's Ende der Zeiten vertreten.

* * *

Die Wahrheit ist ein anderer Name für Glück.

* * *

Die Zeit, die Wahrheit zu sagen, beginnt, sobald man sie weiß.

* * *

Wären wir auch die Einzigen, wahr zu sein, so sind wir verpflichtet, es zu sein.

* * *

Die Leiden sind nöthig, damit Christus uns heilsam sei, wie Christus nöthig ist, damit die Leiden uns heilsam seien.

* * *

Alles in dieser abendländischen Welt fordert laut zu einem Rückzug auf den heiligen Berg auf, und ich hoffe, es werde kein Menenius mit einer Fabel kommen, das heilige Volk zu verführen.

* * *

Der Halb-Katholicismus, in dem wir Halt machten, ist erschöpft; nur der ganze Katholicismus und der volle Protestantismus haben die Anlage, lange zu leben; nur das Evangelium ist lebendig. Das Christenthum muß unter uns protestantisch und der Protestantismus christlich werden.

* * *

Die römische Kirche wandelt unter Scheingestalten.

* * *

Ein Heilmittel ist kein Nahrungsmittel. Möge der Protestantismus sich in Acht nehmen, mehr ein Heilmittel als ein Nahrungsmittel zu sein.

* * *

Alles Lebendige erhält sich nur durch Erneuerung.

* * *

Das Christenthum strebt in diesem bürgerlichen Jahrhundert, bürgerlich zu werden. Das heroische oder tragische Element verschwindet allmälig.

* * *

Wer dürfte es wagen, zu behaupten, alle Planeten unseres Systems seien entdeckt? Wer dürfte es wagen, zu behaupten, alle Consequenzen der großen christlichen Wahrheit seien gezogen worden?

* * *

Nicht zum Christenthum, sondern zu Christo müssen wir gehen.

* * *

Im Evangelium liest der gelehrteste Doktor von zwei Zeilen kaum mehr als eine.

* * *

Die reine Idee genügt dem Gemüthe nicht; es bedarf Thatsachen, Zeugnisse, Typen.

* * *

Die Freiheit ist ein Marmorblock, den man uns auszuhauen giebt; von uns hängt es ab, ob wir einen Achilles oder einen Thersites aus ihm herausschneiden wollen.

* * *

Wenn die Freiheit mehr als ein Mittel sein will, so ist in der Politik Alles verloren; wenn die Kunst ihr eigener Zweck wird, so ist in der Literatur Alles verloren: ebenso in der Moral, wenn das Denken das sittliche Leben weder für seinen Ausgangspunkt, noch für sein Ziel anerkennen will.

* * *

Die Civilisation ist ein vergoldeter Käfich.

* * *

Das Wort der Zeit, das Wort, das sie ganz und gar schildert, ist das Wort Standpunkt.

* * *

Die Menge wird nur durch grobe Irrthümer oder große Wahrheiten fortgerissen.

* * *

Zwischen den Zeilen des Evangeliums giebt es einen mit sympathetischer Tinte geschriebenen Text, der nur in der Nähe des Feuers, nämlich des Feuers der Trübsal, sichtbar und lesbar wird.

* * *

Das Sittliche ist ein Glaube an das Unsichtbare.

* * *

Keine historische Gewißheit kann mehr Kraft haben, als gewisse sittliche Gewißheiten.

* * *

Die Lehre von der Gnade ist die einzige vernünftige Moral.

* * *

Der Geist hat, wie geistig er auch sei, weniger Geist als das Herz.

* * *

Das Evangelium hat das berühmte Wort eines Dichters; Ich bin ein Mensch und nichts Menschliches kann mir fremd sein, in den Mund Gottes gelegt.

* * *

Die hinkende Wahrheit erreicht den geflügelten Irrthum.

* * *

Die meisten Freunde der Wahrheit lieben sie, wie Friedrich die Musik liebte. Man sagte von ihm, er liebe nicht eigentlich die Musik, sondern die Flöte, auch nicht die Flöte überhaupt, sondern seine Flöte.

* * *

Man wird tief gedemüthigt wegen einer gemachten Thorheit, aber nicht wegen einer begangenen Sünde, wenn diese Sünde nicht zugleich eine Thorheit ist.

* * *

Die Tiefen des Mysticismus sind Abgründe.

* * *

Der Mysticismus vernichtet den Gehorsam.

* * *

Im moralischen Sinn sind wir Alle Amputirte, frieren und fühlen warm an der Hand, die wir nicht mehr haben.

* * *

Die Zweifel des Geistes, wenn übrigens das Herz überzeugt ist, sind eine Wolke, die man für eine Mauer nimmt; die Hand könnte durch die Wolke hindurchfahren und jenseits das Gut ergreifen, das man wünscht; allein man glaubt, es sei eine Mauer, und versucht es nicht.

* * *

Befohlene Ansichten sind wie ein Weib, das man nicht selbst erwählt hat: man hat dafür wenig Anhänglichkeit.

* * *

Die Zweifel eines ernsten Geistes scheinen uns erbaulicher, als die frühreife Gewißheit eines leichtfertigen, oder die unerschütterliche Zuversicht eines kleinen und trockenen Geistes, dessen stolz-herabsehende Seligkeit noch nichts gestört hat.

* * *

Indem wir die biblische Sprache reden, reden wir unsere Muttersprache.

* * *

Alles läßt sich errathen, ausgenommen das Christenthum; man durchdringt es nicht von außen; und das Innige und Eigenthümliche desselben wird niemals durch bloßes Hörensagen erfahren.

* * *

Das Christenthum ist nicht blos eine Lehre; es ist ein Gesichtspunkt, eine Lage, aus der man alle Dinge sieht, und alle Dinge von einer eigenthümlichen und neuen Seite.

* * *

In einer wahren Seele hängt Alles zusammen; was sie im Styl liebt, das liebt sie auch im Leben.

* * *

Eine Tendenz zum Pelagianismus ist eine der Lebensbedingungen des Katholicismus als Katholicismus, und von dem Tage an, wo die Lehren Port-Royals die offiziellen Lehren der Kirche wären, hätte die (römische) Kirche aufgehört zu sein.

* * *

Der Reiz des Christenthums für das Herz liegt gerade da, wo sich aus seinem Innern das ungerechteste Aergerniß für den Verstand erhebt. Das Abstoßende und das Anziehende ist ein und dasselbe.

Ein Stein des Anstoßes unserer modernen Bildung.

Von

Dr. Daniel Schenkel in Heidelberg.

Unstreitig würden sich nicht wenige „Gebildete", die gleichgültig oder selbst feindselig gegen das Christenthum gesinnt sind, demselben zuwenden, wenn nicht zuvor ein Stein des Anstoßes und ein Fels des Aergernisses zu überwinden wäre, über welchen sie nicht hinauskommen — das Wunder. Der Rationalismus meinte, die Versöhnung des (von ihm so genannten) Christenthums mit der neueren Zeitbildung eben dadurch herbeigeführt zu haben, daß er keine Wunder mehr gelten ließ, und die Wundererzählungen der Bibel in ordinäre, natürliche Vorgänge und dem trivialsten Verstande einleuchtende Alltagsereignisse verwandelte. Aber die rationalistische Periode ist vorübergegangen, die Wundererklärungen des Dr. Paulus sind selbst eine „wunderliche" Antiquität geworden; die Bibel mit ihrem geheimnißvollen Inhalte ist dagegen aufs Neue den Völkern nahe getreten als die Botschaft des Heils und des Lebens, und die Tieferblickenden unter den Zeitgenossen haben erkannt, daß nicht durch denkfaules Zurückgehen auf die dogmatische Denkarbeit früherer Jahrhunderte, sondern nur durch eine neue, angestrengte Vertiefung in den unerschöpflichen Schatz des Schriftwortes unsere der göttlichen Heilssubstanz systematisch entfrembete Nation mit Gotteskräften wieder getränkt und gesättigt werden kann.

Und zwar kommt es jetzt nicht darauf an, die Bibel nach unseren „zeitgemäßen" Vorstellungen und Meinungen zurechtzumachen, und aus ihrem grünen Baume dürre Reiser zu schneiden, sondern es kommt darauf an, uns von ihr zurechtmachen zu lassen, und durch den Saft des Lebens, der von ihr ausströmt, grüne Reiser zu werden, die für eine bessere Zukunft unserer Nation erblühen.

Ist es uns aber darum zu thun, die Bibel wirklich zu verstehen, dann wird es uns auch nicht einmal einfallen, zu bestreiten, daß sie Wunder, d. h. solche Thatsachen erzählt, welche aus dem bloßen und gewöhn-

lichen Naturzusammenhange nicht zu erklären sind. Ja, in gewissem Sinne kann man sagen, daß die ganze Bibel nichts Anderes als eine Offenbarungsgeschichte fortlaufender Wunder ist. Mit einem Wunder beginnt sie, mit der Weltschöpfung; mit einem Wunder schließt sie, mit der Weltverklärung. Und das Wunder der Wiederherstellung, der Erlösung und Versöhnung liegt zwischen jenen beiden Endpunkten in der Mitte.

Die Wunderscheu unseres Zeitalters, die namentlich innerhalb des deutschen Protestantismus endemisch geworden ist, hat unstreitig in verschiedenen Ursachen ihren Ursprung genommen. Wir glauben kein Unrecht zu begehen, wenn wir sagen: die vornehmste Ursache liegt in demjenigen Triebe des menschlichen Geistes, von welchem die Stammeltern des Menschengeschlechtes sich leiten ließen, als sie „anschaueten, daß von dem Baume gut zu essen wäre, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte." Dasjenige philosophische System, welches den größten Einfluß auf die Zeitgenossen sich zu verschaffen wußte, von welchem auch nicht ein Zweig der deutschen Wissenschaft unberührt geblieben ist — das hegel'sche — verdankt seine ungeheure Wirkung fast ausschließlich nur dem Grundgedanken, von dem es getragen ist, daß sich das ganze Jenseits vermöge menschlicher Denkanstrengung in Diesseits verwandeln lasse, d. h. daß es nur von eigener Geistesarbeit des Menschen abhänge, sich völlig auf sich selbst zu stellen, von allem Uebermenschlichen zu emanzipiren und sein eigener Gott zu sein. Daher der verächtliche Ton, in welchem namentlich die jung-hegel'sche Schule über alles Wunderhafte, „Miraculöse", daherfährt, und die Selbstbewunderung des eigenen Geistes, der, nachdem der letzte Rest des Jenseits verzehrt ist, in diesseitiger Allwisserei nun über Alles abspricht, Alles modelt, und der Vorsehung selbst ihren ewigen Gang vorschreibt. Freilich lassen nun auch die letzten Consequenzen dieser Verdiesseitigung dessen, was durch die ewige Weisheit selbst unserm Geiste hienieden als wunderbare, undurchdringliche Schranke gesetzt worden ist, nicht lange auf sich warten. Giebt es doch immer ein Paar Menschen in der Welt, die gescheit und unverschämt genug sind, vor den furchtbarsten Resultaten, wenn sie aus ihrem Systeme mit Folgerichtigkeit sich ergeben, nicht zurückzuschrecken. Die Verdiesseitigung des Jenseits, d. h. die Aufhebung des Wunders, führt zur Vergötterung des Diesseits, zur Weltherrschaft der Materie. Es ist nur eine liebenswürdige Inconsequenz, wenn noblere Geister sich dieser Folgerung schämen und erwehren, und in der diesseitigen sichtbaren Welt wenigstens das Wunder des Geistes nicht

zur Illusion werden lassen wollen. Viel consequenter ist der Mann, der, nachdem es ihm nicht gelungen ist, Thierstaaten ins Leben zu rufen, sich mit den Thierseelen zu befassen angefangen hat, und in beneidenswerther Naivität die Unterschiedslosigkeit der Hunds- und Menschenseelen mit Evidenz dargethan zu haben glaubt. Hier hört allerdings alles Wunder auf und noch viel Anderes dazu, und nicht L. Feuerbach, sondern Herr C. Vogt hat das Tüpfchen aufs i gesetzt *).

Wir wollen übrigens gern anerkennen, daß noch andere Ursachen bei der Wunderscheu unserer Zeitgenossen mitwirken. — Es läßt sich nicht läugnen, daß die mittelalterliche Theologie einen falschen Wunderbegriff aufgestellt hat, welcher mit dem Principe des Protestantismus im Widerspruche steht, ohne daß die Reformatoren denselben mit Bewußtsein zu berichtigen versucht hätten. Die mittelalterliche Theologie, zumal in der supranaturalistischen Einseitigkeit, in welcher sie durch den großen Scholastiker Thomas von Aquino ausgebildet worden ist, erblickt das wesentlichste Merkmal des Wunders darin, daß etwas mit dem ordentlichen Naturverlaufe im Widerspruche Befindliches geschehe. Es ist also gewissermaßen der Charakter des Absonderlichen, Wunderlichen, Staunenerregenden, welcher hier die Eigenthümlichkeit des Wunders bildet. Unstreitig steht diese Anschauung mit dem ganzen mittelalterlichen Katholicismus und seinen merkwürdigsten Erscheinungen im innigsten Zusammenhange. Die creatürliche Welt wird hier als gottentfremdet, selbst als gottlos gedacht, alle Einwirkungen Gottes auf dieselbe fallen außerhalb des Naturzusammenhanges; die Erscheinungen der Dinge werden bis zum Scheine herabgesetzt; eigentliche Reinheit und Heiligkeit des Herzens ist innerhalb des Weltlebens gar nicht zu erlangen. Jene Zeit ist gerade eben so wundersüchtig, als die unserige wunderscheu ist. Den Wundererzählungen jener Zeit gegenüber verstummt die Kritik fast gänzlich, und nur die hervorragendsten Denker, wie z. B. Abälard, wagen es, gegen einzelne allzu unglaubliche Wunderberichte bescheidene Zweifel zu erheben. In dieser Zeit findet auch der Glaube an das unglaublichste aller Wunder, die in der Messe vermittelst priesterlicher Consecration vollzogene Brodverwandlung — allgemeinen Eingang. Dieses Wunder charakterisirt den Geist der Zeit am besten. Nur in einer Zeit, in welcher die Erscheinungswelt zum bloßen Scheine herabgesetzt war, konnte die Vorstellung eine herrschende werden,

*) Man vergleiche im Maiheft der Protest. Monatsblätter den Aufsatz von F. F. „die Bedeutung der Theosophie“ u. s. w., wo die berüchtigte Erklärung C. Vogt's citirt ist.

daß die Erscheinung des Dings mit den Eigenschaften desselben bleiben, das Wesen des Dings dagegen in ein ganz anderes verwandelt werden könne. In einer solchen Zeit erscheint den Zeitgenossen das Wunderlichste, Sonderbarste, Abenteuerlichste gerade am glaublichsten, weil es der vorherrschenden Stimmung am meisten entspricht. Daß Hostien bluten, Marienbilder weinen, Knochen der Heiligen schwere Krankheiten heilen, Leiber der Frommen nicht in Verwesung übergehen, nach ihrem Tode sogar Wohlgerüche ausströmen, Engel erscheinen u. s. w., das ist in jener Zeit etwas ganz Alltägliches, und wenn auch manche dieser Wunder dem frommen Betruge ihren Ursprung verdanken, so läßt sich doch eben so wenig läugnen, daß viele derselben auch in Erregungen der frommen Phantasie ihre Entstehung gefunden haben.

Bis auf den heutigen Tag hat die römische Kirche, wie sie ja überhaupt jeder Berichtigung überlieferter Irrthümer mit entschiedener Consequenz sich widersetzt hat, auch ihre Wundertheorie (oder noch besser: Wunderpraxis) nicht geändert. Das Blut des h. Januarius thut noch heute Wunder in Neapel, wie das Bild der h. Jungfrau in Maria Einsiedeln, der h. Rock Christi in Trier, und der Herr Alexis Combequille behauptet, daß in der neu gegründeten „archiconfrèrie du très saint et immaculé cœur de Marie" unzählige Wunder gewirkt worden seien *). Zwei Kinder bei Grenoble behaupten, auf einem Berge die h. Jungfrau gesehen zu haben, und das Quellwasser, welches von jenem Berge rinnt, wird sofort der leichtgläubigen Menge in Flaschen verwerthet **).

Wir haben bereits angedeutet, daß der Protestantismus seinem Principe nach solche Wundervorstellungen nicht theilen könne. Damit wollen wir nicht sagen, daß der Protestantismus die absolute Unmöglichkeit irgend einer Thatsache ohne Weiteres behaupte; denn keine Zeit ist mehr geeignet als die unsrige, uns darüber zu belehren, daß der Mensch gar nicht befugt ist, von vorn herein in der Theorie festzustellen, was möglich und was unmöglich ist. Unsere jetzigen Verkehrsverhältnisse ruhen ja auf lauter Voraussetzungen, welche die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts als eben so viele Unmöglichkeiten verlacht haben würde. Aus diesem Grunde möchte man denn auch eine jener tiefsinnigen Ironien, mit welchen die ewige Weisheit das Wort des Psalmsängers: „Der im Himmel wohnet, lachet ihr, und der Herr spottet ihr", von Zeit zu Zeit sich erfüllen läßt, darin erblicken, daß auf das Zeitalter beschränkt-kluger Philisterhaftigkeit mit den holperigen Landstraßen und schwerfälligen Land-

*) Allg. K.-Zeitung 1852. Nr. 97. — **) Allg. K.-Zeitung, ebendaselbst.

kutschen das Zeitalter der staunenswerthesten, alle bestehenden Verhältnisse erschütternden und umgestaltenden Wunderentdeckungen gefolgt ist, welches alle pfahlbürgerlichen Illusionen der Denkgläubigkeit zerstört, und unsere denkseligen Rationalisten endlich gar noch durch hüpfende Tische, denen sie mit Mühe nachkeuchen, zum Glauben an das Undenkbare und dennoch Wirkliche, an diese geheimnißvolle Macht des Uebermateriellen, Unbegreiflichen nöthigt.

So wenig wir daher von vorn herein dem Wundergange der göttlichen Offenbarungsweisheit Grenzen ziehen werden, so wenig werden wir uns mit dem mittelalterlichen Wunderbegriffe aussöhnen, dem das quantitativ möglichst Absonderliche auch zugleich den Gipfel des Wunderbaren enthält. Der Protestantismus, bei aller Anerkennung der Vergiftung des natürlichen Lebens durch die Sünde, hat doch eben so sehr anerkannt, daß nicht Ertödtung oder Vernichtung, sondern Läuterung und Verklärung des Natürlichen die große Aufgabe des Christenthums ist, und daß Christus nicht darum im Fleische erschienen ist, um das Fleisch mit dem Geiste zu entzweien, sondern um dasselbe dem Geiste zu unterwerfen. Der Gegensatz des Fleisches und des Geistes, der Natur und der Gnade, des Diesseits und des Jenseits, des Naturgesetzes und des Wunders ist durch den Protestantismus von seiner mittelalterlichen Spannung befreit und der Möglichkeit einer künftigen Versöhnung entgegengeführt worden. Die protestantische Polemik hat sich eben darum vielfach gegen Thomas von Aquino gewendet, weil in diesem mächtigen Vertreter der Scholastik jene Gegensätze am meisten gespannt, ja überspannt waren, und das Endliche, Menschliche, Natürliche sich bei ihm dem Unendlichen, Uebermenschlichen, Uebernatürlichen gegenüber gar nicht zu erhalten vermochte. Wunder, welche dem Naturzusammenhange geradezu widersprechen, alle Gesetzmäßigkeit ausschließen, bloßen göttlichen Willküracten ihre Entstehung verdanken, die Mittelursachen völlig aufheben, — solche Wunder gehören dem Vorstellungskreise des römisch-katholischen Mittelalters an, und wenn unsere älteren Dogmatiker mit ihren Wunderdefinitionen theilweise in denselben Vorstellungskreis hineingebannt waren, so ist das nur ein Beweis dafür, daß unsere alte Dogmatik das Princip des Protestantismus auf vielen Punkten noch nicht vollzog, sondern in römisch-katholischen Traditionen mehr oder weniger befangen blieb. Daß die göttliche Weltordnung, wie dies bei älteren Dogmatikern den Schein gewinnt, sich gleichsam in zwei verschiedenen Sphären bewege, in der einen gesetzmäßig, in der andern gesetzlos sich erzeige: das ist keineswegs die Meinung der Schrift, die nur einen und denselben, in

seinen Werken immer wunderbaren Gott kennt. Eine Vorstellung, wornach Gott in seiner Weltregierung mit seiner eigenen Weltgesetzgebung in Widerspruch träte und die von ihm gesetzte Ordnung von Zeit zu Zeit durch außerordentliche Willküracte wieder zerstörte, — eine solche Vorstellung wäre allerdings unvollziehbar und müßte den Widerspruch der denkenden Köpfe mit Recht herausfordern.

Unsere „Denker" werden uns nun freilich entgegnen, daß, sobald einmal nur eine Sphäre, innerhalb welcher die göttliche Weltregierung sich bewege, angenommen werde, dies die naturgesetzliche sein müsse, und daß eben damit das Wunder als etwas von dem Naturverlaufe Verschiedenes von selbst beseitigt sei. Zuvörderst scheint uns über das, was man in der Wissenschaft „naturgesetzlichen Verlauf" zu nennen pflegt, noch ziemliche Verwirrung in den Köpfen der Wunderscheuen zu herrschen. Wir wollen die Verdienste der Naturwissenschaft keineswegs schmälern; wir unterschreiben völlig, was Kurtz in seiner interessanten Schrift „Bibel und Astronomie" sagt *): „Der Theologe, und nicht nur er, es gehe überhaupt der Christ zum Naturforscher in die Schule. Er gebe Ehre, dem Ehre gebührt; willig und gern lasse er sich von den Meistern der Wissenschaft eine neue Welt voll Wunder seines Gottes aufschließen; freudig und dankbar erkenne er es, wenn sie in ebenso kühnem als mühevollem Forschen neue Schätze aus dem tiefen und verborgenen Schacht des Wissens ans Tageslicht fördern und in gangbare Münze umprägen." Aber wir haben auch alle Ursache, den Naturforschern mit Kurtz zuzurufen: „Auch der Naturforscher gebe Ehre, dem Ehre gebührt, er setze sich zu den Füßen eines höhern Meisters, und lerne dort Worte des ewigen Lebens und eine Weisheit, die nicht von gestern und heute ist, lerne dort, was seine Teleskope und Mikroskope ihn nicht lehren können und was doch seiner Weisheit erst die rechte Weihe giebt."

Allerdings hat die Naturforschung eine Reihe von Gesetzen aufgefunden, nach welchen der Naturverlauf sich zu vollziehen pflegt. Das Gebiet jedoch, innerhalb dessen diese Gesetzmäßigkeit sich aufzeigen läßt, ist ein sehr beschränktes, die gemachten Beobachtungen sind meist unvollständig, und es ist geradezu unmöglich, sie allen Einwirkungen des Irrthums zu entziehen. Zwei Beispiele mögen hinreichen, um uns zu zeigen, wie sehr wir Ursache haben, in Beziehung auf die von uns erlangte Kenntniß der Naturgesetze bescheiden zu sein: die Witterungskunde und die Heilkunde. So wenig haben unsere meteorologischen Untersuchungen

*) Dritte Auflage, S. 5.

bis dahin feste Gesetze über den Witterungswechsel und dessen Ursachen aufzustellen vermocht, daß bis auf den heutigen Tag der Himmel aller unserer Kalendermacher spottet, alle unsere Hoffnungen oder Befürchtungen hundertmal des Jahres widerlegt. Auf dem Gebiete der Heilkunde genügt es aber, auf den noch lange nicht ausgefochtenen Streit zwischen der Homöopathie und der Allopathie hinzuweisen, um zu zeigen, wie die Wissenschaft weder das Gesetz des Lebens, noch die Wirkungen der Arzneimittel auf den Organismus auch nur einigermaßen in allgemein gültiger Weise bis auf diesen Tag zu ermitteln gewußt hat.

Ueberhaupt ist schon der Begriff der Naturgesetzmäßigkeit noch großen Schwankungen unterworfen. So lange das ptolemäische Weltsystem in Geltung war, hatte dasselbe die Autorität eines Naturgesetzes; seit dasselbe durch das kopernikanische verdrängt ist, erscheint es bei Solchen, welche etwa noch den Versuch wagen, wie der Hirschberger Gymnasialrektor Hensel in seiner „Cosmotheoria biblica restaurata", ihm erneuerte Geltung zu verschaffen, als bloße lächerliche Grille. Wer die meisten Krankheiten durch Blutentziehung zu heilen versucht, der hat eine ganz andere Anschauung von den Gesetzen des menschlichen Lebens und der Grundbeschaffenheit des menschlichen Organismus, als wer fast durchgängig nur kaltes Wasser als Heilmittel anwendet. Die menschlichen Vorstellungen von den Gesetzen und der Einrichtung des Weltorganismus verändern sich mit dem fortschreitenden Entwicklungsgange der Wissenschaften selbst, und in welchem Grade die wissenschaftliche Erkenntniß noch gefördert, wie tief das Auge des Forschers in das Innere der Natur noch eindringen, oder ob der große demüthige Haller Recht behalten wird, daß „ins Innere der Natur kein erschaffener Geist dringen" kann: das sind Fragen, zu deren Beantwortung uns vorerst noch alle Bedingungen fehlen.

So viel aber ist gewiß, daß gerade das Grundgesetz alles dessen, was da ist, das Leben selbst, für unsere Physiologen, wie für unsere Scheidekünstler ein Geheimniß geblieben ist. Hielt man das Leben eine Zeitlang für einen bloßen „chemischen Prozeß, den wundervollen Bau des Organismus für eine „chemische Krystallisation" und das Mysterium des Denkens für einen bloßen „chemischen Vorgang in den Elementarsubstanzen des Gehirns": so sieht sich die neuere Physiologie dagegen wieder genöthigt, ein „schaffendes Göttliches", ein „Unmittelbares, im tiefsten Grunde selbst Anregendes, die Elemente durch sich selbst Heranziehendes und wieder Ausstoßendes, ja oftmals sie erst von Neuem Erschaffendes" anzuerkennen. Carus, dem wir die letzten Gedanken entnehmen, macht mit Recht auf den „ungeheuern" Unterschied aufmerksam, der zwischen willkürlicher mensch-

licher Bildung und dem ursprünglichen Schaffen des göttlichen Geistes besteht. Aus eben dem Grunde, weil der Mensch das Lebendige nicht erschaffen, sondern nur daran bilden kann, vermag er auch nicht „die kleinste Muskelfaser künstlich auszuarbeiten und das kleinste Tröpfchen Blut aus seinen Elementen zusammenzusetzen" *). Daher sieht der besonnene Forscher sich genöthigt, das Leben selbst unerklärt zu lassen, d. h. dasselbe als „ein Göttliches" anzuerkennen, das wohl in seinen Erscheinungen und Funktionen gehindert oder gefördert, aber nicht gemacht, in seinem letzten Ursprunge auch nicht ergründet werden kann. „Alles", bemerkt Carus an einer andern Stelle, „deutet darauf hin, daß wir in jedem irgendwie Lebendigen als das Eine, als das, wodurch ein Lebendiges überhaupt bedingt ist, was wir als Grund seiner Wirklichkeit zu betrachten haben, ein Göttliches anerkennen, welches wir als Urgrund dieser besondern Erscheinung mit dem Namen der Idee seines Daseins bezeichnen" **).

Diese Zugeständnisse eines keineswegs auf biblischem Grunde stehenden oder wundergläubigen Forschers sind für den Zweck, den wir uns hier vorgesetzt haben, nicht ohne Bedeutung. Ist nämlich das Leben selbst in seinem Urgrunde ein Geheimniß, so ist der Inhalt und Umfang desselben mit dem Begriffe der Gesetzmäßigkeit noch keineswegs erschöpft, es bleibt vielmehr ein Undefinirbares, ein Jenseitiges darin zurück. Und gerade an dem Punkte, wo das persönliche, d. h. das bewußt-intelligente und sittlich-freie Leben beginnt, reicht die Kategorie der Gesetzmäßigkeit am allerwenigsten aus, um dasselbe zu begreifen. Gerade die Persönlichkeit hat in ihrer individuellen Ausprägung den Charakter des Grundwesens, des Originalen und Ursprünglichen an sich; jede Person ist ein noch nie Dagewesenes und eben darum nicht nach der ordinären Schablone des blos Erfahrungsmäßigen und Hergebrachten zu beurtheilen.

Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich hier bemerke, daß die Wunderscheu immer auch zugleich mit einer Scheu vor der Idee der Persönlichkeit begleitet ist, daß, wer das Wunder zu verflüchtigen sucht, auch Neigung hat, die Person zu verflüchtigen. Es ist gewißlich nicht Zufall, daß der Mann, welcher den christlichen Wunderglauben am tiefsten erschüttert hat, auch der Persönlichkeitsidee am schärfsten entgegen-

*) Carus, Physis (zur Geschichte des leiblichen Lebens), S. 87, ein Werk, welches, ohne gerade von christlichem Geiste durchweht zu sein, doch durch ernste Gründlichkeit sich vortheilhaft auszeichnet.

**) Psyche (zur Entwicklungsgeschichte der Seele), S. 10.

getreten ist, daß in dem Weltsystem B. Spinoza's ebenso sehr das Wunder als die Person in Schaum zerrinnt. Vor Allem ist es die Persönlichkeit Gottes selbst, gegen welche die spinozistische Weltanschauung gerichtet ist. Giebt es kein persönliches Gotteswesen außer und über dem Universum, dann giebt es auch keine providentielle göttliche Weltregierung, keine absoluten, von der Welt unabhängigen, göttlichen Willenseinwirkungen auf die Welt. Dann spinnt sich der Weltverlauf nach einem von Ewigkeit her der Welt einwohnenden Naturgesetze unabänderlich ab, und das Weltgebäude kann mit Fug und Recht einem großartig angelegten Fabrikunternehmen verglichen werden, wobei das treibende Räderwerk die Maschine nicht von außen, sondern von innen in Bewegung setzt und erhält.

Die spinozistische Weltbetrachtung ist glücklicherweise jetzt nahe daran, sich zu verleben. Als Theorie würde sie vielleicht in dem „Lande der Denker" noch lange florirt haben; allein ihre praktischen Resultate sind allzu deutlich ans Licht hervorgetreten. Steht nämlich der Mensch unbedingt unter den Einwirkungen eines die Weltmaschine mit innerer, unausweichlicher Nothwendigkeit treibenden Gesetzes, so hat es ein Ende mit seiner persönlichen Freiheit, und eben damit auch mit seiner sittlichen Verantwortlichkeit. Ein philosophisches System, das zuletzt in Unsittlichkeit ausmündet, muß aber in seinen Grundvoraussetzungen falsch sein, und wollte man dagegen einwenden, daß der Gründer dieses Systems ein ehrenwerther Mann gewesen sei, so ist damit nicht mehr bewiesen, als was alltäglich vorkommt, daß viele Menschen in ihrem Leben glücklicherweise weniger folgerichtig sind als in ihrem Systeme.

Nur für den Pantheismus — ein System, von dem Carus sagt, „daß ein vollkommener Pantheismus eigentlich zu absurd sei, als daß er jemals bei nur einiger Entwicklung der Intelligenz dem Menschen im vollen Sinne des Wortes hätte genügen können" *) — nur für diesen kann es unmöglich Wunder geben. Wer sich dagegen zum Glauben an einen lebendigen und persönlichen Gott, zu einer entschieden theistischen Weltansicht bekennt, der setzt eben damit vor den Anfang alles Daseins ein Urwunder, welches nicht gesetzt ist, sondern vielmehr Alles setzt. Der absolut freie, persönlich-lebendige Gott kann nicht unter der Beschränkung eines ihm gegebenen Gesetzes stehen, sondern, indem jede Beschränkung von ihm ausgeht, indem er über der Welt schöpferisch und gesetzgeberisch unbeschränkt waltet, nimmt er nicht

*) Psyche a. a. O. S. 17.

nur keine Gesetze von der Welt an, sondern er giebt sie ihr allein. Es bedarf von diesem Standpunkte aus keiner weitern Erörterung, um einleuchtend zu machen, daß der lebendige persönliche Gott unmöglich durch das Naturgesetz gebunden sein kann, sondern daß vielmehr das Naturgesetz gebunden sein muß durch den lebendigen persönlichen Gott. Das Naturgesetz läßt sich vernünftigerweiser nicht anders denken als in der Form der Verwirklichung des höchsten persönlichen, göttlichen Willens, wie dieselbe möglich war in einer durch Zeit und Raum endlich beschränkten Welt. Hierin liegt auch der Grund, warum die römisch-mittelalterliche Wunderansicht wider die Wahrheit verstößt. Es fehlt derselben die Anerkennung einer obersten Einheit der göttlichen Willensentschlüsse, aus welcher sowohl die Naturgesetze als die Wundereinwirkungen hervorgehen. Der Naturverlauf und das Wunder sind von unserm Standpunkte aus keine absoluten Gegensätze, keine unversöhnlichen Widersprüche, so daß die Naturgesetzlichkeit ein Ende nehmen müßte, wo die Wunderwirkung anfängt, oder die Wunderwirkung aufhören müßte, wo die Natur gesetzmäßig wirkt. Vielmehr ist es ein und derselbe absolute persönliche Gotteswille, welcher sowohl in der Form naturgesetzlichen Weltverlaufes, als in der Form übernatürlicher Wunderwirkungen auftritt.

Verbergen wir uns übrigens nicht, daß gerade an diesem Punkte unsere Erörterung einem nicht gewichtlosen Einwurfe begegnet. „Wenn Ihr in gewissem Sinne Alles zu Wundern macht, wird man uns zurufen, so macht Ihr eben damit auch wieder Alles natürlich; wenn Ihr Alles aus dem höchsten göttlichen Willen herleitet, so ist damit Alles auch zugleich naturgesetzlich. Damit hebt Ihr aber das Wunder in seiner eigenthümlichen Bedeutung auf, wie sie dem christlichen Offenbarungsglauben eigen ist."

Man darf wohl behaupten, daß die alte deistische Vorstellung von Gott, wornach Gott als Welturheber eine Summe von Kräften der Welt anerschaffen und die Entwicklung derselben dem Naturverlauf anheimgegeben hat, während er sich selbst hinter die Welt in seine Absolutheit zurückzog und an der Weltgeschichte keinen weitern Antheil nahm, als antiquirt zu betrachten ist. Diese Vorstellung ist zu platt und dürftig, als daß sie irgend einem tieferen religiösen oder spekulativen Bedürfnisse genügen könnte. Entweder ist die Welt selbst eine Kraft, welche ihre Erscheinungen aus dem Mutterschooße des in ihr ruhenden Lebens unaufhörlich in neuen Formen herauswirkt: — dann hat der Pantheismus Recht. Oder die Welt ist eine Creatur, durch den intelligenten Willen eines absolut über sie erhabenen Wesens geschaffen, eine

freie Hervorbringung Gottes, und daher in jedem Augenblicke ihres Daseins von dem göttlichen Schöpferwillen abhängig: — dann hat der christliche Theismus Recht. Ein Drittes giebt es nicht.

Wir halten daher fest an der Wahrheit: Es giebt keine Erscheinung in der Welt, welche nicht in irgend einer Weise von dem absoluten Schöpferwillen Gottes abhängig wäre. Die Welt ist an keinem Punkte von Gott ganz und völlig losgetrennt. Aber eben so gewiß ist: die göttliche Lebensmittheilung an die Welt ist keine abstrakte, gleichförmige, sie kommt nicht in einer und derselben Weise zur Erscheinung. Schon durch die Beschaffenheit der Welt selbst ist eine Verschiedenheit der göttlichen Lebensmittheilung an die Welt begründet. Die Einwirkung Gottes auf die unorganische Natur kann nicht als dieselbe gedacht werden wie die Einwirkung Gottes auf die organische Natur; es muß an die bewußtlosen Wesen eine andere Mittheilungsform des göttlichen Lebens stattfinden als an die bewußten. Man könnte sagen: durch die verschiedene Beschaffenheit der Weltwesen habe Gott von Anfang an seiner Lebensmittheilung an die Welt verschiedene Aufgaben gestellt. Bei bewußtlosen Wesen werden wir uns die göttliche Einwirkung als Kraft zu denken haben, welcher von Seiten des davon berührten Gegenstandes kein freier Widerstand geleistet werden kann. Was wir in der bewußtlosen Natur Kraft nennen, das bedingt auch die Lebensäußerungen derselben; je mehr Kraft, desto mehr Leben. In der bewußtlosen Natur werden wir aber solche Kraftäußerungen wunderbar nennen, welche alle bisherigen Erfahrungen übertreffen, oder doch wenigstens über sie hinausgehen. Aber selbst in diesem Falle muß noch etwas hinzukommen, wodurch wir eigentlich erst berechtigt werden, von Wundererscheinungen zu reden. Wir verwundern uns z. B. mit Recht über die alle früheren Erfahrungen übertreffende Schnelligkeit, mit welcher der Dampfkessel das Schiff durch die Wogen treibt, mit welcher die Lokomotive über die Schienenwege dahinfliegt, mit welcher endlich der Gedanke, dem Blitze ähnlich, durch den elektromagnetischen Draht fortsprüht. Dennoch werden wir uns scheuen, diese in ihrem tiefsten Ursprunge unbegreiflichen Naturerscheinungen geradezu Wunder zu nennen.

Das eigentlich Wunderbare fängt nämlich erst da für uns an, wo der Glaube anfängt; das Wunder ist kein physikalischer, es ist ein religiöser Begriff.

Alle Religion beruht auf einem unmittelbaren Verhältnisse der menschlichen zur göttlichen Persönlichkeit, und setzt eine Wechselwirkung zwischen beiden voraus. Es giebt aber auch keine Religion, welche die Ursprüng-

lichkeit dieses Verhältnisses nicht in irgend einer Weise als gestört betrachtete, weßhalb die wesentliche Aufgabe jeder Religion darin besteht, die eingetretene Störung wieder aufzuheben, die unterbrochene Gemeinschaft zwischen Gott und dem Menschen wiederherzustellen. Daß diese Wiederherstellung auf dem blos naturgesetzlichen Wege, ohne besondere unmittelbare Einwirkung des göttlichen Heilswillens, bewirkt werden könne: das hat, meines Wissens, noch niemals ein Religionsstifter behauptet. Alle Religionssysteme, so wie sich dieselben zu einer sittlichen Weltansicht erheben, erblicken in der Wiederherstellung der gestörten Lebensgemeinschaft zwischen Gott und der Menschheit ein göttliches Wunderereigniß, etwas Unbegreifliches und Unerklärliches, etwas die Schranken der Naturgesetzmäßigkeit Durchbrechendes. Es geht fast instinktartig das Bedürfniß durch alle Völker, an außerordentliche Machteinwirkungen Gottes auf einem Gebiete zu glauben, auf welchem der Mensch mit seinem Denken und Wissen im Grunde sich völlig ohnmächtig fühlt.

Freilich ist nun nicht die Natur von Gott abgefallen, sondern der Mensch, und daher muß sich auch die wunderbare wiederherstellende Einwirkung Gottes auf den Menschen selbst beziehen. Wie der Mensch durch eine freie That seines Eigenwillens sich von der Gemeinschaft mit Gott abgelöst hat, so kann er auch nur durch eine freie That des wunderbaren göttlichen Schöpferwillens in das ursprüngliche Gemeinschaftsverhältniß zu Gott zurückgeführt werden. Es ist das auch für das folgerichtige Denken sehr einleuchtend. Wäre nach eingetretenem Abfalle von Gott die wunderbar wiederherstellende Einwirkung Gottes ganz ausgeblieben, wäre das Menschengeschlecht den in den Naturzusammenhang aufgenommenen Kräften der Zerstörung einseitig ausgesetzt geblieben: so hätten diese Kräfte der Zerstörung in unausweichlicher Folge ihre Wirkungen immer entschiedener geltend machen und die Menschheit zuletzt der Vernichtung entgegenführen müssen. Wer die Wirklichkeit der Sünde zugesteht, der handelt nur folgerichtig, und darum vernünftig, wenn er an das Wunder der Erlösung glaubt, die eigentlich nur das Wunder der Schöpfung wiederholt. Der christliche Glaube ist allerdings im innersten Grunde immer Glaube an das Wunder, und zwar zunächst an das Wunder des erschaffenden und erlösenden absoluten göttlichen Willens. In diesem Sinne hat der Dichter vollkommen Recht, wenn er sagt, daß das Wunder des Glaubens liebstes Kind sei*); bagegen hat der Theologe Unrecht, wenn er

*) Goethe, Faust. Stuttgarter Ausgabe, Bd. II. S. 34.

uns anräth, im Interesse der Frömmigkeit, den Wunderbegriff „fahren zu lassen"*). Würden wir den Wunderbegriff „fahren lassen", so würden wir damit den Glauben an die Schöpfung aus Nichts und an unsere Erlösung aus lauter Gnade „fahren lassen", wir würden die unveräußerlichsten Güter unseres evangelischen Glaubens preisgeben, und früher oder später durch die Consequenz des Systems dem Pantheismus in die Arme getrieben werden. An Wunder glauben, heißt im Sinne des evangelischen Christenthums durchaus nichts Anderes als an die Möglichkeit und Wirklichkeit unmittelbarer göttlicher Lebens- und Geistesmittheilungen an die Menschheit glauben, und man kann ganz keck sagen, daß, wer in diesem Sinne an keine Wunder glaubt, auch nicht wahrhaft religiös, auch kein wahrer evangelischer Christ ist.

Wir können aus diesem Grunde nur eine Verirrung in der Thatsache erblicken, daß die beiden hervorragendsten Denker unserer Zeit, von denen der eine das Wesen der Religion als Theologe, der andere als Philosoph beschrieben hat — Schleiermacher und Hegel — den Wunderglauben von der Religion ausschließen wollten. Der Grund dieser Verirrung liegt darin, daß beide das Wesen der Religion nicht da suchten, wo es eigentlich zu finden ist; Schleiermacher meinte das Wesen der Religion im Gefühle, Hegel im Begriffe aufgefunden zu haben; allein die Religion hat ihren tiefsten Ursprung weder darin, daß wir Gott in uns fühlen, noch darin, daß wir von Gott uns Begriffe und Vorstellungen machen. Nach der Schrift hat die Religion ihren Ursprung im Gewissen; sie ist ursprünglich das strafende Bewußtsein unsers Abfalls von Gott, mit welchem zugleich der sehnsüchtige Trieb nach Wiedervereinigung mit Gott verbunden ist. Insofern ist sie ein sittliches Selbstzeugniß unseres Geistes, daß wir durch eigene Schuld Gott verloren haben, und daß nur durch ein Wunder der göttlichen wiederherstellenden Gnade der Verlust wieder gut gemacht werden kann. Wer Gott im bloßen Gefühle oder Begriffe in sich zu haben meint, der kann sich leicht einbilden, die Gemeinschaft mit Gott sei niemals gelöst worden, und es ist nicht bloßer Zufall, daß weder bei Schleiermacher, noch bei Hegel die Sünde zur vollen und ganzen Anerkennung gelangt ist. Nur das Gewissen wirft uns durch seine Selbstanklage vor der göttlichen Majestät in den Staub, läßt uns alle bloße Selbsthülfe auf dem Gebiete des Heils als thörichte Einbildung erscheinen, nöthigt uns zum Glauben an die gött-

*) Schleiermacher, d. christl. Glaube, §. 47.

liche Wunderhülfe, und ist somit die Mutter aller wahren religiösen Zerknirschung und aller großen religiösen Erhebung. Wer wird sich denn einbilden, die Reformation sei das Werk einer bloßen Gefühlserregung oder bloße Denkarbeit gewesen? Daß sie ursprünglich eine Gewissensthat gewesen ist, daß sie ihre Entstehung dem Glauben an die menschliche Ohnmacht und an die göttliche Wundermacht verdankt, daß zumal ohne den Glauben an göttliche Wunderwirkungen die Reformatoren im Kampfe wider ihre Feinde sich gar nicht hätten aufrecht erhalten können, das ist eine geschichtlich in unumstößlicher Weise begründete Thatsache. Die Reformatoren rissen sich von dem naturgesetzlichen Entwickelungsgange der damals ihrer Zersetzung und Auflösung sichtbar entgegenstrebenden römischen Kirche los vermöge des Glaubens an die göttliche, von oben auf sie herab strömende Gnadenwirkung; sie fühlten Kräfte in sich, die sie nur auf eine unmittelbare göttliche Wunderhülfe zurückzuführen vermochten, und es bewährte sich an ihnen ein Wort, welches Bunsen in seinem „Hippolytus" uns in neuester Zeit zugerufen hat, vollkommen: „Die Wirkung des Unendlichen auf den Geist ist das eigentliche Wunder der Geschichte und der Religion, und nicht geringer als das Wunder der Schöpfung"*).

In der That erschließt sich uns das christliche Wundergebiet — im evangelischen Sinne des Wortes — in seinem Mittelpunkte da, wo Einwirkungen des göttlichen Geistes auf den menschlichen Geist stattfinden, welche aus dem Verlaufe des Naturzusammenhanges nicht zu erklären sind, dem Vorstellungskreise der gemeinen Begreiflichkeit sich entziehen, und auf eine ursprüngliche Quelle göttlicher Lebens- und Geistesfülle zurückweisen. Dahin gehören vor Allem die wunderbaren Erscheinungen gottbeseelter Persönlichkeiten, welche nicht durch Unterricht, Erziehung, Umgang und Ueberlieferung, sondern durch ursprüngliche Begabung und schöpferische Geistesfülle, gleichsam aus dem Geburtsschooße der Ewigkeit in diese Zeit hineintretend, Träger neuer weltbefruchtender und segenspendender Gedanken und Thaten geworden sind. Diejenigen, welche so keck behaupten, vermöge einer der Welt selbst einwohnenden und ihren Verlauf mit gesetzmäßiger Nothwendigkeit bestimmenden Naturkraft geschehe Alles, wie es nun einmal müsse, — sie mögen uns denn einmal das Gesetz der Naturnothwendigkeit nachweisen, nach welchem Moses, Jesajas, Augustinus, Bernhard von Clairvaux, Luther, Spener u. s. w. das geworden sind, was sie der Welt bis auf diese Stunde waren. Sie

*) Hippolytus und seine Zeit, S. 304.

mögen sich darüber erklären, ob überhaupt große, ihre Zeitgenossen überragende Persönlichkeiten nur das Resultat der Zeitbildung seien, oder nicht vielmehr Träger und Offenbarer ursprünglicher, noch nicht dagewesener göttlicher Schöpfergedanken und Willenseinwirkungen, welche allein die Weltgeschichte, die der Pantheismus zu einem bloßen Naturmechanismus herabwürdigt, zu einem Schauplatze göttlicher Thaten, zu einem Kampfplatze sittlich frei geschaffener Wesen machen. Sie mögen uns endlich darüber Antwort geben, welche Grundansicht des Menschen würdiger sei, diejenige, welche ihn in ein endliches Naturprodukt verwandelt, oder diejenige, welche ihn unter die unmittelbare Einwirkung ewiger, göttlicher Lebensmächte stellt.

Ueberall mithin, wo das religiöse Leben in ungewöhnlicher Innigkeit, Tiefe und Kraft sich offenbart, da erkennen wir eine unmittelbare göttliche Selbstmittheilung, da beten wir an und verehren wir die wunderbare Schöpferkraft des lebendigen Gottes. Keine Beobachtung des Naturzusammenhanges hat uns bis dahin über den Ursprung und das Wesen solcher schöpferkräftiger, geist- und gotterfüllter Persönlichkeiten Aufschluß zu geben vermocht. Wir stehen hier vor einem unergründlichen Geheimnisse, gleichsam an der Werkstätte des göttlichen Geistes und Lebens selbst, wir empfinden aber bei aller demüthigen Beugung vor der Nähe des lebendigen Gottes zugleich auch eine beseligende Freude darüber, daß Gott den Menschen noch immer würdigt, ein Gefäß seiner Herrlichkeit, und die Erde, eine Offenbarungsstätte seines Geistes zu werden.

Damit kehren wir nochmals zu dem Unterschiede zwischen dem römisch-mittelalterlichen und dem evangelisch-protestantischen Wunderbegriffe zurück. Der schalen Aufklärung gegenüber, die keine lebendig-bewußte, unmittelbare Einwirkung des persönlichen Gottes auf die menschliche Person gelten lassen will, hat jede Weltbetrachtung eine gewisse Berechtigung, welche überhaupt an der Wirklichkeit des Wunders festhält. Es ist wohl ein Verhängniß der göttlichen Weltregierung, das unsere wunderscheue Cultur trifft, wenn die alten Spuk- und Klopfgeister jetzt wieder aus der Erde steigen, und auf einen viel freundlicheren Empfang bei der von der Aufklärung abgelangweilten Durchschnittsbildung treffen, als die Coryphäen dieser Bildung je befürchtet hätten. Aber die überlieferte, alte Wundertheorie kann weder dem wissenschaftlichen, noch dem gläubigen Bedürfnisse mehr recht genügen. Sie hat fallen müssen, nicht damit der Wunderglaube, sondern damit der Wunderaberglaube falle.

Jede göttliche Einwirkung auf die Natur bleibt im tiefsten Grunde nach der Art ihres Vorganges für uns ein Geheimniß. Auch

die Schöpfung ist und bleibt in ihrer Entstehung und Erhaltung für uns ein großes Wunder. Wie schön ist doch jene Stelle Luther's, wo der große Reformator sich darüber beklagt, „daß die großen Wunderwerke, wie z. B. die Geburt eines Kindes, sind bei uns in Verachtung gekommen, dieweil sie so gemein sind oder fast täglich geschehen"! — „Denn daß jährlich Getreide wachset", sagt er, „und aller Dinge, der Thiere und Gewächse Art also erhalten wird, ist gleich so ein großes Wunderwerk, als das ist, daß in der Wüste die fünf Brode also sind gemehret worden" *). Jene Erscheinungen, in welchen die Schöpfergedanken des göttlichen Geistes sich fortwährend ausprägen, haben ihren wunderbaren Charakter nur darum für uns verloren, weil sie sich täglich nach denselben Gesetzen und in bestimmten Ordnungen wiederholen. Wo hingegen der göttliche Geist in neuen Geistesmittheilungen aus der Fülle seines Wesens der Welt sich offenbart, da müssen auch neue, aus den bisher bekannten Gesetzen und Ordnungen der Welt und des Lebens nicht mehr zu erklärende Naturerscheinungen sich gestalten; da erscheint zwar nicht ein gesetz- und regelloses Walten, aber die neuen Erscheinungen gehören einer höheren Ordnung der Dinge an, welche nach dem Maßstabe der überlieferten beurtheilen zu wollen, Unbilligkeit, ja Thorheit genannt werden muß. Und wer will überhaupt dem Geiste vorschreiben, wie er auf dem Gebiete der Natur wirken soll, da, wie schon der Dichter so richtig bemerkt hat, nicht der Leib sich den Geist, sondern der Geist sich den Leib baut?

Wir halten an diesem Punkte mit Freuden die Entdeckung der neueren Philosophie fest, daß die Natur in ihrem Organismus ausgewirkter Geist ist **), wie dieselbe denn auch nach der Schrift, bevor der Geist Gottes gestaltend, schöpferkräftig auf sie einwirkte, „wüste und leer" war ***). Je nachdem nun der göttliche Schöpfergeist in anderer Weise auf einen Naturgegenstand einwirkt, je nachdem gestaltet sich dieser auch anders, und wenn der Stein sein Dasein in ganz anderer Weise oder, wie wir uns ausdrücken, nach ganz anderen Gesetzen äußert als die Pflanze, und die Pflanze wieder das ihrige ganz anders als das Thier, so liegt der eigentliche Grund hievon doch immer darin, daß Stein, Pflanze, Thier ganz verschiedenartige Produkte derselben göttlichen Schöpferthätigkeit sind. Unstreitig ist die ursprüngliche Einwirkung des göttlichen Geistes auf die

*) Bei Walch, Bd. 1. S. 2060.

**) Vgl. Schelling, Phil. Schriften, Bd. 1. in der Abhandlung über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, S. 346.

***) 1 Mos. 1, 2.

Natur des Menschen durch die nachherige Sündhaftigkeit des Geschlechtes gestört und gehemmt worden. Daß durch diese Störung und Hemmung wesentliche Kräfte der Menschennatur gebunden worden sind, ergiebt sich dabei von selbst. Eben so klar ist von hieraus, daß, wenn die Störung und Hemmung hinweggeräumt und das ursprüngliche Verhältniß der menschlichen zur göttlichen Persönlichkeit wiederhergestellt wird durch den Zufluß lebendiger Gotteskräfte, auch die in Folge der Sünde gebundenen menschlichen Kräfte wieder entbunden und in dem wiedergebornen Menschen Wirkungen hervorgebracht werden müssen, von denen die „natürliche" Theologie und „natürliche" Psychologie nicht einmal eine Ahnung hat.

Die Wunder, welche die Schrift als Wunder in der Natur berichtet und die dazu dienen mußten, die Offenbarungsgeschichte Gottes in der Menschheit zu verherrlichen, sind daher immer als solche Wirkungen ursprünglicher göttlicher Geistes- und Lebensmittheilung zu betrachten, als freilich nur sporadische und intermittirende Erscheinungen einer höheren Natur- und Lebensordnung, welche erst im Werden begriffen ist, deren allmähliche Vollendung aber als ganz gewiß bevorstehend geweissagt wird. Während die römisch-mittelalterliche Wundertheorie den Gegensatz von Naturgesetz und Wunderwirkung in straffester Weise festhält und zu verewigen beflissen ist, läßt die evangelisch-protestantische Wundertheorie, wie wir sie hier entwickelt haben, uns eine künftige Versöhnung beider, jetzt noch auseinanderzuhaltenden Standpunkte ahnen, und den Zeitpunkt einer Weltverklärung hoffen, wo das Alte vergangen, und ein neuer Himmel und eine neue Erde sein, d. h. wo eine neue, höhere Weltordnung an die Stelle der gegenwärtigen getreten sein, und was uns jetzt mit Recht noch als Wunder erscheint, als ein neuer durchgeisteterer Naturzusammenhang sich unserm verklärten Blicke darstellen wird.

Deßhalb vermögen wir kein Symptom speculativer Vertiefung darin zu erblicken, wenn die Repräsentanten der „modernen Bildung" von einer solchen Zukunft, einer wirklichen, einem höheren Ziele entgegenführenden Geschichte des Weltorganismus, nicht einmal eine Ahnung haben, und die Welt wie einen Kreisel in einem ewigen Kreislaufe sich drehen lassen. Weiß doch sogar Strauß gegen die Möglichkeit der biblischen Wunder nichts Triftigeres vorzubringen, als den trivialen Satz, daß „ein unmittelbares Eingreifen Gottes in den gesetzlichen Verlauf des Naturlebens geläuterten Ansichten von dem Verhältnisse Gottes zur Welt wi-

verspreche" *). Solche „geläuterte" Vorstellungen können sich freilich nur da bilden, wo man den lebendigen Gott hinweggeläutert und an seine Stelle den naturgesetzlichen Weltmechanismus gesetzt hat.

Ist Christus, wie die neuere Theologie mit Recht wieder erkannt hat, das größte Wunder des Geistes, so ist es nichts als natürlich, daß die Wunder der Natur von ihm ausgegangen sind, und Zeugniß von der Wunderkraft seines Geistes abgelegt haben.

Das Wunder im evangelischen Sinne des Wortes ist eben so nothwendig, als die göttliche Heilsoffenbarung nothwendig war; es hat in Jesu Christo seinen vollendetsten persönlich-lebendigen Träger gefunden, von welchem aus, seit in ihm die Fülle unmittelbarer göttlicher Geistes- und Lebensmittheilung erschienen ist, alle Wunderwirkungen auf die Menschheit ausgehen. Damit ist zugleich der Streit, ob in der evangelischen Kirche auch jetzt noch Wunder möglich seien oder nicht, geschlichtet. So lange Christus in ihr lebt, so lange werden auch Wunder in ihr geschehen, und die größten Wunder werden immer diejenigen bleiben, von denen Luther sagt: „Weit größere Wunder sind die, die er (Christus) dafür achtet, denn was wir dafür achten. Die Leute preisen das für große Wunder, daß er hat Blinde sehend, Taube hörend, Aussätzige rein gemacht, und es ist wahr, es sind ja Wunderzeichen; — aber er siehet das für viel größer an, so an der Seele geschieht, denn das am Leibe geschehen. Und was wäre es, ob er gleich ein Schock oder zwei sehend oder hörend gemacht, ja von den Todten aufgeweckt hätte?" **) Die Wunder der evangelischen Kirche sind die wahrhaft geschichtlichen Wunder der göttlichen Weltregierung und Heilsoffenbarung, welche nicht die Kirche producirt, sondern Gott selbst schafft. Wenn daher römische Polemiker schon vor Zeiten es uns zum Vorwurf gemacht haben, daß wir keine kirchlichen Wunder mehr aufzuweisen hätten, so können wir uns dabei völlig beruhigen, daß wir göttliche Wunder aufzuweisen haben, welche in Beziehung sowohl auf innere Autorität als auf äußere Beglaubigung getrost den römischen Marienerscheinungen, den heilkräftigen Röcken, den zahnschmerzlindernden Reliquien, den geweihten und gefeiten Kugeln und den seuchenabwehrenden Amuletten entgegengestellt werden dürfen. Ueberhaupt hat auf die wider den evangelischen Protestantismus erhobene Anklage

*) Leben Jesu (1. Aufl.), Bd. II. S. 647.

*) Bei Walch, Bd. XII. S. 1541. Vgl. meine Schrift „Wesen des Protestantismus", Bd. I. S. 273.

wegen Wunderimpotenz schon der gelehrte Johannes Gerhard dem Cardinal Bellarmin zu seiner Zeit die rechte Antwort gegeben. Als nämlich Bellarmin sogar über den Leichnam Luthers herfiel und behauptete, an diesem ketzerischen Leichname sei ein Wunder der kirchlichen Strafgerechtigkeit geschehen, indem derselbe, obwohl Luther zur Winterszeit gestorben, dennoch einen so unausstehlichen Verwesungsgeruch um sich verbreitet habe, daß man ihn nicht einmal nach Wittenberg habe fortschaffen können, da erwiederte Gerhard: vielmehr das sei ein Wunder der göttlichen Strafgerechtigkeit, daß ein armer, ohnmächtiger Mönch den allmächtigen Papst, ungeachtet aller seiner Bannflüche und Verfolgungen, darniedergeworfen und bis ans Ende seines Lebens wider das Papstthum aufrecht geblieben sei*). Allerdings erkennen wir hierin die unmittelbar in die Geschicke des göttlichen Reiches auf Erden eingreifende Hand Gottes. Allerdings ist uns auch Luther, so wenig wir seine menschlichen Schwächen und Fehler übersehen und einen Heiligen aus ihm machen wollen, — allerdings ist auch er in unseren Augen eine jener gottbegnadigten ursprünglichen wunderbaren Persönlichkeiten, deren Begabung und Begeisterung aus den Gesetzen des irdischen Naturverlaufes in keiner Weise zu erklären ist. Allerdings ist uns die evangelische Kirche selbst, diese Kirche des Kreuzes und der Schmach, die doch mit so viel Siegeskränzen geschmückt ist, ein Wunderwerk des heil. Geistes, den wir auch da anbetend verehren, wo wir menschliche Geistesverirrungen, die den Fortgang des göttlichen Reiches aufhalten, schmerzlich beklagen.

Die Wunder, deren wir uns rühmen, sind jedenfalls nicht von der Kirche gemacht, sie bedürfen nicht ihrer Sanktion, und sollen auch nicht dazu dienen, durch den Eindruck eines dumpfen Staunens die menschliche Autorität der Kirchenleiter zu vermehren. Wo die Kirche Wunder macht, da haben wir eben gemachte Wunder, in dem Sinne, wie Rom z. B. auch eine gemachte Unfehlbarkeit des Papstes, gemachte Sakramente, gemachte Bischöfe, ein gemachtes Reich von dieser Welt hat. Wo dagegen Gott selbst Wunder schafft, da haben wir geschichtliche Wunder, wie die evangelische Kirche selbst trotz Menschenlist und Menschengewaltthat durch Gottes Rath und Gottes That jetzt ihre Geschichte hat und immer mehr Geschichte haben wird, bis sie gelangt sein wird „zum vollkommenen Mannesalter in Christo."

So groß ist die Bedeutung des Wunders für das evangelische Christenthum, daß dessen zukünftige Entwicklung sich nur als eine wun-

*) Gerhard. Loci XIII, cap. XI. sect. XI. p. 187. ed. Cotta.

derbare begreifen läßt, aber freilich dergestalt als eine wunderbare, daß das Wunder selbst wieder eine höhere Naturordnung voraussetzt und hervorbringen wird. Vor diesem Wunder des schaffenden, welterlösenden und weltverklärenden, lebendigen Gottes sich zu beugen, ist aber eben so vernünftig, als es widervernünftig ist, Wunder machen zu wollen, von denen die göttliche Weltregierung und Welterlösung nichts weiß. Möge die evangelische Kirche in unserer Zeit aufs Neue von den ächten Wundern des lebendigen Gottes demüthiges und muthiges Zeugniß ablegen, damit das Zeugniß derer immer mehr verstummen muß, welche sich entweder ihres Wunderunglaubens, oder ihrer gemachten falschen Wunder rühmen!

Umrisse zur neuern Geschichte des Protestantismus.

Von Prof. Dr. Hundeshagen.

II.

Das Gefährliche im Katholicismus.

Der Apostel giebt unter den vielen Gemeinden, an welche er Schreiben richtet, und unter den letztern auch manches Schreiben voll ernster Rüge und Ermahnung, doch keiner das Gewicht seines strafenden Ernstes so stark zu fühlen, als jenen, an welche er schreibt: „O unverständige Galater, wer hat euch bezaubert, der Wahrheit nicht zu gehorchen, euch, welchen Christus vor Augen hingemalet worden, als wäre er unter euch gekreuzigt" (Gal. 3, 1.). Denn die galatischen Gemeinden, die durch die Predigt des Glaubens den „Geist" empfangen hatten, unter denen „Wunder" gewirkt worden waren, die einen so „guten Anlauf" genommen hatten, dieselben hatten gleichwohl „so Vieles umsonst erfahren". Sie, die „im Geist angefangen", waren drauf und daran, „im Fleische zu enden" (Gal. 3, 3. 4.). Anstatt „in der Freiheit zu bestehn", welche uns Christus erworben hat, hatten sie sich wiederum „das Joch der Knechtschaft", das Mosaische Cerimonialgesetz, auflegen lassen. Der Rechtfertigung aus dem Glauben uneingedenk, hatten sie sich verführen lassen, von dem Zeichen der Beschneidung an ihrem Fleisch ihr Antheilhaben an dem Segen der doch nur dem „gläubigen Abraham" ertheilten Verheißung abhängig zu denken, ihr Heil von Gesetzeswerken zu erwarten. Daher ruft ihnen der Apostel unter Anderem zu: „Siehe,

ich Paulus sage euch: wenn ihr euch beschneiden lasset, so wird euch Christus nichts nützen. Denn wir harren im Geiste durch den Glauben der Hoffnung der Gerechtigkeit. Denn in Christo Jesu gilt weder Beschneidung, noch Vorhaut etwas, sondern Glaube, der durch Liebe wirksam wird" (5, 2. 5. 6.).

Wir haben hier in den galatischen Gemeinden im Kleinen einen ganz ähnlichen Rückfall aus dem Glaubenssystem des Evangeliums in das System vorchristlich sacramentaler Signatur vor uns, wie wir ihn in der katholischen Kirche im Großen beobachtet haben. Die Beurtheilung, welche dieser Rückfall von Seiten des Apostels erfährt, muß daher von vorzüglicher Wichtigkeit sein für die Beurtheilung alles Analogen, somit namentlich auch für die des spezifisch Katholischen im Verhältniß zum Evangelium, namentlich jenes: „so wird euch Christus nichts nützen". Die ältern Ausleger haben auch das Entscheidende dieser Stelle recht wohl erkannt und mit ängstlicher Behutsamkeit nachtheiligen Folgerungen für die unter dem Cerimonialgesetz gestandenen Gläubigen des alten Bundes vorzubeugen gesucht. Paulus denkt nun wohl hier an diese ebenso wenig, als er an die spätere katholische Kirche denken konnte. Wir aber können uns der Anwendung des apostolischen Spruchs auf eine so bedeutende, von der Geschichte überlieferte Thatsächlichkeit unmöglich entziehn, und haben nur darauf zu sehn, daß unsre Auslegung des apostolischen Spruchs der ältesten katholischen Kirche ähnliche billige Rücksichten nicht versage, wie die ältere Auslegung den Gläubigen des alten Bundes. Wir sind nun der Meinung, daß weder der älteste Katholicismus, noch irgend eine spätere kirchliche Formation, in welche das System der Signatur Aufnahme gefunden hat, sich über Unbilligkeit werde beschweren können, wenn wir die Auslegung, welche Augustin von dieser Stelle gegeben hat, uns aneignen. Augustin sagt: nihil eis profecturum esse dicit, si circumcidantur, sed illo modo, quo eos isti volebant circumcidi, i. e. ut in carnis circumcisione ponerent spem salutis. Nihil enim obest circumcisio ei, qui salutem in illa esse non credit*). Augustin hat damit vollkommen recht. Denn es ist wirklich in der Stelle

*) Ebenso glimpflich urtheilte auch Luther noch zu der Zeit über die „dürftigen und schwachen Anfangsgründe" des Systems der Signatur in der römischen Kirche seiner Zeit, bevor diese ihn zum entschiedenen Bruch getrieben hatte. So lautet z. B. die 49. These: „Man soll die Christen lehren, daß des Papstes Ablaß gut sei, sofern man sein Vertrauen nicht darauf setzet, dagegen aber nichts Schädlicheres, so man dadurch Gottesfurcht verlieret."

nur von einer Beschneidung die Rede, welche mit der Meinung verbunden ist, daß von ihrer Annahme das Heil abhängig sei, und die also von dem wahren und alleinigen Heilsgrund ablenkte. Daher, wo nur diese Vorstellung fern gehalten wurde, konnte Paulus die Beschneidung dulden, ja sogar, wie das Beispiel des Timotheus beweist, selbst vollziehn (Apgesch. 16, 3.). Er war in seinem praktischen Verhalten, wie in seiner Beurtheilung nachsichtig gegen solche Reste des Systems der Signatur, welche, wie die Beobachtung von „Tagen, Monden, Zeiten und Jahren", nach ihm zu „den kraftlosen und dürftigen Anfangsgründen" (Gal. 5, 9. 10.) gehört, zu denen man zwar nicht umkehren sollte, nachdem man „Gott kennen gelernt hat oder vielmehr von Gott gekannt ist", die man aber nachsehn darf, so lange sie „dem Glauben, der in der Liebe wirksam wird", nicht den Vorrang abzugewinnen trachten. Denn so gewiß in Christo weder Beschneidung, noch Vorhaut etwas gilt, so wenig vermag umgekehrt auch Beschneidung oder Vorhaut, also die Signatur an sich „die Gnade Gottes zu vereiteln", sondern nur, wenn behauptet wird, daß „die Gerechtigkeit aus dem Gesetz kommt", nur dann, wenn auf äußere Gesetzeswerke ein solcher Werth gelegt wird, nur dann ist „Christus vergeblich gestorben" und die Gnade, die in ihm erschienen, die im Glauben zu ergreifen und in der Liebe abzuspiegeln ist, wirklich vereitelt (Gal. 2, 21.).

Wir werden sonach das apostolische Wort ganz auf unsrer Seite haben, wenn wir uns oben (Aprilheft, S. 351.) durch den theilweisen Rückfall des ältesten Katholicismus in die kraftlosen und dürftigen Anfangsgründe nicht beirren ließen in Anerkennung dessen, was er wirklich an Schätzen ächt christlichen Glaubens und christlicher Liebe in sich getragen hat. Wir werden nach demselben Kanon auch Allem, was in späterer Zeit bis auf unsre Tage ihm sich mehr oder minder verwandt zeigt, dieselbe Schätzung angedeihen lassen. Die altkatholische Gesinnung aber, welche über die Grenzen des Glaubens und der Liebe hinaus zu einer Vereitelung der Gnade Christi durch ein falsches Vertrauen auf die Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz kommt, gesteigert zu werden, gerade in unsern Tagen von Neuem Gefahr läuft, ist von unsrer Seite nicht bloß zu erinnern an das Wort des Unwillens, welches der Apostel ausstößt: möchten sie sich doch sogar verstümmeln, die euch irre machen! (Gal. 5, 12.) und an die Auslegung, welche schon die Kirchenväter dieser Stelle gaben *), son-

*) Alle Kirchenväter verstehn die Stelle so: „möchten sie sich nicht bloß beschneiden, sondern sogar verschneiden lassen!" d. h. mögen sie doch mit sich selbst anfangen und ge-

dern es ist auch von großer Wichtigkeit und gereicht zu gemeinsamen Frommen, wenn wir uns über die Ursachen klar zu werden suchen, welche die altkatholische Kirche verhindert haben, über jene Anfangsgründe endlich hinauszukommen, und über die Gefahren, in die sie dadurch gerathen ist.

Eine der Hauptgefahren des Katholicismus entspringt aus dem Mißverstand eines Bedürfnisses, das nicht bloß von der katholischen Kirche, sondern von jedem christlichen Kirchenthum auf's Lebhafteste empfunden wird, ja das in analoger Weise — man kann sagen — durch die ganze Geschichte hindurch sich in allen consolidirten Religionsgemeinschaften kundgegeben hat. Es ist das unaustilgbare Bedürfniß alles christlichen Kirchenthums, auf jeder Stufe seiner Entwicklung sich in wesentlicher Einheit zu wissen mit dem Kirchenanfang. Die Natur dieses Bedürfnisses pflegt in unsern Tagen selten richtig verstanden zu werden. Um in Beurtheilung der uns vorliegenden Thatsächlichkeiten nicht fehl zu greifen, ist es daher unerläßlich, etwas näher auf den tieferen Grund jenes Bedürfnisses einzugehen. Wir schlagen dabei vielleicht am besten den empirischen Weg ein, so daß wir dem einer Reihe von Erfahrungsthatsachen zu Grunde liegenden Gesetz auf die Spur zu kommen suchen.

Das Bedürfniß eines geschichtlichen Stützpunktes für das jeweilige kirchliche Dasein, das Bedürfniß der Einheit und Uebereinstimmung mit dem Kirchenanfang hat sich bisher überall nur bei solchen Gemeinschaften nicht gezeigt, welche sich auf der Basis der sogenannten natürlichen Religion zu constituiren versucht haben, wie z. B. die Theophilanthropen in Frankreich und die sogenannten freien Gemeinden in Deutschland. Diese ganze Gattung von religiösen Gemeinschaften ist ja vielmehr überall entstanden nicht nur aus der absichtlichen Verleugnung eines vorhandenen geschichtlichen Kirchenthums, aus einem Bruche mit demselben, sondern es geht sogar ein Zug bis zum Fanatismus gesteigerter Gereiztheit gegen alles Geschichtliche durch dieselben hindurch. Aus diesem Grund würde der eigne Anfang für diese Gemeinschaften nie irgend eine Art von maßgebender Bedeutung zu gewinnen vermögen. Vielmehr ist das weiteste Hinausschreiten über den geschichtlichen Anfangspunkt des eignen gesellschaftlichen Daseins für ihren schranken- und ziellosen Fortschrittsdrang nicht nur Bedürfniß, sondern es liegt auch in der Natur der Sache, daß dieses Hinausschreiten von ihnen zugleich als das Siegel für die prinzipielle Aechtheit ihrer Existenz betrachtet wird. Weiter aber haben freilich

schehen lassen, was sie wollen, wenn sie nur euch in Frieden lassen. Daß Luther's Uebersetzung: „wollte Gott, daß sie auch ausgerottet würden, die euch verstören", nicht richtig sei, ist neuerdings allgemein anerkannt worden.

solche Gemeinschaften bis dahin noch niemals Gelegenheit gefunden, über eine längere Reihe von Entwicklungsstadien hinüber auf ihren Anfangs- und Ausgangspunkt zurückzublicken. Sie waren und sind sämmtlich von verhältnißmäßig nur sehr kurzer Dauer. Sie brachten es selten zu einer irgendwie charakteristisch ausgeprägten Gemeinschaftsform, zu einem engern, geschlossenern Gemeinschaftsverband. Großentheils hielt nur jene oppositionelle Gereiztheit gegen das Geschichtliche ihre einzelnen Glieder, meist lose genug, zusammen. Aber gerade dieser Mangel an innerer Consistenz und irgend welcher Dauerhaftigkeit der Existenz, welcher nicht gestattet, den geschichtlichen Verlauf eines gesellschaftlichen Daseins, welches sich gegen seinen Anfangspunkt gleichgültig verhalten zu müssen glaubt, weit zu verfolgen, — gerade derselbe Mangel fordert und findet seine Erklärung in der Natur des religiösen Prinzips selbst, welches, im bewußten Widerspruch mit aller und jeder Geschichte auftretend, gleichwohl den Anspruch erhebt und gerade in unsern Tagen von Neuem einen Anlauf nimmt, in einer geschichtlichen Entwicklungsreihe sich zu verwirklichen und mit den Kirchenthümern von prinzipiell geschichtlichem Charakter in Concurrenz zu treten. Es ist so leicht zu begreifen und wird gleichwohl so oft gänzlich übersehen, daß die natürliche Religion, wie sehr sie sich auch rühmt und darauf ausgeht, den Gesammtcharakter der Menschennatur auszuprägen, doch stets den Zug des Selbstgemachten behält, wobei Keiner Lust hat, sich dem Andern unterzuordnen, oder sein individuelles Recht in eine Gemeinschaft aufgehen zu lassen. Was ich ebenso gut vermag, wie jeder Andere, darin fühle ich mich selbstständig; ich bedarf der Ergänzung durch ihn nicht, und betrachte es als eine Kränkung seiner Rechte, wenn ich meine Ansicht rücksichtslos ihm aufdrängen will. Daher kommt selbstverständlich auf diesem Wege nie eine lebenskräftige Gemeinschaft zu Stande, wohl aber, wenn Jeder in einer irgendwie bereits gegebenen Form den Ausdruck seiner religiösen Ansicht wieder findet*). Man hat nun zwar von jeher das als den ihr angebornen Vorzug der natürlichen Religion vindicirt, daß sie diejenigen Wahrheiten in sich schließe, in welchen von jeher und zu allen Zeiten der erleuchtete Menschengeist einig gewesen sei, die Weisesten und Denkenden aller Völker übereingestimmt hätten. Und nichts ist so gewiß, als daß, einen solchen Inhalt vorausgesetzt, daraus der natürlichen Religion eine Anziehungskraft für die Gemüther zuwachsen müßte, vermöge deren sie der Vortheile des Historischen leicht entrathen könnte. Allein leider ist jene Uebereinstimmung der Weisesten und Den-

*) Rettberg, Religionsphilosophie. Marburg und Leipzig 1850. S. 47.

kenden aller Völker und Zeiten in gewissen Religionswahrheiten keine wirkliche Thatsache, sondern nur eine gutmüthige Annahme, eine Voraussetzung der lieben Unwissenheit, ein Resultat der alleroberflächlichsten Betrachtung. Es hat daher unter Anderem die ganze Reihe schneidender Widersprüche, contradictorischer Gegensätze, die in unsrer modern-philosophischen Welt über die früher als unerschütterlich und schlechterdings allgemein angesehenen Religionswahrheiten hervorgetreten ist, dazu gehört, um durch den Augenschein jene höchst optimistische Illusion selbst der Menge einigermaßen als das zu zeigen, was sie ist. So fehlt also demjenigen, was in der natürlichen Religion Ersatz bieten soll für das Geschichtliche und die zusammenhaltende Kraft des Geschichtlichen nichts mehr und nichts minder, als die Realität.

Aber selbst den günstigern Fall einer Uebereinstimmung der Denkenden über die Wahrheiten der natürlichen Religion in dem Grad und Umfang gesetzt, wie sie etwa vor sechzig bis siebzig Jahren in Deutschland bestanden hat, so werden sich zwei Arten von Mängeln einer Kirchenbildung auf dem Boden der natürlichen Religion beharrlich entgegenstellen und damit von selbst jenes Bedürfniß eines geschichtlichen Anfangspunktes als Stützpunkt für die ganze folgende Entwicklung immer von Neuem als ein naturgemäßes erscheinen lassen. Erstens: Die natürliche Religion ist als Produkt des Absehns von dem Besondern, Eigenthümlichen in den Einzelreligionen, als Zusammenfassung nur ihres im weitesten Sinn Gemeinsamen zugleich etwas sehr Allgemeines, Unbestimmtes. Sie ist auf diese Weise unter allen Religionen nothwendig die allerärmste an Inhalt und nähern Bestimmungen ihres Inhalts. So wenig uns aber die Kenntnißnahme von dem bloßen Inhaltsverzeichniß eines Buches, etwa nur von den Hauptabschnitten desselben, befriedigen kann, sondern nur das Eingehn auf das darunter befaßte Einzelne uns Befriedigung verschafft, so vermag auch Niemanden die natürliche Religion, die in nichts Anderem besteht, als nur in den großen Kapitelüberschriften des Buches der Religion: Gott, Freiheit, Tugend, Unsterblichkeit, jene Befriedigung zu gewähren und lebendig zu begeistern. Zweitens: Die natürliche Religion als Abstraktion vom Besondern, als Produkt des philosophirenden Geistes, bleibt überwiegend nur Thatsache des Wissens. Die wirkliche Religion aber ist etwas viel Realeres, Inhaltvolleres, als das bloße Wissen. Der religiöse Geist findet in der Theorie und dem Wissen allein schlechterdings nicht seine Befriedigung und schreitet schon im ersten Akt der Gemeinschaftbildung über die lediglich intellektuelle Geistesfunktion schlechterdings hinaus. Es ist daher vergeblich, weil ein Widerspruch,

sich für praktisch-gesellschaftliche Ausgestaltung eines religiösen Prinzips zu bemühen, das in seiner Einseitigkeit geradezu das praktische, zur Praxis hinführende Moment ausschließt, jedenfalls zum Minimum abschwächt. Die Möglichkeit praktischer Ausgestaltung ist jedenfalls bedingt dadurch, daß im Religionsbegriff und System neben dem Erkenntnißmoment auch das Gefühls- und Willensmoment, also die praktischen Geistesfunktionen ihre gebührende Stelle erhalten. Nur wo dafür auch prinzipiell gesorgt ist, vermag die Religion eine kirchliche Verleiblichung sich anzubilden, d. h. die Menschheit im Großen und Ganzen zu ergreifen, während die natürliche Religion dem Wesen und Bedürfniß der großen Mehrzahl in der Menschheit nicht entspricht, die nicht philosophisch zu speculiren versteht, es nicht verstehn kann, welche es auch nicht will und nicht wollen kann, welcher die Abstraktion nur Langeweile macht, die — mit Einem Wort — voller, menschlicher, d. h. an den Seiten angefaßt sein will, zu deren Entwicklung bei allen Menschen die Möglichkeit gegeben ist. Endlich ist aber auch das ein Hinderniß für die natürliche Religion in der angezeigten Richtung, daß der Erfahrung gemäß Charaktere, welche der Speculation gewachsen und im Denken zur Abstraktion geneigt sind, also theoretische Naturen in der Regel an praktischem Talent entschieden Mangel leiden. Selten ist eine Individualität so reich ausgerüstet, um nach beiden Richtungen hin mit Virtuosität sich zu bethätigen. Die Virtuosität auf der einen Seite hat vielmehr gewöhnlich eine mehr oder minder große Mattigkeit auf der andern zur Begleiterin. Und darum sind es nie die Philosophen und noch viel weniger die Philosophaster gewesen, welche kirchliche Vereine von Dauer gründeten, sondern nur die gemüthstiefen und willenskräftigen Menschen *).

Von hier aus erhellt nun jene überwiegende Bedeutung, welche in allen nicht auf die Basis der bloß natürlichen Religion gegründeten Religionsgemeinschaften der geschichtliche Anfangspunkt, die Person des Stifters, gewinnt. Es ist die alle Abstraktion weit hinter sich lassende schöpferische Kraft der Persönlichkeit, welche den Anstoß giebt, der durch alle folgende Zeiten hindurch pulsirt **). Es ist der unwiderstehliche Zauber; den eine hervorragende Persönlichkeit übt, das machtvolle Durchschlagen einer gewaltigen Persönlichkeit durch die Massen und in die Massen, ihr kühnes Hineingreifen gerade in's Besondere und Besonderste des

*) Rettberg a. a. O.

**) Vergl. Ullmann über den Cultus des Genius, gegen Strauß in den Studien und Kritiken, Jahrg. 1840. H. 1. Neuerdings auch vortreffliche Bemerkungen hierüber von Krahner in der deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft. 1852. Septbr. S. 294.

Lebens, ihre Fähigkeit und ihr Geschick, den Punkt im natürlichen Menschen, in der Nationalität, in den geschichtlichen Bedingungen eines Volksthumes richtig zu treffen, welcher einer Neugestaltung zum Anhaltpunkt zu dienen geeignet ist, die Gabe, einen individuellen religiösen Grundton anklingen zu lassen, die Genialität, von diesem Mittelpunkt aus die Gemüther zu erfassen und nicht ein vages, allgemeines, sondern ein recht bestimmtes religiöses Prinzip in ihnen zu einer tiefgreifenden, umfassenden und nachhaltigen Ausgestaltung zu bringen. Dieß Alles genau erwogen, ist es wahrlich nicht schwer zu begreifen, wie das Bedürfniß, jedes Stadium der zeitlichen Entwicklung einer Religionsgemeinschaft stets wieder am Anfangspunkt zu messen und zu erfrischen, jedenfalls ein hohes Maaß von Pietät gegen denselben, sich überall, selbst auf dem außerchristlichen Gebiet kundgiebt.

Was die beiden testamentischen Religionen betrifft, so wiederholt sich in ihnen nicht nur jenes allgemeine Gesetz, sondern es steigert sich hier auch zur höchsten, absoluten Gesetzmäßigkeit. Denn nach ihrem eigenen Zeugniß sind weder die Theokratie des alten Bundes, noch die Kirche des neuen Bundes und ihre Glaubens- und Sittenlehre Inventionen eines Menschengeistes, der sich etwa gelegentlich einmal vorgenommen hat, eine neue Religion zu stiften. Vielmehr nimmt die christliche Wahrheit ihren Regreß auf einen früheren geschichtlichen Anfangspunkt göttlicher Offenbarung, und der Zusammenhang beider Testamente ist dargelegt in den Eingangsworten des Hebräerbriefes: „Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und in mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in diesen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er gesetzet hat zum Erben über Alles, durch welchen er auch die Welt gemacht hat."

Hiemit schließt das Christenthum sich an das allgemeine Gesetz positiver Religionen an. Allein es steigert sich auch dieses auf dem Boden der natürlichen Welt allgemeine Gesetz auf dem Boden der testamentarischen Religionen und schließlich des Christenthums zur höchsten Gesetzmäßigkeit, gerade so, wie das Christenthum, alle Analogieen zu einzelnen seiner Wahrheiten in der Periode vor Christo weit hinter sich zurücklassend, den Begriff der Religion in sich als der absoluten Religion vollendet. Denn wenn in irgend einer Religion, so hat im Christenthum Alles in der lebendigen Persönlichkeit Christi den gemeinsamen und ewig unverrückbaren Mittelpunkt und eigentlichen Lebensheerd; Alles empfängt im organischen Zusammenhang mit diesem Mittelpunkte eine concret lebendige Ge-

stalt und innere Triebkraft. Das Geheimniß der alle Unterschiede der Menschheit überwindenden, völkervereinigenden Kraft und auch der kirchenbildenden Eigenschaft des Christenthums besteht darin, daß es nicht als eine Summe von abstrakten Begriffen aufgetreten ist, sondern als eine thatsächliche Enthüllung des göttlichen Heilsrathschlusses zur Erlösung der Menschheit, daß es seinem eigentlichen Wesen und seiner gesammten Erscheinung nach nicht bloße Lehre ist, sondern Geist und Leben, daß als der Kern und Stern des Christenthums, als der Stifter der christlichen Kirche, die in der Weltgeschichte einzige gottmenschliche Person Christi dasteht. Darum sagt der Stifter der christlichen Kirche: „Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn Einer ist euer Meister, Christus" (Matth. 23, 10.). Und darum sagt der Apostel Paulus: „Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber Jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln: so wird eines Jeglichen Werk offenbar werden, der Tag wird es klar machen; denn es wird durch's Feuer offenbar werden, und welcherlei eines Jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren" (1 Cor. 3, 11—13.).

In dieser Einzigkeit liegt der Unterschied zwischen Christus und allen andern Religionsstiftern ausgesprochen. Diese lassen sich sämmtlich auf den Begriff des schöpferisch wirkenden Genius zurückführen, der zwar eine irdische Mutter, aber, seiner geistigen Herkunft nach ohne Vater und ohne Geschlechtsregister, seinen Ursprung von oben hat. Und bekanntlich ist zufolge dieser Anschauung auch das altkirchliche Bekenntnißstück: empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, oft nur als ein Sinnbild von der Geburt des Genies angesehen worden, unter Zurückschiebung dessen, was der Wortsinn aussagt, unter die Mythen. Die Geburt Christi wird hiernach, als ein Wunder der Geschichte, aber nicht der Natur, in Eine Classe gesetzt mit den weltgeschichtlichen Wundern, die sich auf allen Punkten der Geschichte wiederholen, wo ein Prinzip, von einer Persönlichkeit getragen, schöpferisch in die Menschheitsentwicklung eingreift. Aber sehr richtig ist unter Anderen neuerlich von Martensen*) wieder auf den Unterschied des göttlichen Schöpfergeistes in der Hervorbringung des Genies und der Menschwerdung des Sohnes hingewiesen worden. Der göttliche Schöpfergeist offenbart sich in der

*) Dogmatik, S. 309.

Geburt des Genies überwiegend nur als Geist der **Macht** und der **Kraft**, nicht der **Heiligkeit**. Selbst in dem religiösen Genie, rein als solches betrachtet, ist das Heilige ursprünglich gebunden an die Naturschranken, es **gährt** nur in dem unreinen Grund der natürlichen Kräfte, und deßhalb bedarf selbst der prophetisch-testamentische Genius der Erlösung aus dem Widerspruch zwischen dem Natürlichen und dem Heiligen, der Wiedergeburt aus dem Geiste der Heiligkeit, und **kann kein Bruder den andern erlösen oder Gott Jemand versöhnen; denn es kostet zu viel, ihre Seelen zu erlösen, daß er es muß anstehn lassen ewiglich** (Ps. 49, 8. 9.). Die Menschwerdung des Sohnes dagegen ist eine erlösende, und zwar eben dadurch, daß seine Geburt nicht nur, wie die des Genies, in einer, sondern in beiden Hinsichten ein **Wunder** ist, als Unterbrechung nicht bloß der **geschichtlichen**, sondern auch der **natürlichen** Entwicklungsreihe. Und das ist die hohe Bedeutung des oben genannten Bekenntnißstückes, nach welchem der Stifter der christlichen Kirche geboren ist nicht nach dem Willen eines Mannes, sondern an dessen Stelle der Schöpferwille getreten ist, der Schöpfergeist von Anfang, als das plastische Prinzip. In diesem Sinne ist das fragliche Bekenntnißstück neuerdings auch von **Lange***) und J. **Müller****) entwickelt worden. Es muß bei dem Erlöser an die Stelle der bestimmenden menschlichen Thätigkeit, durch welche sonst die Entstehung eines neuen Lebens bedingt ist, ein göttliches Wirken treten, vermöge dessen während der embryonischen Entwicklung der reine Keim des göttlichen Menschenlebens von selbst alles Fremdartige abweist und sich aus den Elementen des mütterlichen Bodens nach den Gesetzen des organischen Lebens nur das ihm Gemäße assimilirt. Denn jeder Sprößling von Vater und Mutter empfängt, abgesehen von der Mitgift des Krankhaften, welche er aus ihrem Naturleben empfängt, von dem Fluche der Verstimmung in ihrem Blute, der sich auf ihn in seinem Blute vererbt, durch die Ausgleichung der Einseitigkeiten in seinem Leben wiederum selbst einen bedingten, mit Eigenheiten behafteten Charakter. Er kann also nur ein besonderes Glied werden in dem Organismus der Menschheit, ja er soll es werden, und in Beziehung auf diese Bestimmung ist seine Eigenheit seine Gabe, seine Tugend. Gerade deßwegen aber konnte kein Sohn Joseph's als Haupt die Menschheit umfassen, die Menschheit erlösen. Sollte das Leben des Erlösers ein wirklich erlösendes sein, so mußte es

*) Leben Jesu 2. S. 70.

**) Lehre von der Sünde 2. S. 517.

der menschlichen Gattung angehören. Muß es aber ein menschliches sein, so mußte es im Leibe eines menschlichen Weibes entstehn und sich entwickeln. Mußte es aber ferner, um ein erlösendes sein zu können, nicht selbst der Erlösung bedürfen, sondern von Anfang an ein unsündliches sein, so durfte es nicht bloß als ein Produkt aus der corrumpirten menschlichen Gattung hervorgehn. Vielmehr mußte, um für den zweiten Adam einen reinen Anfang zu begründen, wie bei dem ersten Adam, die göttliche Wirkung in's Mittel treten. Nur der Sohn der Maria, unter Gottes Wirkung empfangen, konnte als der Menschensohn schlechthin das geistliche Haupt der Menschheit werden.

So hat das Christenthum mit allen positiven Religionen das gemein, daß es nicht Abstraktion, vage, inhaltsleere Allgemeinheit, sondern lebensvolle Besonderung, nicht bloß Lehre, sondern Thatsache, Geschichte ist, und in und mit seinem geschichtlichen Anfangspunkt die ganze folgende Entwicklung dominirt. Wiederum aber unterscheidet es sich von ihnen dadurch, daß, wenn für jene der geschichtliche Anfangspunkt zwar die Persönlichkeit des Religionsstifters ist, dennoch dieser sich nie über das Niveau des bloßen Genius erhebt, nicht aus dem Zusammenhang der übrigen Menschen*söhne* heraustritt, während Christus *der* Menschensohn, die gottmenschliche Persönlichkeit ist, der nichts Menschliches fremd bleibt, ausgenommen das, was der Idee der Menschheit zuwider ist, die Sünde oder der Abfall von Gott und damit auch der von ihm gewollten Idee der Menschheit. Darin liegt von selbst, daß der religionsstifterische Genius, so mächtige Impulse auch von ihm ausgehn mögen, vermöge seiner natürlichen Einseitigkeit und partikulären Gabe doch stets nur einen Ausschnitt der Menschheit, ein einzelnes Volksthum schöpferisch zu durchdringen vermag, gerade dasjenige, welches der Besonderung seines Wesens am meisten entspricht, oder dem er am meisten entspricht, weil er eigentlich nur das genialisch potenzirte Ich dieses Volksthums selbst ist. Daher die nationale Beschränkung aller Religionen vor Christo, selbst das theokratische Bundesvolk nicht ausgenommen. Ebendarin liegt es aber auch umgekehrt, daß *der* Menschensohn, der Gottmensch, welcher das menschliche Wesen in ununterbrochener Abfolge nicht von einem einseitigen und corrumpirten, sondern von einem vollen und reinen menschlichen Anfangspunkt aus stetig entwickelt, damit auch ein nothwendiges Verhältniß zur Menschheit im Großen und Ganzen hat, ein Verhältniß, das die volksthümliche Beschränkung überragt, zersprengt und alle Menschheitstheile in die Gemeinschaft seiner Erlösung aufzunehmen fähig ist. Und in der That, indem das Leben des göttlichen Menschensohnes ein in allen seinen Theilen in vollkommner

Harmonie zusammenstimmendes Ganzes ist, in ihm Alles vom ersten bis zum letzten Augenblick seines Hindurchwandelns durch die Stufen menschlichen Daseins durchdrungen ist von einem und demselben Geist, Alles der gleichmäßige Ausdruck einer über die erfahrungsmäßige Menschheit erhabenen und doch rein menschlichen Persönlichkeit ist, bietet die Person des Erlösers gleich in ihrer unmittelbaren Erscheinung jedem menschlichen Gemüthe irgendwo einen Anschließungspunkt dar, erkennt nicht, wie oben, ein einzelnes Volksthum, sondern die Menschheit in dem Stifter der christlichen Religion ihr ideales Selbst, ihr Seinsollen, ihre wahrhafte Vollendung. Darum ist der erste Eindruck, den der Anblick der heiligen Persönlichkeit Christi macht, für das unverdorbene Herz ganz derselbe, als wie er sich ausspricht in den Worten des Philippus: „Wir haben den gefunden, von dem Mose im Gesetze und die Propheten geschrieben haben' (Joh. 1, 45.), und wenn irgendwo, so hat hier Schiller's Wort seine Gültigkeit, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe*). Darum, weil Christus so die Menschheit um seine Person sammelt und einigt, heißt er das Haupt der Menschheit, der Herr, der König; darum spricht Christus selbst das Bewußtsein, der maaßgebende Anfangspunkt der Menschheitskirche zu sein, in dem obigen großen Worte aus: „Einer ist euer Meister, Christus." Eben deßhalb aber ist es auch von so ungeheurer Wichtigkeit und kommt für das hier in Rede stehende Thema in erster Linie in Betracht, daß das christliche Kirchenthum um jeden Preis das reine Verhältniß zu seinem reinen Anfangspunkt zu gewinnen und sich zu erhalten trachte, es um keinen Preis sich rauben, durch keine Macht der Erde trüben lasse, unter keiner Bedingung es hintanstelle.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Diedrich: ist der Rationalismus fähig, eine Kirche zu bilden? Abhandlung in Theol. Studien und Kritiken. 1847. S. 1070.

Christliche Reden an die Gebildeten unsrer Zeit.

Fünfte Rede:

Socialismus und Evangelium. — Gefahren und Pflichten des Reichthums.

(1 Timoth. 6, 17—19.)

Eine der dringendsten Fragen der Gegenwart tritt heute vor unsre Seele, die Frage: welche Gefahren und welche Pflichten sind mit dem Reichthum verbunden?

Für die christliche Gemeine giebt es eine zwiefache Aufforderung, diese folgenschwere Angelegenheit mit dem Maßstabe evangelischer Erkenntniß zu prüfen. Die erste Aufforderung erblicken wir in ergreifenden Aussprüchen des göttlichen Wortes, die zweite in den ernsten Erfahrungen und Stimmungen unsrer Zeit.

In der That, wer etwa von vorn herein geneigt wäre, dies beides, „Christenthum und Reichthum", für zwei leicht vereinbare Güter zu halten, den würden wir alles Ernstes erinnern an jene gewaltigen, einschneidenden Erklärungen des Herrn, die wahrlich der Art sind, daß man es sehr leicht nehmen muß mit der geoffenbarten Wahrheit, wenn man nicht immer wieder von neuem davor stille steht, in sein Inneres greift und sich fragt: Habe ich vielleicht bisher das Wort des Erlösers zu oberflächlich, zu bequem aufgefaßt? — Wenn der Herr „den Betrug des Reichthums und die Sorge dieser Welt" als die Dornen bezeichnet, die den Saamen des göttlichen Wortes in der Seele ersticken; wenn Er ausdrücklich gebietet: „Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden!" wenn Er unumwunden erklärt: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon!" ja wenn Er sogar das durchbohrende Wort nicht zurückhält: „Wahrlich, ich sage euch, ein Reicher wird schwerlich in's Himmelreich kommen; und weiter sage ich euch, es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Reich Gottes komme" — wenn der Herr in den klarsten Ausdrücken so redet, so ist das der Aufforderung genug, wieder einmal mit gesammelter Seele und mit willigem Gehorsam des Herzens unter den Geist Gottes uns zu fragen: Ist jenem ernsten Ausspruche des Herrn gegenüber doch Reichthum vereinbar mit lebendigem Christenthum? und wie? —

Oder wollten wir etwa den Eindruck jener Worte dadurch abstumpfen, daß wir zu künstlichen abschwächenden Auslegungen unsre Zuflucht nähmen, um jenem in unsre Seele dringenden Schwerte des Wortes zum voraus die Spitze abzubrechen? als ob etwa jene strengen Worte nur auf die damaligen Verhältnisse berechnet gewesen, oder wie ähnliche Ausflüchte sonst noch heißen mögen? Dann würden sich als Ankläger gegen uns alle die erheben, die seit Jahrhunderten von der Kraft jener Worte ergriffen und umgewandelt worden, ihnen und Andern zum Segen! Wissen wir ja aus der Geschichte, wie mehr als einmal schon das bloße Anhören jener Aussprüche des Erlösers auf empfängliche Gemüther einen so tiefen Eindruck hervorbrachte, daß sie von diesem Augenblick an Alles, was sie besaßen, bereitwillig aufopferten. Schon von der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem lesen wir als Zeugniß der Aufrichtigkeit ihres neuen Lebens: „Die Menge aber der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele; auch sagte Keiner von seinen Gütern, daß sie seine wären, sondern es war ihnen Alles gemein." Das waren einzelne heldenmüthige Auffassungen des Christenthums, in denen wir das allgemein und für immer bindende Grundgesetz der Liebe zwar noch nicht finden, wohl aber müssen wir mit Ehrfurcht erkennen, jene Christen haben Ernst machen wollen mit dem Worte und dem Geiste des Herrn; Ernst machen wollten sie nach dem Maße ihrer Erkenntniß; und eben dies wird auch von uns verlangt.

Eine zweite Aufforderung zur Vertiefung in diese Lebensfrage erkennen wir in den Erfahrungen und Stimmungen unsrer Zeit. Wir Alle wissen, wie (seit ungefähr zehn Jahren) das gegenseitige Verhältniß von Reichthum und Armuth (in einer Weise, wie man es früher für unmöglich gehalten hätte) zum Gegenstande der allgemeinen Untersuchung geworden, wie ganze Parteien ihr Losungswort von daher entlehnten, wie am Ende Ereignisse daraus entsprangen, die halb Europa mit dem Gedanken ängstigten, die ganze gesellige Ordnung werde aus ihren Fugen weichen. Ist die Fluth jener Ereignisse seitdem zurückgedrängt worden, so sind ihre Nachwirkungen in den Gedanken von vielen Tausenden deßhalb noch nicht verwischt. Die sogenannte „sociale Frage" ist noch immer für die bürgerliche Zukunft von halb Europa eine der wichtigsten Aufgaben. So weit sie als der besondere Beruf des umsichtigen Staatsmannes und des wohldenkenden Bürgers gelten kann — bringen wir sie in der christlichen Gemeine nicht zur Sprache; unsre Aufgabe hält sich nur an dies Eine: wie stellt sich der Christ zu dieser Angelegenheit?

Sind wir durch die Aussprüche des Herrn und durch die Erfahrungen der Zeit vorbereitet, das ganze Gewicht jener Frage zu würdigen: wie verträgt sich Reichthum mit Christenthum? so wird uns in den Worten des Apostels eine Fülle der wichtigsten Aufschlüsse entgegentreten. Diese Worte halten uns einen Spiegel vor, worin der Reiche den Abgrund seiner Gefahren, aber zugleich auch die Höhe seines Berufs erblickt. Jene apostolischen Worte lassen sich in die wenigen inhaltschweren Sätze zusammenfassen: das unbewachte Herz des Reichen sei zum Abfall geneigt von dem Alles entscheidenden königlichen Gesetze unsers Herrn „der Liebe Gottes und des Nächsten", sein hoher Beruf aber liege darin, daß sein Reichthum ein Mittel des Segens werde für Andere und für ihn selber.

I.

„Den Reichen von dieser Welt gebiete, daß sie nicht stolz seien, auch nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott!"

Ehe wir den Gehalt dieser Worte entwickeln, dürfen wir die große Bedeutung dessen nicht übersehen, daß der Apostel die Reichen als eine besondere Klasse in der christlichen Gemeinde anredet. Es ist dies ein wichtiges stillschweigendes Zugeständniß, worin nichts Geringeres liegt als die bestimmte apostolische Voraussetzung, daß Reichthum und Christenthum unter gewissen Bedingungen vereinbar seien. Wäre dies nicht, so würde seine Aufforderung ja lauten müssen: „Dem Reichen in der christlichen Gemeine gebiete, daß er aufhöre, reich zu sein, daß er all das Seinige vertheile!" Aber der Apostel spricht nicht so; er glaubt vielmehr an die Möglichkeit, daß der christliche Geist in der Gemeine stark und weise genug sein werde, um dem größeren irdischen Besitz, ohne ihn wegzuwerfen, die Weihe höherer Zwecke zu geben, mit Einem Worte: er glaubt an die Möglichkeit, den Reichthum, ohne ihn zu vernichten, dem Dienste Christi zu unterwerfen. Er verlangt also keineswegs, daß jener außerordentliche Zustand, wie er in den ersten Anfängen der christlichen Gemeinde zu Jerusalem eingetreten war, sich überall in der Christenheit wiederholen müsse. Er unterschied das Vorübergehende von dem ewig Gültigen, und seine Bewunderung jener großartigen Begeisterung, die im ersten Feuer der Liebe alles Eigene dahingab, bestimmte ihn doch nicht, hierin etwa ein Grundgesetz der christlichen Kirche anzuerkennen. Kannte er ja doch das Wort des Herrn: „Arme habt ihr

allezeit bei Euch", oder jenes damit übereinstimmende Wort aus den Schriften des alten Bundes: „Arme und Reiche müssen untereinander sein; der Herr hat sie Alle gemacht." In den Unterschieden und Abstufungen des Besitzes sieht er ein unabänderliches Gesetz des irdischen Lebens, eben deßwegen eine göttliche Ordnung, gerade so wie in dem auffallenden Unterschiede der geistigen Gaben, oder in den Vorzügen und Mängeln der beiden Geschlechter.

Mit diesem Ergebnisse haben wir schon einen wichtigen Grund gelegt für das Verständniß unsrer Frage; dadurch ist zum voraus alles Feindselige abgewiesen, alles Bittere, was aus Haß und Neid stammt. Nicht das Recht des Reichen zieht der Apostel in Frage; er legt allen Nachdruck ausschließlich auf die Gefahren und auf die Pflichten des Reichthums; er knüpft seine Anerkennung des Reichthums in der christlichen Gemeine an die ernstesten Bedingungen.

Und welche Gefahren bezeichnet er nun als die Abgründe, in die uns der Reichthum immer von neuem stürzen könne? Er hebt nur zwei hervor, in denen aber alle übrigen wie im Keime eingeschlossen sind: Stolz und falsche Sicherheit, mit andern Worten: Erkalten des Herzens gegen die Menschen und gegen Gott.

„Den Reichen von dieser Welt gebiete, daß sie nicht stolz seien!"

Warum dieser Nachdruck auf den Stolz, oder, wie es in der Urschrift heißt, auf hochfahrende, übermüthige Gesinnung? warum anders, als weil der erste Feind, der sich in unsre Seele schleicht, und der letzte, der daraus sich entfernt, eben der Stolz ist! Stolz in irgend einer, oft sehr feinen Verkleidung.

Es ist wahr, hier ist von einem Stolze der niedrigsten Art die Rede, auf ein Mehr oder Minder des äußern Besitzes, auf vergängliche materielle Güter. Als die niedrigste Art des Stolzes gilt er schon jedem reineren Gefühl, noch ehe die höhere Erkenntniß des Evangeliums hinzugekommen; denn wir finden in der Welt zu allen Zeiten feiner gestimmte Gemüther, die von jedem Hochmuth auf materiellen Reichthum mit sittlichem Ekel sich abwenden. Auch in der Brust des natürlichen Menschen lebt noch oft eine Erinnerung auf an die höhere Abstammung aus göttlicher Natur; und eben diese Erinnerung erfüllt ihn mit fast leidenschaftlicher Verachtung gegen jenen Materialismus des Stolzes. Weil der Mensch ein geistiges Wesen sei, so dürfe er sich nur geistiger Vorzüge rühmen: so lautet ihr Grundsatz.

Aber dürfen wir uns mit solchen Gefühlen zufrieden geben? Der geistige Stolz hat seine Gefahren wie der materielle; denn auch er führt uns ab von der einzigen Quelle des reinen Geisteslebens, von Gott. Der Christ wird also, wenn ihm der Stolz auf den Reichthum mit allen seinen erniedrigenden Folgen und rohen Aeußerungen entgegentritt, dennoch jene so natürlichen Anwandlungen wegwerfender Verachtung oder geißelnder Verspottung in sich niederzukämpfen suchen, um der reineren Stimmung Raum zu machen, die das Vorbild seines Meisters in ihm erweckt, der, wie es eins unsrer Lieder ausdrückt, „uns den Tod vom Herzen nahm." Ja, „den Tod vom Herzen nehmen", dies ist das rechte Wort für die Sehnsucht, die uns ergreifen muß, wenn wir einem Menschen begegnen, der nach Gottes Bild erschaffen, und doch so ganz in sein Gegentheil verkehrt ist, daß er ein Knecht des Mammons geworden. Mit Regungen des tiefsten Mitleidens sollte der Christ einen so Gebundenen, so Erstorbenen ansehen, denn er ist elender und ärmer als Unzählige, die unter allen irdischen Entbehrungen seufzen, die aber den Frieden ihres Gottes im Herzen tragen; er ist ärmer und elender als sie Alle, denn er hat den Tod im Herzen.

Keine Höhle ist so finster, so dumpf und beklemmend wie eine Seele, die dem Mammon dient als ihrem obersten Herrn. Ja, welch ein Herr und welch ein Dienst! Die furchtbarste Verkehrung der Einladung, womit ein anderer Herr uns zu seinem Dienste ruft! Ach, es ist kein sanftes Joch und keine leichte Last, ein Joch, das die Seele mordet, und eine Last, worunter das Herz erstickt. Eine der verderblichsten Folgen dieses Dienstes ist eben die, daß er das Herz zuschnürt und allmälig versteinert, als ob die Kälte und Härte des Metalls sich wie eine metallene Mauer um die Seele legte, daß die unselige Eingemauerte sich weder am Blau des Himmels noch am Grün der Erde mehr erquickt und kein erwärmender Strahl der Sonne mehr zu ihr hineindringt. Das ist der Seelen-Mord des Mammons, wo er als Zweck des Lebens verehrt wird: er erstickt die Fähigkeit der Liebe in uns; ist diese geknickt, so verwelkt die Seele und stirbt im lebendigen Leibe, und nur Gottes Geist kann sie auferwecken.

So verstehen wir, warum der Apostel die Reichen zu allererst vor Stolz warnt. Dieser Stolz ist in seinen Augen eben die Wurzel jener innern Verhärtung, jener Lieblosigkeit, jener herzlosen Gleichgültigkeit gegen das Loos unsrer Brüder, einer Gleichgültigkeit, die dem Wesen des Christenthums so schroff entgegengesetzt ist, wie Wasser dem Feuer.

Neben dem Stolze nennt der Apostel sogleich noch eine andere Gefahr des Reichthums:

„Gebiete ihnen, daß sie nicht hoffen auf den ungewissen Reichthum, sondern auf den lebendigen Gott, der uns dargiebt reichlich Alles zu unserm Genuß."

Götzendienst, so heißt jene zweite Gefahr; Irrewerden an der Hoffnung auf den lebendigen Gott, und statt dessen sein Vertrauen auf die trügerische Wandelbarkeit irdischer Güter setzen. Götzendienst nennen wir ja Alles, was sich in unsrer Seele an die Stelle Gottes setzt; um zu wissen, inwiefern wir Theil haben an solchem Götzendienst, bedarf es nur der redlichen Selbstprüfung: Worauf setze ich das festeste Vertrauen? woran hange ich mit der größten Liebe? welchen Verlust würde ich am schwersten ertragen? Diese wenigen Fragen reichen hin, um einem Jeden in alle Untiefen seines Herzens hineinzuleuchten. Jeder von uns wird in der Stille sich selber richten.

Welcher Tausch der Verblendung: Ihn zu vergessen, der „uns reichlich Alles giebt zu unserm Genuß", der allein wahrhaft den Hunger unsrer Seele zu stillen vermag, und der eben darum auch für die Nothdurft des Lebens zu sorgen weiß, — Ihn zu vergessen, und an seiner Stelle unsre ganze Seele an Güter zu setzen, die niemals wahrhaft sättigen, die uns treulos und unwiederbringlich verlassen werden!

An diesem Abgrunde zeigt uns das göttliche Wort einen rettenden Ausweg, einen Ausweg, der — wie unsre Gebirgspfade — steil hinanklimmt, der aber zur Höhe führt und zum Ziele. Unser Schriftwort spricht nicht bloß von den Gefahren des Reichthums, sondern eben so bestimmt auch von seiner segensvollen Anwendung.

II.

„Daß sie Gutes thun, reich werden an guten Werken, gerne geben, behülflich seien;"

„Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund auf das Zukünftige, daß sie ergreifen das wahre Leben."

Hier also das Gegenmittel aus der Hand eines untrüglichen Arztes gegen jenes Gift, das so leicht sich in den Gewinn und den Besitz des Reichthums einschleicht. Jener Stolz, wovor das göttliche Wort warnt, kann nicht aufkommen, wo thätige, bereitwillige, dienende Liebe ist; hier ist ein göttliches Salz, das den innern Menschen vor Ver-

wesung schützt. Jene hartherzige Hoffart, jener lieblose Hochmuth, er kann nur überwunden werden von innen, nicht von außen, nicht von Haß und Neid der Andern, nicht von Furcht und Zwang, auch nicht von einer Beredsamkeit mit Engelzungen; nein er kann nur überwunden werden von einem höhern Geiste! Und von welchem? Ich weiß keinen andern als den Geist dessen, der mit all seinem Reichthum uns nur dienen wollte, uns dienete bis zum Tode! Daß es kein höheres Dürfen und kein höheres Können giebt auf der Erde als Dienen-dürfen und Dienen-können: das ist ein Buch, mit sieben Siegeln verschlossen für Alle, denen es nicht in der Schule jenes Meisters geöffnet wurde. Wer es nicht faßt, der entweihe nicht den Namen des Gekreuzigten mit falschem Lippenbekenntniß; er gehe hin und suche den Schlüssel dazu im Worte, im Leben und Tode des Weltheilandes!

Von dort geht eine Ueberredungskraft aus, die schon Unzählige vom Leichtsinn aufgeweckt, unzählige in Selbstsucht Verlorene umgewandelt hat. Schien es nicht oft so, als sei an einem Gewissen lange Zeit jede göttliche Mahnung wirkungslos abgeprallt, als sei jedes bessere Beispiel fruchtlos geblieben? Dennoch erleben wir, wie ein solches Gewissen plötzlich aufwacht nach langem Schlafe und nun „reich wird an guten Werken, gerne giebt", in demüthiger Liebe! Wie war dies möglich? fragt dann die Welt; was ist hier vorgegangen? Viel und Wenig; Viel für den innern, Wenig für den äußern Menschen. Es ist etwas vorgegangen, was keinem Menschen-Auge sich enthüllt, und was doch das Heiligste ist von Allem, was hienieden mit uns vorgehen kann; jene Stunde, wo endlich mit völliger Klarheit die entscheidende Wahl eintritt: Wem soll ich dienen in Zeit und Ewigkeit? jene Stunde, wo wir zu Gericht sitzen über uns selber, über unsre Vergangenheit und Gegenwart, über alle Untiefen und Schlupfwinkel unsrer innern Geschichte. .... In solcher Stunde, wo schon manches starke Herz doch ein stärkeres und größeres suchen mußte, heißt es mit einem Nachdrucke, den man nie vorher gekannt: Auch für mich ist Er gestorben! auch an mich hat Er gedacht! und ich ....?

Doch ich schweige von jenen Zwiegesprächen der Selbstanklage und des göttlichen Trostes; denn nur zu leicht wird ihre innerste Kraft entweiht, verflacht, verdeckt durch das darstellende Wort. Genug, daß wir wissen: aus solchen verborgenen Quellen entspringt ein Strom des Lebens, dem wir es allein verdanken, wenn noch wahre dienende, opfernde Liebe in der Welt sich findet. In jenen Stunden gewinnt die ewige Liebe ihre Siege in den Herzen, damit diese wieder andere Siege der Liebe

gewinnen in der Welt. Das ist Gottes Gang zur Rettung seiner Welt, unmittelbar durch unsre Herzen. Der Weg Seiner Erbarmung führt durch das Innerste unsers Willens hindurch; selig, wer Ihn dort nicht aufhält, nicht hemmt, wer dankend niedersinkt und anbetet, wenn das Heiligste sich ihm naht! Erst von nun an hat sein Leben eine Bedeutung.

So entsteht die Liebe, die „Gutes thut, die gerne giebt und behülflich ist" (wie unser Text es ausdrückt). Wir haben darauf hingewiesen, wie sie entsteht, diese Liebe; wir versagen es uns, noch ausführlich zu schildern, wie sie wirkt. Ist nur die Flamme erst angezündet, so findet sich alles Uebrige meist bald von selber; die Erndte ist groß, und Wenige der Arbeiter! Hat der Begüterte nur erst die Würde seines Berufes erfaßt, als verantwortlicher „Haushalter der mancherlei Gaben Gottes", so wird ihm das weit verbreitete Elend nah und fern, Elend jeder Art, das zu Gott schreit, bald genug die erschreckende Größe der Aufgabe vor die Augen rücken. Von nun an wird sein Gewissen ihm keine Ruhe mehr lassen, bis er jedes Jahr einen bestimmten Theil seiner Kräfte in den freien Dienst der Liebe gegeben!

Verweilen wir noch einen Augenblick bei den Beweggründen, mit denen der Apostel seine Ermahnung schließt: „daß sie Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund auf das Zukünftige, daß sie ergreifen das wahre Leben."

Oft schon hat man versucht, in Rede und Schrift dadurch zu Werken der Liebe, zur Unterstützung der Armen und Verlassenen aufzumuntern, daß man mit rührenden Farben den innern Genuß und die Befriedigung schilderte, die man beim Vertheilen solcher Wohlthaten empfinde. Es ist dies noch jetzt eine vielfach sich geltend machende Anschauungsweise; auch wollen wir derselben nicht unbedingt jede Geltung bestreiten, namentlich wo man dem niederen Genuß einen höheren entgegenhalten, oder die nichtige Vergnügungssucht auf reinere Freuden aufmerksam machen will. Es liegt eine Wahrheit darin, wenn man dem Verschwender seiner Zeit und seiner Güter oder dem hartherzigen Kargen zuruft: „ihr beide seid die emsigen Werkzeuge eures Elendes, und habt keine Ahnung von dem Glücke, das ihr euch und Andern bereiten könntet, nur mit einem Theile eures Ueberflusses! Ihr habt keine Ahnung von der Seligkeit, Thränen zu trocknen und Freude zu verbreiten!"

So berechtigt diese Ansicht in jenem Gegensatze sein mag, so wenig reicht sie doch hin zur dauerhaften Ausrüstung auf dem dornenvollen

Felde thätiger, dienender Liebe. Wer mit jenen Erwartungen an diese schwere Arbeit geht, wird bald enttäuscht und oft verbittert sich davon zurückziehen, wenn er immer wieder auf Undank, auf Gleichgültigkeit und Täuschung, auf Leichtsinn und Unverbesserlichkeit stößt, und nur selten aus seinem gutgemeinten Wohlthun lohnende Früchte erwachsen sieht. Er wird es daher in dieser Arbeit der opfernden Liebe entweder nicht aushalten, oder er wird seine mitgebrachten dichterischen Vorstellungen mit anderen bewährteren vertauschen müssen. Man vergißt es bei jenen Flügen des Gefühls oder der Einbildungskraft, daß ja die Armuth wie der Reichthum mit schweren sittlichen Gefahren aller Art umgeben ist, und daß auf beiden Gebieten die Macht der Sünde uns gewappnet entgegentritt. Wie oft finden wir an der Seite der Armuth, die wir eine ehrwürdige nennen, eine andere, die durch eigene und fremde Schuld eine verdorbene Armuth geworden, oft vergiftet durch Neid und Haß, oft jede Wohlthat nur als schuldigen Tribut hinnehmend, und dann nicht selten sie durch schlechte Anwendung mißbrauchend! Mit solchen und vielen ähnlichen Erfahrungen ist der bittere Kelch gefüllt, den die Meisten leeren oder doch kosten müssen, die sich der Armen und Gedrückten annehmen wollen. Auch bei diesem Streben gilt die Mahnung des Erlösers: sich selbst verleugnen, sein Kreuz auf sich nehmen!

Darum nennt der Apostel auch ganz andere Beweggründe zur dienenden Liebe als jene Gefühlsgenüsse und Rührungen. „Daß sie Schätze sammeln, ihnen selbst einen guten Grund auf das Zukünftige": so lauten seine Worte. Also „Schätze", dauernden Gewinn, nicht verfliegende Erregungen einer weichen Stimmung, nein, unvergängliche Güter, die in die unsichtbare Welt hinüberreichen. Hier eröffnet sich unserm Blick eine erhabene Aussicht; unser Schriftwort geht von einem der großartigsten, fruchtbarsten Grundgedanken aus: von dem innigen Zusammenhange der jetzigen und der künftigen Welt. Was wir hier thun, das geht mit uns hinüber, als Hemmung oder als Förderung, je nachdem es aus der Selbstsucht oder aus der Liebe stammte. Unser Heil zwar schaffen wir keineswegs durch unser Thun; den Grund unsrer Seligkeit legen wir nicht mit unsern Werken, nein, der war da, ehe der Weltengrund geleget war, in der erbarmenden Liebe unsers Gottes; dort sucht ihn der christliche Glaube; dies Bekenntniß ist ja der Eckstein der evangelischen Kirche geworden. Aber diese Wahrheit kann vollkommen bestehen mit der andern, die in den Worten liegt: „ihre Werke folgen ihnen nach", oder die in unserm Text von „Schätzen" spricht, „die wir sammeln sollen als guten

Grund auf das Zukünftige". Ist dies nicht eine unzweideutige Verheißung, daß jede stille aufopfernde That der Liebe, jede treue Hingebung in den Fußstapfen des Erlösers sich in eine Kraft des Segens verwandle zum Wachsthum unsers innern Menschen, der für die Ewigkeit geboren ist, und daß hiedurch drüben in hohem Maße unsre Fähigkeit erhöht werde zum seligen, zum allein wahren Leben? Das sind die „Schätze", die wir sammeln sollen als gute Grundlage für das Künftige, um dadurch fähiger zu werden, das wahre, das ewige Leben zu ergreifen.

Wen jene Ueberzeugung einmal durchdringt, dem ist eine Decke von den Augen gezogen, und es ist ihm, als erwache er aus einem langen dumpfen Traume. Wohl uns! wenn auch wir immer mehr erwachen aus den ängstlichen und zerstreuenden Träumen der Aeußerlichkeit dieses Lebens, wenn wir, die unendliche Bestimmung unsers Daseins erfassend, vor nichts so sehr zittern als vor dem Verschwenden unfrer Zeit und unsrer Kräfte an Nichtigkeiten, an Leerheiten, die man wichtig nimmt, weil es die Gewohnheit so haben will, die Gewohnheit, die auch unsern Herrn an's Kreuz geschlagen hat! — Davor bewahre Er uns, der uns noch täglich zuruft: „Ihr seid gesetzet, Frucht zu bringen, und eine Frucht, die da bleibet!"

Ueber die religiösen Zustände Frankreichs*).

Correspondenzen aus Paris von E. S.

1.

Aus der katholischen Kirche

Wenn Sie auch aus Frankreich einige Beiträge zur „religiösen Signatur der Gegenwart" zu erhalten wünschen, so liegt, wie die Sachen gegenwärtig hier stehen, ein reiches Material dazu vor. Denn nicht nur in den Journalen, sondern auch in den Gemüthern und im Leben nehmen die religiösen Interessen hier zu Lande wieder einen bedeutenden Platz ein; und die Fragen, die auf sie Bezug haben, werden jetzt mit nicht geringerem Eifer und nicht minder allgemein verhandelt; als sonst die politischen. Freilich scheint

*) Wie wie hier mit Vergnügen nnseen Lesern die eesten frischen Eindrücke eines erst seit kurzee Zeit an der Seine lebenden deutschen Protestanten nittheilen, so hoffen wie, spätee aus dee Feder eines älteren in Feankreich gebornen nnd aufgewachsenen Freundes, der mit den dortigen Verhältnissen durch oieljährige Beobachtung innig oertraut ist, eine diese Mittheilungen ergänzende Darstellung vorzulegen. Der geehrte Verfassee obigee Correspondenzen erklärt ausdrücklich, daß ee „keine oollständige und systematische Darstellung" beabsichtige, ee wünsche nur, „den Idealisirungen Leo's die Wahrheit entgegenzuhalten, und der Sache unsrer Zeitschrift zu dienen." Die Redaktion.

eine protestantische Zeitschrift für „Innere Zeitgeschichte" wie Ihre Monatsblätter ruhig an diesen Verhandlungen vorüber gehen zu können, da sie vorzugsweise im Schooße der römischen Kirche über römische Interessen geführt werden, — allein trotz der tiefen Kluft, welche, und in unsern Tagen ganz besonders wieder, Rom und die Kirchen des Evangeliums scheidet, macht ihre gegenseitige Wirkung auf einander sich mehr bemerklich als je vorher, und der Wind, der auf dem einen Gebiete weht, wird alsbald auch auf dem andern als ein Luftzug empfunden, wäre es auch nur, weil er den Staub aufjagt und an den Thüren rüttelt, hinter denen bis dahin die Behaglichen sich wohl sein ließen in erträumter Sicherheit. Nun aber kann man wohl sagen, daß Frankreich für die Zustände und besonders für die Bewegungen innerhalb des römischen Katholicismus der eigentliche Barometer ist. Denn in Italien und Spanien hat er kaum mehr geistliche und geistige Elemente genug in sich, um es innerhalb seiner Gränzen zu einer geistigen Bewegung zu bringen, und in Deutschland hat er zu viel von der evangelischen Kirche gelernt und ist schon durch seine fast durchgängig paritätische Stellung zu sehr in die Wirkungen und Ideen der Reformation verflochten, um noch reiner römischer Katholicismus zu sein. Dazu kömmt, daß das verhältnißmäßig kleine Häuflein unserer Glaubensgenossen in Frankreich von jeder Bewegung seiner Landsleute unvermeidlich mit fortgerissen und hin und her geworfen wird, und daß sein äußeres Schicksal, so weit es überhaupt in Menschenhänden liegt, von der Richtung und dem Ausgange solcher Strömungen abhängig ist: — Gründe genug, wie mich dünkt, um auch einen Protestanten nicht gleichgültig zu lassen gegen die äußere und innere Beschaffenheit dessen, was in der katholischen Kirche Frankreichs heut zu Tage vorgeht.

Lassen Sie mich in der aphoristischen Form, in der man verschiedene Fakta und Erlebnisse in einem Briefe neben einander schreibt, das Ihnen berichten, was mir bei Kirchenbesuchen, in Journalen oder in Gesprächen besonders aufgefallen und charakteristisch erschienen ist für die Beurtheilung des französischen Katholicismus, oder, wenn Sie lieber wollen: Romanismus.

Denn der Romanismus ist es, der durch sein keckes Emporstreben die katholische Kirche Frankreichs in Bewegung bringt, und die kirchlichen Angelegenheiten zur Tagesfrage macht. Worauf er ausgeht? Nun ganz einfach darauf, die kirchlichen Zustände Frankreichs auf den Punkt zurückzuschrauben, auf dem sie sich vor der Revolution von 89 befanden*), — wohl verstanden, so weit die klugen Herren dieß nämlich für möglich halten; und für möglich halten sie nach ihrem eigenen Bekenntniß die Beschränkung, resp. Aufhebung der Cultusfreiheit, — die Abänderung der den kirchlichen Einfluß hemmenden gesetzlichen Bestimmungen, die erneute völlige Abhängigkeit der französischen Kirche von Rom, und eine den römischen Zwecken dienstbare Politik Frankreichs nach außen hin. Es versteht sich von selbst, daß die ganze „liberale" Partei sich diesen Ansprüchen entgegenstellt, — aber weit wichtiger als ihre Opposition ist der Widerstand, der sich im Schooße der Kirche selbst gegen solche Tendenzen erhebt. Einerseits sind es Anhänger des alten Gallikanismus, andererseits Männer, welche, gleich der protestantischen freien Kirche, die absolute Freiwilligkeit und daher auch Freiheit zum Gedeihen des religiösen Lebens für nöthig halten. Diese letztere Anschauung steht indessen zu sehr im Widerspruche mit den Grundsätzen und der Praxis Roms, als daß sie von einer förmlichen Partei innerhalb der römischen Kirche vertreten werden könnte, und nur hie und da bezeugen einzelne Kundgebungen, daß sie auch

*) Theilweise noch viel weiter zurück, bis zu Innocenz III.!
Anmerkung der Redaktion.

in dem streng disciplinirten Heere des Clerus den einen oder andern Proselyten macht. Solch ein Zeugniß ist z. B. der neulich im **Journal des Débats** veröffentlichte Brief eines Abbé, der sich deßhalb gegen die Abschaffung der Civilehe und die gesetzliche Nothwendigkeit der kirchlichen Einsegnung ausspricht, weil jeder religiöse Akt nur als ein freiwillig übernommener und mit gläubigem Herzen vollzogener Werth habe, durch den Zwang aber entweiht und zu einer Beschimpfung für die Kirche gemacht werde. Weniger mit diesen, die Cultusfreiheit und das Verhältniß der Kirche zum Staate betreffenden Fragen, als mit der Frage über das Verhältniß der französischen Kirche zu Rom beschäftigt sich nun aber der gallikanisch gesinnte Theil des Clerus. Es ist mir ein vor einigen Monaten gedrucktes, an den Episkopat gerichtetes Memoire „über die gegenwärtige Lage der gallikanischen Kirche" in die Hände gekommen, das, wie es selbst sagt, ganz konfidentieller Natur und nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, und die merkwürdigsten Aufschlüsse giebt über den wieder auflebenden Gallikanismus und seinen Widerstand gegen die ultramontanen Bestrebungen im Schooße der französischen Kirche. Es ist überflüssig, zu sagen, daß in dieser Schrift jeder gegen die ultramontane Partei oder die römische Praxis gerichteten Stelle die stärksten Ergebenheitsbetheuerungen für den heiligen Stuhl vorangehen, — es ist das so Praxis in der katholischen Kirche und thut der Bedeutung der Schrift keinen Eintrag. Die Grundanschauungen derselben sind die des alten Gallikanismus: der Papst ist allerdings das von Gott eingesetzte Haupt der Kirche, aber neben ihm ist auch das Episkopat eine göttliche Institution, und die Bischöfe haben ihr Amt nicht nur vom Papste, wie etwa die apostolischen Vikare, sondern unmittelbar von Gott selbst. Daraus folgt nun, daß auch ihre Befugnisse keineswegs nur vom Papste ihnen verliehen sind, so daß sie von ihm auch aufgehoben werden könnten, sondern sie haben iure proprio (auch in dem Memoire sind diese Worte groß gedruckt) die zur Regierung und Verwaltung ihrer Diöcesen erforderliche Macht. Freilich kann nun der Papst hinwiederum einzelne Befugnisse für sich allein reserviren, aber je weniger er dieß thut, um so besser wird die Kirche regiert werden, denn die Bischöfe sind eben immer die natürlichen und passendsten Hirten für ihre Diöcesen. Wie sich nun die päpstliche Machtvollkommenheit und die unantastbaren bischöflichen Rechte zusammenreimen, „dieß läßt", sagt das Memoire, „sich unmöglich so genau erklären. Es wird hier immer eine gewisse Unbestimmtheit bleiben (**un élement flexible, mobile, un peu indécis même**) und ein vermittelndes Element diese beiden großen Räderwerke der Kirchenregierung hindern müssen, sich zu erhitzen oder gegenseitig zu zerstören." Als dieses vermittelnde Element wird nun das Recht des Herkommens (**droit coutumier**) geltend gemacht, d. h. das Recht der einzelnen Diöcesen oder Diöcesenverbände, ihre althergebrachten kirchlichen Einrichtungen und Ordnungen beizubehalten, auch wenn sie den vom heiligen Stuhle ausgegangenen Anordnungen nicht konform sind. Freilich kann man nun nicht sagen, daß der Papst solche althergebrachte Ordnungen unbedingt zu respektiren habe, — denn damit würde ja seine Machtvollkommenheit aufgehoben, — aber andrerseits ist er auch nicht unbedingt Herr darüber, denn nicht „tyrannisch", sondern „väterlich" soll sein Regiment sein. „Die Könige", heißt es, „herrschen über die Völker, ihr aber nicht also" (Luc. 22, 25.). „Denn die Gallikaner", sagt das Memoire, „können nicht unbedingt jener von einer großen Zahl (!) gehegten Meinung beistimmen, daß der heilige Vater allein über die Nützlichkeit eines Gesetzes und die Bedeutung der dagegen erhobenen Beschwerden zu urtheilen habe; vielmehr giebt es eine rechtmäßige Opposition, welche die Bischöfe in gewissen Fällen erheben können, um ihre Gemeinden in dem Besitze der ihnen eigenthümlichen Gebräuche zu erhalten, wenigstens bis sie sich von der Nothwendigkeit der Abänderung überzeugt haben." — „Dernig und

delikat" nennt das Memoire diese Fragen, — und gewiß, wo man die Theorie eines unfehlbaren und die praktische Erfahrung eines fehlbaren Papstthums mit einander vereinigen will, wie in dieser Schrift, geht es ohne Kopfzerbrechen und peinliches sich Hin- und Herwinden aller Art nicht ab, natürlich ohne daß man deßhalb dem in das Reich der Unmöglichkeit gehörenden Ziele auch nur um einen Schritt näher kömmt.

Aber noch „dorniger" werden die Fragen, wenn nun das Memoire von den abstrakten Erörterungen zu der Besprechung der einzelnen konkreten Fälle übergeht. Da kommt es denn zu Tage, daß nur die päpstlichen Bullen, die in Frankreich anerkannt worden sind, für die französische Kirche als rechtskräftig betrachtet werden, daß der römische Index für die Bischöfe nicht geradezu bindend, sondern vielmehr erst ihrem Urtheil anheimgegeben sein soll, und dergleichen mehr. Besonders von der berüchtigten Bulle **De coena domini** wird geradezu gesagt, man brauche sie nur durchzulesen, um zu sehen, wie weit man in Frankreich davon entfernt sei, diese Bulle als bindend zu betrachten. Mehrere der darin aufgezählten und verdammten Handlungen seien in Frankreich gesetzlich angeordnet oder bestrafen Staatsangelegenheiten, über die man dem römischen Stuhl nie ein Recht zuerkannt habe*).

„Aber nun", fährt das Memoire fort, „nachdem die französische Kirche Jahrhunderte lang diese Freiheiten bewahrt hat, scheint seit ungefähr 1830 ein Theil des Clerus sich in den Ultramontanismus werfen zu wollen, jüngere Leute, um so mehr zu Extremen geneigt, als sie zugleich einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und einer durch lange Uebung erworbenen Erfahrung in den Geschäften entbehren. Eine Mode ist dieser Ultramontanismus geworden, welche die oberflächlichen Geister mitmachen, Menschen, die unfähig sind, auch nur die wahre Sachlage zu beurtheilen." Es wird darüber geklagt, daß selbst einfache Priester anfingen, sich mit ihren Fragen und Bedenken direkt an den päpstlichen Stuhl statt an ihre Bischöfe zu wenden; mit Bitterkeit wird des von Lamennais an die Spitze seiner Beweisführungen gestellten Satzes erwähnt, daß nur das wahr sei, was der Kirche nütze, Alles falsch, was ihr schade (**Quidquid utile est ecclesiae, veritas est; quidquid noxium ipsi, falsum**), und besonders hart getadelt wird der Druck, den ultramontane, auf Rom sich stützende Priester auf ihre Bischöfe ausüben, um sie in ihre Richtung hineinzuzwängen und zum Aufgeben der noch geretteten alten Freiheiten zu nöthigen.

Endlich kommt die beiderseitige Litteratur zur Besprechung, und tief beklagt werden die über die Werke mit gallikanischen Tendenzen ausgesprochenen Verurtheilungen der Congregation des Index in Rom, um so mehr, da einzelne dieser Werke von dem Diöcesanbischof approbirt worden seien und die Verfasser sich zu etwaigen Abänderungen im Voraus bereit erklärt hätten. „Sagen wir es frei heraus — natürlich ohne die von dem römischen Stuhl ausgegangenen Urtheile selbst dadurch anzugreifen —, was alle Welt sich im Stillen sagt: Es ist eine Partei, die in gewissen Angelegenheiten dort triumphirt. Man hörte die Anhänger aller Uebertreibungen sich rühmen, daß sie die Schriften verklagt hätten, die gegen sie erschienen seien; man sah sie dem Publikum Verurtheilungen bekannt machen, deren Existenz sie zuerst (vor den Bischöfen!) kannten; man hörte sie andere Schriftsteller mit einem gleichen bevorstehenden Verbote bedrohen. Man fragt sich, was dieß Alles bezweckt, und was die Autorität der Kirche und die Erbauung der Gläubigen dadurch gewinnen soll."

---

*) Und in der That, es wird kaum ein katholisches Volk in der Welt geben, das den Festsetzungen dieser Bulle gehorsam wäre. Denn es wird darin z. B. das Auflegen neuer Abgaben oder Salzsteuern, das Verkaufen von Kriegsbedarf an die Türken, die Appellation von einem geistlichen an einen weltlichen Richter 2c. 2c. mit dem Banne belegt.

Zum Schlusse wird auf die Gefahr aufmerksam gemacht, mit welcher dieses Hindrängen zu Rom das Ansehen des Episkopates bedrohe, und auf die allgemeine Verwirrung, welche das gewaltsame Einführen der römischen Ordnungen, Gebräuche und Liturgien in die gallikanische Kirche über die Ordnung des Gottesdienstes, die geistliche Jurisdiktion und die Theologie in Frankreich bringen werde. Die Bischöfe werden zur Wachsamkeit und Einigkeit ermahnt, die Nothwendigkeit dargethan, dem Papste eine treue Schilderung des gegenwärtigen Zustandes vorzulegen, und die Erörterung mit wiederholter Bethenerung der Ehrfurcht gegen den heiligen Stuhl, aber zugleich mit der Erklärung geschlossen, daß die Verfasser (**les ecclésiastiques qui ont formé le projet de cet écrit, ou qui ont concouru à sa rédaction**) sich zum Voraus auf die Anklagen und Verläumdungen derer gefaßt machen, die alle diese Fragen wieder angefacht haben, die täglich neue vorbringen, und doch wollen, daß man Jeglichem den Mund schließe, der ihren Eifer nicht theilt.

Sie sehen: ein von Rom möglichst unabhängiges, nach unten fast unbeschränktes, von dem nationalen Charakter getragenes und ihn schützendes Episkopat ist der Grundgedanke, eine tiefe Verbitterung über die neu aufgekommene ultramontane Agitation die Grundstimmung dieser nicht nur wegen ihrer Verfasser und ihrer Adressaten (die Bischöfe), sondern auch wegen des Aufsehens, das sie in Rom gemacht hat, höchst bedeutsamen Schrift. In seinem vor einigen Tagen veröffentlichten, an das französische Episkopat gerichteten encyklischen Briefe verurtheilt nämlich der Papst dieses Memoire in aller Form, und kann seinen „tiefen Schmerz" über die Publikation desselben nicht verhehlen, — aber bei all dem dürfte es wohl über die päpstliche Macht gehen, die Herzen, Geister und Ueberzeugungen umzuwandeln und dem innern Unfrieden ein Halt zu gebieten, wie dem äußern Streit.

Denn dem äußern Streite zunächst setzt das päpstliche Rundschreiben ein Ziel, einem Streite, der vor aller Welt in hellen Flammen aufloderte, und, wie ein Blatt spottend bemerkte, die Kirche in der That zu einer **ecclesia militans** machte. Das **Univers**, das Organ der äußersten Ultramontanen, war bekanntlich der Mittelpunkt dieser Streitigkeiten. Wie es mit der meisten Entschiedenheit und einer der gallikanischen Halbheit allerdings weit überlegenen Consequenz für die ultramontanen Ideen in die Schranken trat, und ihre Geltung in Staat, Schule, Politik und Gesetzgebung forderte, so hat sich auch der Widerstand der Gallikaner gegen die Ultramontanen hauptsächlich in einer hitzigen Polemik gegen diesen Hauptwortführer derselben Luft gemacht. Man warf ihm vor, daß es zu einem Urtheil über kirchliche Dinge nicht befähigt sei, da es von Laien redigirt werde, daß seine rücksichtslose und ungezügelte Art der Polemik*) nur erbittern und Schaden stiften, daß sein keckes Hervorkommen mit den ungemessensten Ansprüchen im Namen der Kirche diese selber und die katholische Religion im höchsten Grade kompromittire und ihren Feinden die besten Waffen in die Hände gebe; — lauter sehr richtige Anklagen, die aber eben das konsequente Rom selbst treffen, und daher von seinem Organ leicht auf die Gegner zurückgewendet und als Angriffe auf die Kirche und den heiligen Stuhl dargestellt werden konnten. In einer Sprache unglaublicher Erbitterung, mit den Waffen des Hohnes, der Verspottung und Verdrehung jeglicher Art wurde dieser Kampf zwischen den „religiösen" Blättern geführt; und nicht genug, daß Priester und Abbés sich so vor aller Welt mit Koth bewarfen, — so traten auch die Bischöfe nach und nach auf den Kampfplatz. In der gallikanischen Partei werden besonders die Erzbischöfe von Paris, Besançon, Bordeaux, die Bi-

*) Als Probe mag gelten, daß in diesem Blatte die Verbrennung Hussens als eine fromme und alles Lobes würdige That gepriesen und nur bedauert wurde, daß Luther und Calvin nicht gleich von Anfang an auf dieselbe Weise zum Schweigen gebracht wurden.

schöfe von Orléans, Montpellier 2c. gerechnet, zu der ultramontanen die Erzbischöfe von Rheims und Avignon, die Bischöfe von Moulins, Montauban 2c. Ein bischöfliches Mandat folgte auf das andere, heute eines gegen, morgen ein anderes für das **Univers**. In der einen Diöcese wurden die Priester davor gewarnt, in der andern wurde es ihnen empfohlen; ein Mandat kritisirte das andere, ein Bischof den andern. Dazu kam nun noch die Frage über den Gebrauch der Classiker, deren Studium die Ultramontanen in den Schulen und Seminarien durch das Lesen der Kirchenväter ersetzen wollten, während die Gallikaner, und dießmal gingen fast alle Bischöfe mit ihnen, ihre Beibehaltung eifrig vertheidigten. Und als wäre dieß noch nicht genug des Streites und der Verwirrung, so nahm das **Univers** von einer Broschüre Sauzet's und der bisher bewiesenen Nachgiebigkeit der Regierung gegen die ultramontanen Forderungen Anlaß, die Abschaffung der Civilehe in Frankreich zu verlangen und dadurch Alles auf den Kampfplatz zu rufen, was irgend dem Princips der Freiheit in religiösen Dingen sich zuneigt.

Mehr und mehr erregte der Lärm dieses Krieges die allgemeine Aufmerksamkeit, besonders als nun der römische Stuhl selbst zum Schiedsrichter darin aufgerufen wurde. Ein Redacteur des gallikanischen Blattes, der **voix de la vérité**, hatte nämlich bei dem Erzbischof von Paris eine förmliche Anklage gegen das **Univers** erhoben, als gegen ein Blatt, welches das Episkopat verhöhne, die Kirche kompromittire und vor Allem durch die schmachvolle Art seiner Polemik, die in Lügen, Verdrehungen und Spöttereien sich ergehe, die katholische Religion, der es zu dienen vorgebe, in den Augen aller rechtschaffenen Leute herabwürdige. Der Erzbischof zögerte nicht, dieser Anklage Folge zu geben. Er erkannte alle diese gegen das **Univers** vorgebrachten Beschuldigungen als vollkommen gegründet an, erklärte in einem öffentlichen Hirtenbrief dieses Journal für eine Schmach und einen Schaden der Kirche, da es oft in „satanischer Art" sein Wesen treibe, und verbot allen Clerikern seiner Diöcese, es fernerhin noch zu lesen oder auf irgend eine Weise zu unterstützen. Natürlich erregte diese offene Kriegserklärung eines so hoch gestellten Prälaten gegen den Ultramontanismus die allgemeinste Aufmerksamkeit. Die gallikanisch gesinnten Bischöfe fielen ihr zu, die ultramontanen beeilten sich, ihren Eindruck so viel als möglich abzuschwächen, indem sie in offenen Briefen und Mandaten die Geistlichkeit ihrer Diöcesen aufforderten, das proskribirte Journal ganz ruhig weiter zu halten und zu lesen. Besonders der Bischof von Moulins trat gegen den Erzbischof von Paris in die Schranken, und erklärte mit dürren Worten sein Verfahren für ungerecht, unklug und unkatholisch. Der Erzbischof war nicht gewillt, diesen Widerspruch ruhig hinzunehmen. In einem von leidenschaftlicher Bitterkeit überfließenden Briefe, der in der That mehr dem Artikel eines erbosten Journalisten als einem kirchlichen Mandate gleich sieht, klagte er den Bischof von Moulins bei dem römischen Stuhle der unbefugten Einmischung in seine Befugnisse und der Indiscretion an, und ließ, lange bevor dieser Brief in den Händen des Papstes sein konnte, denselben in den Pariser Journalen veröffentlichen. Nach Rom wandte auch das **Univers** seine Blicke. Für die römischen Interessen hatte es gestritten und geeifert; und sollte dieses sein Eifern auch zuweilen ein unverständiges und unkluges gewesen sein, — es hatte doch immer Rom dienen wollen und war von der römischen Partei als Geist von ihrem Geist und Eifer von ihrem Eifer anerkannt worden. Wie konnte Rom daher **jetzt**, wo eben dieser Eifer seinem treuen Freunde und Diener Angriffe und Verdammung zuzog, diesen im Stiche lassen oder gar sich zu seinen Feinden gesellen und in seiner Person sich selber verurtheilen? Denn es leuchtet ein, daß der Papst seine Anhänger verurtheilt und seinen Rivalen, den Gallikanern, den Sieg in die Hände gegeben hätte, wenn er der Verurtheilung des **Univers** durch den Erzbischof von Paris beigetreten wäre, — und wenn

Rom auch in Zeiten der Noth nachzugeben und einige Selbstverläugnung zu üben weiß, wie ließ sich ein solcher Akt jetzt von ihm erwarten, da ihm überall freie Hand gelassen ist in den katholischen Gebieten? So von selbst drängt sich diese Betrachtung auf, und so einfach ist sie, daß man sich nicht genug darüber verwundern kann, daß der Erzbischof von Paris sie nicht auch gemacht und sich wohl gehütet hat, den Freund seines Gegners zum Schiedsrichter zwischen sich und diesem aufzurufen. Denn daß das **Univers** seine Verurtheilung nicht geduldig hinnehmen, sondern an den römischen Stuhl appelliren werde, war klar genug, und das verurtheilende Mandat des Erzbischofs selbst stellte diesen Schritt in Aussicht. In der That beeilte sich das **Univers**, von dem Feinde auf den Freund, von dem Erzbischof auf den Papst zurückzugehen und dieser höchsten Autorität die Sache anheimzustellen. Sein Hauptredacteur, Louis Veuillot, ein Mann, der sich von seinen Freunden „der Geistreiche“ nennen läßt, in der That aber mehr Pfiffigkeit als Geist besitzt, hatte schon seit einiger Zeit das Gewitter heranziehen sehen, und sich deßhalb nach Rom begeben, um hier zum Voraus die große Contre-Mine zu graben, welche die Bemühungen der Gegner nicht nur vereiteln, sondern sie zu ihrem eigenen Unheile sollte ausschlagen lassen. Als Macht gegen Macht benahm er sich gegen den Erzbischof. Kaum war das verurtheilende Mandat in Rom angelangt, so übergab er eine feierliche Appellation von dem erzbischöflichen Stuhle an den römischen der päpstlichen Kanzlei, und ließ diesen Schritt dem Erzbischof von Paris notificiren. Der Papst antwortete zuerst durch seinen Sekretär und überschüttete Veuillot mit Lobeserhebungen aller Art, ohne über die Streitfrage eine förmliche Entscheidung zu geben; nach diesem Vorspiel trat er nun selber auf das Forum und richtete seine „väterlichen Ermahnungen“ an die französische Kirche. Wer die Art Roms kennt, der wird auch in diesem Rundschreiben eine entschiedene und offene Erklärung nicht erwarten, und die ultramontan gesinnten Bischöfe selbst hatten während des Streites die Erwartung ausgesprochen, der Papst werde den beiden Parteien nicht viel mehr zur Antwort geben, als ein **pax vobiscum!** Indessen wäre dem **Univers** damit doch gar zu wenig geholfen gewesen; der unzweideutige Angriff verlangte eine etwas unzweideutigere Genugthuung und Zurückweisung. Zwar ist nun von dem Erzbischof von Paris, dem **Univers**, seiner Verurtheilung und Appellation in dem Rundschreiben kein Wort zu lesen, aber die Approbationen und Lobeserhebungen derer, die vor Allem dem römischen Stuhl die Ehre geben, und ihren Dienst der Befestigung und Erhöhung seines Ansehens widmen, das Lob, das besonders der auf diesen Zweck hinarbeitenden Presse ertheilt wird, die förmliche Verurtheilung jenes gallikanischen Memoire, von dem wir oben gesprochen haben, und die ganze Sprache des Schriftstückes redet deutlich genug und erspart Jedem die Mühe, erst lange zwischen den Zeilen zu lesen. Die gallikanische Partei hat auch die Meinung des Briefes wohl verstanden. Der Bischof von Orléans war eben im Begriff, eine gegen das **Univers** und seine Tendenzen gerichtete Broschüre zu veröffentlichen: er hat auf das päpstliche Rundschreiben hin den Druck augenblicklich sistirt, und ehe der encyklische Brief nur veröffentlicht war, las man an der Spitze des **Univers** bereits ein Mandat des Erzbischofs von Paris, in welchem er seine Verurtheilung dieses Journals in aller Form zurücknimmt, und es dem Clerus wieder in die Hände giebt. „Die That eines zweiten Fenelon!“ ruft dabei die **Gazette de France** aus. Aber wenn man sich die von einer tief gehenden Abneigung und Feindschaft zeugenden Ausdrücke in das Gedächtniß zurückruft, in denen der Erzbischof die Verurtheilung ausgesprochen und gegen den Bischof von Moulins vertheidigt hatte, wenn man sich erinnert, für wie völlig begründet er die gegen das **Univers** erhobenen schweren und bitteren Anklagen erklärte, und wenn man nun in seiner Zurücknahme der Verurtheilung die kindische Art wahr-

nimmt, mit der er sein Ansehen zu wahren sucht*), so kann man nur kopfschüttelnd solch einem faulen Friedensschlusse zusehen, und wird die römische Kirche immer weniger um eine Einheit beneiden, die so offenbar Menschenwerk und nicht Gotteswerk, und daher ein übertünchtes Grab ist, wie Alles, was in geistlichen Dingen aus weltlichem und natürlichem Sinne gethan wird. Der heilige Geist bedarf keiner Intriguen, Klugheitsrücksichten und zweideutigen Redensarten, um die Einheit der Kirche herzustellen und zu erhalten; sein göttlicher Weg ist einfach und sicher, wie Alles, was wirklich von Gott ausgeht. Aus einem Samen zeugt er durch die Wiedergeburt die Glieder der Gemeinde, macht sie so von selbst gleichartig, knüpft sie von selbst an einander durch das Band der Wesenseinheit. Daß auch die irdische Natur noch Macht hat in diesen aus dem ewigen Samen Gebornen mag immerhin ihr irdisches völliges Eins-werden verhindern, aber in dem innersten Grunde ihres Wesens sind Alle, ja Alle Eins, die je erlebt haben die selige Stunde einer neuen Geburt aus Wasser und Geist, aus Buße und Glauben; sie sind Eins in einer alle irdische Wirklichkeit unendlich übertreffenden Realität, organisch verbunden, denn sie leben Alle an Einem Haupte, und der Geist, der dieses Haupt erfüllt und von diesem Haupte ausgeht, ist Aller Lebensseele.

Das ist die Einheit der Kirche Christi; und nicht einmal eine Carikatur hiervon ist die Einheit, die jetzt in der französischen Kirche wiederhergestellt werden ist, sondern diese ist einfach eine unwillige Unterwerfung des Schwächern unter den Stärkern, eine Einheit der Gewalt, weiter nichts.

Auch über den Streit wegen der Classiker hat sich das päpstliche Rundschreiben vernehmen lassen; es meint, man solle ihren Gebrauch zwar beibehalten, aber nur so, daß vorher alles „Schädliche" aus ihnen entfernt werde.

Zu gleicher Zeit wurde auch der mit Erbitterung geführten Diskussion über die Aufhebung oder Beibehaltung der Civilehe ein Ende gemacht; aber freilich dieß Mal nicht durch eine Erklärung des Papstes, sondern durch eine Erklärung der Regierung. Mitten in den Hader der Journale hinein erhob nämlich der **Moniteur** seine gewichtige Stimme, und erklärte mit dürren Worten: man mühe sich ganz umsonst von gewissen Seiten her ab, die Regierung zu einer Aenderung der Civilehe zu bewegen. Die Erfahrung von sechzig Jahren habe die Weisheit des betreffenden Gesetzes sattsam bezeugt und bestätigt. Man sagt, diese Erklärung sei die Antwort des Kaisers auf den Entschluß des Papstes, der die Reise nach Paris und die Theilnahme an der Kaiserkrönung definitiv abgelehnt hätte, — **point de pape point de recompense pour son église.** Im Widerspruch hiermit will die voix de la vérité in ihrer neuesten Nummer (Ende April) wissen, daß der heilige Vater ganz bestimmt Frankreich durch seinen Besuch erfreuen und der französischen Kirche dadurch einen neuen Beweis seiner väterlichen Liebe geben werde.

Nun, — die Zeit wird uns die Entscheidung dieser Frage bringen. Die Protestanten stehen ihr ruhig gegenüber und bekümmern sich nicht viel um ihren Ausgang, obschon man es ihnen deutlich genug sagt, daß, wenn wirklich der Papst komme, man ihm durch einen Regreß auf sie die bedungenen Reisekosten auszahlen werde. Indessen gilt es ja immer noch: „Gott sitzt im Regimente", und wenn der Protestantismus durch den Schaden und die Entwürdigung seines Feindes wachsen und sich darüber freuen wollte, so müßte er trotz aller damit verbundenen augenblicklichen Nachtheile nichts mehr wünschen, als das Haupt der römischen Kirche wallfahrten zu sehen zu dem neu gegründeten Throne.

---

*) Er scheut sich nicht, zu sagen: „aus eigenem Antriebe" (spontanément) hebe er das Verbot auf.

Doch genug von diesen mehr äußeren kirchlichen Dingen! Sie werden mich fragen, wie es im Innern der katholischen Kirche in Frankreich aussehe, und was es mit diesem „Aufwachen und Aufschwung des religiösen Geistes" in ihrem Schooße auf sich habe, den die römischen Publicisten tagtäglich der Welt verkündigen, den selbst Guizot vor wenigen Tagen in öffentlicher Versammlung bezeugt hat, freilich ohne ein Urtheil darüber zu fällen. — Allein auf diese Fragen vermag eigentlich nur der allwissende Gott zu antworten; menschliche Urtheile bleiben hier immer am Einzelnen und an der Oberfläche hängen, und zumal das eines Protestanten wird von diesem Schicksal betroffen, da ihm eben nicht viel mehr als die Außenseite des großen römischen Kirchenbaues zugänglich ist. Aber diese Außenseite wird am Ende doch durch die innern Zustände gebildet, und so mag es immerhin nicht ohne Interesse sein, sie in's Auge zu fassen, indem wir freilich dabei die Hoffnung festhalten müssen, daß es im Innern doch etwas besser bestellt sei, als wir nach dem Anschein der Außenseite urtheilen möchten. Denn kaum kann man etwas Kläglicheres und das christliche Herz tiefer Verwundendes sehen als den äußern Gang, die äußere Art und Natur dieses sogenannten „religiösen Aufwachens" in der katholischen Kirche Frankreichs, oder, — um nicht über die Gränzen unserer persönlichen Beobachtung hinauszugehen, — in der katholischen Kirche zu Paris. Unabweisbar drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Religion hier nicht um Gottes, sondern um der Menschen willen wieder gesucht, — man darf wohl sagen: wieder mitgemacht werde; daß man nichts Anderes will als ihren Namen und ihr Gewand, und sich nicht schämt, dieß auf die unzweideutigste Weise an den Tag zu legen; daß mit einem Worte wieder Jedermann kirchlich, selten aber Einer christlich sein will. Nicht wir sind es, die dieses Urtheil fällen, — römisch-katholische Journale legen es uns auf die Lippen. Eines derselben z. B. schildert mit den glänzendsten Farben die religiöse Bewegung in der Charwoche, den immerwährenden Zudrang zu allen Kirchen, wie er selbst in den Zeiten der Restauration nie erlebt worden sei, die Theilnahme aller Stände, die allgemeine Andacht. „Mit derselben Devotion", sagt es, „faltete sich die zarte Hand der Gräfin und die mit Schwielen bedeckte des Arbeiters; durch die gleiche Inbrunst vereint, knieten der Vornehmste und der Geringste neben einander. Niemand schloß sich aus von dieser Begeisterung für die Religion." Und woher nun stammt diese? Aus der belebenden Kraft des heiligen Geistes, welcher ja allein die Kirche wahrhaft aufwecken und erneuern kann? Kommt sie von dem Vater des Lichts, von dem jede Gabe kommen muß, die wirklich gut sein soll, besonders in geistlichen Dingen? Das katholische Blatt hat eine ganz andere Antwort: „Und dieß Alles", schließt es seine begeisterte Schilderung, „verdanken wir dem Sinne unseres erhabenen Kaisers, der mit so vielem Eifer die religiösen Ceremonien (sic!) ermuthigt." Die religiösen Ceremonien mitmachen, weil der Kaiser sie vormacht, — das ist also der „religiöse Aufschwung" in der katholischen Kirche zu Paris, nicht nach unserm Urtheile, sondern nach dem offenen Bekenntnisse eines Theilnehmers an dieser Bewegung, eines Freundes, eines Bewunderers derselben! Und mit der unbefangensten Naivetät wird dieses Bekenntniß abgelegt, als wäre es ganz in der Ordnung, als gereichte es der Kirche und dem Kaiser gleich sehr zum Ruhme. So weit ist im Schooße der römischen Kirche das Verständniß dessen, was es eigentlich um die Religion ist, abhanden gekommen! So sehr haben die äußern Geberden die Anbetung im Geiste erdrückt und verschlungen. „Die religiösen Ceremonien ermuthigen" heißt hier: die Kirche erneuern, diese Kirche, die doch nur „neue Creaturen" als ihre eigentlichen Glieder anerkennen kann, diese Kirche, in der Alles auf der Geburt durch den heiligen Geist und auf seinem Schaffen beruht, des heiligen Geistes, der ein inwendiger, dessen Gottesdienst ein unaussprechliches Seufzen zum Vater ist! — Aber nicht einmal die

Beobachtung der Ceremonien und äußern Kirchengebote vermag dieser „religiöse Aufschwung" zu bewirken, so sehr ist er von aller zeugenden und das Herz umschaffenden Kraft entblößt. Wo der kirchliche Gebrauch einem Schauspiele gleicht, da macht man ihn mit; wo er Opfer auferlegt, da läßt man ihn meist bei Seite. — Man weiß, wie sehr die katholische Kirche das Halten der Fasten ihren Gliedern zur Pflicht macht, wie sehr sie vor Allem in dieser Zeit wieder darauf dringt. Erst vor wenigen Monaten hat ja der Erzbischof von Besançon einen Hirtenbrief erlassen, worin er die Anlegung der Eisenbahnen unter einen ganz neuen Gesichtspunkt stellte; er erklärte sie nämlich für eine Strafe Gottes über die Wirthe, weil sie an den Fasttagen Fleisch aufzutischen pflegten, wie zu jeder andern Zeit. Die ganze katholische Presse hat diesen Hirtenbrief in Schutz genommen und die ungemeine Wichtigkeit der Fasten betont; nun — und drei Wochen später brachte das ministerielle Journal, ohne auch nur an die Fasten zu denken, ganz arglos die Nachricht, daß in der Charwoche 1000 Kilogramme Fleisch mehr verkauft worden seien als in einer der bisherigen Wochen dieses Jahres; „ein unbestreitbares Zeugniß", fügt es bei, „von dem zunehmenden Wohlstande der arbeitenden Klassen" — „ja, aber ein trauriges Zeichen ihres religiösen Zustandes", antwortet die voix de la vérité!

Und fürwahr! dieser traurigen Zeichen giebt es mehrere und, leider! viel bedenklichere als das Nichthalten der Fasten! — Da um die Osterzeit jeder Katholik zur Beichte gehen und communiciren muß, so ist die Charwoche in der römischen Kirche ganz besonders die Spitze und der Brennpunkt des kirchlichen Lebens, und ich habe nicht versäumt, diese Zeit zu einer möglichst genauen Beobachtung desselben zu benutzen. Und da habe ich leider die Selbstbekenntnisse jener katholischen Blätter nur zu sehr bestätigt gefunden. Ceremonien mitmachen gilt für Christenthum, und durch die heiligste Zeit der Christenheit schreitet riesengroß die Lust der Welt und die Sünde, so offen, so allgemein, so unbestritten wie gewiß in keiner protestantischen Hauptstadt. Die Charwoche ist hier die Woche des Vergnügens, der Eitelkeit und des Handels, und die kirchlichen Pflichten stehen dem nicht entgegen, im Gegentheile sie werden mit in diesen Kreis hineingezogen und der Sünde dienstbar gemacht. Es ist wahr, die Kirchen waren die Woche hindurch den ganzen Tag über angefüllt und die Stufen der Eingänge von Morgens bis Abends mit Menschen bedeckt, aber es waren eben dieselben Leute, die zu den Toilettenparaden von Longchamp sich drängten, und ihrem Benehmen wenigstens sah man nicht an, daß sie bei ihren Promenaden in den prächtig geschmückten Räumen der Madeleine oder der Notre-Dame etwas Anderes suchten, als bei ihrem Spaziergange in den elysäischen Feldern. In den reichsten Toiletten, die Lorgnette am Auge, flüsternd und lachend sah man die vornehmen Damen, die Bedienten hinter sich, in den Kirchen auf- und abgehen; es ist wahr, sie machten zuweilen das Kreuzeszeichen und knieten für einige Augenblicke vor einem Bilde nieder, aber ohne deßhalb die Lorgnette abzunehmen oder ihre Unterhaltung einzustellen. Das geringere Volk drängte sich unterdessen zu verschiedenen Crucifixen, die auf den Tischen und Altären lagen, küßte die fünf Wundenmale mit der Miene und der Eilfertigkeit, mit der man ein beiläufiges Geschäft abthut, warf ein Stück Geld in die dabei vorgehaltenen Beutel und ging wieder hinaus, sicherlich äußerst zufrieden mit seiner Frömmigkeit und seines Heiles gewiß. Ich sage nicht, daß sich nicht auch manche Seele unter der andachtslosen Menge befand, der es mit der Sache heiliger Ernst war; ich habe einige alte Frauen bemerkt, deren Inbrunst des Glaubens und der Liebe aus jedem Zuge leuchtete, — aber welch' einen traurigen Eindruck machte es dann, auch diese sich emporrecken zu sehen nach dem etwas hoch gelegenen Crucifixe, sich streckend, windend, mit den Lippen darnach haschend, ohne daß sie es doch erreichen konnten, bis die ungeduldige Menge sie bei Seite stieß; noch eine halbe

Stunde nachher sah ich eine derselben auf die Gelegenheit warten, wieder zu dem Kreuze heranzukommen; endlich hinkte sie traurig hinweg auf ihren Krücken. Und solch ein Treiben darf sich für den Gottesdienst im Geiste und in der Wahrheit ausgeben, den der Herr für die Seinen in Anspruch nimmt? Die mit Sammt ausgeschlagenen Seitenkapellen der großen Kirchen, in denen Wachslichter verkauft und angezündet, Stühle vermiethet, und andere kirchliche Geschäfte abgemacht werden, gleichen den Buden des Marktes und geben der Kirche, in der man ohnehin überall Geld klingen und die mannichfaltig beschäftigte Menge hin und her strömen sieht, in der That ganz das Ansehen des Tempels zu Jerusalem, als der Herr davon sagte: „Ihr habt meines Vaters Haus zum Kaufhause gemacht."

Indessen würden wir ungerecht sein, wenn wir nicht bemerkten, daß auch täglich gepredigt wurde, zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Kirchen. Doch hatten diese Predigten meist einen bestimmten Zweck, besonders den, die christliche Liebesthätigkeit zu wecken, und bald zu Gunsten dieser, bald zu Gunsten jener Anstalt wurden diese discours de charité angekündigt, nicht ohne daß dabei immer die lange Reihe der Gräfinnen und Marquisen namentlich aufgezählt wurde, die sich zu Protektorinnen des Werkes erklärt hatten, und die Spende an den Kirchthüren in Empfang nahmen. Manche dieser Predigten ließen sich mit Erbauung und Freude anhören; andere dagegen glichen mehr nationalökonomischen Vorlesungen, in denen Christi Name wenig oder gar nicht genannt und die Furcht vor dem Socialismus statt der freien Kraft der christlichen Liebe angerufen wurde, um Hände und Herzen zum Geben willig zu machen. Besonders der Jesuitenpater Felix, der seit Lacordaire's Zurücktreten der Löwe der Kanzel in Notre-Dame ist, zeichnete sich in dieser letzteren Art Predigt aus; an Geist und Scharfsinn fehlt es seinen Vorträgen nicht, wohl aber an der Kraft, die das Herz erfaßt und den Glauben erbaut. —

Und wie ging es nun außerhalb der Kirchen zu in dieser heiligen Festzeit? Handel und Vergnügen haben da durchweg die Charwoche in Beschlag genommen. Die großen Jahrmärkte finden in dieser Zeit statt, und bedecken einen großen Theil der Straßen mit Buden und lärmendem Gewühle. Höhnend fragt der Siècle die Geistlichkeit, warum sie das unschuldige Fleischessen in diesen Tagen verbiete, und dagegen nichts dawider habe, wenn das Volk aus den Kirchen nach den Promenaden von Longchamp stürme, um sich dort mit den mannichfachsten Belustigungen (man kann sich denken, welcher Art diese oft sind!) und mit der Schaustellung seiner Toiletten abzugeben? Der Charfreitag ist der Haupttag von Longchamp; und der allgemeine Genuß des Abendmahls in diesen Tagen thut der allgemeinen Theilnahme an dem oft läppischen, oft sittenlosen Treiben nicht den geringsten Eintrag. Man kann sich kaum einen Begriff machen von dem Gewühle, dem Jubel und Geschrei, das in diesen Tagen die Barrieren und die elysäischen Felder erfüllt; und wie in diesem Pariser Katholicismus durchweg*), so mischt sich auch hier auf empörende Art das Heilige mit dem Unheiligen, das Christliche mit dem Heidnischen. Ich habe Buden gesehen, vor welchen die schändlichsten Possen aufgeführt wurden und unzüchtig gekleidete Weiber der Menge sich zeigten, um sie zur Besichtigung der Leidensgeschichte Christi (!) einzuladen, die innerhalb der Bretterwände von denselben Menschen aufgeführt wurde, welche außerhalb derselben ihre Possen trieben.

---

*) Ich habe längere Zeit auch in katholischen Gegenden Deutschlands gelebt, und muß zur Ehre des deutschen Katholicismus bekennen, daß dort ein ganz anderer Ernst in religiösen Dingen sich zeigt; ein Vorzug, der den deutschen Katholiken eben aus der Berührung mit der Reformation erwachsen ist, so daß man trotz des Widerspruches der Ultramontanen wohl behaupten darf, daß die deutschen Katholiken den Protestanten näher stehen und mehr Verwandtschaft mit ihnen haben, als mit ihren französischen, italienischen und spanischen Glaubens- oder besser Kirchen-Genossen.

Von den erfreulicheren Seiten des katholischen Lebens, die dem Auge sich mehr verbergen, wie die Werke der Liebesthätigkeit, kann ich wenig mehr berichten, als daß sie in der That auch in der französischen Kirche vorhanden, ja in rascher Zunahme begriffen sind. Nur daß auch hier der römische Fanatismus die Liebe in sehr beschränktem Sinne versteht und neben ihren Früchten und Thaten auch reichliche Früchte des Hasses und der Verfolgung hervorbringt. Was hiervon die Protestanten trifft, werde ich in dem Lauf dieser Mittheilungen, die von nun an aus der evangelischen Kirche Frankreichs berichten sollen, zur Sprache bringen. Dagegen ist der Umstand hier nicht zu übergehen, daß jede evangelische Regung im Schooße der römischen Kirche selbst mit Haß und Verfolgung erwidert und mit gewissenloser Leidenschaft niedergehalten wird. Sie haben z. B. gewiß von der Geschichte gehört, die unter dem Titel „die Madiai von Paris" jetzt durch alle Zeitschriften geht, und waren wohl, wie ich selbst, geneigt, den Kopf dazu zu schütteln und den katholischen Blättern, welche sie als reine Erfindung darstellten, nicht ganz Unrecht zu geben. Nun, diese Geschichte*) ist ihren Hauptzügen nach wahr, reine, volle Wirklichkeit. Nicht nur hat man die theilweise in dem Kerker geschriebenen Briefe und Tagebücher der betreffenden Frauen, sondern ich habe die Bestätigung der Thatsache auch aus dem Munde von Personen, die mit ihnen verkehrt und ihre Einkerkerung und ihr plötzliches Verschwinden durch barmherzige Schwestern selbst erfahren haben. Die unzeitige Veröffentlichung der Sache, über die man hier sehr ungehalten ist, hat nun aber diesen Schwestern plötzlich den Mund geschlossen und die weitere Verfolgung der Angelegenheit ungemein erschwert. Nur die Verwandten können vor Gericht die nöthigen Schritte thun, und diese sind katholisch!

So ist auch die Liebesthätigkeit in der römischen Kirche mit Haß und Verfolgung durchwachsen, und ihr Aufschwung, wo er ein wirklich reeller ist, zugleich ein Aufschwung des Fanatismus und der Erbitterung.

„**Nous sommes las, nous ne sommes pas convertis**" (Müde sind wir, nicht bekehrt) hat das **Journal des Débats** dem **Univers** geantwortet, welches mit hohen Worten die erneuerte Herrschaft der katholischen Kirche in Frankreich pries. Ein Geständniß, das leider nur zu wahr ist, und dem Papst und Kaiser, trotzdem, daß dieser seine Minister Palmen tragen, Kreuze küssen und der Messe beiwohnen läßt, schwerlich abhelfen werden. Wer das Werk der Evangelisirung und der Bibelverbreitung in Frankreich während des verflossenen Jahres kennt, darf vielleicht eine Heilung des Uebels durch andere Mittel erwarten; denn das Wort Gottes hat seine Kraft noch nicht verloren. — Wenn wir die Zeichen der Zeit deuten dürfen, so will Gott sein Reich vorwärts führen in diesen Tagen. Wird das alte Bollwerk, das Menschen aufgerichtet haben quer über den Weg, den seine einfache Gnadenbotschaft geht, ihn daran hindern können? Wir denken, nicht! Er wird darüber hinwegschreiten, und vorwärts gehen auf seiner Bahn wie ein Held, der sich freuet, zu laufen seinen Weg.

Paris, Ende April 1853.

*) Die Superiorin eines Hauses der barmherzigen Schwestern zu Paris, heißt es, sei durch das Lesen eines zufällig in ihre Hände gekommenen Neuen Testamentes mit einigen ihrer Gefährtinnen zu evangelischen Ueberzeugungen gekommen, habe diese merken lassen, sei deßhalb im Kloster eingekerkert und, obschon die Zeit ihres Gelübdes zu Ende war, so bei Seite gebracht worden, daß sie jetzt mit den andern evangelisch gesinnten Schwestern wie spurlos verschwunden sei.

Zur Charakteristik der ultramontanen Presse
in Deutschland und England.

Die historisch-politischen Blätter machen sich (im sechsten Hefte dieses Jahres) in ihrer Polemik gegen uns einer Taktik schuldig, die wir schon *im Interesse der geschichtlichen Wahrheit* nicht ungerügt lassen dürfen. *Bei diesem Anlasse denken wir für alle Zukunft unser Verhältniß zu einer derartigen Polemik scharf und unzweideutig abzuschließen.*

Unser Märzheft hatte unter der Aufschrift „*ein Geständniß des englischen Ultramontanismus*" Auszüge aus der Zeitschrift „*Rambler*" gegeben, die in vielen Kreisen einen tiefen Eindruck hervorgebracht. *Um diesen auszulöschen, erklären die historisch-politischen Blätter jene Auszüge für unächt!*

„Was könnte Dr. Gelzer dagegen zu seiner Vertheidigung anbringen, wenn wir ihn selbst auf das . . . Aktenstück aus dem Rambier verweisen, *und deßhalb der Lüge und Fälschung bezüchtigen wollten?* Herr G. läßt dort den Rambler . . . eine lange Rede vorbringen, . . . deren Kern ist: die englischen Katholiken verlangten religiöse Freiheit nur, so lange sie die Schwächeren seien; hätten sie sich einmal erschwungen, so könnte überall von Toleranz keine Rede mehr sein, sie würden vielmehr mit den Protestanten nach Befinden verfahren . . . . *Sagte denn, fragen wir nun, Herrn Gelzer der gesunde Menschenverstand nicht, daß Solches unmöglich im Rambler stehen könne, wie wir denn auch wirklich in den vor uns liegenden Jahrgängen desselben keine Sylbe davon finden?* Und doch beruft er sich unmittelbar auf den Rambler selbst, nicht etwa auf Dr. Marriott's Pamphlete, welchen das lächerliche Pasquill entnommen ist, die aber doch wenigstens ihre Quelle, eine englisch-protestantische Winkelzeitung, *Bulwark* betitelt, angeben. *Bulwark hat den Rambler travestirt;* Marriott hat . . . die Travestie für wörtlichen Inhalt des Rambler genommen, und *Herr Gelzer giebt das Falsum, ohne auch nur seine nächsten Quellen zu nennen, für baare Münze aus*" u. s. w.

Nach Durchlesung dieser Worte und nach sorgfältiger Vergleichung der einschlagenden Aktenstücke wird wohl jeder Wahrheitliebende uns beistimmen, wenn wir an das alte Wort erinnern: „*Hochmuth kommt vor dem Fall.*" *Denn nicht leicht könnte ein Organ, das auf öffentliche Achtung Anspruch macht, sich selber stärker in's Angesicht schlagen,* als es in dem obigen Ausfall mit einer Dreistigkeit geschieht, deren wahren Namen wir lieber nicht aussprechen.

Jener Angriff zerfällt in drei Bestandtheile, wovon ein jeder — *wenn gegründet* — uns zum schweren Vorwurf gereichen müßte, die aber — *weil völlig unwahr* — mit desto schwererem, ja mit zer-

malmendem Gewicht auf den Ankläger zurückfallen: Zuerst die beleidigende Frage, was wir gegen die Bezüchtigung der Lüge und Fälschung anzuführen hätten, wenn man diese geltend machen wollte. — Sodann die freche Erklärung, daß im Rambler keine Sylbe von dem sich finde, was unsre Asterisken als „ein Geständniß des englischen Ultramontanismus" mitgetheilt; daß es sich also um nichts Geringeres als um ein „Falsum" handle und um Erstattung der „angegriffenen Ehre der armen englischen Katholiken." — Endlich die höhnische dreifache Folgerung: daß wir uns durch die „Pamphlete" und das „lächerliche Pasquill" eines Dritten haben „düpiren" lassen; daß der gesunde Menschenverstand uns hätte sagen sollen, „Solches könne unmöglich im Rambler stehen"; daß wir demgemäß „mehr Eifer als Geschick im Redigiren" gezeigt.

Wie nun? wenn wir das ganze Gerede mit Einem Worte zu Boden treten? Welches Urtheil werden unsre Leser (Protestanten wie Katholiken) in Deutschland, der Schweiz, in Holland, England und Frankreich über ein Blatt fällen, das im Namen des katholischen Deutschlands sprechen will, und doch öffentlich sich durch freche Täuschung und Verleumdung schändet?

Denn Ein Wort zerreißt das ganze Spinnengewebe jener Behauptungen und Anklagen. Unser Auszug aus dem Rambler ist vollkommen ächt; es ist die getreue Uebersetzung mehrerer Stellen aus einem Leitartikel jener Zeitschrift, den Jeder im Septemberheft 1851 unter der Aufschrift: „bürgerliche und religiöse Freiheit" nachlesen und mit unsern Auszügen vergleichen kann (**The Rambler, a catholic Journal and Review of home and foreign literature, science, music and the fine arts. September 1851. London, Burns and Lambert, 17 Portman Street, Portman Square**). Die von dem Verfasser der Asterisken mitgetheilten Stellen findet man in dem Artikel „Civil and religious liberty" Seite 173, 174, 177, 178. Die protestantische Zeitschrift Bulwark*) hatte in ihrem Novemberheft 1851 unter der Rubrik „die eingestandene Unduldsamkeit Roms" obige Stellen ganz wortgetreu abgedruckt, wortgetreu und ohne eine Spur jener perfiden, entstellenden Art des Citirens, deren sich gewisse ultramontane Blätter nur zu gerne bedienen (**The Bulwark or Reformation Journal. In defence of the true interests of man and of society, especially in reference**

---

*) Ein „Winkelblatt", wie die Münchner meinen, das aber (beiläufig gesagt) in einer Auflage von 20000 Exemplaren in England und Schottland verbreitet wird.

to the religious, social and political bearings of popery. November 1851. London etc. — Pag. 124, 125. „The avowed intolerance of Rome").

Angesichts dieser Thatsachen nun wagten die Münchner Blätter in die Welt hinaus zu rufen: „In den vor uns liegenden Jahrgängen (des Rambler) finden wir keine Sylbe davon." An dieses Nichtfinden dessen, was in einem sieben Seiten langen Aufsatze des Jahrgangs 1851 zu lesen ist, wagen sie es, die dreistesten Folgerungen zu knüpfen, von einem „Pasquill", von einem „Falsum", von „verletzter Ehre der englischen Katholiken" zu sprechen und an dem „gesunden Menschenverstand" dessen zu zweifeln, der an die Aechtheit jenes merkwürdigen Geständnisses glaube.

Vielleicht wäre nun die Reihe an uns, den historisch-politischen Blättern die Frage vorzulegen: ob eine solche Sprache „mehr Eifer" oder „mehr Geschick im Redigiren" erweise. Ein „Eifer", der mit dreister Stirn Thatsachen läugnet, und ein „Geschick", das aus dieser Läugnung flugs die gehässigsten, grundlosesten Schlüsse zu ziehen weiß — kann in uns nur ein Gefühl des sittlichen Ekels erwecken. Wer sich eines derartigen „Geschicks im Redigiren" rühmen will, dem machen wir seinen traurigen Ruhm nicht streitig. — Niemand kann bereitwilliger sein als wir, die aus Versehen und Uebereilung entstandenen Mißgriffe eines Gegners mit Nachsicht zu beurtheilen; wir wissen, daß Irren menschlich ist, und daß ein Jeder Ursache hat, wenn er steht, sich wohl vorzusehen, daß er nicht falle. Ohne Zaudern würden wir jedes anklagende Wort zurücknehmen, von dessen Grundlosigkeit uns die Gegner unsrer Sache überzeugen könnten; und nichts fällt uns schwerer, als selbst bei dem bittersten Widersacher an absichtliche Böswilligkeit zu glauben. Wenn z. B. die historisch-politischen Blätter erklären, daß sie ihr in unserm Märzheft gerügtes entstellendes Citat aus den „Protestantischen Briefen" über Mazzini und die englische Bibelgesellschaft erst aus dem Halle'schen Volksblatt für Stadt und Land entlehnten, also aus zweiter Hand, statt auf die Quelle selbst zurückzugehen — so geben wir zu, daß Irrthum und nicht absichtliche Entstellung hiebei gewaltet habe, obwohl wir alles Recht hatten, vorauszusetzen, daß „historische" Blätter immer unmittelbar aus den Quellen schöpfen würden. Allein ganz anders verhält sich die Sache, wenn jenes Blatt auf den Flugsand einer völlig unwahren Behauptung sofort mit verblendetem Uebermuth einen babylonischen Thurm falscher Beschuldigungen aufbaut, und nun mit Schanden erleben muß, daß jener Thurm der Täuschungen „einen großen Fall" thut, und über dem Haupte seiner Erbauer zusammenstürzt.

„Flugsand" nennen wir die Behauptung: man habe im Rambler keine Sylbe unsers Citats gefunden, „in den vor uns liegenden Jahrgängen". Zu diesen „Jahrgängen" mußte man im März 1853 auch den Jahrgang 1851 zählen, und konnte in diesem das Septemberheft nicht bei Seite lassen. Hier kann also nicht mehr die Rede sein von einem leicht verzeihlichen Uebersehen, von einem harmlosen Irrthum; nein, von nichts Geringerem als von falschem Zeugniß ist die Rede — ob von absichtlichem oder unabsichtlichem, darüber haben wir nicht zu entscheiden; wir glauben auch jetzt noch lieber an leidenschaftliche Verblendung als an lügnerische Böswilligkeit. Aber immerhin ist das strafbare Wegläugnen einer Thatsache mit unverantwortlicher Dreistigkeit zur Grundlage falscher Anklagen gemacht, die nun als sittlicher Makel an demjenigen haften, der sich nicht entblödete, zu behaupten, wir hätten uns durch eine „Fälschung" täuschen lassen. Ehe er von „Fälschung" zu sprechen wagte, wäre er in seinem Gewissen verpflichtet gewesen, zum zweiten und zum dritten Male sich in den „Jahrgängen" des englischen Zeloten-Blattes umzusehen, ob sich wirklich keine Sylbe unsers Citates darin finde.

Auch wir konnten uns einiger kritischen Bedenken zuerst nicht erwehren, als der befreundete Verfasser der Asterisken uns jenen Auszug aus dem Rambler für unser Märzheft zusandte; allein wir beschwichtigten unsre Zweifel, ehe wir die betreffenden englischen Aktenstücke selbst verglichen, durch das wohlgegründete Vertrauen in unsern Gewährsmann, dessen kritischen Takt und historische Gewissenhaftigkeit die Münchner Blätter sich zum Muster nehmen könnten. Außerdem erinnerten wir uns an manche Aeußerungen der französischen ultramontanen Presse, die in unbewachten Stunden einen Blick in den Abgrund eines so fanatischen Verfolgungshasses werfen ließ, daß unser „gesunder Menschenverstand" leider auch jene Geständnisse des Rambler's für eine Möglichkeit erkennen mußte, mögen die historisch-politischen Blätter noch so laut versichern: Solches könne nicht in Rambler stehen.

Wollen sie aus jenem so zuversichtlich weggeläugneten Artikel des englischen Blattes noch andere charakteristische Proben kennen lernen, so verweisen wir auf die folgenden *):

„Eine katholische weltliche Regierung würde sich in ihrer Behandlung der Protestanten nur von den Regeln der Zweckmäßigkeit leiten lassen, und in ihrem Verfahren genau die Linie einhalten, welche am sichersten zu ihrer Bekehrung und zur Verhinde-

*) „A Catholic temporal government would be guided in its treatment of Protestants and others recusants solely by the rules of expediency, adopting

rung der Ausbreitung ihrer Irrthümer zielte. Sie würde mit ihnen gerade so verfahren, wie sie mit Menschen verfährt, die das Recht in Anspruch nehmen, die arithmetischen Regeln zu verläugnen. Wollte irgend ein Fanatiker öffentlich lehren, daß Euklid's Elemente alle falsch seien, daß zwanzig Schillinge nicht ein Pfund ausmachen, so würde man ihn in Ruhe lassen, so lange er seine Bethörung für sich behielte, und er fortführe, seine Schulden zu bezahlen. Gesetzt aber, seine anti-geometrischen Theorien griffen um sich, und fänden den Weg in den Kopf von Marine-Offizieren oder von Eisenbahn-Ingenieuren, oder gesetzt, er betrüge seine Nachbarn auf die Voraussetzung hin, daß fünfzehn Schillinge einem Pfund Sterling gleichkommen: so würde unser geometrischer Häretiker sehr bald seinen Weg nach Bedlam finden . . . . Gerade so würde ein ungläubiger Staat in der Behandlung von Ungläubigen verfahren."

In derbes Deutsch übersetzt, heißt das ungefähr so viel als: „So lange der Protestantismus nur eine harmlose und stumme Narrheit bleibt, so dulden wir ihn; sobald er aber ein sich ausbreitender, ansteckender Wahnsinn wird, so legen wir ihn in Fesseln! — Da diese Sprache, Gott sei Dank, noch immer für Kopf und Herz unzähliger Katholiken abstoßend wirkt, so steht der Rambler nicht an, diese wegen ihrer Feigheit zurechtzuweisen*):

„Nie machen wir uns eines schlimmeren Mißgriffes schuldig, als wenn wir die Protestanten dadurch zu versöhnen suchen, daß wir uns in ihre Tracht kleiden, ihre Erfindungen mitmachen, und ihre Redensarten wiederholen, dies Alles in der Hoffnung, sie zu überreden, Katholicismus sei mit Protestantismus mehr verwandt, als sie bisher vorausgesetzt . . . . . . Warum erniedrigen, beugen und bücken wir uns vor dem Feind, den wir besiegen und vernichten sollen? Warum schämen wir uns der Thaten unsrer consequenter handelnden Vorfahren, die so handelten, wie sie den ersten Grundsätzen des Katholicismus gemäß zu handeln verpflichtet waren? Warum setzen wir unser Vertrauen

---

precisely that line of conduct which would tend best to their conversion, and to prevent the dissemination of their errors. It would do just what it does in the case of men who claimed a right to deny the rules of numbers or space If some fanatic were publicly to teach that Euclid's Elements were all false, that twenty shillings do not make a pound; so long as his infatuation remained his own, and he continued to pay his debts . . . so long he would be suffered to go at large. But let his anti-geometrical theories make many converts, and find their way into the brains of naval officers or railway engineers, or let him cheat his neighbours on the hypothesis that fifteen shillings are equivalent to a pound sterling: a very small space of time would elapse before our geometrical heretic found his way to Bedlam etc. . . . . Just such would be the case in the treatment of unbelievers by a Catholic state." (The Rambler 1851. Pag. 178.)

***) „Never are we guilty of a more fatal mistake than when we seek to conciliate Protestants, by assuming their garb, by practising their devices and by repeating their phrases, with the view of inducing them to imagine that Catholicism is more akin to Protestantism than they have hitherto supposed . . . . Why do we stoop and bow and cringe before that enemy whom we are sent to conquer and annihilate? Why are we ashamed of the deeds of our more**

auf Fürsten und Pairs statt auf die Verheißungen Gottes, der uns die Vollmacht gegeben, unsre Füße auf den Nacken der Könige zu setzen? ..... Wann werden wir einsehen, daß der einzig mögliche Weg zur Gewinnung der Protestanten darin besteht, ihnen die Ueberzeugung aufzunöthigen, daß wir uns nicht unsers Glaubens schämen, daß wir uns gerade dessen rühmen, woran sie Anstoß nehmen, daß wir ihre Freundschaft nicht suchen, uns um ihre Mißdeutung nicht kümmern, ihren äußersten Unwillen nicht scheuen? Wann werden wir uns überzeugen, daß die Welt ein solches Verfahren von uns erwartet, und mit Recht von uns erwarten kann, wenn wir an unser Recht und an unsre Macht wahrhaft glauben."

Diese Sprache hat jedenfalls das Verdienst der Offenheit und Unzweideutigkeit; den Organen des deutschen Ultramontanismus bleibt nun nichts übrig als ein Geständniß oder eine Verwerfung: entweder ein Geständniß, daß der Rambler die eigentlichen Hinter-Gedanken der Partei (vielleicht gegen die Regeln einer schlaueren Taktik) verrathen habe, oder die entschiedene Verwerfung der vom Rambler in fanatischem Protestanten-Haß ausgesprochenen Grundsätze. — Wahrscheinlich werden sie sich weder zu dem Einen noch zu dem Andern verstehen. So lange sie diesem Entweder-Oder ausweichen, so müssen wir annehmen, daß sie die ganze Wahrheit nicht sagen wollen oder nicht sagen dürfen, und also nur die Wahl haben zwischen unserm Mißtrauen oder Mitleiden.

Bei diesem Anlasse wollen wir einen andern Wink der historisch-politischen Blätter nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, da dies für lange Zeit unser letztes Wort an sie sein wird. Sie glaubten nämlich, uns folgenden Rath geben zu müssen:

„Für Herrn Gelzer wäre es jedenfalls besser, wenigstens den Kampf für eine solche Anschauung („daß eine Fraktion der ultramontanen Partei ein antichristliches Element in sich trage") den Marriott, Ledderhose, Sander u. s. w. ausschließlich zu überlassen, da er doch nun einmal nicht auf der Höhe der historischen Wissenschaft unbefangen Fuß fassen und zu der billigen Ansicht der Leo, Stahl, Hengstenberg, Gerlach, Nathusius u. A. sich bekehren will. Wenn er die merkwürdige religiöse Entwicklung bedenkt, deren Augenzeugen wir sind; wenn er sich lebhaft vorstellt, daß früher oder später der große Prophet zu Deseret am californischen Salzsee von seinem Flaggenhügel herab die „Heiligen der letz-

---

consistent forefathers, who did only what they were bound to do by the first principles of Catholicism? Why do we put our trust in princes and peers, instead of the promises of God, who has commissioned us to place our feet upon the necks of kings?" .....

„When shall we learn that the only possible way of conciliating Protestants is to compel them to see that we are not ashamed of our creed, that we glory in the very things at which they choose to take offence, that we ask not their friendship, that we care not for their misrepresentation, and that we fear not their utmost indignation? When shall we be convinced that this is the line of conduct which the world expects of us, which it knows that we ought to pursue, and which it knows also that we shall pursue, if we have any strong faith in our own claims and powers?" (Rambler 1851 Pag. 179, 180.)

ten Tage" in allen Theilen der Welt wirklich zum Vertilgungskriege gegen Gog und Magog aufrufen könnte, daß dann auch er (Herr Gelzer) selbst sich entscheiden müßte, entweder dem blutigen Zions-Banner der Mormonen oder der Marienfahne über den Schaaren Gog's und ihrem Wallfahrtszug unter Allerheiligen-Litaneien und den alten Hymnen der Kirche seine Sympathien zuzuwenden — würde er dann nicht wünschen, von Satan und Antichrist abgesehen und nie andere Saiten gegen Rom angeschlagen zu haben, als die weicheren in seinen „Protestantischen Briefen aus Südfrankreich und Italien?"

Zweierlei wird uns im Obigen zu bedenken gegeben, um unsre Auffassung des ultramontanen Systems wankend zu machen: es fehle uns einmal an der Unbefangenheit des historischen Urtheils, sodann an der klaren Einsicht in die ernsten Entscheidungen, denen die Kirche Christi entgegengehe.

Sehen wir zu, ob diese Vorwürfe auf einer festeren Grundlage ruhen als die vorigen, deren völlige Nichtigkeit wir so eben unwiderlegbar nachgewiesen!

„Historische Unbefangenheit" — von den historisch-politischen Blättern daran erinnert zu werden, das könnte, wenn der Ernst der Sache es nicht verböte, auf unsre Stimmung nur erheiternd wirken! Difficile est satyram non scribere. An historische Unbefangenheit zu erinnern, steht in der That denen wohl an, die seit Jahren von einer vorgeschriebenen Tendenz-Geschichtschreibung und Tendenz-Geschichts-Färbung leben müssen. „Historische Unbefangenheit" hat einen trefflichen Klang im Munde derer, die Jahr aus Jahr ein die größte Erscheinung der deutschen und der ganzen neueren Geschichte zu travestiren und zu „Carikaturen des Heiligen" zu entstellen bemüht sind. Heißt ihnen das: „auf der Höhe der historischen Wissenschaft unbefangen Fuß fassen" — so hat uns allerdings der heilige Wahrheits-Ernst der Geschichte von Jugend auf anders denken gelehrt.

Wenn es einen Gegenstand giebt, dem wir seit dem ersten Erwachen unsers selbständigen Sinnens und Forschens die hingebendste Aufmerksamkeit geschenkt, den wir nach allen Seiten hin aus tiefstem inneren Bedürfniß frei zu ergründen gesucht — so sind es jene großen weltgeschichtlichen Fragen des Protestantismus und Katholicismus, jene tiefwirkenden Gegensätze des christlichen Glaubens und Lebens, die seit mehr als drei Jahrhunderten die christliche Welt in getrennte Lager theilen. Nie hat die Beschränktheit der Gewohnheitsmenschen und der Selbstgenügsamen uns angezogen, welche keine Ahnung hat von der Größe der geschichtlichen, religiösen und sittlichen Entscheidungsfragen, die hierbei zur Sprache kommen; und wie haben wir die Kurzsichtigkeit derer beneidet, die — um uns eines berühmten Ausspruches zu bedienen — gewöhnlich

da schon zu denken aufhören, wo für Andere die rechten Schwierigkeiten erst anfangen! — Das Eine Zeugniß dürfen wir uns getrost geben, daß vielleicht wenige Menschen es sich haben saurer werden lassen, sich mit selbstverläugnender Aufopferung aller Vorurtheile in beide Anschauungen hineinzudenken und hineinzuleben. Und zwar begnügten wir uns nicht blos damit, uns hineinzudenken durch unablässig fortgesetzte historische und religiöse Studien; auch uns hineinzuleben, waren wir seit vielen Jahren bemüht, durch unmittelbaren Verkehr, durch persönlichen Umgang, durch vielseitige Beobachtungen und Lebenserfahrungen. Und auch jetzt noch wird man uns jeden Augenblick bereit finden, unser Urtheil durch neue Gesichtspunkte zu erweitern, durch neue Erfahrungen zu vertiefen. Wenn dies von Befangenheit der historischen Auffassung zeugt, so sind die „Unbefangenen", wie die historisch-politischen Blätter sie wünschen, entweder nur in Utopien oder bei den Schülern Loyola's zu suchen.

Doch nein, man nennt uns protestantische Vorbilder aus der Gegenwart, Männer wie Leo, Stahl, Hengstenberg, Gerlach, zu deren „billiger Ansicht" wir uns „bekehren" sollen! — Das sind Namen, die wir nicht erst von gestern her kennen, und mit denen wir seiner Zeit auch eine offene Auseinandersetzung über diese Fragen nicht zu scheuen haben; sie wird uns bei geeigneter Veranlassung willkommen sein. Was aber jene „billige Ansicht" betrifft, zu der wir uns „bekehren" sollen, so mag vorerst die Erklärung genügen, daß wir überhaupt nicht gesonnen sind, uns zu der „Ansicht" dieses oder jenes Theologen, Juristen oder Historikers zu „bekehren". Bekehren läßt sich ein ernster und treuer Wahrheitssinn nur durch die stille überwältigende Macht der Wahrheit, und zwar nicht zu „Ansichten", sondern zu Ueberzeugungen, die in einem ganz anderen Lebensgrunde wurzeln, als auf dem kläglichen Schaukelbrette jesuitischer Wahrscheinlichkeits-Ansichten, zu denen die ultramontane Presse in Deutschland wieder zu „bekehren" sich anschickt.

Ist von „billiger Ansicht" die Rede, so glauben wir diese Billigkeit bisher in einem Maße geübt zu haben, daß eher die Schrofferen unter den Protestanten uns zu große Milde des Urtheils vorwerfen könnten, als die billigen Katholiken zu große Schroffheit. Auch ist uns dies von würdigen Katholiken, an deren Urtheil uns unendlich mehr liegt als an demjenigen der historisch-politischen Blätter, oft schon mündlich und schriftlich mit dankender Anerkennung bezeugt worden. Vergleichen wir nun beispielsweise die „billige Ansicht" Stahl's mit der unsrigen, stellen wir seine Aeußerungen mit den unsrigen in den Protestantischen Briefen,

in den Thesen u. s. w. zusammen, so wird man sehen, daß unsre gewichtigsten Bedenken ausdrücklich von Stahl bestätigt werden.

Im Vorworte der Protestantischen Briefe aus Italien heißt es:

„Fürchte man ja nicht, hier einem gehässigen und beschränkten Zeloten-Ton zu begegnen. Vielmehr fühle ich mich gedrungen, auch bei diesem Anlasse die Erklärung zu wiederholen, womit ich die Vorrede zu meiner Schrift über Luther schloß, daß ich mit keiner Sylbe diejenigen unter unsern katholischen Brüdern kränken möchte, die zuerst von Herzen Christen und dann erst Katholiken sein wollen, und daß ich einen jeden von ihnen schon in Hoffnung als einen evangelischen Christen der Zukunft betrachte. — Ich weiß sehr wohl was beide Confessionen von einander lernen könnten, und was sie jetzt schon einander verdanken; alles leidenschaftliche Anschüren des confessionellen Hasses ist mir daher in der Seele zuwider. Darum habe ich die freundschaftliche Verbindung mit Gliedern der katholischen Kirche stets mit Liebe gepflegt als ein tröstliches Pfand des Vertrauens, daß es über den trennenden Confessionen noch ein höheres Einverständniß gebe für Alle, denen Wort und Geist des Gekreuzigten das Heiligste und Höchste im Leben ist. In diesem Geiste habe ich bei verschiedenen Anläßen . . . mich stets entschieden gegen alle Eingriffe in das Recht der Katholiken ausgesprochen, und gewaltthätige unrechtmäßige Mittel auch dann noch laut mißbilligt, wenn sie von anscheinend glücklichem Erfolge gekrönt waren."

„Allein diese Friedensstimmung konnte mich nicht gegen die Wahrheit verblenden, daß in der katholischen Kirche mehr und mehr sich eine Gesinnung geltend mache, die, sobald es in ihrer Macht stände, alle Furien des bösartigsten Religionshasses und der giftigsten vielgestaltigen Verfolgungssucht gegen den Protestantismus entfesseln möchte . . . Diese jesuitische Ueberreizung des Katholicismus erinnert mit Vorliebe daran, daß Rom jene Gleichberechtigung (der Confessionen) durch den Westphälischen Frieden nie anerkannte; sie wartet nur auf die günstige Gelegenheit, um sich aller Mittel zur Vernichtung der evangelischen Kirche zu bedienen . . . . . Gegen die weit aussehenden Plane dieses erbitterten jesuitischen Katholicismus darf der aufrichtige Protestant nicht die Augen schließen; er soll nur um so entschiedener seines guten ewigen Rechtes sich bewußt werden . . . . Als Feigheit und Untreue an der guten Sache wäre es mir erschienen, wenn ich anders gesprochen hätte." . . .

Diese Worte schrieben wir den 19. November 1851 nieder, und im September 1852 erklärte Herr Oberconsistorialrath Stahl am Kirchentage zu Bremen ausdrücklich, nachdem er ein leidenschaftliches, verletzendes Wort eines protestantischen Predigers, das ein ganz vereinzeltes geblieben war, zurückgewiesen hatte, noch Folgendes, was im Wesentlichen unsre wichtigsten Sätze wiederholt:

„Wohl verkenne ich nicht, daß eine Richtung, welche jetzt an Macht und Ausbreitung unter den Katholiken zunimmt, zu solchen Aeußerungen herausfordert. Es beginnt unter ihnen ein Pharisäismus sich festzusetzen, der auf die Aeußerlichkeiten und die Irrthümer das stärkste Gewicht legt, der in sich selbst satt ist und genug hat, und welcher dann auch der protestantischen Kirche jede Spur von Anerkennung versagt . . . . . Es ist mit Recht der Unterschied von Katholicismus und Jesuitismus geltend gemacht worden . . . . . Der Vorwurf trifft den Jesuitismus, daß er seinem Wesen nach nichts Anderes ist als die nachdrücklichste Betonung und Steigerung alles dessen, was die Reformation als Irrthum und Abweg der katholi-

schen Kirche aufgezeigt hat. Er sucht die Heiligung und Rechtfertigung gerade durch menschliche That und Einrichtung, ich möchte sagen, durch die Dressur der Ascese. Er sucht das Heil der Kirche in dem äußerlichen Mechanismus der Kirchengewalt, ist deßhalb der Vorkämpfer des äußersten Ultramontanismus und Papalismus. Er ist seinem Wesen nach die Reaktion gegen die evangelische Wahrheit. Was aber für unsre Frage das Entscheidende ist, er hat nach seiner geschichtlichen Entstehung und Bethätigung die Vernichtung des Protestantismus zu seinem eigentlichen Zweck. Darum könnt' ich es nur als gerechtfertigt betrachten, wenn ein Staat von gemischter Bevölkerung dem Jesuitenorden die Zulassung versagte." — — —

Nun denn, diese „billige Ansicht" Stahl's ist es eben, zu der auch wir uns laut bekennen, und nothgedrungen bekennen, seitdem uns über das gegenwärtige Wesen und Streben der ultramontanen Zeloten-Partei seit 1848 die Augen aufgegangen, seit wir klar erkannten, daß mit ihr, wie sie jetzt ist, kein ehrlicher Friede möglich sei.

Gelingt es den historisch-politischen Blättern nicht, unser historisches Urtheil über die Vergangenheit und Gegenwart des Christenthums zu erschüttern, so versuchen sie es, uns durch ein Schreckbild der Zukunft einzuschüchtern. Es sei vielleicht, so meinen sie, die Zeit nicht mehr fern, wo man nur noch die Wahl habe zwischen amerikanischem Mormonismus oder römischem Katholicismus; auch sind sie wohlmeinend genug, uns in einer solchen Entscheidungsnoth mehr Sympathie für den letzteren als für den ersteren zuzutrauen; nur geben sie uns zu bedenken, daß wir dann Manches zu widerrufen hätten. Auch dies ist im Grunde nur eine alte, verbrauchte Taktik, nichts als eine Variation in dem allmählich lächerlich gewordenen Liede von der „Selbstauflösung des Protestantismus". — Es ist eine so bequeme Art der Kriegsführung, dem Gegner nur die Wahl übrig zu lassen zwischen Selbstmord oder lebenslänglichem Gefängniß! Man kann mit Recht erwarten, daß die angeborene Liebe zu der „süßen Gewohnheit des Daseins" die große Mehrzahl bewegen werde, eine leibliche Gefangenschaft dem Tode vorzuziehen, sobald man sie von der Unvermeidlichkeit dieser Alternative zu überzeugen vermöge. Doch giebt es noch ein Drittes; es lebt, und wird leben, trotz aller römischen Grabgesänge.

Daß der Ernst großer Entscheidungen auf uns warte, daß trübes Gewölke über unsre Zukunft sich zusammenziehe, daß die krankhaften und bösartigen Richtungen der Zeit sich zeitweise zu terroristischen massenhaften Allianzen zusammenballen und alle wahre Religion, alle höhere Gesittung bedrohen könnten — das Alles haben wir uns nie verhehlt; die Erfahrungen von 1848 sind uns noch so lebendig gegenwärtig, als wä-

ren sie von gestern oder heute. Aber sollten uns künftig auch die schwersten Prüfungen bevorstehen, zur Aufrüttelung unsers genußsüchtig erschlafften Geschlechtes — wir leben der festen Zuversicht, daß auch dann Tausende mit Wort und That, als eine wahre Gemeinde des Herrn, sich um das Kreuz unsers Erlösers schaaren würden, — um das Kreuz des Weltheilandes, und nicht (wie Jene meinen) „um die Marienfahne" in einem „Wallfahrtszuge unter Allerheiligen-Litaneien".

Zu jenen Tausenden, dessen sind wir getrost, würden viele edle Glieder auch aus der Kirche gehören, die jetzt noch römisch-katholisch heißt. — Und nur zur Verständigung mit Katholiken dieses Geistes sind diese Erklärungen geschrieben, keineswegs aber um einiger ultramontanen Publicisten willen, die durch schnöde Verleumdungen die Achtung aller Besseren eingebüßt, und auf eingehende Berücksichtigung keinen Anspruch machen können.

Vorerst bleibt es bei dem apostolischen Worte, daß die „Frucht des Geistes" Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit sei. Wo wir nun in der ultramontanen Presse das Gegentheil antreffen, da schließen wir auch mit Sicherheit auf die Abwesenheit jenes Geistes und behalten uns volle Freiheit darüber vor, ob wir in Zukunft ihre Angriffe überhaupt einer Beachtung und Beleuchtung werth halten wollen.

7. Mai 1853.

Miscellen.

Die Amsterdamer Adresse und die protestantische Bewegung in Holland*).

(Aus einer Correspondenz.)

Nachstehendes ist die Adresse von Amsterdamer Einwohnern an den König, veranlaßt durch die bekannte päpstliche Allocution bezüglich der künftigen Stellung des katholischen Clerus in den Niederlanden. Am 17. April hatte die Eingabe bereits mehr als 50000 Unterschriften, zum allgemeinen Erstaunen selbst von Katholiken; sämmtliche protestantische Bekenntnisse stehen fest zusammen. Am 18. April sollte der Clerus sie dem König, der in Amsterdam anwesend war, in feierlicher Audienz überreichen. Man behauptet, der König sehe die Bewegung nicht ungern, freilich aus dem nicht zu billigenden Grund, weil er seinen Minister des Inneren, den ehemaligen Professor Thorbecke zu Leyden, der übrigens für einen Atheisten gilt, nicht mag, den er aber seither nicht beseitigen durfte, weil ihn die sehr starke constitutionelle Partei stützte.

Es ist gewiß eine erhebende Erscheinung, daß gerade in einem Land, in welchem von Alters her vollständige religiöse und kirchliche Freiheit herrscht, die Protestanten aller Schattirungen fest zusammenhalten, gerade um das Princip jener Freiheit gegen Gefährde zu sichern, welche nothwendig eintreten muß, sobald der Staat der römischen Kirche die Mittel gewährt, um zur Präponderanz gelangen zu können. Da ist Lebendigkeit und Wärme, Glauben und Liebe; und was Manche als Haß und Gehässigkeit, Tyrannei und Zwang darstellen wollen, ist gerade das Gegentheil, das Bestreben abzuwenden, was solche traurige Folgen herbeiführen könnte.

Weit aufgeregter noch als die höheren Stände ist das eigentliche Volk in Holland, welches in seiner Besorgniß und spanischen Erinnerungen bereits den Erzbischof im Besitz der Cathedrale von Utrecht und die Feuer leuchten sieht zur Vertilgung der Ketzer. Man hegt deßhalb auch Besorgnisse vor Störung der Ruhe, wenn nicht (und mehr wird wohl auch nicht geschehen können) den Bischöfen alle Eingriffe in die bürgerlichen Verhältnisse streng untersagt werden, so schwer auch hier die Scheidung zwischen rein Kirchlichem und Weltlichem sein mag, — und jedenfalls Umzüge nnd Processionen verboten bleiben. —

Sire!

Met den meest verschuldigden eerbied en de bewustheid van tot uwer Majesteits getrouwste onderdanen te behooren, nemen wij, ondergeteekenden, Protestanten van onderscheidene genootschappen en ingezetenen van de hoofdstad des Rijks, de vrijheid, ons met dit verzoekschrift tot den troon uwer Majesteit te wenden.

Wij kunnen of mogen niet langer den smartelijken indruk verbergen dien de bekende allocutie van den Paus van Rome in alle echt Protestantsche

Sire!

Mit der pflichtschuldigsten Ehrerbietung und dem Bewußtsein, zu Ew. Majestät getreuesten Unterthanen zu gehören, nehmen wir Unterzeichneten, Protestanten von verschiedenen Genossenschaften und Inwohner der Hauptstadt des Reichs, uns die Freiheit, mit dieser Bittschrift uns dem Throne Ew. Majestät zu nahen.

Wir können und mögen nicht länger den schmerzlichen Eindruck verbergen, den die bekannte Ansprache des römischen Papstes in allen echt protestantischen Gemüthern her-

*) Diese Miscelle geben wir nur als vorläufige Notiz; später hoffen wir aus sachkundiger Feder eine zusammenfassende Darstellung mitzutheilen.

Die Redaktion.

gemoederen heeft teweeggebragt; als waaruit zoude volgen, dat eene openlijk erkende Bisschoppelijke Hiërarchie met herstelling van den titel en rang van Metropolitaan- en Suffragaan-Bisschop *van* bepaald uitgedrukte gedeelten des Vaderlands, met medewerking en goedkeuring van uwer Majesteits regering, zal worden gevestigd.

Dat toch zulk een maatregel — die tot vernietiging van het Protestantismus in Nederland door Philips II is beraamd geworden; die toenmaals aan vele Roomschen hier te lande, zoo wel als aan alle Onroomschen hatelijk was — die in de dagen van vreemde overheersching en onder het bewind van een' Roomsch-Katholieken Koning nooit is ingevoerd — die onder de vroegere regeringen ongeraden is geoordeeld — dat zulk een maatregel thans onder uwer Majesteits regering in werking zal worden gebragt, dit moet wel uwe Protestantsche onderdanen op de pijnlijkste wijze aandoen.

Sire! het algemeen verspreide, zoo veel besproken, tot hiertoe niet weêrsproken staatsstuk, dat van het Vatikaan is uitgegaan, heeft ons Protestantsch gevoel diep gekrenkt en ons hart met levendige bezorgdheid voor de toekomst vervuld.

Wij leggen de plegtige verklaring af, dat wij, getrouw aan de Grondwet, ieders burgerlijke en Godsdienstige vrijheid eerbiedigen, en dat wij niets vuriger wenschen, dan rustig en vreedzaam nevens onze Medeburgers en Medechristenen de weldaden te blijven genieten van uwer Majesteits regering. Maar wij kunnen niet voorbijzien of vergeten, dat die burgerlijke en Godsdienstige vrijheid voor Nederland eene vrucht der Hervorming is; dat deze onschatbare weldaad door een tachtig-jarigen strijd, aan welks spits uwe roemruchtige voorvaderen hebben gestaan, is verkregen; dat daardoor aan onze Geschiedenis een onuitdelgbaar Protestantsch karakter staat ingedrukt; hetwelk bij al de wisseling der tijden en omkeeringen in het Staatsbestuur, nog niet is verloren gegaan, en waarvan het be-

vorgerufen hat, die den Zweck haben sollte, eine öffentlich anerkannte bischöfliche Hierarchie mit Herstellung des Titels und Ranges von Metropolitan- und Suffragan-Bischöfen von ausdrücklich bezeichneten Bezirken des Vaterlandes unter Mitwirkung und Fürsprache von Ew. Majestät Regierung zu begründen.

Daß jedoch eine solche Maßregel, die zur Vernichtung des Protestantismus in den Niederlanden durch Philipp II. ergriffen wurde, eine Maßregel, die damals nicht allein allen Protestanten, sondern auch vielen Katholiken verhaßt war — die in den Tagen fremder Oberherrschaft und unter der Regierung eines römisch-katholischen Königs noch niemals eingeführt ward — die unter den früheren Regierungen nicht für rathsam befunden wurde — daß eine solche Maßregel gegenwärtig unter Ew. Majestät Regierung ins Werk gesetzt werden soll, das muß wohl Ew. protestantischen Unterthanen auf die peinlichste Weise berühren.

Sire! Dies allgemein verbreitete, so viel besprochene, bisher zumal nicht widersprochene Aktenstück, das vom Vatikan ausgegangen, hat unser Gefühl als Protestanten tief verletzt und unser Herz mit lebhafter Besorgniß für die Zukunft erfüllt.

Wir legen die feierliche Erklärung ab, daß wir, getreu unserm Grundsatze, eines Jeden bürgerliche und gottesdienstliche Freiheit ehren, und daß wir nichts feuriger wünschen, als ruhig und friedfertig neben unsern Mitbürgern und Mitchristen im Genuß der Wohlthaten Ew. Majestät Regierung zu verbleiben. Aber wir können nicht übersehen, noch vergessen, daß die bürgerliche und gottesdienstliche Freiheit in den Niederlanden eine Frucht der Reformation ist; daß diese unschätzbare Wohlthat durch einen 30jährigen Krieg, an dessen Spitze unsere ruhmreichen Vorfahren standen, erlangt wurde; daß dadurch unserer Geschichte ein unvertilgbar protestantischer Charakter aufgeprägt worden ist, der bei allem Wechsel der Zeiten und Umwälzungen der Staatsregierung noch nie verloren gegangen und dessen Bewußtsein bei dem größten Theile des niederländischen Volks noch jetzt allzeit eben so lebendig sich ausspricht, als es sich

wustzijn bij het grootste deel des Nederlandschen volks nog altijd even levendig spreekt, als het zich door dezelfde dierbare en heilige herinneringen ten naauwste gehecht gevoelt aan het Vorstelijk Stamhuis van Oranje.

Sire! wanneer het hoofd der Roomsche Kerk de drie eeuwen, waarin onze volksroem en welvaart het hoogst zijn opgestegen, als ter vergetelheid en vernietiging doemt; wanneer hij datzelfde Utrecht, waar de Unie werd gesloten, tot den eersten Bisschoppelijken zetel des Rijks bestemt, en het grootendeels Protestantsche Nederland als een geheel te heroveren wingewest voor den Pauselijken Stoel wil beschouwd hebben — dan, voorwaar! is het niet te bevreemden, dat de Protestant een' bezorgden blik op de toekomst slaat.

Die vrees is daarom geene zwakheid. De Protestantsche geest is algemeen bij ons volk ontwaakt. Ons geloof staat vast aan de zegevierende kracht der waarheid, en ons vertrouwen blijft onwankelbaar gevestigd op den Heer en het Hoofd der Gemeente.

Zoo wij al uit de vestiging en openlijke erkenning eener Bisschoppelijke Hiërarchie in Nederland veelvuldige kwetsing en aanranding onzer dierbaarste overtuiging, krenking onzer heiligste regten als Protestanten meenen te moeten duchten — nog veel meer zien wij, als de onvermijdelijke gevolgen daarvan eene steeds toenemende en hedenkelijke spanning tusschen Roomschgezinden en Protestanten, ernstige botsingen, en alzoo voor den Staat zelven de dreigendste onheilen en gevaren in de toekomst vooruit! — en juist, omdat het behoud van rust en veiligheid in den Staat ook ons dierbaar is, omdat wij ernstig bidden, dat zoovele onheilen en gevaren, als hieruit zullen geboren worden, onder den Goddelijken zegen en door het wijs en voorzienig bestuur uwer Majesteit nog gelukkig mogen worden afgewend; juist daarom gevoelen wij ons te meer verpligt en gedrongen, het als onzen vurigen wensch te openbaren:

„Dat de door het Roomsche Hof

durch dieselben theuern und heiligen Erinnerungen aufs engste an das fürstliche Stammhaus von Oranien gekettet fühlt.

Sire! Wenn die Curie der römischen Kirche seit den drei Jahrhunderten, während welcher der Ruhm und die Wohlfahrt unseres Volks aufs höchste gestiegen, die Zersplitterung und Vernichtung erstrebt; wenn sie dasselbe Utrecht, wo die Union geschlossen ward, zum ersten bischöflichen Stuhle bestimmt, und das großentheils protestantische Niederland als ein für den päpstlichen Stuhl ganz zu eroberndes Land betrachtet sehen will — dann, fürwahr! kann es nicht befremden, daß die Protestanten einen besorgten Blick auf die Zukunft werfen.

Die Furcht ist deßhalb keine Schwachheit. Der protestantische Geist ist allgemein bei unserm Volke erwacht. Unser Glauben haftet fest an der siegbringenden Kraft der Wahrheit, und unser Vertrauen bleibt unwandelbar gerichtet auf den Herrn und das Haupt der Gemeinde.

Wie wir schon durch die Befestigung und öffentliche Anerkennung einer bischöflichen Hierarchie in den Niederlanden vielfache Verletzungen und Angriffe unserer theuersten Ueberzeugung, Kränkung unserer heiligsten Rechte befürchten zu müssen glauben — um so mehr sehen wir als die unvermeidliche Folge davon eine stets zunehmende und bedenkliche Spannung zwischen römisch Gesinnten und Protestanten, ernstliche Reibungen und somit für den Staat selbst das drohendste Unheil und Gefahr für die Zukunft voraus. Und gerade, weil die Erhaltung der Ruhe und Sicherheit im Staate auch uns theuer ist, darum bitten wir ernstlich, daß so viel Unheil und Gefahr, als hieraus entstehen würde, durch Gottes Segen und durch die weise und vorsichtige Regierung Ew. Majestät noch glücklich abgewendet werden möge; gerade darum fühlen wir um so mehr uns verpflichtet und gedrungen, als unsern feurigen Wunsch an den Tag zu legen:

„Daß die von der römischen Curie so

zóó stout uitgesprokene verwachting, en de vooronderstelde medewerking der Nederlandsche Regering weldra moge blijken op eene verkeerde opvatting van de bedoeling en handelingen van uwer Majesteits regering te berusten, en dat uwe Protestantsche onderdanen, ten aanzien hunner dierbaarste en heiligste belangen, volkomen mogen worden gerustgesteld!"

Eerbiedig maar ernstig tevens is onze bede, dat het uwer Majesteit behage niet het zegel harer Vorstelijke goedkeuring te hechten aan zoodanige vestiging eener Bisschoppelijke Hiërarchie in Nederland, welke, in plaats van gelijkheid, ongelijkheid in bescherming, aanzien en regten, op Godsdienstig en Kerkelijk gebied, voor uwer Majesteits onderdanen zou ten gevolge hebben.

De God des lichts en der waarheid, Wien wij gemeenschappelijk met uwe Majesteit dankbaar zijn voor het bezit van het reine en voor allen geopende Evangelie, verleene uwe Majesteit, in dit voor geheel Nederland zoo gewigtig en hagchelijk tijdsgewricht, den geest der wijsheid, der gematigdheid en der kracht! Op Hem zij Uwe hope, gelijk van Hem onze verwachting is!

Amsterdam, 7. April 1853.

kühn ausgesprochene Erwartung und die vorausgesetzte Mitwirkung der niederländischen Regierung gar bald als auf einer irrthümlichen Auffassung des Strebens und der Handlungsweise Ew. Majestät Regierung beruhend erscheinen möge, und daß Ew. Majestät protestantische Unterthanen in Hinsicht ihrer theuersten und heiligsten Angelegenheiten vollkommen beruhigt werden möchten!"

Ehrerbietig, aber ernstlich zugleich ist unsere Bitte, daß es Ew. Majestät gefallen möge, nicht durch Ihren fürstlichen Beifall jene Befestigung einer bischöflichen Hierarchie in den Niederlanden zu besiegeln, welche anstatt der Gleichheit Ungleichheit in der Beschirmung, Ansehen und Rechten in gottesdienstlicher und kirchlicher Beziehung für Ew. Majestät Unterthanen zur Folge haben würde.

Der Gott des Lichtes und der Wahrheit, dem wir gemeinsam mit Ew. Majestät Dank zollen für den Besitz des reinen und für Alle geoffenbarten Evangeliums, verleihe Ew. Majestät in dieser für ganz Niederland so gewichtigen und verhängnißvollen Zeitperiode den Geist der Weisheit, der Mäßigung und Kraft. Auf ihm stehe Ew. Majestät Hoffen, wie auf ihn unsere Erwartung gerichtet ist!

Amsterdam, 7. April 1853.

Druck der Engelhard-Reyher'schen Hofbuchdruckerei in Gotha.





